ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHE KULTURPHILOSOPHIE: NEUE FOLGE DES LOGOS...

Digitized by Google

905
Z48

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitschrift

für

deutsche Kulturgeschichte.

Neue Folge. IV. Jahrgang.

Herausgegeben

von

Dr. J. H. Müller,

Studienrath.

THE
HILDEBRAND
LIBRARY.

1875.

Hannover.

Druck und Verlag der Schlüter'schen Hofbuchdruckerei.

In Commission bei Carl Meyer.

Digitized by Google

LELAND STANFORD JUNIOR
LIBRARY
UNIVERSITY.

A. 31552.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß des vierten Bandes.

Seite

Abergläubische Meinungen und Gebräuche der Anwohner des Erzgebirges. Von J. G. Kohl 513. 713
Badereise, eine fürstliche. Von A. Birlinger 767
Begräbnissen, von 60
Bittschreiben. Mitgetheilt von v. d. Ropp 63
Briefwechsel um eines Kochs willen, diplomatischer. Von A. Luschin 125
Broschürenliteratur und Kolportage zur Zeit des 30jährigen Krieges. Von K. G. Helbig 187
Bücherschau 53. 179. 250. 383. 441
Bücherwesen der Vorzeit, zum. Von J. Zahn 189
Colnrader Taufe 64
Cornelius, P. v., und Friedrich Rückert, zur Biographie von. Von H. Rückert . 709
Deutschland und Italien zur Zeit des Humanismus, Beziehungen zwischen. Von L. Geiger 104
Diätetik des sechsten Jahrhunderts, eine. Von Karl Bartsch 184
Eintritt des Bamberger Bischofs in seine Residenz. Von Dr. Haeutle 443
Falschmünzerei. Von J. Dornbusch 446
Familie, Wesen und Recht der altdeutschen. Von K. Weinhold 1
Folter 64
Glockenguß im J. 1516. Von J. Dornbusch 445
Haus und Hof zur Zeit Walthers v. d. Vogelweide. Von K. Th. v. Inama-Sternegg 363
Hedemöppel von Bardegötzen oder das Ummeklappen, der. Von Pastor Engel . 182
Historiographie, zur Geschichte des deutschen Humanismus und der deutschen. Von A. Horawitz 65. 743
Hunderecht 56
Julius von Braunschweig, Herzog. Von E. Bodemann 193. 311
Kaffee, zur Geschichte des. Von A. Janicke 756
Karl d. Große in der Schweiz. Von E. Ofenbrüggen 173
Köln, Reichsstadt 61. 712
Kölner Rathsverordnung bezüglich der unzüchtigen Geistlichen 648
Kolonisation in Oberschlesien während der Regierung Friedrichs II., Beitrag zur Geschichte der 534
Kriegsschule in Deutschland, die erste. Von G. Droysen 36
Küchenzettel, mittelalterlicher. Von C. M. Blaas 512
Lebens- u. Gesundheitsregeln für d. zwölf Monate des Jahrs. Von Haeutle . 712

Seite
Michiels, Hieronymus. Von L. Ennen 87
Militairwesens in Deutschland während der Epoche des 30jährigen Krieges, Beiträge zur Geschichte des. Von G. Droysen 385. 449. 570
Moser, Fr. K. von. Von J. Großmann 300
Napoleons Anwesenheit in Bonn am 6. Novbr. 1811. Von L. Kaufmann . . 22
Nicolai's, ein Originalbrief Dr. Ph. Von Sinzmus 646
Nonnenklosters im 16. Jahrhundert, Korrespondenzen über Aufhebung eines. Von G. Schmidt 240
Reformation im Kirchspiel Ankum. Von H. Hartmann 503
Reichsabschied an Straßburg, letzter 191
Richtschwertern, Inschriften auf 192
Schaustellungen in Köln 128
Schildwachtsbücher. Von J. Dornbusch u. R. Köhler 447. 776
Sesselträger in Köln, Privilegium für die 188
Special-Ordre Sr. K. Majest. in Preußen 251
Universität Münster in den Jahren 1802—1818, zur Geschichte der. Von R. Wilmans 257
Versuch des Herzogs Christian I. v. Sachsen-Merseburg, eine Universität in Guben zu stiften 126
Volksbücher, zur Geschichte der. Von A. Reifferscheid 703
Volkswirthschaftslehre in Deutschland und die nationale Reaktion, Frankreichs und Englands Einwirkung auf die. Von Johannes Falke 130
Waage des Bischofs Suitger 448
Weimarischer Beamter des achtzehnten Jahrhunderts, ein. Vom Freiherrn von Beaulieu-Marconnay 649
Weinbau 64
Werdenfels, Kulturgeschichtliches aus der bairischen Grafschaft. Von Joh. Baader 421. 471
Windeck, Eberhard. Von Th. v. Kern 349
Zopf-Ceremoniell am fürstl. Ostfriesischen Hofe 58

Digitized by Google

Weſen und Recht der altdeutſchen Familie.

Ein Vortrag von Prof. Karl Weinhold.

Wir ſtehen zur Zeit in einer jener großen Epochen der Weltgeſchichte, in denen nicht bloß politiſche Machtverhältniſſe geändert, ſondern auch der Bau der Geſellſchaft anders gerichtet wird. Wir ſind uns bewußt, daß gewaltſame Umwälzungen ſich vorbereiten, deren Umfang und Ausgang noch der Berechnung entzogen ſind. Aber vor jener in dunkeln Wolken nahenden Revolution hat ſich längſt eine ſtille, anders geartete Zerſetzung alter Sitten, Einrichtungen und Zuſtände vollzogen. Der leiſe aber mächtig arbeitende Geiſt der Zeit wandelt die Anſchauungen und Ziele der Menſchen von Geſchlecht zu Geſchlecht. Was ſie in Geiſt und Gemüth gründeten, verwittert ebenſo wie ihre Bauten von Holz und Stein; aber es giebt den nährenden Boden für neue Bildung und neues Weſen.

Unſere ganze Kultur ſteht über vielen Schichten untergegangener Kulturen. Aber ſie ſteht nicht darüber, wie ein neuer Ort über verſchütteten Städten, ſondern wie ein Baum, deſſen Wurzeln in dem Untergrunde haften und leben. Darum iſt die geſchichtliche Durchforſchung alter Bildungsperioden nicht bloß eine gelehrte, antiquariſche Aufgabe, ſondern zugleich von unmittelbarem Werthe für die Erkenntniß der Gegenwart und die Ahnung der Zukunft.

So darf ich wohl hoffen, daß eine Zeichnung der Zuſtände der altdeutſchen Familie Ihre Aufmerkſamkeit [1]) für die mir gegebene Stunde

[1]) Ich habe die Form des Vortrages, wie derſelbe zu Kiel in der Harmonie am 19. November 1874 gehalten ward, unverändert gelaſſen, und deshalb auch keine gelehrten Nachweiſe beigegeben. Dieſelben finden ſich außer in den Rechtsalterthümern Jac. Grimms in meinen Büchern: Die deutſchen Frauen im Mittelalter (Wien 1851), Altnordiſches Leben (Berlin 1856), ferner bei

Digitized by Google

gewinnen werde. Natürlich meine ich nicht, daß sich darin das ideale Bild des deutschen Hauses darstelle, noch weit weniger, daß seine Wiederbelebung zu erstreben sei. Ich gebe das geschichtliche Bild um seiner selbst willen, freilich mit der Überzeugung, daß die Grundsätze unsers alten Lebens: Gebundenheit in Treue und unbedingte Hingabe an die sittlich-natürliche Gemeinschaft Grundsätze sind, welche unserm modernen, von dem Individualismus durchfegten Hause nicht stark genug zu wünschen wären.

Die Zeit, aus welcher ich meine Mittheilungen schöpfe, ist die älteste geschichtliche der Deutschen, die also zunächst, welche wir durch die römischen und griechischen Historiker kennen lernen. Sie setzt sich aber im Wesentlichen in ihren privaten Einrichtungen durch die germanischen Staatenbildungen hindurch bis in das spätere Mittelalter fort, so daß die Geschichtschreiber der sogenannten Kaiserzeit, die Dichter des 12.—14. Jahrhunderts, die Rechtsbücher und Urkunden derselben Periode noch Lichter darauf werfen, abgesehen davon, daß in Volkssage und Volkssitte manches bis heute fortlebt.

Über die ältesten historischen Nachrichten hinauf gewährt uns dann die vergleichende Sprachforschung einen Blick, denn die Worte Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Sohn, Tochter sind allen Indogermanen gemein, und der Linguist lehrt uns ihre Grundbedeutung. Demnach ward in jener unberechenbaren Zeit, als Inder, Perser, Griechen, Italer, Slaven, Deutsche und Kelten noch dieselbe Sprache redeten, der Vater als Hüter und Schützer bezeichnet, die Mutter als die wirkende, schaffende, der Bruder als Träger des Hauses, die Schwester als Angehörige im engsten Sinne. Der Sohn ist der Erzeugte, die Tochter heißt die Melkerin, weil ihr in jener Hirtenperiode die Besorgung der Kuh, der damaligen Grundlage des Familienreichthums, oblag.

Die ältesten geschichtlichen Zeugnisse kennen die Deutschen schon als seßhaftes, ackerbautreibendes Volk in ihren heutigen Landen. Die ver-

---

Rich. Schröder, Geschichte des ehelichen Güterrechts in Deutschland I. (Stettin 1860), E. Friedberg, das Recht der Eheschließung in seiner geschichtlichen Entwicklung. Leipzig 1865.

Digitized by Google

schiedenen Völker haben sich staatlich eingerichtet, die einen monarchisch, die meisten demokratisch. Das Gemeindeleben ist entwickelt und das deutsche Haus ist fest gegründet, nicht bloß indem die Räder des Wanderkarrens still stehn und der Hof aufgebaut ist, sondern auch indem Recht und Pflicht der Einzelnen unverbrüchlich gelten.

Die auf Blutverwandtschaft gegründete Familie ist die Grundlage zwar nicht der politischen Verfassung, wohl aber des sittlichen Gemeinwesens unsers Alterthums. Die verwandten Geschlechter wohnten zusammen, denn die ältesten Flurtheilungen geschahen nach Sippen. In der Schlacht stellte sich das Heer nach Familien auf. Für Vergehen und Gewaltthaten eines Mitgliedes mußte im Nothfall das ganze Geschlecht aufkommen, so wie es auch an den Bußen und Brüchen, die für einen Versippten gezahlt wurden, Antheil zog. Diese Haftpflicht der Blutverwandten tritt am gewaltigsten in der Einrichtung der Blutrache auf. Doch mußte die Schwere und Gefahr dieser Pflicht auf gesetzliche Mittel führen, daß die entfernteren Verwandten sich davon lösen konnten, und die sogenannten Volksrechte weisen das schon nach.

Jeder Hof ist ein kleiner Staat für sich. Der Besitzer des Heimwesens, der Vater der Familie, gebietet darin über Leben und Tod, ist Herr und Priester der Seinen. Im nächsten Hofe waltet ein Anderer, und der Übertritt aus einer Familie in die andere wird nur durch einen rechtlichen Vertrag unter gewissen Leistungen möglich.

Die Wurzel alles Rechtes des Mannes ist die freie Geburt und der Grundbesitz. Noch in später Zeit ward für den vollen Genuß der bürgerlichen Rechte ein liegendes Eigenthum erfordert und wäre es auch nach der sinnbildlichen Sprache unserer Weisthümer so klein, daß nur ein dreibeiniger Schemel darauf stehen konnte. Der Unfreie hatte kein Recht, und hatte auch keine Pflicht gegen das Gemeinwesen, sondern nur gegen seinen Herrn. Er konnte gar nichts besitzen, selbst die eigenen Kinder gehörten nicht ihm, sondern dem Herrn. Er hatte keine Familie.

Indem nun die volle Freiheit, die Ausübung nämlich aller Rechte und Pflichten in Haus, Gemeinde und Staat an dem Grundbesitze haftet, so ergiebt sich, daß auch nur einer im Hofe, der Herr desselben, vollfrei ist. So lange die Söhne im Hause bei dem Vater lebten und keinen eigenen Hof hatten, galten sie zwar für persönlich

Digitized by Google

frei, ſie folgten dem Heerbann, wenn ſie waffenfähig geworden, ſie konnten ſogar gewiſſe Nutzungen am Gemeindelande haben, aber dieſen Hageſtalden — ſpätere Volksetymologie machte Hageſtolzen daraus — fehlte der eigene Hof und damit der volle Antheil an dem gemeinen Weſen.

Nach älteſtem Recht war keine Frau befähigt, Grundbeſitz zu erben oder zu erwerben, weil darauf Pflichten und Rechte hafteten, denen ſie nicht genügen konnte. Darum blieb auch ihre Stellung, wie frei und edel ſie geboren war, immer eine abhängige.

Das Verhältniß des Familienhauptes zu allen unſelbſtſtändigen Genoſſen des Geſchlechts bezeichnet unſere alte Sprache durch das Wort munt, das heißt Hand, Schutzgewalt, grade wie das ſehr verwandte Verhältniß des römiſchen paterfamilias zu ſeiner Familie manus hieß. Der deutſche Hausvater ſchützte die Seinen mit Waffe und Wort gegen jeden Angriff und Anſpruch. Wie er ihr Leben vertheidigte, wie er ſie nährte und erhielt, ſo war er auch vor Gericht ihr Vogt und Sachwalter, erhub die Klage, wann ſie verletzt oder getödtet wurden, hatte aber auch der Klage über ſie zu antworten und die Bußen für ſie zu leiſten. Ein ſehr feſtes Rechtsband verknüpfte den Vater mit allen Seinen, und das ſittliche Gefühl von der ſtrengen Kraft des gleichen Blutes ſchuf mit aller Herbigkeit unſers Alterthums ſeine Formen.

Der Vater entſchied in älteſter heidniſcher Zeit zunächſt, ob das ihm geborene Kind am Leben bleiben ſollte. Krüppel und Schwache wurden ausgeſetzt; auch die Mädchen traf in töchterreichen Häuſern dieſes Loos nicht ſelten, denn ſie galten in der männerfordernden Zeit wenig. Volksbräuche ſpiegeln ihre Geringſchätzung lange wieder: in Schaffhauſen war es noch vor Kurzem Brauch, daß die Magd, welche den Freunden das neugeborene Kind anſagte, bei einem Buben zwei Sträuße am Mieder trug, bei einem Töchterlein einen. Dorfweisthümer beſtimmten, daß der Markgenoſſe, dem ein Knabe geboren ward, ſich zwei Fuder Holz aus dem Walde hole, bei einem Mädchen bloß einen. Dieſe Gebräuche ſind ein Wiederhall aus unſern Rechtsbüchern des 13. Jahrhunderts, denn Sachſen- und Schwabenſpiegel erkennen einem Weibe nur die halbe Buße und das halbe Wehrgeld des Mannes

Digitized by Google

ihres Standes zu. Dies weicht jedoch ab von den Ansätzen der alten Volksrechte, nach denen die Frau dem Manne theils gleich, theils höher steht. Hier hat die altgermanische Hochschätzung des weiblichen Geschlechtes, die Scheu vor der dämonischen Gewalt der Frauen ebenso wohl eingewirkt, als das Gefühl, daß Verletzungen Wehrloser strenger zu ahnden seien als solcher, die selbst den Gegenschlag führen können. Wir begegnen demnach in diesen sogenannten legibus barbarorum einer idealeren höheren Ansicht als in den juristischen Arbeiten aus der Periode des Minnedienstes. Der gelehrte Jurist, wenn er Recht spricht, war niemals galant.

Der altgermanische Hausvater hatte also die Verfügung über das Leben der Kinder, doch stund sie ihm nicht bedingungslos zu. Kein Kind durfte ausgesetzt werden, dessen Lippen schon Nahrung gekostet hatten; und wenn wir dann von der Verstoßung schon größerer in die Wildniß vernehmen, so war dies nur in den furchtbaren Hungersnöthen straflos, welche unser Alterthum nicht selten heimsuchten. Unsere Kindermärchen haben die Erinnerung daran bewahrt, ebenso wie sie des grausen Gebrauches nicht vergaßen, in solchen Nothzeiten die Erwerbsunfähigen zu tödten.

Schon in heidnischer Zeit trat an die Stelle der Verstoßung gewöhnlich der Verkauf in die Knechtschaft, denn der Kaufpreis half dem Verkäufer in seiner Bedrängniß. Tibers Bruder, Drusus Claudius hatte den Friesen zwischen Rhein und Weser einen Jahrzins an Rinderhäuten aufgelegt, den ein harter Präfekt dadurch erschwerte, daß er alle Felle von gleicher Größe forderte. Da mußten die Friesen erst ihre Heerden, dann ihre Felder, schließlich ihre Weiber und Kinder verkaufen. Zuletzt aber griffen sie zum Strick, hingen die römischen Steuererheber daran auf und jagten dann die römische Kriegsmacht aus dem Lande (Ann. 4, 72.). Noch das süddeutsche Landrecht vom Ende des 13. Jahrhunderts kennt den Verkauf der Kinder in zwingenden Nothfällen als zulässig. Und wie der Vater das Kind, so konnte dann auch der Mann die Frau verkaufen.

Er konnte sie verkaufen, denn er hatte sie gekauft.

So haben also diejenigen Recht, welche die alten Deutschen Barbaren schelten, schildern, wie sie in egoistischer Faulenzerei die ihren tyranni-

Digitized by Google

ſirten, und ab und zu ſich zu vulkaniſchen Ausbrüchen des angeſtammten Pathos in Krieg und Fehde aufſchnellten. So hatten alſo auch die römiſch-chriſtlichen Prieſter Recht, welche wider den Menſchenkauf und die käuflichen Ehen der Deutſchen predigten und durch Synodalſchlüſſe noch im 13. Jahrhundert jede Geldleiſtung bei der Eheſchließung zu hindern ſuchten, mochte ſie irgend welchen Namen tragen.

Der Brautkauf — das iſt der gewöhnliche deutſche Name für die rechtliche Erwerbung der Gattin — iſt früh mißverſtanden worden. Wohl hat es eine lange Zeit gegeben, in der das Weib als Sache behandelt ward, und noch ziemlich ſpät finden ſich merkwürdige Spuren davon z. B. darin, daß der Mann ſeine Frau letztwillig einem andern ſchenken konnte. Kann ja doch noch heute ein Engländer ſein Weib auf den Markt am Strick führen und dort losſchlagen. Aber im Großen und Ganzen iſt jene Erniedrigung unſerer beſſeren und ſchöneren Hälfte ſehr früh beſeitigt worden. Schon unſere Sprache bezeugt in der Grundbedeutung von Weib und Mutter, der rührigen Schaffnerinnen, von Gattin, der verbundenen Genoſſin, von Frau, der Herrin, wie zeitig die Anſichten ſich veredelten. Und ſpricht nicht der erſte hiſtoriſche Darſteller des deutſchen Lebens, Tacitus, jene goldenen Worte über die deutſche Ehe als eine innige Gemeinſchaft auf Leben und Tod, unter bedeutungsreichen Bräuchen geſchloſſen und rein gehalten in Zucht und Strenge?

Unter jenen Bräuchen der Eheſchließung iſt aber der Brautkauf der nothwendigſte, denn von ihm hängt die Gültigkeit der Ehe ab: Ehe heißt Geſetz, geſetzliches Bündniß. Was iſt er alſo?

Sie erinnern ſich, daß alle Familienglieder in der Mundſchaft des Geſchlechtshauptes ſtunden. Dieſes Verhältniß gab Pflichten, aber auch Rechte, welche für den Vormund und das ganze Haus von Werth waren. Das Ausſcheiden einer Tochter oder Schweſter aus dieſem Rechtsverbande konnte daher nicht ohne Weiteres geſchehen, ſondern erforderte eine Ablöſung: der Freier mußte die Mundſchaft über das gefreite Mädchen von ihrer Familie kaufen. Darum heißt der Brautkauf auch häufig Mundſchatz, kurzweg Mund, — nicht die Braut ward mit Leib und Seele gekauft, ſondern die Rechtsanſprüche, die von ihrer Perſon ausgehen, werden durch eine Werthleiſtung erworben. Wer ſich mit einem

Digitized by Google

Weibe, ohne dem Vormund den Mundschatz erlegt zu haben, verbindet, handelt widerrechtlich. Die Verbindung ist keine Ehe, sondern ein Rechtsbruch, welcher für Mann und Frau von schweren Folgen war. Der große Cheruskerfürst Armin ging daran zu Grunde und brachte tiefes Unglück über sein Haus und Volk, daß er Thusnelda, des Segest Tochter, nicht gesetzlich erwarb, sondern entführte (Ann. 1, 55).

Die Höhe des Mundschatzes hing von dem Übereinkommen der Betheiligten und von dem Standes- und Stammrechte des Bräutigams ab. Bei manchen deutschen Völkern findet sich verhältnißmäßig früh ein so geringer Brautkauf gefordert, daß man seine Auflösung in das Symbolische erkennt. So bei den Langobarden, Burgunden und Salfranken. Der Preis z. B., um den der große Frankenkönig Chlodwig die burgundische Königstochter Chrothild der salischen Satzung gemäß kaufte, war 1 Goldsolidus und 1 Denar, d. i. etwa anderthalb Thaler. Andere deutsche Volksrechte forderten dagegen noch später sehr hohe Werthe; so die lex Saxonum 300 solidi. Für eine vornehme Holstin hatte also Ende des 8., Anfang des 9. Jahrhunderts der Bräutigam eine Heerde von 300 Ochsen zu geben, denn ein Schilling war damals der Preis eines sechzehnmonatlichen Rindes. Auch bei den Friesen erhielt sich der alte Brautkauf, ebenso bei den Angeln und Warnen lange. Aber die Rechtsanschauungen änderten sich, die Kirche arbeitete gegen den scheinbaren Seelenkauf, und andere Leistungen kamen statt des Mundkaufes.

Ursprünglich behielt der Vormund denselben oder theilte ihn mit den nächsten männlichen Blutverwandten. Dann verzichtete er auf ihn zu Gunsten der Braut: der Brautkauf wandelte sich also in eine Dotirung der Braut durch den Bräutigam. Das ist bei den Alemannen, Baiern, Westgoten und Ripuariern schon unter den Merowingern eingetreten. Aber die große Bedeutung dieser Leistung blieb; denn diese Widmung war für die rechtliche Natur der Verbindung nun ebenso unumgänglich, wie vorher die Zahlung des Mundschatzes an den Vormund.

Ich übergehe nun das Kapitel von der Mitgift, welche schon bei den alten Germanen eine geschätzte Zulage zu der Braut war; ich übergehe die Widerlage, durch welche der Bräutigam die Mitgift sicher stellen mußte und die gewöhnlich zur Leibzucht der Wittwe bestimmt ward; ich übergehe auch die Morgengabe, das Geschenk des jungen

Digitized by Google

Gatten am erſten Morgen der Ehe — und wende mich zu der Vermählung. Durch das neue Geſetz über die Beurkundung des Perſonenſtandes und die Form der Eheſchließung hat dieſer Gegenſtand ein naheliegendes Intereſſe erhalten.

Wenn der Vater, oder nach deſſen Tode der älteſte Bruder, oder in deſſen Abgange der nächſt berechtigte männliche Blutsverwandte, dem Freier ſeine Einwilligung erklärt und dieſer darauf den bedungenen Brautkauf erlegt oder durch Pfänder ſicher geſtellt hatte, ward der Tag der Verlobung beſtimmt. Zeugen von beiden Familien erſchienen; man ging gewöhnlich auf die Gerichtsſtätte des Ortes, ſchloß einen Kreis um das Paar, und der Mundwalt der Braut richtete in feierlicher formelhafter Weiſe die Frage an den Mann, dann an das Mädchen, ob ſie ſich zu rechter Ehe wollten. Sie bejahen es, und nun übergiebt der Verlober durch das Sinnbild eines Schwertes dem Bräutigam die Gewalt über die Braut, und oft auch durch die ſymboliſche Darreichung eines Ringes, Hutes oder Schuhes — davon ſtammt der moderne Pantoffel — die Perſon derſelben. Der Bräutigam ſetzte darauf die Verlobte auf ſeinen Schoß zum Zeichen der Aufnahme in ſeine Sippe, und trat ihr auf den Fuß zum Zeichen, daß er ihren Beſitz antrete. Dann umarmte und küßte ſich das Paar, und es war nun geſetzlich vermählt. Sie ſtunden von da ab in rechter Ehe, wenn auch die Hochzeit erſt ſpäter gefeiert ward. Eine Auflöſung des Verlöbniſſes ward geſtraft, denn unſere Vorzeit verlangte von dem Manne, daß ein Wort ein Wort bleibe. Der untreue Bräutigam mußte die Mundbrüche erlegen, die auch ſonſt eintrat, wenn das Recht der Familie an einem Weibe gekränkt ward.

Wie in ſo manchen Ehegebräuchen des deutſchen Bauernſtandes noch uralte Sitte fortlebt, ſo hat ſich auch die Bedeutung des Verlöbniſſes noch hier und da ungeſchwächt erhalten. In der Lüneburger Heide z. B. war bis jetzt de loeft, die feierliche öffentliche Verlobung, der Hauptakt des Eheſchluſſes, durch welchen die geſetzliche Verbindung vollkommen ward. De brutlacht, die Hochzeit, galt nur für eine Feſtlichkeit, die ſpäter folgen konnte.

Zwiſchen Verlobung und Heimführung der Braut lag gewöhnlich eine Friſt, die der Verabredung überlaſſen war. Meiſt legte

Digitized by Google

man die Heirathen in den Spätherbst, wenn das Feld bestellt, das Haus versorgt war. Den Wochentag wählte man nach dem Brauch des Landes; noch heute walten in Deutschland große Verschiedenheiten darin. Kam nun der Hochzeittag, so zog der Bräutigam mit seinen Freunden und Gesellen nach dem Brauthause, oder es vertrat ihn noch einmal der Brautführer, der auch die Werbung für ihn gesprochen hatte. Alte, obschon nicht allgemeine Sitte war, der Abholung der Braut Hindernisse zu bereiten: die Thüren wurden verschlossen, die Braut hielt man versteckt, schließlich ward sie mit scheinbarer Gewalt entführt. Das Gewöhnliche indessen blieb der fröhliche Brautzug, Brautlauf in allen germanischen Sprachen genannt. Unter Hochzeitliedern der Menge, auch von Flöten, Trommeln und Geigenspiel geleitet, ging der Zug zu dem Hofe, worin die junge Frau als Wirthin fortab schaffen sollte. Sie ward um den Herd mit dem lodernden Feuer dreimal geführt, bestieg den Sitz der Hausfrau und leerte mit dem jungen Gatten einen Becher. Darauf trank die ganze Gesellschaft mehr als einen Hochzeittrunk, und wenigstens im späteren Mittelalter endete der Tag im Gewoge des Tanzes. Wenn die Braut sich dann in der Kammer entgürtete und vor Zeugen eine Decke die Beiden beschlug, galt die Ehe als vollkommen geschlossen und alle Rechtsfolgen waren unbestreitbar.

Damit habe ich die Grundzüge der germanischen Eheschließung und den wesentlichen Lauf der Festgebräuche, freilich nur mit leichten Strichen entworfen. Ich muß aber noch Ihrer Frage nach dem religiösen Theil antworten.

In der vorchristlichen Zeit unsers Volkes scheint aus Vielem zu schließen, nach der förmlichen Übergabe der Braut sofort eine religiöse Weihe vollzogen worden zu sein. Seitdem aber die Heidengötter gestürzt, der Hammer des Donnergottes vergraben und die alten Sprüche und Lieder verbannt waren, entbehrte die deutsche Vermählung des religiösen Theils bis auf zäh fortlebende, aber ihrer Bedeutung entkleidete Reste der heiligen Gebräuche. Es blieb die Rechtshandlung allein über, die freilich förmlicher und sinnreicher vorgenommen ward, als da, wo § 35 des Gesetzes vom 9. März 1874 in nüchternster Art durch Feder und Tinte zur Ausführung kommt. Die Kirche strebte

Digitized by Google

naturgemäß darnach, die Eheschließung an sich zu nehmen, aber gerade die Deutschen leisteten einen sehr hartnäckigen Widerstand. Die Geschichte der Einführung der kirchlichen Trauung bei uns ist voll anziehenden Stoffes. Ich muß mich auf Folgendes beschränken.

Die älteste Kirche fand die Ehe im römischen Reich als eine Rechtseinrichtung vor, nahm das beiderseitige Einverständniß, den consensus, als wesentliche Bedingung an und suchte bei den Gläubigen zu erwirken, daß sie die kirchliche Billigung und Einsegnung des Bündnisses für heilbringend ansahen. Die Benediktion geschah in dem gewöhnlichen Gottesdienste. Später wurden besondere Brautmessen üblich, wobei das junge Paar das Sakrament des Altars empfing. Aber es dauerte noch lange, bis die Rituale die ganze Handlung der Vermählung — Erklärung des Konsens vor dem Priester mit folgendem Segen — aufzunehmen wagten. Erst im 11. 12. Jahrhundert findet sich das.

Aus diesem Gesagten folgt, daß bei der Bekehrung der Deutschen zum Christenthum die altübliche Vermählungsform durch keine gebotene kirchliche Ceremonie beseitigt werden konnte. Der christlich-deutsche Staat verlangte, wie vorher der heidnische, nur das Zusammengeben des Brautpaars durch den berechtigten Verlober vor Zeugen unter den üblichen Formen. Allerdings findet sich in dem Kapitulare Karls des Großen von 802 (c. 35) die Forderung, daß die zu Vermählenden ihren Verwandtschaftsgrad von dem Geistlichen prüfen und sich durch ihn einsegnen lassen; allein durchgreifende und bleibende Wirkung hatte dies Gebot des Kaisers so wenig, wie die meisten andern, die er zur Bildung und kirchlichen Erziehung seiner Unterthanen erließ. Alle Beschreibungen der Hochzeiten selbst der Kaiser und Könige bis in das 12. Jahrhundert schweigen über die kirchliche Trauung. Es werden zwar genug Bischöfe und Prälaten unter den zahlreichen Gästen des Hofes genannt, aber daß einer das fürstliche Paar zusammengegeben hätte, ist nirgends berichtet.

Da ist es nun wichtig, daß unsere höfischen epischen Gedichte seit Ende des 12. Jahrhunderts von einer kirchlichen Einsegnung sprechen, ja daß Gottfried von Straßburg, der geniale und nichts weniger als bigotte Dichter des Tristan, die kirchliche Trauung als christliche gute Sitte empfiehlt (v. 1626 ff.).

Digitized by Google

Besonders wichtig ist, daß in mehreren dieser poetischen Romane (Erec 2123. Arm. Heinr. 1512. Iwein 2419) ausdrücklich das Zusammengeben durch die Hand des Geistlichen erwähnt wird: auf den Priester ist also die Obliegenheit des Verlobers übergegangen. Die Natur dieser Dichtungen und die Vergleichung mit ihren französischen Quellen zeigt nun, daß hier eine fremdländische, vornehme neue Mode erscheint, die unter Mitwirkung der Kirche sich in den höheren und mit diesen wetteifernden Kreisen wohl auch Eingang verschaffen mochte. Aber volksthümlich deutsch blieb zunächst noch die weltliche Vermählung, und es ist nur ein halbes Zugeständniß, wenn das junge Ehepaar am Morgen nach dem Beilager in der Kirche die Messe hört. So halten nach dem Nibelungenlied (Str. 594) Günther und Brünhild, Siegfried und Kriemhild am zweiten Hochzeitmorgen ihren Kirchgang im Dom von Worms. Noch in Gedichten aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, die in den höchsten Ständen spielen (Engelhard, Crane) findet sich von der kirchlichen Einsegnung keine Spur. So erklärt sich leicht, wie in einem Salzburger Synodalbeschluß von 1291 die Kirche sich für befriedigt erklärt, falls nur die vollzogene Heirath in Monatsfrist dem Pfarrer vor zwei oder drei Zeugen angezeigt wird. Schärfer trat freilich die Würzburger Synode von 1258 auf, welche unter Strafe der Exkommunikation das kirchliche Aufgebot und die geistliche Einsegnung forderte, indessen zugestund, daß vorher die bürgerliche Vermählung geschehen könne, wenn nur der Pfarrer zugegen sei. Die Magdeburger Synode von 1370 (c. 32) dagegen suchte die kirchliche Eheschließung überhaupt mit dem scharfen Mittel des Banns durchzusetzen.

Die Praxis wird in den verschiedenen deutschen Bisthümern nicht gleich gewesen sein, und im Ganzen war die Kirche befriedigt, wenn die Einsegnung nach der faktisch gewordenen Eheschließung angesucht ward. Da wo der Geistliche die Vermählung vollzog, gab sie daher den volksthümlichen Gebräuchen willig nach und gestattete dieselben auch in den Kirchenräumen. Einen endgültigen Abschluß erhielt dies alles durch das Tridentiner Concil. Nach schwerer Arbeit und vielem Streit in den Sitzungen von 1552—1563 ward schließlich gegen eine große Minorität das decretum de reformatione matrimonii angenommen, welches die päpstliche Bestätigun erhielt. Obgleich nun darin der

Digitized by Google

alte Grundſatz anerkannt ward, daß der beiderſeitige Wille die Gültigkeit der Ehe bedinge, ſo ward dennoch als Geſetz der römiſch-katholiſchen Kirche aufgeſtellt, daß nach dreimaligem Aufgebot die Vermählung durch den Prieſter in Gegenwart von zwei oder drei Zeugen unter öffentlicher Erklärung des Konſenſes zu vollziehen ſei. Anders ſei die Ehe als keine gültige zu betrachten.

In den proteſtantiſchen Kirchen blieb das Verfahren während des 16. und 17. Jahrhunderts ſchwankend. Luther ſelbſt war mit Katharine von Bora nicht kirchlich eingeſegnet, ſondern hatte die Ehe nur auf den consensus vor Zeugen geſchloſſen, obſchon er die ſakramentale Eigenſchaft der Ehe damals noch feſthielt, die nachher von ihm und in allen Bekenntnißſchriften der lutheriſchen Kirche verworfen ward. Nach dieſen ſowie nach denen der helvetiſchen iſt die Einwilligung der Eltern und die Öffentlichkeit der Handlung die Hauptſache; die kirchliche Fürbitte und Einſegnung wird zwar gewünſcht, iſt aber nicht bedingungsloſe Forderung. Es bleibt das Verlöbniß noch im 17. und ſelbſt im 18. Jahrhundert unter den Proteſtanten der weſentlichſte Rechtsakt, die kirchliche Trauung iſt nur eine Ehebeſtätigung. Erſt gegen Ende des 18. Jahrhunderts wird ſie allgemein geſetzliche Nothwendigkeit. Damit war der Geiſtliche zum öffentlichen Beamten gemacht, während er vorher bei dem Zuſammengeben des Paares den Vormund vertrat und nur durch die Benediktion als Prieſter handelte. Durch das Geſetz vom 9. März 1874 iſt der Geiſtliche des Staatsauftrages wieder entkleidet und die Trauung eine ſegnende Beſtätigung der geſchloſſenen Ehe, alſo ein rein religiöſer Akt von idealem Werthe. Auf den Civilſtandbeamten dagegen iſt die Aufnahme des öffentlichen Konſenſes und die Erklärung der geſetzlichen Gültigkeit des abgeſchloſſenen Bundes übergegangen.

Wenn unſere theologiſchen Eiferer gegen das neue Geſetz die Geſchichte der Eheſchließung ſelbſt nur unter den Lutheranern einigermaßen ſtudiren wollten, ſo würden ſie, falls ſie überhaupt unbefangen zu denken im Stande ſind, in ihrem Schreiben und Handeln weniger hohenprieſterlich ſein.

Digitized by Google

Wir kehren in die alte Zeit zurück, als es noch keinen infallibeln Papst und keinen Pastor gab, der lutherischer war als Luther.

Die Ehe ist vollzogen, *das Mädchen ist Frau geworden*; aus der Familie des Vaters trat sie in die des Mannes über, der das Recht über sie erworben hatte, und nicht bloß in seine Familie, sondern auch in seinen Stand und in sein Volk, wenn sie aus anderm Volke und Stande stammte. Schon die Verlobung geschah nach dem Stammrechte des Bräutigams.

Nach deutschem Recht ist der Mann der Herr und Meister der Frau, wie die sächsischen Distinktionen (K. 9, 7) sich ausdrücken, ihr Voigt und ihr Haupt, „und sie sol nach seinem willen leben und undertenig und gehorsam sein, denn sie ist ihres selbes nicht gewaltig ohne ihren mann weder zu tun noch zu lassen.“ — Das sind herbe Worte für den weiblichen Sinn, und so muß ich wohl, um die anwesenden Damen nicht gegen den altdeutschen Tyrannen, am Ende gegen mich, empört zu sehen, daran erinnern, daß jene Worte *juristisch* gemeint sind, und daß dieselben Zeiten, welche den Mann den Meister der Frau nennen, von der großen Macht der Frauen erzählen und wie sie an Einsicht und Willenskraft den Gemahl überragen und ihn lenken und regieren. Wir hören damals bei unsern Dichtern nicht selten von Weibern, die das längere Messer tragen, und es bildeten sich damals Volksgebräuche, um die Ehen von umgekehrter Proportion zu korrigiren. Wie oft muß es da geschehen sein, daß die Frau sich als des Gatten Vogt und Haupt gebarte! — So lebt in dem mittelfränkischen Dorfe Künhard folgender alter Brauch. Wenn es ruchtbar wird, daß ein Weib ihren Ehemann unlieblich angegriffen, so sammelt sich Alt und Jung und zieht auf einen Hügel zu einer Eiche, daran ein sehr schwerer Schlegel hängt. Dieser wird abgenommen und jubelnd vor das gewisse Haus getragen. Dort bleibt er so lange an die Thür gelehnt, als das Weib sein Unrecht nicht einsieht. Wie lange dies braucht, ist dem Schlegel gleichgültig! Erweicht sich endlich ihr Sinn, so zahlt der Mann den Nachbaren einen Trunk, und der Schlegel wandert zur Eiche zurück. Das Dorf heißt davon Künhard am Schlegel.

Das Vogt- und Herrenverhältniß des Ehemannes zu seiner Frau äußerte sich vor Allem an dem *Vermögen*. Sehr langweilig würde

Digitized by Google

ich gescholten werden, wollte ich Ihnen die Grundzüge des ehelichen Güterrechtes vortragen, das nach Zeiten und Völkerschaften sich verschieden entwickelte. Ich begnüge mich daher mit der Andeutung, daß unsere alte Zeit keine Gütergemeinschaft in der Ehe kennt, sondern nur eine Gütervereinigung. Das gesammte Vermögen der Frau, mit Ausnahme der Ausstattung, über die sie frei verfügen kann, befindet sich in der vormundschaftlichen Gewalt des Mannes; derselbe verwaltet es, zieht den Nießbrauch und darf auch die beweglichen Theile in Nothzeiten zur Deckung des Lebensunterhaltes verwenden. Der Grundbesitz der Frau — das weibliche Geschlecht ward nämlich allgemach befähigt dafür erachtet — konnte der Mann indessen nur mit ihrer Zustimmung, und wahrscheinlich auch erst nach Befragung ihrer Blutverwandten angreifen. Bei kinderlosen Ehen scheint die Familie der Frau überhaupt ein Aufsichtsrecht über das eingebrachte Vermögen gehabt zu haben. Was während der Ehe durch Arbeit erworben war, die sogenannte Errungenschaft, fiel ursprünglich dem Manne allein zu. Schenkungen und andere Zuflüsse gehörten dagegen dem Theil, auf den sie lauteten. Es ergiebt sich auf solche Weise durchaus eine eheliche Gütertrennung. Erst nach und nach, zunächst bei der Morgengabe und der Errungenschaft, hat sich die Gütergemeinschaft, welche beiden Gatten dieselben Ansprüche an ihr beiderseitiges gesammtes Vermögen einräumt, in vielen Rechten entwickelt.

Außerhalb der Umzäunung des Hofes bedurfte die Frau der schützenden Vertretung durch den Gemahl; innerhalb waltete sie als Schaffnerin und Wirthin, als Meisterin des Gesindes, als Erzieherin der Kinder und Genossin des Mannes. Der heidnische Germane entwarf das ideale Bild des Weibes in der Gestalt jener großen Göttin, die verschiedennamig, als Nerthus, Frigg, Frouwa, Holda, Berchta verehrt, die Kräfte der Erde lenkte, des Lebens Segen weckte und über Feld und Haus wachte. Fruchtbarkeit und Glück begleitete ihre Schritte, aber sie übte auch strafende Gewalt, gleich der ernsten Hausfrau, über Faule und Zuchtlose.

Das Zeichen des deutschen Mannes ist das Schwert, das Zeichen

Digitized by Google

des Weibes der Spinnrocken. Im Elsaß legt man noch hier und da dem neugeborenen Mädchen eine Kunkel in die Wiege. Das Haus mit Linnen zu versorgen, war der Stolz der Germanin schon in ältester Zeit, und darum hielt sie Töchter und Mägde zu fleißigem Spinnen an, wenn die Heerden besorgt waren oder der Winter alle unter dem großen Hallendache um den Herd sammelte. Von hier überschaute sie alles mit einem Blicke, wie heute noch die Frau im altsächsischen Hause. Hier gebot sie, und die Männer, die von der Jagd oder dem Kriege müde um das Feuer lagen, erkannten dieses Reich der Frau willig an.

Ein sehr geistreicher Schriftsteller, Professor Wilhelm Scherer in Straßburg, entwirft in seinem Buche „Zur Geschichte der deutschen Sprache" (S. 156) ein Bild des germanischen Mannes. „Er genoß das Leben, pflegte seinen Leib, schlief, jagte, betrank sich, spielte. Er war losgebunden von der Familie, nur die Öffentlichkeit erhob Ansprüche an ihn, sie forderte seine Mitwirkung zum Frieden unter den Volksgenossen, und verlangte seine Theilnahme am Krieg. Aber der Krieg war nicht bloß seine Pflicht, der Krieg war seine vollste Lust: die vollkommenste Bethätigung des aristokratischen Lebensgefühls ist der Krieg. Im Krieg lag die ganze Idealität einer germanischen Existenz." Und weiter wird dort gelehrt, daß der Germane, der als Aristokrat der Befriedigung seiner Begierden lebte, und zugleich unter allen europäischen Nationen die allgemeinsten, tiefsten und dauerndsten Leidenschaften hatte, die Leidenschaft der Freiheit zum Enthusiasmus des Krieges steigerte und Haus, Poesie und Religion darin aufgehen ließ.

Diese Charakteristik will sich in ihrem materiellen Theile auf das 15. Kapitel der Germania stützen, wo uns Tacitus in jener Weise das Leben germanischer Männer schildert. Die Beschreibung wird auf viele Vornehme und Begüterte gepaßt haben, namentlich unter den westlichen Völkern, die das Kriegshandwerk durch die Kämpfe gegen Römer und romanisirte Kelten am Rhein und Donau als sehr einträglich schätzen gelernt hatten. Das Bild paßt auch auf jene Berufssoldaten, die vorzüglich aus dem Chattenlande hervorgingen und die uns Tacitus an anderer Stelle sehr anschaulich malt (Germ. c. 31). Es paßt dann auch auf die Periode der sogenannten Völkerwanderung, als sehr viele deutsche Völker, ganz oder theilweise, Haus und Hof mit dem alten Wander-

Digitized by Google

karren vertauschten und nach Süden und Westen zogen, um Schätze und Reiche zu erobern. So wenig in den Zeltlagern des dreißigjährigen Krieges, wo Weiber und Kinder die Regimenter begleiteten, ein Familienleben gedeihen konnte, eben so wenig unter den Schaaren des Ariovist, unter denen sich Manche rühmten, vierzig Jahre lang unter keinem Dache geschlafen zu haben, ebenso wenig unter den Goten, Wandalen, Langobarden und den andern Kriegsnomaden des 3.—5. Jahrhunderts. Aber es ist einseitig und entspringt der Sucht, pikant und grell aufgetragene Schildereien in Makarts Manier zu geben, wenn jeder altgermanische Mann zu einem bandenführenden Ediling gemacht wird, wenn alles deutsche Familienleben, das derselbe Römer in selber Zeit ob seiner Geschlossenheit und keuschen Zucht rühmt, von dem taumelhaften Kriegsenthusiasmus aufgezehrt sein soll. Die festen Grundbalken des germanischen Hauses, auf denen unsere nationale Existenz ruht und ruhen wird, lagen stark und mächtig auch unserer Vergangenheit unter: es sind die Pflichterfüllung des Mannes und der Frau gegen sich und gegen die Familie. Die wirthschaftlichen Zustände unserer ersten Jahrhunderte waren durchaus keine anderen als die der reinbäuerlichen Gegenden im 18., wohl noch im 19. Jahrhundert. Wie hätte ein westfälischer oder holsteinischer Hof bestehen können, wenn der Wirth Feldbau und Herden Greisen und widerwilligen Knechten überließ und alle Zeit verjagte, verspielte oder vertrank?

Daraus folgt, daß der germanische Mann, der aus kernigem Holze geschnitten war, ebenso seine Pflicht that im Hause, in Feld und Weide, wie in der öffentlichen Versammlung und wenn der Fürst des Gaus durch den Pfeil mit dem Runenzeichen zur Heerfolge entboten hatte. Ein Gewerbe aus dem Kriege machten nur die landlosen Jünglinge, die Ehre und Besitz erkämpfen wollten, und eine Zahl älterer Männer, die ihr ganzes Leben darauf verschwendeten und die bei der Heimkehr entweder von Hof zu Hof wandern, oder in ihrem großen Heimwesen alles der Frau und dem Meister über das Gesinde überlassen mußten.

Für den Geist, der nach der Volksvorstellung über dem altdeutschen Hause waltete und für die sittliche Kraft der germanischen Ehe zeugt unsere alte reindeutsche Poesie. Wir finden darin nicht etwa die Zeit

Digitized by Google

der Liebe verherrlicht, welche unsere modernen Dichter besingen, ehe der bräutliche Schleier die Stirn verhüllt; wir finden in diesen epischen Liedern auch nicht jenen Frauendienst, welchen die vornehme Gesellschaft im 12., 13. Jahrhundert abenteuerlich und frivol ausbildete; sondern die Liebe der Gatten, die selbst der Tod nicht löst, wird darin verklärt.

Aus Nordgermanien mögen meine Urkunden sein die Lieder von Helgi dem Hundingtödter, der die Liebe der Walküre Sigrun durch seine Heldenthaten gewann, ihren Besitz in furchtbarer Seeschlacht erkämpfte und dann als Opfer der Blutrache durch den jüngsten Bruder seiner Gattin fiel. Der Todtenhügel ist über ihn geschüttet. Am Abend geht Sigruns Magd zum Grabe des Herrn, da kommt dieser mit großem Gefolge geritten und heißt der Frau verkünden, daß er kein Trugbild sei. Und als Sigrun die Worte hört

Gekommen ist Helgi, der Hügel ist offen,
Seine Wunden bluten, der König will
Daß das tropfende Blut an der Brust du ihm stillst!

da geht sie hinein in den Grabhügel, und sie umschlingt den Gatten und spricht weinend

Mit Reif ist, Helgi, das Haar dir beschwert,
Mit Blut ist ganz die Brust dir bethaut,
Die Hände sind eisig dem Eidam Hagens.
Wie soll, o Herr, ich davon dich heilen?

Und Helgi sagt ihr, sie sei daran Schuld, denn sie weine zu viel; blutig, kalt und scharf falle jede ihrer Zähren auf ihn im Grabe.

Doch jetzt wolln wir trinken den köstlichen Wein,
Ob Leben und Land verloren wir haben,
Nicht singe ein Klagelied, der da auch sehe
Die Wund', die den Tod, den wehen, mir gab.
Denn einging die Gattin, die jung' in das Grab,
Die Königstochter kam zu mir dem Todten.

Da bereitet ihm Sigrun das Lager und sie will es mit ihm theilen. Und von wonnigem Schmerz durchschüttert ruft Helgi:

Nun ist ergangen, das Niemand noch glaubte:
Dem Todten im Arm trauft du dich zu liegen,
Dem Hügelbegrabnen, du Hagenkind,
Du liebliches Weib, so frisch noch von Leben! —
Doch es röthet sich schon der Weg, den ich reite,
Und Zeit ist's, den Luftpfad den Falben zu leiten.
Gen Westen muß ich zur Himmelsbrücke,
Eh Hahnenschrei die Helden erweckt.

Digitized by Google

Und er reißt ſich von Sigrun los und reitet hinweg. Am andern Abend harret ſie vergeblich ſeiner: er kehrte nimmer wieder, und der Harm und die Sehnſucht brachen ihr bald das Herz. In den Liedern des Volkes aber lebte ſie auf die Gattin, die aus Liebe das Grabesgrauen überwand. In dem alten Geſange, aus dem Bürger ſeine Lenore ſchöpfte, klang der deutſche Nachhall des Helgiliedes.

Ein zweites großes Bild ehelicher Liebe iſt Kriemhild. Siegfried, der göttliche Held aus Niederland, gewann ſie zum Gemahl, aber das Glück war kurz, denn Eiferſucht und ſchwere Beleidigung trieb die Schwägerin Brünhild den herrlichen Drachentödter durch Günther und Hagen morden zu laſſen. Nun verhärtet ſich das weiche Gemüth Kriemhilds, und die unverlöſchliche Liebe zuſammen mit der Rechtsforderung der Blutrache treibt ſie zu ungeheurer That. Sie reicht nach langer Wittwenſchaft nur darum dem Hunenkönig Etzel die Hand, weil ſie die Macht zur Rache gewinnt. Und als es ihr an dem Feſt, zu dem die königlichen Brüder von Worms nach dem Oſten geladen wurden, nicht gelingt, Hagen allein zu verderben, zaudert ſie nicht, ihr ganzes Haus zu vernichten, um die Pflicht gegen den gemordeten Gemahl zu erfüllen. Die Liebe hat zuletzt Leid getragen, nach dem düſtern Sprichwort unſerer Vorzeit.

Mit des Gatten Tode erliſcht die Sonne am Himmel der Frau. Ihr Schützer und Vertreter iſt die dunkele Straße gegangen. Wenn ſie kinderlos im Hauſe ſitzt, wird ſie abgetheilt mit ihrem Eingebrachten und kann die Aufnahme in ihre angeborene Sippe wieder nachſuchen.

Das Erbrecht war feſt auf die Blutverwandtſchaft gegründet. Darum bedurfte es auch, wie ſchon Tacitus erfuhr, keines Teſtamentes. Der nähere Verwandtenkreis ſchloß den entfernteren aus: den erſten bilden die Kinder und Enkel, die Eltern und die Geſchwiſter, den zweiten die Seitenverwandten, unter denen die größere Nähe des nach Gliedern oder Linien berechneten Grades entſcheidet. Deutlich herrſcht die Abſicht, das Stammgut nicht an eine andere Sippe übergehen zu laſſen, und das wirkte mit darauf, in alter Zeit die Töchter und die Weiber überhaupt von der Erbfolge im Landbeſitz auszuſchließen. Das änderte ſich freilich allmählich; bei den Weſtgoten, Baiern und Alemannen erbten ſchon zur Zeit der Volksrechte die Töchter alles, wenn keine

Digitized by Google

Söhne oder Sohnessöhne vorhanden waren. Bei den Franken aber blieb das eigentliche Familiengut den Töchtern zunächſt noch vorenthalten. Bei andern ſtunden wenigſtens die Weiber den Männern desſelben Grades im Erbe der geſammten Hinterlaſſenſchaft nach. Charakteriſtiſche Theile des beweglichen Nachlaſſes blieben das Heergewaete, d. i. Wehr und Waffen und verwandtes, für das männliche Geſchlecht; die Gerade, aus Schmuck, Kleider, Hauszeug, Gebetbüchern und Kleinvieh beſtehend, für das weibliche.

Der Wittwe, die ja keine Blutverwandte war, ſtund in älteſter Zeit kein Erbrecht auf die Hinterlaſſenſchaft des Gatten zu. Ebenſo hatte der Mann keine Anſprüche, wenn die Ehe kinderlos war; ſind Kinder vorhanden, ſo erbt er mit dieſen. Nur nach langobardiſchem Geſetz empfing der Gatte die ganze Hinterlaſſenſchaft unter Ausſchluß aller übrigen Verwandten.

Der Wittwenſtand iſt hart. Die Leitung des Hauſes muß die Wittwe an die Gattin des Erben abtreten, es ſei denn, daß dieſer unbeweibt und ihr blutsverwandt war. Sonſt legte ſie die Schlüſſel an des Gatten Leiche nieder. Aber das höhere Alterthum forderte noch Härteres: ſie mußte mit dem Gemahl ſterben; auf dem Scheiterhaufen, oder auf dem Erd- und Steinbett des Grabhügels lag ſie hingeſtreckt neben dem Verſtorbenen.

Nachdem Brünhild den von ihr geliebten Siegfried ermorden ließ, fordert ſie ihr Recht als die ihm einſt Verlobte. Sie tödtet ſich und läßt ſich mit ihm verbrennen.

Aus geſchichtlicher Zeit haben wir für die Deutſchen keinen Beweis der düſtern Sitte, welche auch bei den Slaven, den Griechen, den Thrakern und Geten und den Indern beſtund, und noch heute in Oſtindien gegen das engliſche Geſetz kämpft. Sie iſt jedoch für die germaniſchen Heruler bezeugt und ebenſo für die Skandinavier. Ausgrabungen heidniſcher deutſcher Grabhügel beweiſen wenigſtens, daß gar mancher vornehme Herr nicht bloß ſein Leibroß, ſondern auch Menſchen mit ſich ſterben ließ. Ohne Gefolge durch das Thor der Hel zu gehen, erſchien dem altgermaniſchen Herrentrotze furchtbar. Ein merkwürdiges Beiſpiel für dieſes Gefühl aus geſchichtlicher Zeit erzählt Gregor von Tours von der Frankenkönigin Auſtrigild, welche ſterbend verlangte, daß

Digitized by Google

ſie nicht allein in das Grab ſteige. Da ließ ihr Gemahl Guntram ihre beiden Leibärzte tödten und mit ihr begraben.

Als die Sitte von der Wittwe nicht mehr verlangte, daß ſie den Gatten in den Tod begleite, blieb beſtehn, daß ſie zu keiner zweiten Ehe ſchreite. Und als dies geſetzlich erlaubt war, drückte doch das Gefühl des Volkes ſeine Abneigung gegen das Verrücken des Wittwenſtuhls in allerlei Gebräuchen aus. Die geſetzlichen Beſtimmungen beſchränkten ſich nur auf die Verhinderung allzuraſcher Wiederheirath, namentlich ſollte dieſelbe nicht vor dem feierlichen Todtenmahl, an dem der Erbe die Erbſchaft antrat, geſchehen.

Dieſes Erbmahl ward in Deutſchland und Skandinavien, nach der Bekehrung wenigſtens, durchgehends am dreißigſten Tage nach dem Tode gehalten. Es machte den Abſchluß der ſtillen Trauerzeit. Da ward die letzte Klage um das geſchiedene Haupt des Geſchlechts erhoben; da nahm der Erbe des Todten Schwert und Rüſtung, und gebot von dem Stuhl des Verſtorbenen als neuer Vogt und Herr. Ein neuer Abſchnitt in des Hauſes Geſchichte begann.

Klagen und Weinen um die Todten ſtillen ſie bald, Schmerz und Trauer hegen ſie lange; den Frauen ziemt die Klage, den Männern treue Erinnerung, ſchreibt Tacitus über der Deutſchen Brauch (Germ. c. 27).

Wenn die Römer aus ihrem ſonnigen, reichbebauten und kunſtgeſchmückten Lande über die Alpen ſtiegen, oder auch wenn ſie aus dem Donau- und Rheinthal von ihren Lagerorten und Villen, in welche ſüdliche Kultur verpflanzt war, hineinzogen als Kriegsmänner oder als Kaufleute in die dunkeln waſſerreichen Haideländer gen Oſten und Norden, dann fragten ſie, wie kann in dieſen weiten Wüſteneien, unter dieſem rauhen Himmel, wo Kunſt und Bildung nirgends ihren Dienſt haben, ein Anderer als ein Deutſcher leben? Möglich, daß Sie, wenn Sie die einzelnen Züge meiner Schilderung zuſammenhalten, über das altdeutſche Haus ähnlich empfinden, wie die Römer über Germanien. Denn rauhe Luft ſtreicht durch die Hallen, ein ſtrenges Gefüge iſt es von Recht und Geſetz, von herber Sitte und uraltem, faſt unheimlichem Brauch. Weiches Gefühl, perſönliche Empfindungen ſind kaum

Digitized by Google

gestattet, ein Wille gebietet unbeschränkt, unzerbrechbar. Der einzelne Mensch ist untergeordnet der Familie, der Gemeine. — Aber die Kinder, die hart erzogen wurden in Gehorsam und Ergebung, die Frauen, die in jenen festen Ehen lebten, jene Männer, die nach gehorchender Jugend in stolzer Freiheit handelten, wurden gewaltig über das Römerreich, die alte stolze Welt lag vor ihren Füßen.

Gesetze wandeln und Sitten mildern sich. Schon in den Zeiten Theoderichs und Chlodwigs, noch mehr unter den Karlingen und Ottonen ist an dem alten Hause manches umgebaut, der alles überragende Hochsitz des Geschlechtshauptes um einige Stufen erniedrigt, die Rechte der Frauen sind um wichtige vermehrt worden. Und als dann während der Kreuzzüge eine Umgestaltung des gesellschaftlichen Brauchs und Tons eintrat, wie sie so groß nur je geschehen ist, als auch in unserer Poesie die alte Weise „Ich hörte das sagen" übertönt ward von dem neuen Liede „Mein Herz begehrt und will", da trugen die Frau und die Tochter, der Sohn und der Bruder schon Urkunden großer persönlicher Ansprüche auf die Mahlstätte.

Aber eines blieb im Wandel der Zeiten: Zucht und Gehorsam, ernste Lebensführung, fester Zusammenhalt der Familie. Der Deutsche lebte fort in dem Glauben, daß Unterordnung unter einen leitenden Willen, Treue und Pflichtübung, der Felsengrund sei für des Volkes Heil. Daß dieser Glaube nimmer erlösche, daß er wieder stärker und allgemeiner werde, dafür haben wir zu arbeiten, — denn darauf ruht unsere Zukunft.

Digitized by Google

Napoleons Anwesenheit in Bonn am 6. November 1811.

Von L. Kaufmann.

Die glorreichen Jahre 1870 und 1871 mußten auch den Ungläubigsten davon überzeugen, daß der langjährige Vorwurf französischer Sympathien, der gegen die preußischen Rheinlande immer von Neuem erhoben wurde, in unsern Tagen allen Grundes entbehre.

Keine Landschaft des deutschen Vaterlandes hat die schönen und gesegneten Ufer des Rheines übertroffen an großartiger Opferwilligkeit und patriotischer freudiger Hingabe. Die fast zwanzigjährige Herrschaft der Franzosen konnte nur vereinzelte Wurzeln schlagen, die auch nach längerer Zeit noch hier und da Leben zeigten. Die rheinischen Landbewohner erhielten durch die Aufhebung der Feudalrechte und den Verkauf der säcularisirten geistlichen Güter von der neuen Landesherrschaft erhebliche Vortheile und zeigten sich in den ersten Jahren dem französischen Regimente eher zugethan, als abgeneigt [1]). Aber auch auf dem Lande war namentlich seit 1809 eine feindliche Stimmung in steter Zunahme begriffen, weil die französische Regierung wesentlich nur in dem Abmühen bestand, die Steuern beizutreiben, die Konskribirten zusammen zu bringen und durch die peinlichste Handhabung der Polizei allen Unruhen vorzubeugen [2]).

Noch übler sah es in den Städten aus; einzelne derselben, ehemalige

---

[1]) Über den Zustand der Rheinlande vor und unter der französischen Regierung in land- und staatswissenschaftlicher Hinsicht von A. Boost. Darmstadt bei Stahl und Sohn, 1816. Seite 13 ff.

[2]) Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft von Cl. Th. Perthes. Gotha 1862, S. 350 ff.

Die Helden und Bürger und Bauern am Niederrhein unter der Fremdherrschaft von Montanus Opladen. 1870. S. 239.

Digitized by Google

Residenzen, verloren fast alle Quellen ihres Wohlstandes und sanken in erschreckend kurzer Zeit zu Landstädten herab. Ganz besonders hart wurde Bonn, die Residenz der Kölnischen Kurfürsten, durch den jähen Wechsel betroffen. Der Verlust eines reichen und prachtliebenden Hofes, des zahlreichen Adels, des mächtigen Stiftes St. Cassius und vieler Klöster fand in keiner Weise Ersatz in der Errichtung eines Bezirksgerichtes, eines Lyceums und in dem Betriebe weniger Fabriken.

Der spätere Universitäts-Kurator, Rehfues, ein Mann von seltener und scharfer Beobachtungsgabe, hatte in seiner Stellung als Kreisdirektor von Bonn unmittelbar nach dem Abgange der Franzosen sich das ungetheilte Vertrauen der Bürger erworben. Er konnte sich ein unbefangenes Urtheil über die öffentliche Stimmung bilden, die er dahin bezeichnet, „daß die ersten Ideen, welche die französische Revolution in den Umlauf brachte, unter den Bewohnern Bonns nie einen bedeutenden Anhang gefunden. Die Mehrzahl blieb dem getreu, was altes Recht und die Dankbarkeit von Jahrhunderten geheiligt hatte. Dies sind die Gesinnungen, durch welche Bonn der französischen Regierung für alle Zukunft verdächtig wurde; dies die Gesinnungen, die es zum Stiefkind, erst des großen Volkes und dann des großen Kaisers machten [1])."

In dem niederen Handwerkerstande und bei den anderu kleinen Gewerbtreibenden, die alle von dem reichen Hofe gelebt hatten, erhielt sich noch lange deutsche Gesinnung und Anhänglichkeit an das österreichische Kaiserhaus, dem der letzte Kurfürst Maximilian Franz als Erzherzog angehörte. Konditoren, Juweliere, Tapezierer, Anstreicher und andere Handwerker hatten gerne in Wien ihre hohe Schule gesucht, und viele persönliche Beziehungen bestanden zwischen Bonn und der Kaiserstadt, die auch Beethoven in früher Jugend seiner Heimath entführte. Manche Familien dagegen, die durch Heirathen oder geschäftliche Verbindungen zu den französischen Beamten in ein näheres Verhältniß getreten waren, schlossen sich allmählich aufrichtiger der neuen Regierung an. In dem Elternhause Karl Simrocks wurde nur französisch gesprochen und sein Vater [2]), der zuerst ein Feind Napoleons gewesen

[1]) Die Ansprüche und Hoffnungen der Stadt Bonn, vor dem Throne ihres künftigen Beherrschers niedergelegt von P. J. R. Bonn 1814. S. 2 ff.

[2]) Der Gründer der berühmten Musikalienhandlung von N. Simrock.

Digitized by Google

war, konnte auf die Dauer dem Zauber der beispiellosen Erfolge des großen Kaisers nicht widerstehen. Er war überzeugt von dessen Unbesiegbarkeit und sah Rußland als das nächste Opfer an, das niederzuwerfen wäre, um den ganzen Kontinent Europas unter die Botmäßigkeit Frankreichs zu bringen. Gerne aber und oft ließ sich Karl, der jüngste Sohn des französisch gesinnten Hauses, von seinem Nachbarn, einem armen Haarkünstler, die Heldenthaten der Kaiserlichen erzählen, während ihm das Haar geschnitten wurde. Erfuhr er auch erst später, wer der Prinz Karl war, von dem der Erzähler immer mit Enthusiasmus gesprochen und dessen Bild in vergoldetem Rähmchen an der Wand hing, so hatten die lebhaften Schilderungen doch ihren Eindruck auf den geistig geweckten Knaben nicht verfehlt. In der rheinischen Jugend, die sich nur gezwungen dem Joche der Konskription beugte, gährte es immer mehr, wenn sich auch die Unzufriedenheit nach Außen hin fast nie bemerkbar machte, weil das eiserne Regiment Napoleons Alles in schweigender Furcht erhielt. Im Jahre 1811 war Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht, am 20. März 1811 erfüllte sich sein Herzenswunsch, der König von Rom erblickte das Licht der Welt, das ganze Land mußte das Ereigniß feiern und noch findet man hier und da in den Rheinlanden stattliche Bäume, welche zur Erinnerung an diesen Tag gepflanzt wurden. Während so anscheinend die französischen Rheinlande dem gewaltigen Weltenherrscher huldigend zu Füßen lagen, war gleichwohl die Stimmung an vielen Orten eine sehr gedrückte und mißmuthige. Ein merkwürdiges Licht fällt auf diese Zeitverhältnisse aus einer geheimen Korrespondenz des damaligen Maire von Bonn, des Grafen Anton von Belderbusch, mit den französischen Behörden über die letzte Anwesenheit Napoleons am Rhein. Ein kleines Aktenheft, Napoléon à Bonn bezeichnet, giebt uns überdies ein anschauliches Bild von der traurigen und tyrannischen Bevormundung der rheinischen Städte unter der französischen Verwaltung. Doppelt ehrenvoll erscheint dagegen der Muth und die Entschiedenheit des Maire, eines der Männer, die sich „blutenden Herzens nur deshalb dem Tyrannen fügten, weil sie überzeugt waren, auf diesem Wege allein dem bedrängten Volke mit Rath und That beistehen zu können und den in ihm glimmenden Funken der Hoffnung auf bessere Tage

Digitized by Google

nicht erlöschen zu lassen“ [1]). Boosfeld, der Unterpräfekt des Bezirks Bonn, eröffnet am 27. Juli 1811 die Reihe der französisch geschriebenen Briefe, von denen die größere Zahl als confidentielle bezeichnet ist, mit der Nachricht, daß die Ankunft Napoleons am Rhein noch in diesem Jahre in Aussicht stehe [2]). Der Präfekt des Rhein- und Mosel-Departements, Doazan, hege den Wunsch, aus jungen Leuten des Departements, die sich durch Sittlichkeit, durch ihren Stand und Treue auszeichneten, eine Ehrengarde zu bilden, die den Monarchen während seiner Anwesenheit im Departement umgeben solle. Sie würde 40 Mann stark zu Pferd erscheinen, 20 Mann hätte die Stadt Koblenz, 10 Mann die Stadt Bonn und 10 Mann der Bezirk Simmern zu stellen [3]). Die Kosten würden sich auf 600 Francs für die Person belaufen. Das kleine Opfer bringe den unschätzbaren Vortheil mit sich, der geheiligten Person Seiner Majestät sich zu nähern und sich unter den Augen des Spenders des Glückes der Franzosen und der Gnaden zu befinden, die ganz besonders den Mitgliedern dieser Garde durch unerwartete Beförderung in der militärischen, wie in der bürgerlichen Laufbahn zu Theil zu werden pflegen. „Rufen Sie daher Ihre Verwalteten zusammen“, so schließt das Schreiben, „um dieses glänzende Korps zu bilden. Ich zweifle nicht, daß die ausgezeichneten Familien sich beeilen werden, sich um diese Ehre zu bewerben.“

Belderbusch versammelte sofort die vornehmen jungen Leute von Bonn auf dem Rathhause, um mit ihnen den Eintritt in die Ehrengarde zu berathen. Aber obgleich er seine eigenen Pferde zur Verfügung stellte, gelang es nicht, einen Einzigen bereit zu machen. Der Präfekt des Rhein- und Mosel-Departements, dem sehr viel an dem Zusammenkommen seiner Idee gelegen war, wendete sich nun persönlich an Belderbusch, er schrieb ihm am 31. Juli: „Ich werde in den Bemühungen

---

[1]) Geschichte der Schützengesellschaft zu Bonn von E. de Claer. Bonn 1873, S. 27.

[2]) Hüffer: Peter Joseph Boosfeld und die Stadt Bonn unter französischer Herrschaft, in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein 1863, Heft 13, S. 126 ff.

[3]) Das Rhein- und Mosel-Departement zerfiel in drei Bezirke, 31 Kantons, 90 Mairien und 646 Gemeinden. Vgl. Handbuch für die Bewohner des Rhein- und Mosel-Departements. Koblenz bei Pauli 1812.

Digitized by Google

und in dem Erfolge für diese Maßregel Ihre Hingebung und Verehrung gegen die erhabene Person Seiner Majestät erkennen; ich werde bei dieser Gelegenheit sehen, ob Sie es verstehen, Ihren Verwalteten Vertrauen zu der Landesregierung einzuflößen." Auf diesen starken Angriff folgte umgehend die entsprechende Abwehr. Belderbusch schreibt: „Ich habe die jungen Leute der Stadt, welche sich irgend dazu eignen, alle versammelt und ihnen die Wichtigkeit der Sache vorgehalten. Nicht einen Einzigen konnte ich dazu bestimmen, obgleich ich meine eigenen Pferde angeboten habe. Das größte Hinderniß ist ohne Zweifel der Kostenpunkt, aber auch andere, sehr triftige Behinderungen wurden vorgebracht; einige stehen an der Spitze der Geschäfte ihrer Eltern, andere haben schon früher bei der Durchreise Seiner Majestät an der Ehrengarde Theil genommen [1]). Wo sind die Vortheile, antworteten sie mir, die man uns damals so oft für uns und unsere Vaterstadt in Aussicht gestellt hat? Wir sehen Nichts davon, im Gegentheil, eine öffentliche Anstalt nach der andern wird unserer Gemeinde genommen zu ihrem und ihrer Bewohner Schaden. Das sind Alles nur leere Versprechungen, die man nicht hält. Wir glauben, daß es Seiner Majestät viel besser gefallen wird, wenn wir unsere Mittel dazu verwenden, uns anständig zu ernähren und uns zu bemühen, das Bestehen der Familien zu erhalten, als in einem Augenblicke der Freude Summen auszugeben, die unsere Kräfte übersteigen. Sie erlauben, Herr Präfekt, Ihnen dieses Alles vertraulich zu sagen, man muß die Ursachen kennen, ehe man sich mit den Mitteln, sie zu entfernen, beschäftigen kann."

Er erneuert dann seinen schon dem Unterpräfekten gegenüber gemachten Vorschlag, die 10 Mann, welche die Stadt Bonn zu stellen haben würde, auf den ganzen Bezirk [2]) zu vertheilen.

Der Präfekt ging aber hierauf nicht ein, da es ihm inzwischen gelungen war, in seinem Wohnsitze Koblenz dreißig junge Leute für die Ehrengarde zu gewinnen. Über die Zeit der erwarteten Ankunft Napoleons

---

[1]) Napoleon kam 1804 am 17. September zuerst nach Bonn. Vgl. Hüffer a. a. O. S. 137.

[2]) Der Bezirk von Bonn enthielt 9 Kantons, 27 Mairien und 194 Gemeinden. Seine Bevölkerung belief sich 1812 auf 87,891 Seelen. Handbuch für die Bewohner des Rhein- und Mosel-Departements. Jahrgang 1812. S. 66.

Digitized by Google

herrschte aber selbst bei den Behörden völlige Unsicherheit. Am 23. August theilt Boosfeld vertraulich mit, es sei noch immer die Möglichkeit vorhanden, daß der Kaiser an den Rhein kommen und dabei auch Bonn berühren werde. Es sei deshalb nöthig, schon jetzt an die Vorbereitungen zu einem würdigen Empfange zu denken, die Kosten dürften aber nicht aus den Gemeindekassen, sondern nur aus freiwilligen Beiträgen patriotischer Bürger entnommen werden. Belderbusch hatte inzwischen auch Erkundigungen über die Ankunft Napoleons angestellt und auf der Poststation Ucerath im benachbarten Großherzogthum Berg erfahren, daß für den Kaiser auf der Frankfurter Straße Pferde bestellt seien, so daß er wahrscheinlich Bonn nicht sehen würde. Nichts desto weniger eröffnete er eine Liste zu freiwilligen Beiträgen unter den Notabeln, um die Festkosten herbeizuschaffen. Der Ertrag war aber auffallend gering, es wurden nur 293 Francs gezeichnet. Mit diesem unbedeutenden Betrage war Nichts zu machen und Belderbusch mußte sich nach andern Quellen umsehen. Nun war von den Kosten der Feierlichkeiten zu Ehren der Geburt des Königs von Rom noch ein Betrag von 600 Francs in der Gemeindekasse übrig geblieben, auch hatte sich der Präfekt gelegentlich geäußert, wenn mit weiser Ökonomie verfahren werde, so könne man wohl die vorhandenen Gemeindemittel im Falle der Noth zu den Empfangsfeierlichkeiten verwenden.

Die strengen Vorschriften [1]) über die Verwaltung der Gemeinde-Budgets ließen dies aber nur mit ministerieller Genehmigung zulässig erscheinen. Belderbusch stellte deshalb bei dem Unterpräfekten den Antrag, dafür die nöthigen Schritte zu thun.

Inzwischen war der Sommer vergangen, ohne daß der längst erwartete Kaiser erschienen wäre. Erst am 19. Oktober wurden die Gerüchte wieder lebhafter und Boosfeld erkundigte sich vertraulich, was für die Vorbereitungen geschehen sei, da es nunmehr feststehe, daß Napoleon bald nach Köln kommen werde. Ob er auch nach Bonn reisen werde, sei noch ungewiß. Belderbusch nahm seine Bemühungen,

[1]) cf. art. 9. du décret d. 27. février 1811 relatif à la comptabilité des receveurs des communes.
Sammlung der Rheinpreußischen Rechtsquellen von J. C. Gräff. Trier 1846. S. 779.

Digitized by Google

freiwillige Beiträge zu beschaffen, wieder auf, war aber dabei auch jetzt nicht glücklicher. Der größte Theil der ersten Beamten, berichtete er an Boosfeld, sei nur geneigt, an den Häusern Dekorationen anzubringen, aber Nichts zu zahlen für die von der Stadt selbst beabsichtigten Empfangsfeierlichkeiten. Er bat daher dringend, auf seinen Vorschlag einzugehen und die Genehmigung des Ministers des Innern zur Verwendung der vorhandenen Gemeindemittel zu beschaffen [1]). Der Maire von Köln, Coomann, bei dem Belderbusch angefragt hatte, wußte ihm nur mitzutheilen, daß für den 28. Oktober das erste Kuirassier-Regiment, das zweite Kavallerie-Regiment, zwei Kompagnien Artillerie und ein Detachement Train d'artillerie angekündigt seien, die in Köln und in der nächsten Umgebung einquartiert werden müßten. Er schließe daraus, daß der Kaiser in den ersten Tagen des Novembers zwischen Köln und Bonn eine Revue abhalten werde.

Erst am 4. November langte die amtliche Benachrichtigung an, daß am 6. November Napoleon nach Bonn kommen werde.

Am 5. November erließ der Maire die nachfolgende Bekanntmachung:

„Seine Majestät der Kaiser wird morgen hier eintreffen. Es ist

---

[1]) In Köln machte die Beschaffung der Kosten für den kaiserlichen Empfang auch Schwierigkeiten. Man ging dort die Mitglieder der verschiedenen Behörden, die Kaufleute, nach zwei Klassen getheilt, die noch vorhandenen adelichen und Patrizier-Familien und die beiden Logen, la loge au décret de trois Rois und jene de la naissance du Roi de Rome um freiwillige Beiträge an. In der Liste der Notabeln werden noch bekannte Namen aufgeführt, wie de Kempis, de Geyer, de Harff, de Mehring, de Siersdorf, de Groot, le comte de Metternich, le comte Ernest de Lippe, de Mylius, Baronesse de Frentz, Madame de Gymnich, Monsieur de Caspers.

Die Kaufleute erster Klasse sollten jeder 200 Francs beitragen, es weigerten sich aber J. M. Farina rue haute à la ville de Turin, J. M. Farina rue haute à la ville de Milan, Henri Jansen, Christophe Herstatt und Reinecke. Von den Kaufleuten zweiter Klasse, von denen jeder 100 Francs zahlen sollte, weigerten sich Ignace Ludewigs, Kohlhaas, Strömer, Colignon, van Maenen, Pierre Fink, Nuß, Hards, Helmers, Frédéric Fromm, Leven vis-à-vis St. Laurent, Janoli, Paßmann, Hardt fils, Stroof, Schmitz, marchand de vin, Plitz, Ferrenholz und Neumann.

Die Festkosten beliefen sich im Ganzen auf 20,324 Francs, davon kamen 17,245 Francs durch freiwillige Beiträge auf, der Rest von 3079 Francs wurde mit Genehmigung des Ministers des Innern aus Gemeindemitteln gedeckt.

Diese Notizen verdanke ich der Einsicht eines auf dem Kölner Stadtarchive beruhenden Aktenheftes, bezeichnet: Akta, Ankunft und feierlicher Empfang von Ihren Kais. Königl. Majestäten des Kaisers und der Kaiserin in hiesiger Stadt am 5. November 1811.

Digitized by Google

äußerst dringend, für die Sicherheit und Gemächlichkeit des Durchzuges Seiner Majestät und Seines Gefolges zu sorgen.

Diesem zur Folge werden die Bürger hiermit eingeladen, jeder vor seiner Wohnung die Straße mit Sand oder Asche zu bestreuen, um das Stürzen der Pferde zu verhüten. Dies muß heute noch geschehen, oder längstens morgen in aller Frühe." Gegen diese Anordnung lief schon am andern Morgen ein Protest bei Belderbusch ein, den der Pächter des städtischen Gassenkothes, der Ackerer Hochgürtel aus Dransdorf erhob. Er trug darauf an, daß die Abfuhr des Sandes und der Asche aus den Straßen durch städtische Fuhrleute besorgt würde, da er hierzu in keinem Falle verpflichtet wäre und der Gassenkoth dadurch allen Werth für seine Ackerwirthschaft verliere. Am 5. November Abends langte der Präfekt Doazan in Bonn an, um sich die Vorbereitungen zu den Empfangsfeierlichkeiten näher anzusehen. Er fand dieselben ungenügend und ordnete trotz des Widerspruchs des Maire freies Schauspiel auf Kosten der Stadt Bonn an, deren Höhe zu bestimmen er sich vorbehielt.

Am 6. November 1811, Morgens 9¾ Uhr langte Napoleon, der von Köln kam, in Bonn an und stieg bei dem Maire Belderbusch ab, wo er ein Frühstück einnahm [1]). Den Empfang selbst schildert der amtliche Bericht des Maire vom 7. November, den wir hier wörtlich folgen lassen:

„Der Kaiser kam gestern Morgen den 6. November um ¼ vor 10 Uhr zu Bonn an. Der Präfekt, begleitet von der glänzenden Ehrengarde zu Pferde, des Rhein- und Mosel-Departements nebst dem Unterpräfekten von Bonn waren ihm bis auf die Grenze des Departements entgegen gegangen. Der Maire mit dem Municipal-Korps, den angesehensten Bürgern, der Veteranen-Ehrengarde von Bonn, den Eleven des Lyceums erwarteten ihn 500 Schritt vor der Stadt. Seine Majestät geruhten ihren Wagen halten zu lassen, um den Herrn Präfekt und den Maire anzuhören. Höchstdieselben sahen sehr huldreich und gütig aus. Unter lautem Jubelgeschrei und Vivatrufen des Volkes, unter dem Donner des Geschützes und dem Geläute aller Glocken fuhren Seine

[1]) Die Kaiserin Marie Louise blieb in Köln.

Digitized by Google

Majestät durch die Stadt. Am Kölnthore und neben dem Gemeindehause waren Triumphbogen mit Inschriften und Sinnbildern angebracht, alle Straßen mit Sand überfahren, alle öffentlichen Gebäude und Wohnungen der Beamten mit Guirlanden geziert. Der Kaiser stieg im Hotel des Maire, Herrn von Belderbusch ab, woselbst er das Frühstück einnahm. Von da ging er in Begleitung der ihn umgebenden ausgezeichneten Personen und des Kolonels vom Genie, den Plan der projektirten Festung Bonn in der Hand über die fliegende Rheinbrücke auf die rechte Rheinseite und besichtigte verschiedene Punkte. Nachen voll frohen Volkes umgaben die Rheinbrücke und lautes Vivatrufen zu Land und zu Wasser erfüllte die Lüfte. Nach einer Stunde kehrte der Kaiser zurück, ritt ganz langsam quer durch die ganze Stadt, bloß von einigen Generälen und Ehrengarden begleitet, und unter frohem Zujauchzen der beglückten Menge nach der großen doppelten Kastanien-Allee zwischen Bonn und Poppelsdorf, wo vier schöne Kuirassier-Regimenter, das zu Bonn in Garnison liegende 20. Chasseur-Regiment und ein Artillerie-Korps den Monarchen erwarteten. Er hielt große Revue über diese Truppen, nahm verschiedene Promotionen vor, theilte Orden der Ehrenlegion aus u. s. w. Der Kaiser war stets zu Fuß, frei unter dem Volke, in dessen Mitte er wahrhaft wie ein Vater unter seinen Kindern wandelte. Der Zulauf aus der ganzen Gegend war ungeheuer, man konnte sich nicht satt sehen, das Glück, den erhabenen Mann so lange und so huldreich in unserer Mitte zu sehen, war aber auch groß und erfüllte alle unsere Wünsche. Seine Majestät geruhten, die ihm hin und wieder dargereichten Bittschriften gütig anzunehmen. Nach 3 Uhr reiste der Kaiser wieder nach Köln, von dannen er gekommen war, zurück, um seinen Weg nach Achen fortzusetzen. Zur Feier des frohen Tages war freies Schauspiel."

Noch leben Augenzeugen, die sich der prachtvollen Parade auf der Poppelsdorfer Allee erinnern. Napoleon kam durch das Koblenzer-Thor und den Hofgarten auf einem arabischen Schimmel mit Gebiß und Steigbügel von Gold in grauem Überrocke, weißer Weste, Lederhose, hohen Stiefeln und dem berühmten kleinen Hut. Auf der Allee angelangt, saß er ab und besichtigte zunächst das hier in Garnison liegende Regiment Chasseur-à-cheval. Einzelne Pferde wurden vorgeführt

Digitized by Google

und abgesattelt; da sie gedrückt waren, so ließ er dem Regiments-Kommandeur sofort den Degen abfordern. Dagegen dekorirte er einzelne Offiziere, mit denen er zufrieden war. Für die künftige räumliche und geistige Entwicklung der Stadt Bonn war dieser kaiserliche Besuch von den allerwichtigsten Folgen. Unmittelbar vor der Parade hatte Napoleon den Plan der Befestigung Bonns, den ein Genie-Oberst Larcher de Chaumont entworfen hatte, von einem kleinen Berge auf dem rechten Rheinufer, dem sogenannten Finkenberge aus genau geprüft [1]) und das Projekt verworfen.

Von einer amtlichen Mittheilung dieser glücklichen Entscheidung findet sich in den hiesigen Akten keine Spur. Erst aus der von Napoleon dem Dritten veröffentlichten Korrespondenz seines Onkels [2]) erfahren wir Näheres über die Gründe, die dazu bestimmten, von der beabsichtigten Befestigung Bonns abzusehen.

Noch am Abend des 6. November diktirte Napoleon sein Urtheil, welches er in wenigen Worten zusammenfaßte. Die Darstellung ist so lichtvoll und in so großen Zügen entworfen, daß sie die Mittheilung der wichtigsten Paragraphen rechtfertigt.

§ 1. De Wesel à Mayence, il y a 60 à 70 lieues sans aucune place forte. Une armée qui voudrait envahir la Belgique d'accord avec une expédition anglaise se porterait sur Cologne, de Cologne sur Juliers, Aix-la-Chapelle, Liège, d'où elle arriverait à Bruxelles et de là à Anvers. Cette armée serait obligée de masquer et de faire observer Wesel, de masquer Juliers et Maëstricht; il faudrait aussi qu'elle masquât Givet, et il est probable que cette armée jugerait devoir prendre au moins Juliers, et peut-être Maëstricht, avant de passer la Meuse. Mayence se trouve tellement loin que cette place ne pourrait exercer aucune influence sur cette opération, en supposant que l'ennemi vînt par Cassel ou Lippstadt, ou par la route de Siegen.

---

[1]) Denkwürdigkeiten aus den Kriegsangelegenheiten bei Neuwied. Von L. Bleibtreu. Bonn 1834.

[2]) Correspondance de Napoléon Ier, publiée par ordre de l'Empereur Napoléon III. Tome XXII. Paris, imprimerie impériale 1867. p. 654 ff.

Digitized by Google

§ 2. Si l'on avait à Bonn une place forte, l'ennemi serait aussi obligé de masquer Bonn. Toutes les troupes de l'Alsace, au premier mouvement de l'ennemi, se réuniraient sur Bonn, tandis que les troupes de Hollande se grouperaient sur Wesel et Venlo. Il serait donc difficile de penser que l'ennemi pût pousser sa route sans prendre Bonn et Juliers.

§ 3. Ces idées avaient fait penser à fortifier Bonn, qui se trouve à peu près à moitié entre Wesel et Mayence; mais les fortifications de Bonn offrent quelques difficultés, la ville est environnée de montagnes qu'il faudrait occuper. D'ailleurs Bonn est au débouché des montagnes: la plaine qui s'étend depuis la mer, c'est-à-dire depuis Flessingue, Ostende et le Zuiderzee, et qui couvre les embouchures de la Meuse et du Rhin, finit à Bonn. L'emplacement de la place, à l'extrémité de la plaine, pourrait avoir des inconvénients, et, sans contredit, la place serait mieux située à Cologne, qui par sa position exerce une plus grande influence sur la plaine.

In den folgenden Paragraphen wird die Wichtigkeit der Befestigung Kölns näher dargelegt, eine Besatzung von zwölftausend Mann und vorgeschobene Befestigungen aus Erdwällen würden die Stadt unter allen Verhältnissen auf drei Monate sichern.

Wir können kaum annehmen, daß Belderbusch gleich diese erfreuliche Nachricht erfahren hat, dagegen wurde er schon am 7. November von dem Präfekten angewiesen, das von ihm auf den Betrag von 600 Francs festgestellte Honorar des Schauspieldirektors Ferrand auf die Stadtkasse anzuweisen. Belderbusch remonstrirte sofort dagegen, worauf er am 9. November eine besondere, aber nur vorläufige Autorisation des Präfekten zur Zahlungsanweisung erhielt. Belderbusch, der bei dem ungünstigen Ausfalle der freiwilligen Beiträge, auf den gleich hohen Betrag der Ersparnisse von den Festlichkeiten der Geburtsfeier des Königs von Rom gerechnet hatte, gerieth dadurch in große Verlegenheit. Er stellte daher dem Präfekten vor, daß in dem Gemeinde-Budget unter der Position: für unvorhergesehene Ausgaben nur noch ein Betrag von 72 Francs 46 Centimes disponibel sei. Die Subskription habe nur 361 Francs ergeben, er wisse gar nicht, wie er die Empfangskosten

Digitized by Google

decken solle, wenn ihm nicht die längst erbetene ministerielle Genehmigung ertheilt werde. Der Gemeindeeinnehmer werde mit Recht jeden ferneren Vorschuß weigern, um so mehr, als noch immer die Genehmigung des Ministers fehle, den bestehenden Vorschuß von 2539 Franks zurück zu erstatten. Dieser Betrag rühre von Arbeiten an dem städtischen Rheinwerfte her, die auf ausdrücklichen Befehl des interimistischen Vertreters des Präfekten, Herrn Bering [1]) ausgeführt worden seien.

Der Herr Präfekt möge daher entweder auf andere Mittel und Wege denken, den Schauspieldirektor zu bezahlen, oder eine ausdrückliche Genehmigung des Ministers zu dem angegebenen Zwecke erwirken.

Der Pächter des städtischen Gassenkothes mußte sich in Geduld fügen, Belderbusch hatte kein Geld, um die besondere Abfuhr zu bezahlen. Der Sand und die Asche blieben vorläufig in den Straßen der Stadt liegen.

Der Theaterdirektor übergab in Koblenz persönlich dem Präfekten die Remonstration des Maire, gelangte aber immer noch nicht zu seinem Gelde. Doazan, durch den Widerstand des Belderbusch gereizt, nahm Gelegenheit, seine Unzufriedenheit in einem vertraulichen Schreiben vom 11. November auszudrücken. Er findet den officiellen Bericht des Maire, den wir oben wörtlich mitgetheilt haben, viel zu kurz, „puisque l'on a omis une multitude de fait que chacun de nous liroit avec plaisir. Mais, d'autre part, j'ai senti, qu'il ne convenait pas de tomber dans les détails minutieux; les journaux se lisent partout ailleurs qu'aux lieux où ils sont redigés, et telle particularité locale, redite avec emphase, parait au loin une pauvreté ridicule. Aussi par exemple, qu'importe aux habitans de la France entière, qu'on ait sablé les rues de Bonn."

Dagegen sei gar nicht das große Verdienst erwähnt, das sich die Bewohner von Koblenz um das Departement durch die Bildung der Ehrengarde erworben hätten, die sich in einer regnerischen Nacht nach Bonn begeben, pour démontrer à l'empereur que nous n'étions

[1]) Theodor Bering war Präfekturrath in Koblenz. Handbuch für die Bewohner des Rhein- und Mosel-Departements. Koblenz 1812. S. 54.

Digitized by Google

pas de ses sujets les moins empressés à lui plaire. Voilà, ce me semble, ce qu'il était indispensable de bien exprimer.

Wahrscheinlich würde der Präfekt sich nicht so leidenschaftlich für seine Ehrengarde interessirt haben, wenn er gewußt hätte, was sein hoher Herr eigentlich darüber dachte. Am 3. November 1811, also wenige Tage vor seiner Ankunft in Bonn, schreibt Napoleon von Düsseldorf aus an den Prinzen von Cambacères:

„Mon Cousin, sans rime ni raison, les préfets forment des gardes d'honneur et donnent des grades et des épaulettes de colonel. La composition de ces gardes est souvent ridicule. Je désirerais qu'une décision du Conseil d'état réglât la formation et la composition de ces gardes; qu'elles ne pussent être formées par les préfets que sur l'avis officiel de mon voyage donné par le ministre de l'intérieur. Je pencherais même pour supprimer ces gardes d'honneur, si je ne craignais de faire une chose désagréable pour les villes, qui voient avec plaisir leurs enfants s'approcher du souverain dans ces circonstances. Je ne rencontre que des employés des postes et autres administrations, qui quittent leur besogne pour aller faire les gardes d'honneur; ce qui est fort ridicule."

Die Reise des Kaisers nach den rheinischen Departementen hatte dem Kunsthändler Zanna in Paris Gelegenheit zu einer Spekulation auf den Patriotismus der neuen Provinzen geboten. Die Präfekten erhielten von ihm billige Portraits des Kaisers und der Kaiserin, die an die Gemeinden zu dem Preise von 15 Francs verkauft werden konnten. Durch besondern Erlaß des Unterpräfekten wurde nun auch die Stadt Bonn autorisirt, die Bilder anzuschaffen; um dieselben aber einrahmen zu lassen, bedurfte es einer nochmaligen besondern Genehmigung, die unter der Bedingung ertheilt wurde, daß Glas und Rahmen die Summe von 15 Francs nicht übersteigen dürfe. Dafür war aber eine anständige Einrahmung nicht zu beschaffen. Der Glaser Odenkirchen in Bonn hatte dem Unterpräfekten die Einrahmung für 18 Francs besorgt. Belderbusch gab denselben Betrag und kam um Genehmigung der Überschreitung ein: „Je ne sais pourquoi on prescrit à la ville

Digitized by Google

de Bonn une oeconomie si rigoreuse et si minutieuse encore pour un article qui concerne nos augustes souverains."

Den Schluß des Aktenheftes bildet eine Korrespondenz mit der Vorsteherin der kaiserlichen Post, einer Madame Kaltenauer in Bonn. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, ein Brillant-Ring sei durch die Post nach Bonn gelangt, um damit den Kommandeur der Ehrengarde der Veteranen zu belohnen. Belderbusch hatte statt der kostspieligen Ehrengarde zu Pferde ein kleines Korps aus ältern gedienten Leuten gebildet, das bei dem Empfange Napoleons thätig war und dessen auch in der officiellen Beschreibung Erwähnung geschieht. Es war nun wirklich auf der Bonner Post ein Packet unter der Adresse: à Monsieur le commandant de la garde d'honneur à Bonn angekommen, das die Postvorsteherin aber nach Koblenz geschickt hatte. Ob dasselbe einen Brillantring enthalten habe, wußte Madame Kaltenauer nicht, da sie es uneröffnet weiter besorgt hatte. Belderbusch machte deshalb einen Versuch, für seine Bonner die wahrscheinliche Auszeichnung zu gewinnen und schrieb unter dem 28. November an den Duc de Frioul, Grand-Maréchal du Palais und reklamirte für den Kommandanten der Veteranen-Garde das kaiserliche Geschenk. Er schließt das Schreiben mit einer feinen hofmännischen Wendung: „Si elle était destinée pour cette dernière ville, la commune de Bonn ne sera pas moins heureuse, elle avait la visite du Monarque adoré que Coblence n'avait pas."

Digitized by Google

Die erste Kriegsschule in Deutschland.

Von G. Droysen in Halle.

Man liebt es, zu behaupten, daß die Erfindung des Schießpulvers das Kriegswesen umgestaltet habe. Das ist nicht völlig zutreffend. Das Pulver war längst erfunden, als feindliche Kriegsschaaren einander immer noch mit wesentlich denselben Mitteln und auf dieselbe Weise bekämpften, wie in jenen früheren Zeiten, in denen sich der Donner der Geschütze noch nicht in den Lärmen der Waffen mischte.

Von der Erfindung des Schießpulvers zur Entdeckung seiner Verwendbarkeit für Kriegszwecke war noch ein weiter Schritt, und ein nicht minder weiter Schritt von der Entdeckung seiner Verwendbarkeit bis zu seiner allgemeineren Verwendung. Es hat wahrlich lange genug gedauert, bis die Überzeugung allgemein durchdrang, daß der Karthaune und Muskete die Zukunft gehöre; wer die faule Gret mit ihrem massenhaften Vorspann durch den märkischen Sand haudern sah, oder die „Blibuchsin", mit der Herzog Albrecht von Braunschweig sein Schloß Einbeck im Jahre 1365 gegen das Volk Markgraf Friedrichs von Meissen vertheidigte, oder die 20 metallnen Steinbüchsen der Augsburger im Jahre 1372, der hätte der neuen Erfindung wahrlich keine große Zukunft prophezeien mögen.

Erst sehr allmählich führten unausgesetztes Nachdenken und immer neue Experimente weiter. Zur Steinkugel kam das Geschoß von Eisen, die unförmige Donnerbüchse wurde manierlicher, handlicher; man begann mit Handfeuerwaffen erste Versuche zu machen. Man überzeugte sich von der Wichtigkeit, namentlich der artilleristischen Schußwaffen, des „groben Geschützes", dessen Effekt vor allem bei Belagerungen den der Mauerbrecher und Wurfmaschinen in überraschendster Weise übertraf!

Digitized by Google

Die Vorzüge der Handfeuerwaffen wurden erst viel später erkannt, und während die „Arkoley" längst ihren festen Platz in jeder Armee behauptete und all die früheren Schußmaschinen verdrängt hatte, bildeten die Pikeniere immer noch das Gros des Fußvolks in den verschiedenen Heeren, und die Musketiere spielten die untergeordnete Rolle. Hat sich doch für den Soldaten des 16. Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag der Name „Lanzknecht" erhalten.

Die Karthaune ist es, welche nicht bloß die Burgen des Mittelalters gebrochen, sondern die ganze Technik der Kriegführung und des Kampfs verwandelt hat. Und wie sie den Ausgangspunkt einer wirklichen Wissenschaft vom Kriegswesen bildet, so bleibt sie der eigentliche Mittelpunkt dieser Wissenschaft. Die größte Zahl der im Lauf des 16. Jahrhunderts entstandenen kriegswissenschaftlichen Werke bezieht sich auf die Geschützkunde; sie beschäftigt sich mit der Elevation der Geschosse, mit der Zusammensetzung des Pulvers, mit der Verschiedenheit des Kalibers, mit der Länge des Geschützrohres, mit den artilleristischen Exercitien u. s. w., kurz mit der Theorie wie mit der Praxis des Geschützwesens. In wahrhaft verschwenderischer Fülle werden mathematische Berechnungen und chemische Analysen über den Leser ausgegossen. Der Revers der Artilleriewissenschaft ist die Fortifikationskunst; sie, die während des Mittelalters so einfach und elementar gewesen war, wandelte sich völlig um, als die Karthaunen zu beweisen anfingen, daß die alten Burgen dieser neuen Belagerungsmaschine nicht gewachsen seien. Auch über diesen Zweig der Kriegswissenschaft entstand im 16. Jahrhundert eine große Anzahl umfangreicher und gelehrter Werke; Dürers Werk ist Jedermann bekannt; es ist eins aus einer großen Zahl. Das Studium dieser militärischen Disciplinen aus den voluminösen und meist durch eine breitspurige Gelehrsamkeit äußerst ungenießbaren Werken erwies sich bald als unzureichend; um so mehr, als die Meisten grade derjenigen, die sich der Militärlaufbahn zuwandten, nicht in der glücklichen Lage waren, mit Bequemlichkeit dem komplicirten Gang wissenschaftlicher Darlegung folgen zu können. Das Bedürfniß nach einfacherer mündlicher Belehrung und damit verbundener praktischer Übung — die ja bis auf den heutigen Tag unerläßlich ist, wie in allen Zweigen der militärischen Wissenschaft, so besonders in der Geschütz-

Digitized by Google

kunde — machte sich schon frühe geltend. Man muß sich nur die Unsumme verschiedener Geschützsorten in jener Zeit des ausgehenden 15., des beginnenden 16. Jahrhunderts vergegenwärtigen, um die Schwierigkeit des artilleristischen Studiums und die Nothwendigkeit ausgedehnter praktischer artilleristischer Übungen zu begreifen. Durch die rasch zunehmende Einsicht von der Wichtigkeit des Geschützwesens, die Hast, mit der man es zu vermehren und zu vervollkommnen strebte, die immer neuen Experimente mit immer neuen Geschützen, vermehrten die Geschützsorten sich wie Unkraut. Nicht bloß, daß man in den Schlangen, Karthaunen (im engern Sinn) und Kammergeschützen drei besondere Arten von Artillerie hatte: jede von ihnen variirte wieder in einer Weise, die sehr lebhaft empfinden läßt, daß man sich in der Epoche der artilleristischen Experimente befand. Da gab es unter den Schlangen nicht bloß gemeine, halbe, viertels und achtel Schlangen, sondern auch die kolossalen Drachen und Basiliske. Die Sirenen, die Passevolanten, die Serpentine, Nattern und Pelikane, und die kleinen Falken und Sperber; es gab Doppelhaken (Musquetton), einfache und halbe Haken (arquebuse). Und alle diese Schlangenarten, unterschieden nach dem Gewicht des Geschosses, zerfielen in gemeine, verstärkte und geschwächte Schlangen, je nachdem das Kaliber des Rohres stärker oder schwächer war; sie zerfielen in Bastarde oder extraordinäre, unächte oder außerordentliche Stücke, wenn das Rohr hinter der normalen Länge zurückblieb oder sie übertraf. Und ähnlich wie bei den Schlangen war es bei den Karthaunen und Kammergeschützen. Die Kenntniß all dieser Geschützsorten und ihrer Behandlung erforderte denn freilich eine große auch praktische Übung. Und so entstanden zu Anfang des 16. Jahrhunderts Artillerieschulen, die erste in Italien, wie denn die zu Venedig noch lange für die beste galt. Der Unterricht erstreckte sich auf „Rechenkunst und Meßkunst, das Aufreißen geometrischer Figuren sowohl als der Geschütze und Befestigungswerke, das Nivelliren, die Leitung und Anlegung der Minen, die Verfertigung der Ladeschaufeln, das Vergleichen der Geschütze, den Gebrauch des Quadranten und anderer Nichtinstrumente, das Probiren neugegossenen Geschützes, die Verfertigung der verschiedenen Arten Kunstfeuer, die Anlegung der Batterieen, und endlich die Ausrüstung des Artillerietrains.“ Das Hauptgewicht aber

Digitized by Google

wurde auf die praktischen Schießübungen gelegt, bei denen vor allem die Beurtheilung des zu nehmenden Erhöhungswinkels und der Ladung geübt wurde (Hoyer I. S. 268.).

Kaiser Karl V. errichtete nach dem Muster dieser italienischen Artillerieschulen ähnliche, z. B. in Burgos. Ihre Gesetze enthalten noch viel Absonderliches und Unwissenschaftliches. So findet sich in ihnen die Bestimmung, daß jedesmal, wenn die Kugel in das Rohr eingeführt wird, das Zeichen des Kreuzes über die Mündung gemacht und die Hülfe der heiligen Barbara, der Schutzpatronin des Geschützes und der Artilleristen, angerufen werden soll. Auch muß ihr jeder Lehrling, der bei der Schießübung ohne Erlaubniß ausbleibt, zwei Pfund Wachs darbringen.

Zu der weiteren Ausbildung, die das Militärwesen im Lauf des 16. Jahrhunderts genommen, trug nichts mehr bei, als der große Kampf in den Niederlanden. Er übertraf alle Kriege des Jahrhunderts nicht bloß an Länge und Heftigkeit, sondern auch an methodischer Kunst. Und das zum wesentlichen Theil durch das militärische Genie des Prinzen Moritz von Oranien. Was er in der Fortifikation geleistet, sind die folgenden Jahrhunderte nicht müde geworden zu bewundern. Es übertraf selbst die Leistungen seiner Gegner auf dem Gebiet der Artilleristik. Durch nichts ist der niederländische Freiheitskrieg berühmter geblieben als durch die Menge der denkwürdigen Belagerungen, in deren Studium sich ein Menschenalter später Gustaf Adolf versenkte. Aber auch auf dem Gebiete des eigentlichen Heerwesens war, was Prinz Moritz that, von durchgreifender Bedeutung. Der lange und blutige Krieg forderte große Opfer an Mannschaft, und man war bald genöthigt, um die gelichteten Reihen zu komplettiren, von der Annahme nur solcher Personen, deren Lebensberuf das Soldatenhandwerk war, abzusehen. Man nahm, was man fand. Da galt es, dieses rohe Material rasch zu bilden, die Neulinge Pike und Muskete gebrauchen zu lehren, ihnen überhaupt einen militärischen Anstrich zu geben, dem Krieg selber die weitere Ausbildung überlassend. Zu dem Zweck sind die Instruktionen und Exercierreglements Oraniens verfaßt, die das ihrige dazu beitrugen, seinen Ruf als den des ersten Soldaten seiner Zeit zu begründen und zu befestigen, und die oranische Kriegskunst in alle Länder zu verbreiten.

Digitized by Google

Begreiflich, daß so die oranischen Reformen von größtem Einfluß auf die Kriegführung wie auf die Wissenschaft vom Kriege waren. Mehr noch als früher stellte sich das Bedürfniß nach systematischem Studium dessen, was zum Kriege gehört, heraus. Ein Bedürfniß, das nirgends lebhafter gefühlt wurde, als in den dem niederländischen Kriegsschauplatz angrenzenden Gegenden, namentlich in Niederdeutschland.

Johann dem Älteren, Graf zu Nassau, Katzenellenbogen, Dietz und Vianden ꝛc., gebührt der Ruhm, den ersten Versuch gemacht zu haben, dieses Bedürfniß zu befriedigen. Selber ein hervorragender Kriegsmann, der — wie er selbst angiebt — fast von Jugend auf den Kriegssachen obgelegen, auch den Kriegen und Belagerungen in den Niederlanden zum Theil mit beigewohnt, hernach als Feldherr in den Niederlanden kommandirt, auch andere hohe Kriegsämter bekleidet hatte, erkannte er die Nothwendigkeit der systematisch-militärischen Ausbildung eines Officierstandes in einer Zeit, in der namentlich in Deutschland an „guten und qualificirten Kriegshäuptern und Officieren nicht geringer Mangel gespüret wird", und legte als der erste deutsche Fürst die Hand an, solchen Officierstand zu schaffen. Er ist der Gründer der ersten Kriegsschule auf deutschem Boden.

Es ist anziehend, ihm in seine Überlegungen zu folgen.

Er sagt: die Wissenschaft und Erfahrung von Kriegssachen ist im Kriege selbst und durch eigene Experienz zu erlangen sehr gefährlich, langweilig und beschwerlich; glückt auch unter Tausenden kaum Einem. Auch die bisher im offnen Druck erschienenen Bücher über Kriegssachen nützen sehr wenig, wofern nicht der Handgriff und rechte Gebrauch daneben gelernt wird. Denn von denen, die der Kriegssachen unerfahren sind, werden sie ganz ohne Verstand, von denen aber, welche von Kriegssachen schon etwas wissen, nur als bloße Historien gelesen; von den Einen wie von den Andern also mit geringem Nutzen und Effekt. Es kommt dazu, daß viele dieser Skribenten, die aus eigener Erfahrung von Kriegssachen schreiben, die Dinge doch dermaßen verwickelt und verdunkelt haben, daß auch einer, der schon vorher der Sachen wohl erfahren war, sich schwerlich in sie finden kann; zu geschweigen, daß solche Bücher meist in fremden und dem gemeinen Haufen unbekannten Sprachen geschrieben sind. In Summa: auch aus Büchern

Digitized by Google

wird man die Kriegskunst und das Kriegführen und was dazu nöthig ist, nicht vollkommen lernen können.

Gleichwohl ist für einen Feldherrn, Obersten und Befehlshaber an gründlicher und rechtschaffner Wissenschaft der Kriegssachen sehr viel gelegen, und es ist nicht gleich viel, ob etwa einer in vielen Zügen gewesen und mit der Kriegssachen verständigen Leuten umgegangen ist, wenn er nicht selbst etwas Gründliches davon gelernt hat. Es gilt, nicht auf das blinde Glück und gradewohl in's Tausend hinein zu wagen und nach seiner Phantasie und Gutdünken anzustellen, sondern allerwegen gar klüglich, vorsichtig und mit guter Raison und Ordnung zu handeln, wofern man anders Ruhm und Ehre und die erwünschte Victori davon tragen und nicht nur sich selbst, sondern auch sein unterhabendes Kriegsvolk, auch bisweilen Land und Leute in äußerste Noth und Gefahr und um Leib und Leben bringen will. In Ansehung, daß die Wissenschaft, Übung und Erfahrung in Kriegssachen, wenn es zum Treffen kommt, einen Menschen unerschrocken, keck und wohlgemuth, hingegen aber die Unwissen- und Unerfahrenheit, sobald man des Feindes ansichtig wird, erschrocken, bebend und verzagt macht, und alsdann mit großem Schnarchen und Reden, oder mit Fluchen und Schwören, oder auch mit Verwund und Schlagen der Soldaten nichts ausgerichtet wird. Man muß seine lectiones eben zuvor wohl gelernet und sich auf alle zutragenden Fälle gefaßt und bereit gemacht und sonderlich studirt haben, wie man alles mit guter Ordnung verrichten soll. Denn gute Ordnung und nicht die Menge des Kriegsvolks ist, nächst Gott, gemeiniglich eine Ursache des Obsiegens, wie hingegen Unordnung eine Ursache des Unterliegens.

Wie aber gute Ordnung anzustellen und zu halten und hingegen Unordnung zu verhüten sei, kann nicht ohne eigene Experienz und im Kriege allein gemerkt und gelernet werden, wie denn junge unerfahrene Leute ohne vorhergegangene Unterweisung keinen Unterschied zu machen wissen; Andere, so allbereit den Kriegen nachgezogen und zu hohen Befehlen gekommen sind, mögen bisweilen wohl guter Information begierig sein, aber sie scheuen und schämen sich, etwas von Andern zu lernen und zu fragen. So kommt es denn, daß sie und ihr armes unschuldiges Volk oftmals Noth leiden, und auf die Fleischbank jäm-

Digitized by Google

merlicher Weise geliefert werden müssen; zumal wenn sie ihren Feind, wie denn gemeiniglich geschieht, aus Unwissenheit oder vermessner Sicherheit und Tollkühnheit verachten. Und oft genug bewahrheitet sich da das Wort: wer seinen Feind veracht, ehe er ihn sieht, denselben zu fliehen pfleget, wenn er ihn sieht.

Diesem Mangel in der Ausbildung des Officierstandes abzuhelfen, erkannte er als das beste Mittel die Gründung einer Kriegsschule, in welcher der Officier all das zu lernen Gelegenheit hätte, was auf dem gegenwärtigen Stande der Kriegskunst zu wissen und zu können unentbehrlich sei. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der Graf mit besonderer Stärke wiederholt das nationale Bedürfniß betont. Es handle sich „um das allgemeine Beste unseres geliebten Vaterlandes deutscher Nation." Die „Affektion", die er zu ihm trage, habe ihn getrieben, mit allem Fleiß darauf zu denken, „wie das Kriegswesen auch in Hochdeutschland auf den niederländischen Schlag rechtschaffner Weise bestellet und verbessert werden möchte." Es sei heutiges Tages kein geringer Mangel an „guten und qualificirten Kriegshäuptern und Officieren." Eine deutsche Kriegs- oder Ritterschule werde dem Mangel abhelfen. Auf ihr würden alle die, welche die Wissenschaft vom Krieg lernen wollten, mit „träglichen Unkosten" gebildet werden. Zugleich würde „groß Geld und Gut, welches zum öftern mit großen Summen von Eltern und sonderlich Herren und adelich Standes an ihre erwachsenen Söhne mit kostbarer Ausfertigung und Unterhaltung derselben in fremden Landen und auf Akademien bisweilen sehr übel angewendet und spendirt wird, erspart werden."

Freilich werden bereits an manchen deutschen Fürstenhöfen bisweilen „feine und ritterliche Exercitia" gehalten: jedoch „nur zur Lust und gleichsam als Comödie." An andern fürstlichen Höfen werden „auch die Waffenhandlungen und das Drillen, wie man es nennt, und sonst andere hoch nützliche und nöthige Studia, als freie Künste und Sprachen, in besonders angestellten collegiis tractiret." Aber das ist etwas weit anderes, als was Graf Johann will. Denn seine „Kriegs- oder Ritterschul" hat „mit anderem gemeinen Schulwerk und darinnen gebräuchlichen studiis und exercitiis ganz und gar keine Gemeinschaft", ist auch nicht für diejenigen, welche die auf Akademien oder Schulen

Digitized by Google

üblichen freien Künste und Sprachen oder „die höheren Fakultäten“ studiren wollen, sondern einzig und allein für diejenigen, „so zu Kriegssachen und rittermäßiger Übung Lust und Liebe, und entweder ganz und gar sonst nicht studirt haben, oder nicht mehr auf andern Schulen zu studiren oder zum wenigsten ihre andern Studia so fern bei Seit zu setzen begehren.“

Vielmehr: „Wie andere freie Künste und Wissenschaften auf den hierzu bestellten Akademien und Schulen gelehrt und gelernt werden, also sollen auch die Kriegssachen, und was einem rechtschaffenen Kavalier oder Kriegsmann, wenn er zu Jahren und etwa zum Befehl kommt, zu wissen und zu prakticiren nutz und nöthig ist, zum wenigsten quo ad theoriam, in wohlbestellter Kriegs- und Ritterschul gelehrt, gelernt und getrieben werden.“

Und zwar nur die Kriegssachen, und was ihnen verwandt ist; und „nicht promiscue oder ohne Unterschied mit jedermänniglichen, sondern vornämlich mit Herrn, Adelichen und vornehmen Geschlechtspersonen“; vorausgesetzt, daß sie ein zu diesen Studien passendes Alter erreicht haben — er nennt das 17. bis 25. Jahr —, daß sie zu den Kriegssachen Lust und Liebe, und mit andern Studien und Exercitien, die ihnen bei diesen Dingen hinderlich sein könnten, nichts mehr zu schaffen haben, vorausgesetzt vor allem, daß sie nicht „noch unter der Disciplin und Ruthen“ stehen und verpflichtet sind, diese oder jene nicht auf die Kriegswissenschaft bezügliche Lektion zu hören.

Graf Johann brachte diese Gedanken zu Papier, theilte sie „vielen vornehmen, der Kriegssachen verständigen, hohen und niederen Standespersonen“ mit, und pflog mit ihnen häufig Verhandlungen über sie.

Sie fanden bei den Meisten ungetheilten Beifall. Man erklärte das Werk nicht nur für hoch nützlich und nöthig, sondern auch für praktikabel.

Gleichwohl hatte der Graf Anfangs Bedenken gegen die Ausführbarkeit. Er gesteht, besorgt gewesen zu sein, „daß sich allerhand Obstakel und Difficultäten bei diesem neuen und sonsten ungebräuchlichen Werk ereignen möchten.“

Das Zureden Anderer nahm ihm seine Bedenken, und so legte er denn Hand an's Werk. Zunächst in der Art, daß er sich bemühte,

Digitized by Google

einen deutschen Potentaten, Kurfürsten oder Fürsten zu gewinnen, dem allgemeinen Vaterland zum Besten in seinen Landen eine solche Kriegsschule zu errichten. Aber da fand sich Keiner, der Neigung hatte, auf den Plan einzugehen. So entschloß er sich denn endlich auf oftmaliges Erinnern und Anhalten „vieler vornehmer, gutherziger und nicht allein dem gemeinen Nutzen wohl zugethaner, sondern auch der Kriegssachen erfahrener Leute und Patrioten, Herren, Adelichen und anderer vornehmen Geschlechts, denen unser Intent bewußt gewesen", „nach reiflicher Erwägung und Berathschlagung" selber den Versuch zu wagen.

Es war im Jahr 1611, daß er Johann Jacobi von Wallhausen nach Siegen berief, damit er die Direktion der hier zu gründenden „Kriegs- und Ritterschule" übernähme. Die Wahl war eine äußerst glückliche. Wallhausen war einer der ersten Militärschriftsteller seiner Zeit; er hatte den Krieg in den Niederlanden mitgemacht; die oranische Kriegskunst war ihm vertraut wie wenigen. Wenn das Programm der Kriegsschule zu Siegen sein sollte, „das Kriegswesen in Hochdeutschland auf den niederländischen Schlag anzuordnen", so war Wallhausen ganz der geeignete Mann.

In seinem Namen erfolgten die Ausschreiben und Bekanntmachungen der neuen Gründung.

Was nun die Gegenstände betrifft, die auf der Kriegsschule zu Siegen gelehrt wurden, so zerfallen sie in Haupt- und Nebenfächer. Zu jenen gehört zunächst der theoretische Unterricht in den verschiedenen Gebieten der Kriegswissenschaft. In dem Kursus über Taktik lernen die jungen Herren, „welcher Gestalt Zug- und Schlachtordnungen zu Roß und Fuß fug- und nützlich, auch in aller Eil zu ordnen; wie man sich nach Gelegenheit des Orts — seiner selbst und des Feindes — in verschiedenen Stationibus und Distancen, auch in vertheilten Haufen, Regimentern und Truppen, in gewisser Höhe und Breite, auf mancherlei Art und Weise geschwind und gleichsam in einem Hui rangiren oder stellen, wenden und kehren, die Glieder und Reihen öffnen, schließen, verdoppeln, und wiederum sich auf vorige Weise darstellen; wie man auf den Feind chargiren und bequemlich wiederum retiriren, auch wie man sowohl die Kavallerie als auch die Infanterie in Bataille recht und ordentlich abtheilen, wie man die Treffen und

Digitized by Google

Reserven neben und hinter einander ordiniren, imgleichen, wie und wo man die Artillerie oder das grobe Geschütz in Bataillen recht gebrauchen und in Summa, wie man auf allerlei bequeme und in den Niederlanden gewöhnliche Art und Weise gegen den Feind im Feld sowohl offensive als defensive verfahren und sich halten kann."

Ein weiterer Gegenstand des Hauptunterrichts ist die Fortifikation sowohl der Lager wie der Festungen. Da wird gezeigt, „wie und auf was eine Weise und Form ein Quartier oder Feldlager für ein ganzes Kriegsheer, ein jedes Regiment, ein jedes Fähnlein, ja fast einen jeden Kriegsmann insonderheit vom größten bis zum kleinsten, auch zugleich für den Troß, Marketender und Südler ꝛc. nach Anzahl des Volks und Geschützes, mit all seinen in- und zugehörigen Gängen, Gassen, Lärm- und andern Plätzen, Gräben, Wällen, Brustwehren, Courtegarden, und in Summa mit all seinen Pertinentien in Eil ab- und auszutheilen, aufzuschlagen und zu verfertigen, und selbiges auch auf die niederländische und sonderlich Prinz Moritzen gebräuchliche Manier."

Ebenso wird gelehrt, „wie und auf was eine Weise eine Festung mit ihren zugehörigen Basteien oder Bollwerken, Wällen, Courtinen, Epolen oder Schultern, Banquetten, Brust- und Streichwehren, Cavallieren, Casematten, Faussebrayen, Gräben, Brücken, Gängen, Thoren, Contrescarpen, Ravelinen, halben Monden, Aussen- oder Hornwerken, item mit Geschütz und Munition, auch Proviant, und dann mit nothwendiger Garnison oder Besatzung zu verwahren und zu versorgen, auch gegen feindlichen An- und Überfall durch allerhand hierzu dienliche und in den Niederlanden gebräuchliche Mittel, als sonderlich mit dem Geschütz, mit Granaten und Sprengkugeln, mit Abschneidung, Contreminen, Sturmhaspeln und dergleichen zu vertheidigen."

Und wie die Befestigung und Vertheidigung, so wird auch Belagerung und der Angriff gelehrt: „wie die Approschen, Trancheen oder Laufgräben, Reduten, Courtegarden, Gallerien, Sapen, Minen ꝛc. anzustellen und zu machen, wie und wo das grobe Geschütz zu pflanzen, und dadurch nicht allein den Belagerten die Oberwehr und Kasematten zu benehmen, sondern auch die Breschen zu schießen; wie die Batterien, Plattformen oder Katzen zu bauen, wie man Sturmläufe halten, wie die Petarden und Feuermörser oder Böller zu gebrauchen, wie aus den

Digitized by Google

Wassergraben das Wasser in aller Eil mit besonderen Instrumenten zu bringen, oder wie und durch was Mittel dieselben in Eil auszufüllen, und in Summa, wie sowohl inner- als außerhalb für und gegen Festungen eines Theils defensive, anders Theils offensive durch allerhand bequeme Mittel und Wege zu procediren sei, und solches alles auch auf unterschiedene und in den Niederlanden gebräuchliche Manier; allermaßen es denn daselbsten notiret worden."

Besonderes Gewicht aber wird auf die „Artilleriesachen und was denen anhängt" gelegt. Die „Kriegsstudenten" werden in ihnen so unterrichtet, „daß sie nicht allein wissen den Unterschied des groben Geschützes, sondern auch eines jeden Effekt, und wie dasselbe zu Felde inner- und außerhalb Festungen, zu Wasser und Land recht zu gebrauchen, und was zum rechten Gebrauch nutz und nothwendig sei. Item wie die Granaten, Sprengkugeln, Feuerpfeile, Petarden, Sturmleitern ꝛc. beschaffen und zugerichtet sein, auch gebraucht werden müssen, und in Summa was zu der ganzen Artillerie gehörig, nutz und nöthig sei, und solches auch nach dem niederländischen Schlag und Gebrauch."

Endlich erstreckt sich der theoretische Unterricht — „so schrift- so mündlich", auf alles das, „was zu einer ganzen Armada oder Kriegsheer, und zu nothwendiger Ausrüstung und Unterhaltung desselben auf gewisse Zeit, Monat und Jahr, ja fast auf Tag und Stund, es sei zu Wasser oder Land, für Anlage und Unkosten, Gage oder Besoldung, an Geschütz, Munition, Wehren, Waffen, Instrumenten und allerhand Materialien, item an Proviant, Futter und dergleichen Sachen erfordert werde; auch was für Officiere oder Befehlshaber vom Höchsten bis zum Geringsten dazu gehören, und was eines Jeden insonderheit Amt, Charge und Verrichtung sei; und in Summa, es wird den jungen Kriegsstudenten Bericht und Anweisung gegeben, was beim Anfang, Mittel und Ende eines wohlbestellten, ordinirten und disciplinirten Kriegs, es sei gleich bellum offensivum oder defensivum in sonderlicher Obacht zu halten, zu thun und zu lassen sei."

Ähnlich, wie heutiges Tages akademische Vorlesungen sich wohl an gedruckte Leitfaden anlehnen, wird allen jenen Vorlesungen der Kriegsschule ein die verschiedenen Lehrobjekte umfassendes „Memorial" zu Grunde gelegt, in welchem „allerhand nutz- und nöthige Observationes,

Digitized by Google

Regeln und Abriß" enthalten sind, die Graf Johann während seines Kriegslebens, namentlich in den Niederlanden, zusammengetragen hat. Sie beruhen theils auf Beobachtung der Praxis anderer Feldherrn, theils auf eignen Erfahrungen. Dieses Memorial befindet sich in den Händen des Lehrers wie der Schüler. Zur Demonstration der verschiedenen Vorträge dienen die „sonderlich dazu gemachten und dienlichen, neuen und nirgends sonsten befindlichen" Modelle, Werkzeuge und Abbildungen, „also daß man die dadurch abgebildeten und angedeuteten Sachen gleichsam lebhaft mit seinen Augen sehen, ja mit Händen tasten und fühlen, auch selber nachmachen, und also dieselben gar leichtlich und in kurzer Zeit (wenn einer schon weder lesen noch schreiben könnte) mit seinem Verstande fassen und begreifen kann."

Den theoretischen Vorträgen gehen regelmäßige praktische Übungen zur Seite; Übungen in der „Waffenhandlung." Auch sie wird „auf den niederländischen, als heutiges Tages den besten Schlag" geübt. Und zwar durch einen „von Uns sonderlich bestallten und in den Niederlanden viel Jahre geübten Drillmeister." Da gilt es „mit den zu Roß und Fuß jetziger Zeit üblichen Wehren und Waffen recht umgehen und dieselben zur Offension wie auch zur Defension gebrauchen lernen." Die nöthigen Waffen liefert das gräfliche Zeughaus. Es wird geübt, „sich in Zug- und Schlachtordnung zu stellen", auch sie selber anzuordnen. Dann wieder „die Quartier und Festungen mit ihrem Zubehör abzutheilen, abzureißen und zu formiren." Die Schüler werden geübt, „einander zu examiniren und kommandiren." Alles jedoch „ohne einigen Verdruß und Beschwerung, ja mit ihrem eignen, wie andrer, die es hören und sehen, besonderen Lust und Gefallen."

All diese bisher genannten „Lectiones, Exercitia und Studia" werden „ordinarie" traktirt. Den einzigen theoretischen „extraordinären" Unterrichtsgegenstand bildet die französische Sprache; „angesehen sie nicht allein heutiges Tages fast allenthalben in Deutschland, auch bei Herren-Höfen sehr gebräuchlich und also einem Courtisanen oder Höfling derselben ganz unerfahren zu sein, fast schimpflich ist; sondern auch, dieweil in Kriegssachen viel Wörter und Termini vorfallen, welche aus französischer Sprach genommen sein, und also ohne Wissenschaft deren Sprachen nicht gründlich verstanden werden können; anderer vielen Nutz-

Digitized by Google

barkeiten der französischen Sprache zu geschweigen." Sie wird in wöchentlich 4 Stunden unterrichtet, und zwar durch Abraham de la Faye, den Graf Johann zum „Ordinari Professori" dieser Sprache ernannt hat. Sein vollständiger Titel lautet: „der löblichen zu Siegen angestellten Ritter- und Kriegsschul Coadjutor constitutus und Professor ordinarius." Auch extraordinäre Leibesübungen werden gepflegt: „Nebenexercitia", „die den Kriegssachen etlicher Maßen anhängig und verwandt sind." Dahin gehört: Fechten, Piken- und Ballspielen, Fahnenschwingen, Reiten und dergleichen.

In der Nebenlektion wie in den Nebenexercitien sich unterrichten zu lassen, bleibt Jedem freigestellt.

Was das Lehrerpersonal betrifft, so steht an der Spitze der Direktor Johann Jacobi von Wallhausen. Seiner, so wie des Professors der französischen Sprache, und des Drillmeisters ist schon gedacht. Ferner ist ein „Bereiter" und „Zeugwarter oder Büchsenmeister" engagirt. Die Stelle des Fechters, Piken- und Ballspielers ist einstweilen noch unbesetzt, doch sucht man auch da tüchtige Kräfte zu gewinnen.

In recht naiver Weise spricht sich der Graf über die finanzielle Seite des Unternehmens aus. Obwohl die Belehrung in all den genannten Fächern mit keinem Geld zu bezahlen, und jedes von ihnen recht angewandt viele Tausend werth sei, wie denn mancher um ein Stück allein — z. B. die Fortifikation oder das Artilleriewesen oder dergleichen — zu lernen, viel ausgeben müsse, so wäre es doch sein Wunsch gewesen, daß der Unterricht unentgeltlich gegeben würde. Da das leider nicht durchführbar sei, so sei es sein Bestreben, die Kosten wenigstens so gering als möglich zu berechnen, damit „dieses wohl gemeinte Werk in seinem Gang und Esse beständig erhalten, auch je länger je mehr in gedeihliches Aufnehmen gebracht werde."

So wird denn bestimmt, daß jeder „Kriegsstudent" für die „ganze Unterweisung" funfzig Goldgulden „einmal vor alles" zu entrichten habe. Für die Nebenexercitien und den französischen Unterricht jedoch ward ein besonderes Honorar gezahlt. Doch soll es so gering sein, „daß sich deswegen Niemand mit Billigkeit zu beschweren habe."

Über die Gehaltsverhältnisse der Lehrer erfahren wir nichts.

Die Ordnung auf der Kriegsschule und unter den Studirenden wird durch gesetzliche Bestimmungen aufrecht gehalten. In Kriegsläuften müssen

Digitized by Google

„die leges und disciplina militaris“ nothwendig geschärft werden. Graf Johann hat es aber vorgezogen, sie zu „moderiren“, so daß sich in Betreff ihrer „mit Billigkeit Niemand zu beschweren haben wird.“ Es soll auch „nach der Gelegenheit der Personen Unterschied und gebührliche Bescheidenheit gebraucht werden.“ Die Summa dieser Gesetze ist in der Kürze folgende: Wer sich auf die Kriegsschule begeben will, hat es mit Vorwissen und Willen seiner Eltern oder Vormünder zu thun, und hat darüber bei seiner Ankunft ein beglaubigtes Zeugniß vorzulegen. Ein Jeder hat sich gottesfürchtig, ehrbarlich, züchtig, mäßig und eingezogen, auch gegen die Oberen, die ihm im Namen des Grafen zu befehlen haben, gehorsam zu erzeigen. Unnöthiges Schulden oder Kosten machen ist verboten. Vielmehr hat jeder das, was er für Tisch, Logis, Waschen und andere dergleichen nothwendige Dinge, wie auch für die „Institution in Kriegs- und andern nützlichen Sachen“ schuldig wird, von Monat zu Monat, oder zum längsten von einem Vierteljahr zum andern richtig und unfehlbar zu bezahlen. Eher darf er nicht von dannen gehen. Ferner hat ein Jeder die Kriegsschule nach seinem Vermögen bei jeder sich darbietenden Gelegenheit auf's Beste zu fördern, und ist verpflichtet, das, was er auf ihr von Kriegssachen gelernt hat, nicht dem gemeinen Vaterland deutscher Nation, vielweniger den evangelischen Ständen zum Nachtheil auf irgend welche Weise und Wege zu mißbrauchen; dasselbe ebenso wenig zu „spargiren oder gemein zu machen.“

Dieser „Kriegsschulen-Artikelsbrief“ wird jedem bei seiner Ankunft vorgelesen und, wo nöthig, erklärt.

Und da auf Akademien und Schulen bekanntlich manch einer dadurch verdorben wird und in große Schulden geräth, daß man jedem ohne Unterschied leihet und borgt, so ist verordnet, daß kein Gräflich Siegen'scher Bürger einem Kriegsstudenten über fünf Gulden Werth kreditiren darf, außer mit Vorwissen des Kriegsschulen-Direktors, der darin jedoch „behörliche Diskretion nach Gelegenheit der Personen und erheischender Nothdurft wird zu halten wissen.“

Und damit ja keiner meine, er müsse sich Studirens halber auf der Kriegsschule Jahr und Tag mit großen Kosten aufhalten, so ist zu wissen, daß einer, der seine Zeit recht anwendet und auf alles gute

Digitized by Google

Achtung giebt, auch die Hand wohl anlegt und sich nicht mit Nebensachen vergeblich aufhält, auch sonst an Alter und andern nothwendigen Gaben und Verstand keinen Mangel hat, „ehe als in Jahresfrist" von allem so viel lernen und fassen kann, „daß er mit Ehren bestehen, und ein devoir heut oder morgen, auch da er gleich keinen Kriegsmann ex professo geben wollte, mit gutem Rath und That dem Vaterland zum Besten nützlich verrichten kann."

Da nun ein Jeder, der sich in diese Kriegsschule zu begeben, oder einen der Seinigen in sie abzufertigen beabsichtigt, zuvor „mit seinem Säckel abrechnen, und wie von einem fleißigen Hausvater zu geschehen pflegt, denselben um Rath fragen wird", und da bisher schon häufig Anfragen wegen des Kostenpunkts eingelaufen sind, so ist dem Einladungsausschreiben zum Besuch der Kriegsschule ein Kostenanschlag der verschiedenen Lebensbedürfnisse beigegeben; ein „Verzeichnus, in was Preis oder Werth man in Siegen auf die Ritter- und Kriegsschul, Losament, Tisch oder Kost, zusammt der Befeuerung und dem Waschen haben könne."

„Ein Herr, Kavalier oder von Adel kann ein Losament, als Stuben und Kammer mit Tisch, Bänken und zugehörigen Nothwendigkeiten, als die Services oder Dienste vom Gesinde im Haus (damit eines, da es ihm nicht ohne das gelegen und gefiele, eben einen Jungen auf seinen Leib halten durft), also daß ihm alle Morgen sein frisch Wasser, Hand- und Tischzwechlein, Handfaß und Becken, seine Stube gesaubert, sein Bett gemacht wird, um sieben, auch acht Reichsthaler bekommen; insonderheit wann ihr zween beisammen wohnen, auch um ein Wohlfeileres; von einem halben Jahr zum andern."

„Die Kost oder den Tisch belangend, kann man denselben auf dreierlei Art haben: Als nämlich ein Tisch, da acht oder mehr Gericht und so viel Bier, als man über der Mahlzeit trinken mag, gespeiset wird, bezahlt man ordinarie einen Goldgulden, oder zween Gulden."

„Da aber nur mit vier, fünf oder sechs Gericht, und über die Mahlzeit gut Bier genug gespeiset und gegeben wird, bezahlt man wöchentlich einen Königsthaler."

„Vor ein Losament des Winters mit Holz zu versorgen, nach

Digitized by Google

Gelegenheit und Größe der Stuben, giebt einer fünf, sechs, auch wohl sieben Reichsthaler."

„Vor das Waschen von einem halben Jahr zum andern ungefähr anderthalb Königsthaler."

„Vor eine Waage Heu, das sind 120 Pfund, giebt und bezahlet man acht, auch wohl neun Batzen."

„Vor ein Maaß Haber, zween oder drei Batzen, also daß einer mit 2 Maaß einen Klepper gar wohl drei Tag halten und speisen kann."

„Und kann man sonsten dies Orts ausbündig gut Westphälisch und Landbier, auch Rheinischen Wein um ein Billiges bekommen und genießen: Ja, ist der Wein allda so gut und viel besser, auch wohlfeiler, denn eben an den Orten, da er am Rhein wächset, zu bekommen; also daß insonderheit alle die Poloemici Studiosi denselben Trunk vor andern rühmen, und besser achten müssen, ihnen auch das Geld, so sie daselbst um einen guten unverfälschten Trunk geben, noch zur Zeit nicht reuen lassen."

Die Ritter- und Kriegsschule zu Siegen hatte von Anfang an mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Zwar fanden sich „vor und nach" „etliche vornehme, gräfliche Herren und Adeliche, auch andere guten Geschlechts- und Standespersonen" aus verschiedenen Orten Deutschlands ein, hielten sich eine Zeit lang auf der Schule auf und „haben meist so viel gelernt, daß sie sich dessen heut und morgen werden zu bedanken wissen", wohingegen es freilich auch solche gab, die „ein Mehreres hätten prästiren können, wenn sie den Sachen der Gebühr ab- und ausgewartet hätten." Aber der Besuch blieb doch hinter den Erwartungen zurück. Zum Theil, weil viele in Folge der Wallhausen'schen Ausschreiben des Glaubens waren, die Kriegsschule sei nur eine Privatanstalt von ihm; dann, weil Wallhausen bald entlassen wurde, und zwar weil er, wie Graf Johann sagt, „von denjenigen, denen er seiner Person, Thun, Wandels, auch in offnen Druck gegebener Bücher, wie auch anderwärtiger Bestallung halben bekannt gewesen, in einem solchen hohen und neuen Werk nicht suffisant erachtet, noch dafür gehalten worden, daß er beständig dabei bleiben und solches der Gebühr nach abwarten wird." Das Werk habe durch ihn „nicht in Aufnehmung gebracht werden können."

Digitized by Google

Natürlich, daß diese Entlassung des Direktors ein neuer Schlag für das Unternehmen war. Die Meinung verbreitete sich, es sei wieder aufgelöst; es sei „nur lauter Spiegelfechtens damit gewesen."

Dem Grafen lag alles daran, dieser Ansicht zu begegnen. Er entsandte im Jahr 1618 den Herrn de la Faye, der nach Wallhausens Entlassung interimistisch die Stelle des Direktors versah, damit er an den Höfen der Fürsten und Herren jene Meinung widerlege und für die Kriegsschule Propaganda mache. Die im höchsten Maaß anziehende gedruckte Instruktion, die er ihm mitgab, ist die Quelle unserer Darstellung.

Ob die Sendung den erhofften Erfolg gehabt hat, ob sich alle diejenigen, oder wenigstens viele von denen, „welche zu den heroischen, adelichen und öffentlichen Studiis und Exercitiis Lust und Lieb tragen, und heut oder morgen dem gemeinen Vaterland deutscher Nation, auch andern Potentaten, Kurfürsten und Herren mit Ehren und Nutzen zu dienen begehren", die alle „gegen nächst künftige Frankfurter Ostermeß des herannahenden 1619 Jahres anhero auf unsere Kriegsschul geladen und berufen werden", („denn der Anfang der Lektionen und Übungen Montags nach Quasimodogeniti, das ist den 5. Aprilis Stylo veteri, vermittelst göttlicher Gnaden gemacht werden soll"), sich wirklich einfanden, ist nicht bekannt. Vermuthlich wird der Ausbruch des großen Kriegs nicht viel Zeit und Ruhe zu theoretischen Studien gelassen haben, und wer Lust zum Kriegshandwerk hatte, wird lieber Siegen nach als nach Siegen gegangen sein.

Digitized by Google

Bücherschau.

Wir beginnen an dieser Stelle den neuen Jahrgang unserer Zeitschrift, welchen wir der allseitigen Theilnahme der Geschichtsfreunde recht warm empfehlen, mit der Anzeige einiger Werke, die nach verschiedenen Richtungen hin für uns von Bedeutung sind.

Urkundenbuch des in der Grafschaft Wernigerode belegenen Klosters Drübeck. Vom Jahre 877—1594. Bearbeitet im Auftrage Sr. Erlaucht des regierenden Grafen Otto zu Stolberg-Wernigerode von Dr. Ed. Jacobs. Mit vier Siegeltafeln und drei in Lichtsteindruck facsimilirten Urkundenanlagen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1874.

Dieses vorzüglich ausgestattete Urkundenwerk, welches wir der Munificenz des Grafen Otto zu Stolberg-Wernigerode und der unermüdlichen Thätigkeit seines kenntnißreichen Archivars verdanken, bildet den 5. Band der Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete. Auf den reichen Inhalt desselben hier näher einzugehen, verbietet der Raum. Es ist im Ganzen ein sehr verdienstvoller Beitrag zu den Fundamenten unserer Geschichtsforschung, der uns in gründlichster und sorgfältigster Weise zurecht gelegt ist. Musterhaft ist die Herstellung des Diplomatariums selbst, musterhaft sind die verschiedenen Register und das Glossar. Über die allgemeinen Verhältnisse werden wir in einer Einleitung orientirt und zu den Siegeltafeln hat der Archivrath v. Mülverstedt außerdem eine besondere Abhandlung geliefert. Sehr dankenswerth ist auch die Beigabe der photolithographischen Nachbildung der Diplome von 877, 980 und 1004. Wir erwähnen, daß die Wissenschaft noch andere wichtige Veröffentlichungen von Theilen des im Gräflichen Hauptarchive zu Wernigerode geborgenen Urkundenschatzes zu erwarten hat, indem der Druck eines Urkundenbuches des Benediktinerklosters Ilsenburg bereits im Gange ist und ein ferneres: des Augustiner-Einsiedlerklosters zur Himmelpforte schon vorbereitet wird.

Die ältesten Hamburgischen Zunftrollen und Bruderschaftsstatuten. Gesammelt und mit Glossar versehen von Dr. Otto Rüdiger. Herausgegeben von Bürgermeister Kellinghusens Stiftung. Hamburg, in Kommission bei C. Gräfe. 1874.

„Erst die Vergleichung der Zunftrollen verschiedener Städte kann uns einen klaren Überblick über die allgemeine Zunftgeschichte verschaffen. So gleichartig, wie Viele wähnen, ist die Entwickelung der Zünfte in den verschiedenen Städten und Ländern nicht gewesen. Wenn das Princip auch überall dasselbe war, im Einzelnen gestaltete sich Vieles eigenartig." Nach diesen Worten des Dr. Rüdiger, welchen wir beistimmen, haben wir sein vorliegendes Werk, dem er zwei Jahre regsten Fleißes widmete, recht willkommen zu heißen. Die Schwierigkeiten, die schon bei dem Sammeln des Materials zu überwinden waren, sind in dem Vorworte mitgetheilt: es mußte großentheils erst entdeckt und zugänglich gemacht werden, manches führte die Verbindung mit gefälligen Mittelspersonen, manches der glückliche Zufall heran. Es wird hier eine Bemerkung gemacht, die wir wegen ihres Werthes für weitere Forschungen an dieser Stelle herausheben wollen. „Die

Digitized by Google

Zünfte haben sich seit alter Zeit häufig ihre Rollen gegenseitig mitgetheilt, aber diese Abschriften blieben in den Laden der Zünfte und kamen gar nicht in die städtischen Archive. So fand ich in der Hamburgischen Krämerlade Abschriften der ältesten Lübeckischen Krämerrollen. Die Hamburger Buchbinder haben ersichtlich die Rostocker und Leipziger Rollen zu ihrer eigenen benutzt, wie man aus den in der Lade befindlichen Abschriften derselben ersehen kann. Die Hamburgischen Zimmergesellen haben in ihrer Lade eine Stadische Rolle. Wenn Jobelmann und Wittpenning meinen, daß die Stader Malergesellen sich nach der alten Hamburgischen Rolle richteten, weil dieselbe in deren Lade ist, so ist das nicht richtig. Es war Sitte, daß, wenn ein Handwerk aufgerichtet werden sollte, daß alsdann die Rollen von drei Nachbarstädten benutzt wurden. Wie die Hamburgischen Zimmergesellen sich die Stader Rolle zu diesem Zwecke schicken ließen, so werden auch wohl die Stader Malergesellen in ähnlicher Absicht eine Abschrift aus Hamburg erbeten haben. Als im Jahre 1624 die Räthe von Hamburg und Lübeck den Bäckern von Bergedorf eine Ordnung verleihen wollten, wurde die Settinge der Hamburgischen Bäcker von 1375 in dem Hamburgischen Entwurf zum Grunde gelegt und sehr stark benutzt. So sehen wir, daß noch nicht alle Hoffnung verloren ist, die bisher nicht aufgefundenen (Hamburgischen) Rollen noch in den Laden anderer Städte wieder zu finden. Es bedarf wohl nur dieser Hinweisung, um die verschiedenen lokalen Geschichtsvereine von Neuem auf die Handwerkerladen aufmerksam zu machen; gegenseitige Mittheilung von solchen fremden, verlaufenen Rollen würde gewiß nützlich sein!" Im gegenwärtigen Buche von Rüdiger liegen bis auf wenige Nummern die sämmtlichen ältesten Rollen vor; nur einzelne Stücke derselben sind schon früher von Ziegra, Julius und Lappenberg veröffentlicht und auch für diese Stücke konnten theils bessere Handschriften benutzt, theils die Originale nochmals verglichen werden, so daß hier der Text in bedeutend besserer Gestalt gegeben ist. Über dies handschriftliche Material ist in der Einleitung noch eine besondere Erörterung gegeben, außerdem ist vorläufig nur noch ein sehr genaues und ausführliches Glossar mitgetheilt, indem eine „historische Darstellung des älteren Hamburgischen Zunftwesens" der Verfasser einer eigenen Publikation, der wir uns hoffentlich recht bald erfreuen werden, vorbehalten hat.

Die baulichen Alterthümer des Lippischen Landes. Von Otto Preuß. Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung, 1873.

Obschon der durch die „Lippischen Regesten" rühmlich bekannte Verfasser bescheiden meint, daß sein Werkchen keinen Anspruch zu machen habe, in größeren Kreisen Beachtung zu finden, so machen wir hier auf dasselbe doch gern aufmerksam, indem es viele Bemerkungen enthält, die sowohl bezüglich der Kunst- und Kulturgeschichte, wie überhaupt für die Geschichte des Lippischen Landes vielfach von Bedeutung sind. „Es liegt nicht in unserm Plane, einen Beitrag zur Architekturgeschichte zu geben, wir müssen die Betrachtung unserer Baudenkmäler aus dieſem Gesichtspunkte dem Kunsthistoriker von Fach überlassen"; so wird denn freilich die Beschreibung und Würdigung der Denkmäler in Bezug auf ihre Bedeutung für Kunst und Alterthum wenig berücksichtigt: den Hauptnachdruck legt der Verfasser in seinem Werkchen auf die geſchichtlichen Bezüge. Und hier leistet er recht Dankenswerthes. Da indessen auch Lübke in seinem Werke über die mittelalterliche Kunst in Westfalen von Lippischen Orten nur Lemgo, Blomberg, Falkenhagen und Stift Kappel einer Besprechung unterzieht, so finden wir es sehr wünschenswerth,

Digitized by Google

daß die Sammlung von Zeichnungen Lippischer Baudenkmäler, die sich auf der Detmolder Landesbibliothek befindet, der Verheißung des Verfassers gemäß recht bald veröffentlicht werde. Beiläufig bemerken wir noch in Betreff der Steinwerke S. 77 fg., daß Dr. Hartmann die bei Ankum befindlichen nicht als bloße Steinspeicher bezeichnet, sondern (Mitth. des hist. Vereins zu Osnabrück 1870, S. 331) ausdrücklich sagt: „Was die Steinwerke, welche mit den großen Bauerhöfen in Verbindung stehen, anbetrifft, so bildeten sie befestigte Wohnungen und zwar, wie es der für damalige Zeiten nicht geringe Komfort der Ausstattung und die kostbare massive Bauart beweist, Wohnungen rittermäßiger Familien." Das Weitere wird von Dr. Hartmann im Folgenden eingehender ausgeführt. Ferner verweisen wir rücksichtlich der Bedeutung des Mushauses als Zeughauses (S. 65 Anm.) auf die Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen, Jhrgg. 1869, S. 289 fg. Dagegen ist das Wort Ameide (S. 15) unzweifelhaft richtig erklärt, wie denn beispielsweise auch vor jedem der drei alten Stadtthore Hannovers eine sogenannte Homeide lag, welche überhaupt als Außenthore allgemein als im Systeme der mittelalterlichen Befestigungsart begründet erscheinen. Vgl. obige Ztschrft. S. 194.

Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch. Beitrag zur deutschen Kultur- und Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Carl Freiherrn von Beaulieu-Marconnay. Weimar, Hermann Böhlau. 1874.

Der Verfasser, von dem wir schon mehrere werthvolle historische Arbeiten besitzen, beschenkt uns hier mit einer sehr ansprechenden Gabe — ansprechend sowohl nach Inhalt wie Form, obwohl der Verfasser selbst bemerkt, daß er nichts Ganzes, nichts Abgerundetes biete, auch nur an Längstbekanntes anknüpfe, aber dabei die Absicht habe, einerseits einzelne Lücken durch neues urkundliches Material auszufüllen, andrerseits schon geschilderte Zustände und Verhältnisse durch dieselben Mittel zu berichtigen und definitiv festzustellen. Das neue sehr werthvolle Material besteht in dem Briefwechsel des Konferenzministers Thomas von Fritsch mit seinem Sohne, dem Minister Jakob Friedrich von Fritsch und der Korrespondenz des Letzteren mit der Herzogin Anna Amalia und dem Herzog Carl August. Sehr bemerkenswerth sind auch die Mittheilungen der Gräfin Henriette von Egloffstein, die uns namentlich von dem Leben der Herzogin in Tiefurt ein sehr anmuthendes Bild entwerfen. Wir können überhaupt das vorliegende Buch, das bei der etwas sehr weit getriebenen Streu- und Spreusuche in der sogenannten klassischen Zeit seinerseits auf eine besondere Beachtung gegründeten Anspruch erheben kann, unserem Kreise nachdrücklich empfehlen.

Zum Schluß erwähnen wir eines Unternehmens, dem bei den Kräften, die zu seiner Ausführung zu Geboten stehen, und nach dem tüchtigen Beginn ohne Zweifel eine hoffnungsvolle Zukunft bevorsteht. Der historische Verein für Schwaben und Neuburg hat sich nämlich dazu entschlossen, an Stelle seines bisherigen Jahresberichtes eine periodische Zeitschrift herauszugeben, jährlich drei Hefte, wovon uns jetzt der erste Jahrgang in der Stärke von 24 Bogen vorliegt. Der Titel lautet:

Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. Augsburg 1874. In Kommission der J. A. Schlosserschen Buchhandlung (L. Schulze).

Die Herausgabe liegt in den Händen des Dompropsts Dr. A. Steichele

Digitized by Google

und des Stadtarchivars Dr. Chr. Meyer, welcher letztere die eigentlichen Redaktionsgeschäfte besorgt. Der Inhalt des Jahrgangs ist sehr mannigfaltig und nicht nur für den Bereich des engern Vereinsbezirkes, sondern auch für die allgemeine Geschichte, namentlich die deutsche Kulturgeschichte, vielfach von ganz besonderm Interesse. Die bisher hervorgetretenen Mitarbeiter sind meistens schon bestens bekannt und geben die Bürgschaft, daß die Zeitschrift dem gediegenen Anfange auch eine entsprechende Fortsetzung geben werde.

Buntes.

Hunderecht. Vor uns liegt ein kleines Büchelchen (in 8°), aus dessen langathmigem Titel wir nur Folgendes hervorheben: Auserlesene Juristische Ergötzlichkeiten vom Hunderecht, worinnen die führnehmsten Streitigkeiten, welche über Hunde entstehen, erkläret und aufgelöset werden ꝛc. Wie solche anfänglich in lateinischer Sprache von Johann Heinrich Kluvern, Advocaten, Itzo aber In teutscher Sprache ꝛc. Allen curieusen Liebhabern, Gelehrten und Ungelehrten auf Verlangen ans Tage-Licht gestellet. Franckfurth und Leipzig, Bey J. H. Burgkmannen, im Pauliner-Collegio zu Leipzig 1715. — Das 1. Kapitel handelt: Von Hunden überhaupt. Es wird die Bedeutung des Wortes im eigentlichen und figürlichen Sinne als Schimpfwort, im Würfelspiel bei den Römern, als Krankheit und Sternbild mitgetheilt. Im Verfolg kommen dann einzelne Beispiele der Werthschätzung der Hunde und Curiosa zum Berichte, auch wie man in Bononien sie so klein erhalte, indem man Füße und Rückgrad derselben mit gutem-Brantwein beschmiere. „Manche stecken sie 3 mahl rückwerts durch Wagen-Räder oder ausgebrochene Fensterscheiben, allein das hilfft dazu nichts." „Sollte man auch wohl meynen", heißt es weiter, „daß ein Hund wie eine Henne Eyer legen könte? Und doch, daß solches geschehen, bestetiget mit zweyen Exempeln Paullini, dessen Worte also lauten: D. Jung Dec. I. Ephem. curios. Anno II. obs. 250 sagt: Eine Bäuerin habe eine gewisse Speise für ihre Hüner bereitet, daß sie desto häuffiger und grössere Eyer legen solten; die aber hatte ein Hund gefressen, und wäre darauff hinter seinen Herrn hergelauffen; unter Wegs aber habe er ein Ey nach dem andern geleget, worüber er ermattet; als aber die gefreßne Bauer-Speise wieder von ihm gegangen, habe er das Eyerlegen verlassen. Dergleichen soll auch in Westphalen geschehen seyn, welcher aber die Eyer ausgespieen." — Das 2. Kapitel handelt: Von Hundetragung. „Die Römer setzten denen Gänsen zu Ehren, weil sie mit ihren Gegacke und Geräusche die Frantzosen, welche das Capitolium einnehmen wolten, verrathen hatten, eine silberne Gans ins Capitolium, und trugen jährlich an einen gewissen solennen Tage eine sitzende Ganß in der Sänfftе mit kostbaren Decken behängt herumb, einen ans Creutz geschlagenen Hund aber an eben selbigen Tage, denen Hunden gleichsam zur Schmach, daß sie damahls, als die Frantzosen das Capitolium besteigen wollen, nicht gebellet, sondern im Schlaffe liegen bleibend stille geschwiegen hatten." Als eine ganz andere Sache wird dann die bekannte Strafe des Hundetragens vorgeführt. Das 3. Kapitel beschäftigt sich mit den Jagdhunden und Windspielen. In den Fürstenthümern Bremen und Verden ist ausdrücklich verordnet, daß von denen, welche nicht das Recht zu jagen haben, keine andern Hunde gehalten werden sollen, als die dem Wilde die Zähne nicht einbeißen oder ihnen nicht hinterlistig nachstellen. Insgemein sollen die

Digitized by Google

Leute schuldig sein, ihren Hunden, welche nicht an der Kette liegen, große Knüppel von fünf Viertel Ellen Länge anzuhängen, damit sie dem Wilde weniger nachsetzen können. In Holstein mußte den kleineren Hunden einer der Vorderfüße verschnitten werden. Das 4. Kapitel bespricht die rasenden Hunde und das 5. das Recht derer Medicorum und ihres Gleichen, das sie an und über Hunde haben. „Niemand außer dem Schinder und Abdecker ist regulariter zugelassen, Hunde todt zu schlagen und das Fell abzuziehen. Es werden aber ausgenommen 1) Doctores und Studiosi Medicinae, 2) Apotheker, 3) Chirurgi und Wund-Ärzte, die solches unbestraft thun können." Nämlich damit sie „die Konstitution und Beschaffenheit des menschlichen Leibes und wie die Gliedmassen an einander hangen, desto besser erkennen können"; die Apotheker aber, damit sie das Hundefett bekommen mögen. Das 6. Kapitel belehrt uns über die Handthierung und Rechte des Abdeckers und Schinders von wegen der Hunde. Uns interessirt nur die Bemerkung, daß sie „an einigen Orten die großen Hunde dem Fürsten zu Nutz unterhalten und aufziehen, an andern Orten eine Partie Pferdehaar zu Hundestricken jährlich liefern in ein herrschaftliches Jägerhaus, noch anderswo davon denen Obern Handschuh offeriren müssen." Ferner: „So steht auch denen Schindern die Macht und das Recht zu, andern (ausgenommen die eben gemeldeten Medicos und Studiosos wie auch Chirurgos) das Hunde tödten und abziehen zu verbieten. Sie pflegen sich zwar wohl diese Macht und Gewalt eigenmächtiger weise bißweilen zu nehmen, so, daß sie in ihrer Handthierung turbiret und ihnen darinnen Eingriff gethan, ein Messer in die Thür stechen, aus dem Absehn nehmlich, daß sie von ihnen (denen Schindern) umbs Geld ihren guten Ruff und ehrlichen Nahmen wieder lösen sollen; ja, sie sind öffters so kühne, daß sie ihren Schindernkarn vor die Thüre des, der sie turbiret und sich in ihre Hanthierung gemischet, führen; alleine aus keiner raison und mit keinem Rechte kommt ihm dieses zu; die, denen solches geschieht, können es der Obrigkeit denunciren und durch rechtliche Mittel und Wege den Gewinn, der ihnen cessirt, bitten und zugleich Straffgebot ausbringen, daß die turbatores sie nicht weiter turbiren sollen. Daher die Schinder in diesen scelestissimo facinore und allerschädlichsten widerrechtlichen That nicht zu defendiren, sondern vielmehr mit der nachdrücklichsten Straffe anzusehen seyn." (Vgl. Benecke, von unehrlichen Leuten S. 213 flg.). Das 7. Kapitel spricht von Gewohnheit und Herkommen der Handwerker wegen der Hunde. „Ein böser, ja die allerböseste Gewohnheit unter Handwercks-Leuten ist's, da diejenigen, die einen Hund tödten, entweder von ohngefähr, oder weil es Noth thut, vor anrüchig, unehrlich gehalten, und von der Innung und Lade ausgeschlossen, oder gar nicht zum Handwercke gelassen werden." Der Verfasser bemerkt indessen: Wenngleich die Handwerker von sich anführen, ihre Ämter und Zünfte müßten so rein sein, als wenn sie eine Taube gelesen hätte, so wird doch dieses ihre böse und verkehrte Gewohnheit nicht bestätigen, weil der, welcher einen Hund tödtet, nicht einmal mit einem Makel, geschweige mit einer Infamie und Anrüchigkeit bemerkt wird. In dem 8. Kapitel „von Succession und Erbfälle ohne Testament, was die Hunde anbelangt, werden die letzteren den Allodial-Erben zugesprochen. Aus dem 9. Kapitel: „Von einigen von Hunden hergenommenen Präsumtionen und Muthmaßungen" heben wir nur den nachstehenden Kriminalfall heraus. In einer Kirche eines gewissen Ortes hat einer einen Kirchenraub begangen und alle Kostbarkeiten entwendet; er hat einen Hund darin eingeschlossen gelassen, der durch sein immerwährendes Gebell die Einwohner erregt, daß sie die Kirchthür aufgemacht haben. „Diese, da sie den Hund gesehen, gekriegt und wahrgenommen haben, daß alle pretiosa und Kostbarkeiten weg seyn, so haben sie den Hund mit Fleiß und gerne lauffen lassen und sind ihn

Digitized by Google

immer von Fuß auff nachgegangen, verhoffende, es werde geschehen, daß er zu seinen Herren wiederkehre, welches auch erfolget." Der Herr des Hundes wird gefänglich eingezogen — und, auf weiter kein Indicium hin, gefoltert. Unter den unerträglichen Schmerzen gesteht er den Kirchenraub und „ist deswegen als ein geständiger und convincirter Missethäter vom Leben zum Tode bestrafft worden." Wenige Zeit hernach ist der rechte und wahre Kirchen-Räuber anderweit wegen Diebstahl eingezogen worden, da er denn gestanden, daß er den Kirchen-Raub begangen, und habe er den Hund deswegen mitgenommen und in der Kirche verschlossen, „daß er den Argwohn von sich abwelzen und den Herrn des Hundes verdächtig machen wollen. Dieses allertraurigste Exempel soll einem Richter lehren, behutsamer und prudenter verfahren." Die beiden letzten Kapitel erörtern bezüglich der Hunde einige Rechtsfragen, die uns an dieser Stelle wenig interessiren. Bemerkenswerther ist der Zusatz: allerhand nöthiger, nützlicher, curieuser Sachen, sowohl von Hunden insgemein, als auch vom Hunderechte, aus berühmten Autoribus zusammengetragen. Wir erwähnen zunächst einige Sinnbilder und Sprüche: Ein Hund, der nach Flöhen schnappt — die Beißenden beißt er; also soll den Verläumdern das Maul gestopfft werden. — Einem Hunde an den Schwantz einen Knippel binden, daß er im Durchkriechen stecken bleibe, umschrieben: Bedencke das Ende; also sehen die Zärtlinge auff kein folgendes, sondern nur auff das gegenwärtige. — Ein Hund auf seines Herrn Scheiter-Hauffen, oder in des Herrn Grab springend, umschrieben: Dieses hätte ich auch gethan, so ich leben möchte; also sollen getreue Unterthanen lieber bey ihrer Obrigkeit sterben, als sie mit schändlicher Flucht verlassen. — Ein Hund, der Füsse Geschwür beleckend, umschrieben: Er belecket auch die Geschwüre; also ist ein Schmarotzer bey Hofe, der auch seines Fürsten Laster lobet und billiget. — Hunde, die sehr bellen, beißen nicht. Zwei Hunde an einem Beine bleiben selten Freunde. Ein Hund mit fünf Beinen, wenn er eines im Maule hat. Hunde hinken nicht lange, sie lecken sich selber. An der Hunde Hinken, An der Jungfern Winken, An der Weiber Zähren, Soll sich niemand kehren. Er fastet wie ein Hund bei den Würsten. Die Diebe fuhr ich an, die Buhler ließ ich ein, So konnten Herr und Frau mit mir zufrieden sein. — Zum Schluß noch ein paar Curiosa. „Kein Hund soll sich jemahls niederlegen, er habe sich denn zuvor in eine kleine Rundung gewendet, dessen Ursach ein kleines Äderlein in dem Rücken des Hundes seyn soll, welches sich nicht geschwind ohne Schmertzen biegen läßt." „Ein Hund, welcher Brod isset, das unter den Achseln erwarmet, wird dem nachlauffen, bey dem es erwarmet, weil er der Geisterlein, so darinnen sind, theilhafftig worden." —

Zopf-Ceremoniell am Fürstlich Ostfriesischen Hofe.

Im Anschluß an die im Juliheft vor. J. dieser Zeitschrift gebrachte Mittheilung „Über die Briefetikette früherer Zeit" theile ich im Folgenden ein Beispiel mit, wo ein vermeintlicher Verstoß der briefischen Etikette nicht so glimpflich beurtheilt wurde, wie in den in jenem Aufsatz erwähnten Hildburghauser „Notaminis", sondern wo der begangene Fehler eine ziemlich scharfe Korrespondenz zur Folge hatte. —

Am 14. August 1726 heirathete der regierende Graf Johann Ludwig Adolf von Wied-Runkel die sechzehnjährige Ostfriesische Gräfin Christine Luise, allerdings mit Zustimmung des Familienhauptes, des Fürsten Georg Albrecht von Ostfriesland, wie das nicht anders möglich war, aber ohne die rechte fröhlich vom Herzen kommende Einwilligung, denn der junge Ehemann hatte als Freiwerber am Ostfriesischen Hofe

Digitized by Google

eine höchst sonderbare Rolle gespielt, von der wir nur so viel verrathen wollen, daß er plötzlich mitten im Werben eines Abends unangemeldet im Zimmer einer anderen Ostfriesischen Prinzessin erschien, auf seine Kniee fiel und betheuerte, nicht Christine Luise liebe er, sondern sie, die Überraschte, Christine Charlotte, sei die Auserwählte seines Herzens u. s. w. — Daß ein solches Verfahren die Verhandlungen über die Ehe nicht abkürzte, liegt auf der Hand, und so sehen wir die Korrespondenz hin und her zu dicken Packeten anschwellen. Genug aber, die Heirath kam zu Stande und nach Jahr und Tag wurde die Ehe gesegnet, und eine kleine Gräfin erblickte am 22. December 1728 das Licht der Welt. Wie es die Sitte erheischte, so zeigte der Graf von Wied dieses freudige Ereigniß den deutschen Fürsten und Grafenhäusern in großen feierlichen Schreiben an, auch seinen allerdings entfernt verwandten Neffen, den Erbprinzen Karl Edzard von Ostfriesland, mit dem 16 Jahre später das Ostfriesische Fürstenhaus aussterben sollte, überging er nicht, und richtete an denselben ein anzeigendes Schreiben mit dem Eingange:

„Durchläuchtiger Erbprintz, Gnädiger Herr, Ew. Gnaden werden erlauben" u. s. w. Im weiteren Verlaufe theilt er dann noch mit, daß er auch S. Gnaden zu einem Taufzeugen erkieset und hiermit zum nächstkünftigen Montage eingeladen habe. Die eigenhändige Courtoisie lautet: „Ew. Gnaden gehorsamst-ergebenster Diener und Schwager J. L. A. G. z. Wiedt Runckell m. p."

Wie aber lautet die Randverfügung des Erbprinzen, unterschrieben von dem in der Ostfriesischen Geschichte einigermaßen berüchtigten Kanzler Enno Rudolf Brenneysen und dem Regierungsrath von Langeln?

„Soll der Regierungs-Sekretarius Dettmers vermöge ihm hiermit specialiter ertheilten Kommission dem Gräflich Wied-Runkelschen Kanzlei-Sekretario schreiben: Diese Notifikation wäre hier am 7. richtig eingelauffen, und Sr. Hochfürstl. Durchlaucht dem Erbprinzen erfreulich gewesen, daraus zu vernehmen, daß die junge Frau Gräffin zu Wied-Runkel hochgräfliche Gnaden mit einer jungen wohlgestallten gräflichen tochter nicht allein glücklich entbunden, sondern Sie zu derselben als ein taufzeuge erkiesset worden: höchstdieselbe würden auch solches durch eine Antwort sofort contestiret haben, wenn man nicht die in der Notifikation gebrauchte Curialien wieder die bekannte im Reich zwischen fürstlichen und gräflichen Häussern übliche observantz und den hergebrachten stylum eingerichtet, mithin beydes in contextu, sub- et inscriptione keinen mangel, und dahero glimpfs halber rathsam gefunden, Ihme, Secretario, selbiges, und daß deswegen die Antwort unterblieben, mit dem Ersuchen hinterbringen zu lassen, daß er gehörigen orthes davon nachricht geben und inskünfftige bey andern etwa vorkommenden Begebenheiten darinnen ein redresse geschehen möge." (Exped. 18. Januar 1729.)

Doch wenn die weisen Räthe gemeint hatten, dem kleinen Grafen von Wied dadurch zu imponiren, so hatten sie dieses Mal die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn das Antwortschreiben lautete etwas anders, als sie erwartet haben mochten. Der Graf ließ durch seinen Sekretair also schreiben: „Auf specialen gnädigsten Befehl Meines gnädigsten Herrens Hochgräflicher Excellenz dienet Ew. Hochedeln zur beliebigen antwortt, wie daß es Sr. Hochgräfl. Excellenz sehr befremdet, daß Ihro Hochfürstl. Durchlaucht der Erbprintz zu Ostfriesland das Vertrauen, so occasione der Gevatterschaft in Sr. Hochfürstl. Durchl. gesetzet worden, so kaltsinnig auff undt angenommen haben, in dem Selbige sich simplement bey denen curialibus arretiret, ohne Meines Gnädigsten Herrens Hochgräfl. Excellenz einmahl einiger wiederantwortt zu würdigen, deswegen dan auch, von seithen Meines Gnädigsten Grafen und Herrens, dieser passus anderst nicht alß eine Verachtung der auffge-

Digitized by Google

tragenen Gevatterschaft angesehen werden kann, wornach Mein Gnädigster Herr in künfftigen Zeiten sich werden zu richten wissen; — Was die curialien selbsten betrifft, so kan ich Ew. Hochedlen versichern, daß Meines Gnädigsten Herren Hochgräfl. Excellenz an alle regierenden Fürsten vom Haus Nassau-Catzenellenbogen undt sonsten anderer curialien Sich niemahlen bedienet, undt also nicht vermeint hätten, daß des Herren Erbprintzen Hochfürstl. Durchlaucht mehr alß besagte Regierende Fürsten von Ihnen praetendiren würden, dazumahlen unter nahen Angewandten in solchen Freundtschafftsbezeugungen dergleichen odiosa nicht solten geregt werden. Soviehl habe Ew. Hochedeln ohnverhalten sollen, der ich verharre u. s. w."

Und der Ostfriesische Hof? Es findet sich Nichts, als auf diesem Briefe selbst die Notiz: „Auf dieses schreiben soll nicht weiter geantwortet werden. Resol. in consilio intimo den 18. Febr. 1729." Doch vor dem Worte „schreiben" stehen ausgestrichen die Silben „imper."; es ist nicht schwer, dieselben zu ergänzen. —

E. Friedlaender.

Von Begräbnissen. Unter den vielfach besonderen Sitten, welche im Hannoverschen bei den Beerdigungen im Volke heimisch waren, ist namentlich die zu erwähnen, daß in der Stadt Hannover bis zum Jahre 1621 die Leichen der Kindsbetterinnen von Frauen getragen wurden. Am längsten haben sich indessen uralte Sitten unter den wendischen Bauerschaften des Fürstenthums Lüneburg erhalten. Noch am Anfange dieses Jahrhunderts wurde einem Zwiesäuger (d. h. einer Person, welche innerhalb 24 Stunden nach der Entwöhnung noch einmal die Brust der Mutter erhalten), ein Brett, mit einem Ausschnitt für das Kinn, auf die Brust und den Leib gebunden, damit sie sich nicht selbst verzehren könne; unterblieb diese seltsame Procedur, so waren alle Verwandten des Verstorbenen nach dem Volksglauben in kürzester Frist dem Tode verfallen. In früheren Zeiten warfen die Verwandten dem Todten seinen Warmbiertopf nach, wenn der Sarg aus dem Hause getragen wurde; an einzelnen Orten wurde der Sarg auf einen Wagen gesetzt und die Pferde über eine Hand voll brennendes Stroh geführt, an jeder Seite des Sarges saß ein Weib als Klagefrau, in ein weißes Regenlaken eingehüllt. Wenn der Leichnam zur Ruhe bestattet war, begab sich das ganze Gefolge in die sogenannte Bauerstube, d. h. in ein öffentliches Lokal, um dort zuvörderst ein Vaterunser zu beten und dann sofort ein Zechgelage zu halten; ist die letzte Tonne Bier gekeert, so wird sie umgekehrt, um zwei Lichter, ein Glas Bier und eine Semmel darauf zu setzen. Alsdann verläßt die trunkene Gesellschaft das Zimmer, welches bis zum nächsten Morgen verschlossen wird, damit nichts den Todten störe, wenn er noch einmal aus dem Grabe zurückkehrt, um sich zum letzten Male an irdischer Speise zu erfreuen. Vor der Beerdigung werden das Haupt, die Hände und die Füße des Todten mit Bier besprengt; hinterläßt er nahe weibliche Verwandte, so setzen diese, auch nach der Beerdigung, die Bierlibationen fort, indem sie sich zu Zeiten Nachts auf den Friedhof begeben, um Bier auf das Grab zu gießen. Vgl. Bodemeyer, hannov. Rechtsalterthümer, S. 192. In Betreff des oben erwähnten Zwie- oder Doppelsäugers erzählte aus dem Lüneburgschen ein Lehrer vor Kurzem folgenden Fall. „Vor einigen Jahren ward ich in ein Trauerhaus gerufen, um an der Leiche einer verstorbenen Frau und Mutter einige Trostworte aus der heiligen Schrift und ein kurzes Gebet zu sprechen, wie es hier am Orte Sitte ist, bevor die Leiche nach dem eine Stunde entfernten Kirchdorfe zum Gottesacker gefahren wird. Als ich mich eben anschickte, inmitten der Verwandten

Digitized by Google

von Nah und Fern den 90. Psalm vorzulesen, eröffnete mir der Bruder des verwittweten Ehemannes, nachdem er vorher leise mit diesem und dem Anfertiger des Sarges gesprochen, mit wichtiger Miene: ich möchte mich nicht wundern, wenn beim Hinaustragen der Leiche etwas Besonderes vorgenommen werden würde. Die Verstorbene habe nämlich auf dem Sterbelager erklärt, sie sei eine Doppelsäugerin gewesen und man möchte sie in ihrem Sarge beim Hinaustragen unter der Schwelle der großen Thür durchtragen, sonst vererbe dieser Fehler auch auf die Kinder; die Schwelle, welche wegen bequemen Einfahrens in den Bauerhäusern nur lose einliegt, sei dabei, setzte der Mann hinzu, von zwei Verwandten so hoch zu halten, daß die Leiche im Sarge könne darunter hinweggetragen werden." Es hängt dieser Aberglaube mit dem Glauben an Nachzehrer, Blutsauger und Vampyre zusammen. In der Altmark wird hiernach derjenige Todte ein Nachzehrer, dem man nicht einen Sechser in dem Munde mitgegeben hat, dessen Name nicht aus dem Hemd geschnitten oder dem ein Zipfel des Sterbekleides in den Mund gekommen ist. Das Namenausschneiden (nicht aus dem Hemde allein, sondern überhaupt aus der Kleidung der Leiche) ist ein im Hannoverschen sehr verbreiteter Gebrauch. Die Mitgabe des Sechsers kommt auch im hannoverschen Wendlande vor und deutet entschieden auf altheidnische Vorstellung hin, es ist das alte Fährgeld für die Überfahrt in das Todtenreich, und wer dieses unter der Zunge nicht mitbringt, muß eben als Nachzehrer auf der Oberwelt umherwandern und seine Familie nach in den Tod holen. — Als eine im Göttingenschen auch noch heutigen Tages ziemlich allgemein herrschende Sitte der Landleute ist anzuführen, daß die nächsten Verwandten des Verstorbenen bei der Beerdigung kein Gesangbuch tragen, sie müssen es vor Schmerz und Trauer vergessen haben; es würde ein arger Verstoß gegen den guten Ton sein, wenn es Jemand wagen sollte, sich über diese Sitte hinwegzusetzen. — Im Amte Diepenau, westlich der Weser, machen die Frauen, während die Leiche über der Erde steht, gegen Abend Besuch und besehen sie. Die benachbarten Männer halten die Nächte hindurch „Drenwake" (Thränenwache). Bei dieser so poetisch klingenden Wacht wird wenig geweint, aber viel getrunken. Wenn dann die Leiche mit feierlichem Aufzuge unter Geläute zur Bestattung gefahren wird, müssen sich die nächsten weiblichen Verwandten auf den Sarg setzen und sich mit einem schwarzen Laken verhüllen (den Haiken schlagen, Haikenfrauen). Die männliche Sippschaft folgt paarweise zu Fuße. Ohne diese Sitte zu kennen, erzählt ein Berichterstatter, sah ich an einem winterlichen Spätnachmittage zehn schwarz verhüllte Haikenfrauen allein stumm und steif zwischen weißen Grabdenkmälern um das Grab eines jungen Mädchens stehen, das ihren hoffnungslosen Geliebten nicht hatte heirathen sollen und aus Gram gestorben war — es war ein wahrhaft schauerlicher Anblick. Um das Grab einer Wöchnerin wird ein weißes Laken gelegt, das sich nach Verlauf von 4 Wochen irgend eine Arme holen darf. Acht Tage nach dem Begräbnisse kommen Nachbarn und Freunde im Trauerhause zu einem Schmause zusammen, was man „das Fell vertrinken" nennt. Vgl. Ztschrft. des hist. Vereins für Niedersachsen, 1851, S. 108.

In der alten Reichsstadt Köln war die Kirche so mit dem staatlichen Wesen verwachsen, daß die kirchlichen Vorschriften gleichsam als staatliche Gesetze galten und die Übertretung derselben durch Polizeistrafen geahndet wurden. So war es namentlich mit dem Verbot, an bestimmten Tagen Fleischspeisen zu genießen. Zur Zeit der Reformation galt die Verletzung der Abstinenzgebote als ein Zeichen

Digitized by Google

der Hinneigung zur neuen Richtung und war nicht selten Veranlassung zur Einkerkerung. An Abstinenztagen war es nicht allein verboten, Fleisch und Geflügel zu essen, sondern auch auf der Straße und dem Markte feil zu halten. Jeder, der an Abstinenztagen Fleisch und Geflügel feil trug, oder zum Essen auf den Tisch brachte, wurde in eine nicht unerhebliche Geldstrafe genommen. Mitunter wurden sogar solche in Strafe genommen, welche sich wegen Krankheit und Leibesschwachheit auf Anrathen des Arztes den Genuß von Fleischspeisen gestatteten. So erging es 1573 einem gewissen Thomas Redinger. Beim Rathe wurde er in folgender Weise vorstellig: „Hochachtvare, erenveste, vorsichtige, wolweyse herrn! Ew. G. mag ich dienstlich clagendt nit verhaltenn, was maßen ich numher eine zeithero mit etwas leibsschwacheitt befallen, also, ob ich gleich nit betlegerich, dannoch zu widerbrengung unnd sunst erhaltung guther gesundtheitt mir auß rhadt erfarner artzneier geradten wirdet, guther speiß mich zu ergetzen, aber fischessens oder fastelspeis, als die meiner leibs gestalt nach mir nit zum pesten dienstlich, mich biß zu anderer leibsvermugenheitt gentzlich zu endthaltenn. Nachdem ich nun zu volge solcher artzneier mitgetheiltem wolmeinendem rhadt nechstverschienen freittags allein ein rep- oder feldthuenlin mir besonders zu bereidtenn unnd sunst daneben gemeine fastelspeis vor meine tischgesellen bestellen lassen, hab ich mir kheinen zweivel gemacht, E. G. würden mir derwegen nichtz schimpfflichs widerfarenn lassenn, bevorab, da ich mich nicht geschewett haben würde, uff E. G. erforderen entweder vur E. G. in person oder aber durch befelchaber gehorsamlich zu erscheinen und in solchem die ware gestalt anzuzeigenn und mich im pesten alles verweißlichen thuens zu endtschuldigen, dan (got lob) mein gemut und vorsatze nit anders gemeindt, dan die zeitt meines lebens zu den ehren rhumblich unnd unverweißlich zu handlen unnd nichtz wissentlich anzufahen, welches der oberkeitt zu pilliger gepur mißgefellig sein mochtt, desto befremblicher und uber alle zuversicht ist mir zugestanden, daß E. G. drei gewaltrichter, als mit namen Engelskirchenn, Dullinck und Kalck, mit sechs dienerenn zu mir inn die behausung, da ich ietzo gegen der saltzgassenort uber wonhafftig und daselbst umb meinen pfenning zere, obberurtenn nechst verschienen freittags nicht anders, als ob darin etliche ubelthedter, so vielliichtt leibstraffe verschuldett oder verdienett hettenn, gehausett unnd iren underschlieff gehabtt, gefallen, darzu dan große mennge von leutheun, so ebenn da zu marck gengen, ungestumb zugelauffen, umb zuvernemmen, was daselbst vur wiltbret zu erschnapfen sein mochte, da nun auch angeregte E. G. gewaltrichter mich und meinen wirdt zuvor gutlich zu reden stellen und der dingen darumb sie daselbst ankhommen sich nach aller notturfft geschicklich obangemelter gestalt erlernen kunnen, haben sie doch ohne einigh vurgehendt verhör, auch unerwartet einigen gegenberichtz gleich plotzlich zu der tüchenn zugeeilett, schaffer unnd brottkisten durchsehen und ob sie wol daselbst nit mher als vorberurtt eintziges reyhuenlin allein vur mich zubereidtett angelangt, haben sie doch daruber auch fur abtrag gefordertt ein summe geltz von 25 goltgulden unnd dasselb huenlin hinnemmen wollen, als ob in solchem große mißthadt unnd nicht vil ehr, was zu meiner leibs unumbgenglicher notturfft aus rhadt der artzneier mir zu widerbrengung der gesundtheitt dienstlich, gehörig und verantwurttlich begangenn. —

Weil nun vermug der rechten solche thadtliche inquisitiones, bevorab in sachen so nicht peinlich oder malefitzisch, ungegrundt, daruber ich gleichwol der gestalt an meinen ehren nicht wenig verhönet wordenn, darumb auch nit glauben than, obgleich E. G. iren gewaltrichteren befelch gebenn, sich der dinge in warheitt zu erkundigen, daß sie dermaßen geschwindt und iniuriose wider mich verfarenn solten,

Digitized by Google

damit dan E. G. ursach haben, dieserhalb gepurlich einseben zu haben, auch mich hieriune nicht, als ob ich dergleichen einfall verdienet hette, in unguthem zu verdencken, an welcher verrichtung sie auch also gutgefallens haben möchten, alß hab ich nit underlassen sollen, E. G. diesen waren bericht verlauffener geschichtt dienstlich zu vermelden, gentzlicher zuversicht, da in kunfftiger zeitt ichtwas anders oder dergleichen beschwerlichs, dessen ich bezichtigt werden mocht, vortheme, mich zuvorderst daruber anzuhören und biß daher mit dergleichen beschwerlicher hönisch verrichtung meiner gunstiglich zu verschönen. —

Daran thuen E. G. die pillichkeitt, welche bei anderen destomher zu rhumen mir umb dieselbe auch dienstlich hinwider zu beschulden

E. G. dienstwilliger
Thomas Redinger.

Ein Bittschreiben.

Mitgetheilt von G. von der Ropp.

Nachfolgendes Bittschreiben an den Rath zu Hildesheim entstammt dem Archive daselbst, welches das Original sorgfältig bis auf unsere Tage aufbewahrt hat; vom briefschließenden Siegel sind leider nur noch die Spuren vorhanden. Sowohl der Inhalt wie auch die naive und zugleich jovial-treuherzige Motivirung der Bitte des den Schriftzügen nach dem dritten Viertel des 15. Jahrhunderts angehörigen Brieflein ließen es mir als der Mittheilung werth erscheinen.

Den ersamen vorsichtigen wiisen mannen, borgermesteren unde radmannen der stadt Hildensem othmodichliken myt grotem flyte ghescreven, dandum.

Ersamen leven heren. Ick arme mynsche bidde juwe ersamheyde degher andechtigen unde flittliken umme des selichmakers unde barmhertigen Godes Jhesu Cristi willen, gii my sodanne unstür, (alse ick) an juwer stad van beres halven unde besundergen van krankheyt mynes hovedes wegenne hebbe ghedan unde ghedreven, dat dat juwe ersamheyde unde wiißheide vmme myner ghebrecklicheyt nicht willen my to arghe reken unde keren, sunder my willen laten vorgheven syn umme Godes willen. So weth id God, dat ick dar doch nichtes aff en wiste, sunder des anderen edder des drudden dages van anrichtinghe weghenne fromer lude juwer borger, beyder prouwen unde man, de my seden van myner drunkenheyt unde dörlikeme wesende, dat my doch tomale leyt is, so helpe my God umme juwer ersamheyde willen unde juwer fromen borger willen, de my doch to velen tyden doghet unde fruntschop bewiset hebben, des en God lone, dar se des not unde behoeff hebben. Leven ersamen heren, so hebbe ick grote volumina unde mennigerleye boke ghescreven an myner joghet unde an mynen junghen jaren, dar ick nu sware krankheyt aff lyde van mynes hovedes wegenne, so dat ick vele drader unde gheryngher drunckener werde, wen eyn de alle dage syne warmen redden kost hefft na syneme willen unde ghemake, so dat juwe ersamheyde wol overtrachten unde overdenken kan. Ersamen leven heren, so bidde ick degher andechtigen unde othmodichliken, dat juwe ersamheyde unde wisheyde so wol willen don, umme Godes willen unde Marien syner leven moder willen, unde willen ansteen myne ghebrecklicheit unde laten my wedder uth der jamerliken venckniße unde sloten, dar wol grote wiise lude krauck ynne worden, unde wil my na deßeme dage, ifft God wil, dar vorder vor behoden unde bewaren unde drincken

Digitized by Google

kovent unde dunne drunckent, dat my van drinkendes wegenne furder sodane anval unde sorghe nicht en sche, unde wil alle weghe, id sy dach effte nacht, umme der van Hildensem willen don en to willen, wat ick arme mynsche kan unde mach. Ghescreven myt groter wemodicheyt in juwer stad vencknisse.

Nicolaus juwe arme dener to allen tyden. To [1]) merer bekantnisse hebbe ick dit ghescreven myt myner eygenen hant buten der vencknisse. —

Zur Folter. In Eychstätt hat man den so genannten Bock, so ein Schragen ist, gleich in der Länge wie ein Wasch-Stuhl, so aber ausgehöhlt und mit Finger langen höltzernen Nägeln eingezweckt ist. Auf diesen Bock wird der Inquisitus, wann er zwei Täge vorhero hintereinander mit Spieß-Ruthen ist gestrichen worden, und darnach nicht bekennen will, den dritten Tag auf den Bauch darauf gelegt, Hände und Füsse an denen Pfosten fest angemacht, und wieder mit Spießruthen gestrichen, so daß auf einen Strich gleich das Fleisch von dem Buckel von einander gehet; hingegen die Nägel dem Inquisiten merckliche Matten in dem Leibe drucken. Darbey ist zu mercken, daß man in gedachten Eychstätt nicht mehrere Tormenten gebrauchet, als die Spieß-Ruthen und diesen Bock. Man wartet auch nicht mit der zweyten und dritten Tortur, bis die Wunden von denen erstern Streichen mit der Spieß-Ruthen geheilet sind, sondern man fährt damit alle Tage hintereinander fort, bis der Inquisit bekennt. Die Streiche werden zu 20, 30, 40, 50, ja bis 100 dictirt. (Des Klugen Beamten auserlesener Criminal-Proceß, Nürnberg 1760, Schlußseite.)

Weinbau.

(Aus Joh. Oldekop's Annalen.)

Anno 1540. Dieses Jahr war ein ungewöhnlich dröger und warmer Sommer, das brachte guten reifen und süßen Wein, nicht allein in den Weinlanden, sondern auch in den Städten, da Weinreben vorhanden waren. Derohalben wurden allhie für Hildesheimb, Braunschweig, Hannover und mehr Städten viel mehr Weinberge, mit Ausrodung des Holzes, Verwüstung der Äcker, auch große Arbeit und Unkosten gemachet und gepflanzet und wurden dero Behuef viel tausend Weinstöcke in Frankreich, Düringen und andern Landen theuer eingekauft, Weinmeisters angenommen und in diese Lande gebracht. Die Weinstöcke bekahmen, brachten aber in 2 oder 3 Jahren wenig Drauben, und dieselben waren noch sauer und nicht reife. Des vierten Jahrs war der Mai so kalt, daß viele Weinstöcke erfroren, und litten die Bürger großen Schaden.

Colnrader Taufe. Auf dem Kirchhofe bei Colnrade an der Hunte (Grafschaft Diepholz) steht ein großer alter Taufstein, der sprichwörtlich geworden ist. Trägt nämlich in der Gegend eine Hausfrau eine auffallend große Schüssel voll Erbsen auf den Tisch, so heißt es: „Dat is de Colnraer Döpe."

[1]) To vencknisse mit flüchtiger Hand nachgetragen.

Digitized by Google

Zur Geschichte des deutschen Humanismus und der deutschen Historiographie.

Von Adalbert Horawitz.

I.

Nicht als flunkerndes und dabei frivoles Geistreichthun, nicht nur als behagliches Spielen mit den Formen der Alten kündigt sich bei uns der Humanismus, jenes frische und freudige Erwachen des Geistes an. Auch nicht als ein Abgucken des Äußerlichen an den geliebten, gefeierten Klassikern, als ein bloßes Wiedergeben ihrer Sentenzen und Erzählungen — von allem Anfange an zeigt er sich als kritisch und reformirend. Schon in den ruhigeren Naturen des Wimpfeling, Reuchlin und Erasmus, ganz prononcirt aber in der späteren Humanistenschaar, in dem stürmenden Locher, in Bebel, Celtis, und vor allem in Ulrich von Hutten. Mit der Kritik verbunden ist aber auch der nationale Gedanke durch diese Männer auf's Neue in die Literatur gekommen! Das gesteigerte Selbstbewußtsein der Romanen, das im Kulte ihres Volksthums oft zu weit ging und die Wahrheit arg verletzte, forderte die Deutschen häufig heraus, auch ihrerseits apologetisch und abwehrend aufzutreten, sich auf ihre Geschichte zu besinnen und den Tendenzgeburten der Fremden durch die Wucht gründlicher Gegenbeweise ihr Scheinleben zu nehmen. Schon Erasmus schreibt an Thomas Anshelm um 1516 in der Ausgabe der Memorabilien des Nauclerus: Möchte es doch Allen gleich am Herzen liegen, diesen Wettkampf mit den Italienern aufzunehmen, einen Wettkampf, jenen unschädlich, Allen fruchtbringend, uns aber um Vieles ruhmvoller, als wenn wir nach Barbarensitte mit Steinen und Schwertern mit jenen kämpfen. — Schärfer freilich sprachen

Digitized by Google

und schrieben Andere, z. B. Bebel und Celtis, der es sehr übel aufnahm, daß die Deutschen von den Italienern „barbari" genannt wurden. In dieser Abwehr und Polemik erhitzt man sich immer heftiger, übt Repressalien an den Fremden und sucht die Tüchtigkeit des eigenen Volkes auf jede Weise zu vertreten und darzulegen. Sebastian Brant z. B. spricht im Narrenschiff von den Narren, die an fremde Schulen nach Bologna, Paris, Pavia liefen, „als ob nit auch in teutscher Art noch wer Vernunfft." Zu völligen Repliken und Panegyriken haben sich Wimpfeling, Celtis, Bebel und Irenicus bereit finden lassen. Es sind keine Historiker von Haus aus, die uns in ihnen entgegentreten, sondern meist Dichter und Philologen, ja sogar Theologen. Man kann nicht sagen, daß die Schriften der Geschichtschreiber aus jener Epoche auch nur annähernd den historischen Werken unserer Tage gleichen, sie sind meist nur ein wahres Depot von zusammengelesenen, von Tausenden von Citaten, verbunden durch Livianisches oder schlechteres Latein. Als ob die Autoren keinen anderen Zweck gehabt hätten, als ihre Belesenheit glänzend zu zeigen, so wimmelt es in ihren Werken von angeführten Büchern, prosaischen wie poetischen. Hie und da den Repliken und Dupliken der Advokaten gleichend, suchen sie in ihren Reden den Angeklagten: „die deutsche Nation" gegen ihre Kalumniatoren, die Italiener und Franzosen zu vertheidigen, so Bebel, nicht minder Wimpfeling. Oder sie liefern umfängliche und überschwängliche Panegyriken, die häufig nur die Lichtseiten zeigen, und Gold in Gold malen, so daß sie keinen rechten Eindruck machen können. Oft auch tragen sie den Charakter eilfertig gemachter Kompilationen an sich und ermüden den Leser durch ihre geduldserschütternde Weitschweifigkeit und durch endlose Wiederholungen. Nicht bloß dies aber haftet ihnen an; vor allem ist es der ganz peinliche Mangel jedes Ordnungssinns, das Überspringen von einer Geschichte auf die andere, ja noch mehr von einem Wissensgebiete in das andere. Es mag noch hingehen, wenn eifrige Schriftsteller archäologische Excurse beigeben, schlimmer schon, wenn ihnen die geographischen und etymologischen Episoden allüberall in die Feder fließen und unsere Aufmerksamkeit stets vom Gegenstande ablenken oder noch mehr — ganz verscheuchen. Dazu kommt noch die virtuose Leichtigkeit, von den Tagen des Cheruskers Arminius oder der Geschichte der Völkerwanderung flugs

Digitized by Google

auf die Ereigniſſe der letzten Wochen zu kommen und ſich in — mitunter recht liebenswürdigen — Altenherrngeplauder über Selbſterlebtes oder Geleſenes zu ergehen. Manches hinwiederum aber hat den Charakter eines bloßen Abdrucks einer Sammlung von Excerptenzetteln.

Trotz all' dieſer Mängel beſitzt doch dieſe humaniſtiſche Geſchichtſchreibung auch außerordentliche Vorzüge; vor allem den Vorzug nationaler Begeiſterung und den — der z. B. bei Irenicus, Peutinger, Pirckheimer, Beatus Rhenanus u. A. nicht zu läugnen iſt — daß wenigſtens der Verſuch gemacht wird, mit der Kritik der Quellen zu beginnen. Und namentlich durch dieſe zwei Elemente vollzieht ſich mit ihnen der Übergang von der mittelalterlichen Geſchichtſchreibung zu der einer neuen Zeit! Dies wird man ſofort gewahr, wenn man die Hiſtoriographie des Nauclerus mit den hiſtoriſchen Leiſtungen der Späteren vergleicht. Johannes Nauclerus wird unter den durch Herzog Eberhard von Würtemberg ausgezeichneten Gelehrten genannt. Sein eigentlicher Name iſt Verge oder Vergenhans, er ſtammte aus einer adlichen Familie aus Schwaben, ward Probſt der Stuttgarter Kirche, Rektor in Tübingen (um 1477), unter ſeinen Schülern war auch J. Reuchlin; er ſtarb als Kanzler in Tübingen beiläufig um 1510 [1]). Nauclerus genoß zu ſeiner Zeit als Hiſtoriker eines guten Rufes, Männer wie Erasmus und Reuchlin ſchrieben empfehlende Vorreden zu dem Hauptwerke, das ihm einen Namen machte, zu dem Werke, das den Titel führt: Memorabilium omnis aetatis et omnium gentium chronici commentarii. Tübingen 1506, Fol. Kein Geringerer als Melanchthon hat es herausgegeben, es erlebte dann noch mehrere Auflagen. Wir können freilich nicht in das Lob der Zeitgenoſſen einſtimmen, wir können ſie aber begreifen, denn wir gewahren die Motive ihres Lobes. Erasmus findet große Vorzüge in der lehrhaften Tendenz des Werkes, aus dem der Leſer erſehen kann, was nachahmenswerth und was zu fliehen ſei. Nicht auf den Glanz der Diktion müſſe man ja ſehen, ſondern auf die Wahrheit, Nauclerus aber, der ſo fleißig ſei, ſcheint dem Erasmus für dieſe Sache geboren. Auch Reuchlin, der für des Nauclerus würdiges Denkmal einen beſſeren Anempfehler wünſcht, als er ſein kann, ſpendet ihm

[1]) Über ihn hat in letzter Zeit ein Schüler G. Waitz's, Dr. Erich Joachim, eine ganz vorzügliche Abhandlung geliefert. Göttingen 1874, 70 S.

Digitized by Google

großes Lob, da er sich ein den Alten nacheiferndes Verdienst um die Geschichte erworben, die Geschichte, die man nicht vernachlässigen darf, die eine wahre Lehrerin des Lebens ist, zur Tugend, zum Ehrgeize anspornt und den Nachruhm in seinem wahren Werthe zeigt. Reuchlin knüpft daran einige Bemerkungen über Bedeutung und Werth der Geschichte, ohne welche die Wissenschaft ebenso wenig bestehen könne, als ohne Chronologie. Nur mit diesen Kenntnissen, sagt er, könne man in das Studium der Alten eindringen. Auch Reuchlin lobt an Nauclerus nicht den Stil, sondern die Treue der Darstellung; man muß ja, sagt er, nicht immer auf Form und Eleganz, sondern auch auf den Eifer und die Rechtschaffenheit sehen.

Drei der berühmtesten Humanisten: Reuchlin, Erasmus und Melanchthon waren es, die dem „großen Buche von Tübingen", wie die Chronik genannt wurde, Pathe standen. — Melanchthon that wohl das Meiste dabei, es ist zweifellos, daß er den mangelhaften lateinischen Ausdruck vielfach besserte und von den ärgsten mendis säuberte, es ist sehr wahrscheinlich, daß er Manches zum Schmucke des Buches einfügte und sogar griechische Stellen eingeschoben hat. Trotz dieser humanistischen Verbrämung, trotz der nicht geringen Zahl römischer Quellenschriftsteller, die Nauclerus wenigstens als von ihm benutzt angiebt, trotz seiner Reise nach Italien — von der er übrigens kein Wort sagt, — trotz seiner Korrespondenz mit Ficino kann ich wenigstens in ihm keinen Humanisten im eigentlichen Sinne sehen. Schon die Form seines Geschichtswerkes ist eine weitaus ungefügere und weniger urbane, aber vornehmlich die Kritik und Forschung und Darstellungsweise sind nicht der Art, wie wir sie bei den Humanisten vorfinden, sie ist noch durchaus die des mittelalterlichen Kompilators, er selbst nennt ja sein Verfahren offen genug „Compilare". Diese seine Methode stellt ihn nicht unter die Ersten der neuen Epoche, sondern unter die Letzten der abgeschlossenen alten. Er gehört mit in den Kreis der Rolevink und Schedel, sein Werk aber ist als Grundlage und Quelle so vieler späteren Bearbeitungen als viel benutztes und viel citirtes Buch doch wichtig genug, um es einer genaueren Betrachtung zu unterziehen. Freilich der Eingang des Buches ist viel versprechend, er giebt uns eine Anzahl von Gesetzen der Alten für die Chronographie und prüft sodann die Autoren, die mit Ver-

Digitized by Google

trauen zu benutzen seien. Aber sogleich hier merkt man den Kompilator, er will gegen 241 Quellen benutzt haben; natürlich ist das nicht genau zu nehmen, man übertrug die Citate aus den Gewährsmännern und gab sich den Anschein, als ob man die Quelle selbst gelesen. So kann es kommen, daß er Quellen citirt, die es nie gegeben, z. B. den Redner Cineas und König Juba. Die meisten Notizen seines höchst umfangreichen Werkes — man kann sich davon eine Vorstellung machen, wenn ich sage, daß er auf 191 Blättern erst bis zur Geburt Jesu Christi gekommen — entnahm er den Kompendien des Vincenz von Beauvais, dem Jakob von Bergamo, dem Biondo, Platina u. A. Am stärksten aber zeigt sich seine Kritiklosigkeit in der gläubigen Benutzung der schamlosen Fälschungen des Annius von Viterbo, eines fingerfertigen Dominikaners († 1502), der zum Erstaunen der Zeitgenossen die Schriften eines Persers Metasthenes, des Berosos, Manetho, Philo und vieler anderer Klassiker des Alterthums aufgefunden haben wollte und unter diesen Namen wirklich verschiedene Machwerke edirte. Auch unseren Nauclerus hat er damit dupirt, er zog die Angaben des Annius sogar denen der wirklich glaubwürdigen Quellen vor. Der Grund, warum er dies thut, ist der, daß jenen „Priestern" mehr Glauben zu schenken sei als dem Herodot, Justinus, Gellius u. A. Dieser außerordentliche Respekt, den Nauclerus den Priestern zollt, erklärt sich aus der mittelalterlichen Auffassung, der er völlig huldigt. Er ist ein gläubiger Katholik, der streng an den Dogmen der alten Kirche hält, der für die Ketzer, z. B. die Hussiten, nur Haß und Strafen kennt — besonders Savonarola ist ihm ein Gräuel —, er glaubt an alle möglichen Wunder, die Päpste aber sind für ihn Halbgötter. Er freut sich an dem Glanze des Papats und gedenkt mit Vorliebe der Unterordnung der Kaiser unter die starken Oberhirten der Kirche, er nimmt für Gregor VII. entschieden Partei, bei ihm finden sich denn auch die Märchen, Gregor V. habe das Kurfürstenkolleginm eingesetzt, Sylvester II. Heinrich II. durch dieses wählen lassen und dergleichen. Sein schwäbischer Lokalpatriotismus kommt bei der Geschichte der Staufer mit dieser Auffassung freilich etwas in Konflikt, aber er weiß sich so ziemlich zu helfen. Von einem solchen Manne ist auch eine Kritik der falschen Dekretalen nicht zu erwarten. Trotz alledem wird man dem großen

Digitized by Google

Sammlerfleiße, der auch Inschriften, Briefe, Urkunden und die mündliche Tradition heranzog, die Anerkennung nicht versagen, hie und da hat er, — wie Joachims gründliche Arbeit erweist —, uns sogar Angaben aus mittlerweile verloren gegangenen Quellen gerettet. Und rühmen muß man doch auch seine Bescheidenheit; er wisse wohl, sagt er, daß er nichts schreiben könne, was nicht gelehrte Männer schon vor ihm gesagt, er habe seine Arbeit in einfachem und schmucklosem Stile kompilirt und wolle zeigen, was uns am besten zur Nachahmung zu empfehlen sei. — „Nach Art der Bienen", sagt sein Fortsetzer Basellius, „hat Nauclerus aus den verschiedenen Geschichtschreibern sein Werk hergestellt, um durch die Thaten der Vorfahren die Menschen zu gutem Lebenswandel zu bewegen." Aber trotz alledem sieht doch jeder, der das umfangreiche Geschichtswerk durchblättert; das Werk des Nauclerus führt noch nicht aus der mittelalterlichen Geschichtschreibung heraus, es fehlt noch jene frische Subjektivität, jene patriotische Begeisterung, die elegante Form und vor allem die Kritik der späteren Humanisten.

Allerdings die Kritik ist nicht die starke Seite des Mannes, dem sich nun unsere Betrachtung nähert; aber als ein neues Element tritt bei ihm die Liebe zum Vaterlande auf.

Das Elsaß — unser endlich wiedergewonnener verlorener Sohn — war im sechszehnten Jahrhunderte die bestkultivirte Landschaft im deutschen Reiche. Auch in der modernen Geschichtschreibung eröffnet es mit dem Eingange des Jahrhundertes den Reigen. Und zwar ist es eine politisch-historische Schrift, die hier den Anfang macht, eine Schrift, deren Inhalt ein ganz moderner, eine Kontroverse wegen der Rheingrenze ist. Und der, welcher diese Kontroverse mit lebendiger Begeisterung und echtdeutschem Patriotismus führt, ist ein Elsässerkind, ein Schlettstädter — Jakob Wimpfeling ward er genannt. Im Jahre 1450 geboren, wirkte Wimpfeling — mit den bedeutendsten Humanisten Deutschlands in eifrigem Verkehre — für die Ausbreitung der klassischen Studien vornehmlich im Elsaß; durch seine pädagogischen Schriften aber übt er einen mächtigen Einfluß auf das Erziehungswesen von ganz Deutschland aus, sein Name nimmt in der Geschichte der Pädagogik eine ehrenvolle

Digitized by Google

Stellung ein [1]). Ein sanfter, etwas ängstlicher Charakter will er mit den alten Traditionen nicht vorschnell brechen, so bildet er, mit einem Fuße in der mittelalterlichen Weltanschauung, mit dem anderen auf humanistischem Boden stehend, ein wunderliches Gemisch von katholischer Orthodoxie und rührender Begeisterung für die „heidnischen" Schriftsteller, eine hybride Verbindung schüchterner Rücksichtnahme und vorwärts dringenden Eifers, weltunkundiger Naivität und weltreformirender Entwürfe — und doch der Totaleindruck [2]), den wir von ihm empfangen, ist ein durchweg günstiger, wir freuen uns, mit einem so herzensguten Menschen und ehrlichen Patrioten zu thun zu haben. Die innige Liebe zu seinem Vaterlande ist es denn auch, die ihn zum Historiker macht. Als Apologet der von übermüthigen Fremden geschmähten „Germania" tritt er in die Schranken; für die Integrität, den Ruhm und die Ehre seines Volksthums sind seine historischen Werke geschrieben. Dies schon um 1501 in seiner Aufsehen erregenden Flugschrift „Germania ad rempublicam Argentinensem", die wiederum 1648 von Moscherosch herausgegeben wurde. Das Büchlein — dem Magistrate von Straßburg gewidmet — wurde von Wimpfeling auch deutsch geschrieben, aus Rücksicht auf die Rathsherren, die kein Latein verstanden; er erhielt dafür vom Rath nebst dessen Dank noch zwölf Goldgulden. —

Wimpfeling will die Bürger mit ihren Pflichten bekannt machen, er will der französischen Partei gegenüber, die damals schon in Straßburg keck ihr Haupt erhob und kümmerliche Pilgerfahrten nach Frankreich unternahm, den deutschen Charakter der jenseits des Rheins liegenden Städte erweisen. Vier Konjekturen und sieben Zeugnisse hält Wimpfeling diesen Leuten entgegen, um zu zeigen, daß kein Franzose römischer Kaiser gewesen, die jenseits des Rheins liegenden Städte aber seit Cäsar und Octavian bis auf diesen Tag mit dem römisch-deutschen Reiche verbunden seien. Wimpfeling ist ein ebenso leidenschaftlicher Franzosenhasser, als er ein begeisterter Verehrer seines Volkes ist, der Eifer, den er nach beiden Richtungen entfaltet, hat freilich die Schärfe seiner Beweis-

[1]) Vgl. Raumer, Geschichte der Pädagogik.

[2]) Vgl. die treffende Charakteristik Wimpfelings durch Wilhelm Scherer in seiner mit O. Lorenz herausgegebenen Geschichte des Elsasses und v. Wiskowatoffs Wimpfeling, Berlin 1867.

Digitized by Google

führung nicht besonders gefördert. Wir wünschten uns eine strammere Argumentation. Betrachten wir den Gedankengang des vielbesprochenen Schriftchens! „Niemals", sagt Wimpfeling gleich zu Eingang, „war ein Franzose römischer König, — nur Lateiner, Griechen und Germanen — er kennt nur römische Kaiser aus Arabien, Illyrien, Thrakien, keinen aber, welcher der französischen Nation angehört hätte. Schon Wimpfeling sieht in dem Rhein nur Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze; zwischen ihm und Frankreich liegen ja noch deutsche Länder inmitten, die Vogesen scheinen ihm eine bessere Grenze als die, welche Julius Cäsar fälschlich festsetzte. Aber auch Pippin und Karl der Große waren Deutsche, der Letztere, ob er in Ingelheim oder sonstwo geboren sei, hat ja seinen deutschen Ursprung deutlich genug erwiesen, er ließ deutsche Bücher niederschreiben, gab den Monaten und Winden deutsche Namen, ebenso klingen die Namen seiner Töchter Himeltrud, Hiltgart, Adelheid doch ganz deutsch. Und ein Weiteres! Karl hielt sich häufig in den Rheinlanden auf, gründete in ihnen Klöster und Kirchen, Städte und Burgen, in Seligenstadt ruht eine seiner Töchter, er selbst ist in Deutschland begraben; Franzosen hätten sich gewiß bedacht, ihr Geld so weit von der Heimath anzulegen. Sieht man daraus, daß deutsche Herrscher diese Gegenden beherrschten, so legt uns Wimpfeling eine weitere Frage vor, deren rasche Antwort eben nicht für schlagende Beweisführung zeugt. Wie hätten denn, fragt er, die Franzosen sich jemals dieser Gegenden bemächtigen können? Nicht einmal Julius Cäsar, noch Augustus konnten ja über die germanischen Einwohner derselben Siege erringen. Im Gegentheil, die Franken sind die Herren Galliens geworden. Nach alledem folgt ein sehr kurzes Zeugenverhör, Papst Innocenz III., Papst Urban II., Ammianus Marcellinus und Enea Silvio werden vorgeführt, auch sie bekräftigen natürlich Wimpfelings Ansicht. Im zweiten, im moralischen Theile der Schrift, in der Wimpfeling in gewohnter Weise zur Bürgertugend und Schulengründung mahnt, empfiehlt er der Obrigkeit als ihre Pflicht, alles Wissenswürdige in Annalen zu verkündigen, damit die nachfolgende Generation daraus lerne, die Rechte bewahren, Anklagen der Zukunft widerlegen, päpstliche und kaiserliche Privilegien erhalten könne. Die Quellen, die Wimpfeling benutzt, sind spärlich: Cäsar, Ammian, Sueton, Lupold von Bebenburg,

Digitized by Google

Enea Silvio, Gaguin und Biondo. Die Kritik ist schwach, er scheint noch an die Echtheit der konstantinischen Schenkung zu glauben, seine Beweisführung ist schlotterig, vieles nimmt er als Axiom, was noch sehr des Beweises bedürftig wäre, seine Angaben sind oft apodiktisch hingestellt, wir sollen ihnen glauben, da in ihnen doch nur subjektive Anschauungen anderen ebenso subjektiven gegenüberstehen; den Beweis oder auch nur die Vorlage der Beweisgründe bleibt uns Wimpfeling schuldig. Er ist in dieser Hinsicht sich treu geblieben und brachte als Historiker auch später noch lieber Behauptungen, als Beweise. Da hatte es denn der kecke Franziskaner G. Murner, der rechte Vorläufer des landesverrätherischen Ultramontanismus, wahrlich nicht schwer, gegen Wimpfelings Argumente aufzutreten; dies geschah in einer Schrift „Neu Deutschland" 1502. Doch ward dieses Pamphlet, über welches die guten Deutschen im Elsaß schamroth wurden, auf Befehl des Straßburger Magistrats verbrannt und ist kein Exemplar desselben mehr aufzutreiben. Aber auch viele zeitgenössische Schriftsteller, alle Schüler und Freunde Wimpfelings erhoben sich gegen den „blattero" Murner, den „Murnarr" — bis zum Jahre 1506 dauert die Fehde fort, ja noch in den dreißiger Jahren erwähnt Beatus Rhenanus derselben als einer Erinnerung seiner Knabenzeit. Wimpfeling ward damals als tapferer Vertheidiger Deutschlands gelobt, Johannes Gallinarius nennt ihn den Camillus, der das deutsche Wesen Straßburgs wiederhergestellt habe. Der Streit hatte auch das Gute, daß Wimpfeling die Vollendung jenes Werkes beschleunigte, in dem er uns als der Erste der Humanisten eine deutsche Geschichte geliefert unter dem Titel: Epitome Rerum Germanicarum (1502); damals schon wurde es vollendet. Die Genesis dieses Werkes, das vielfache Ausführungen des schon in der „Germania" Angedeuteten giebt, ist folgende. Wie Wimpfeling überhaupt alle seine Freunde anspornte, um sie zu Forschungen über deutsche Geschichte zu veranlassen, so beredete er auch schon in den neunziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts den Kolmarer Kanonikus Sebastian Murrho, eine allgemeine deutsche Geschichte zu schreiben. Murrho ging auf Wimpfelings Wunsch ein und legte wirklich ein „Epitome de laudibus Germaniae" an, doch blieb es ein Torso, da Murrho frühzeitig (1495) starb. Daß aber bereits ein Entwurf, der freilich ungedruckt geblieben,

Digitized by Google

von Murrho ausgearbeitet worden, beweisen die lobenden Worte des Trithemius, der dem Murrho nachrühmt, er habe in vorzüglicher Weise die Thaten unserer Fürsten für den Glauben, den Staat, die römische Kirche, die Werke und Erfindungen unseres Volkes beschrieben. Was Trithemius in dieser Stelle andeutet, ist Schritt für Schritt in Wimpfelings Werke aufzufinden. Der Gedankengang des Murrhoschen Entwurfes findet sich vollständig in der Ausführung Wimpfelings wieder. Wie oft werden hier die Thaten der deutschen Fürsten, die sie des Glaubens halber vollführt, die Ergebenheit gegen Rom gepriesen; an einer ausführlichen Angabe der vornehmsten Erfindungen und Leistungen der Deutschen in Kunst und Wissenschaft fehlt es nicht. Ist nun nach alledem anzunehmen, daß Murrhos Nachlaß immerhin nach einigen Richtungen hin die Umrisse vorzeichnete, an die sich Wimpfeling gehalten, so läßt sich doch behaupten, daß er eine Originalarbeit geliefert; die Hauptzierde des Buches aber, die demselben in der Reihe der Geschichtswerke seiner Zeit eine bedeutende Stellung verliehen — der lebendige, oft rührend naive Patriotismus, der aus jeder Zeile zu uns spricht, ist gewiß von Wimpfelings eigenstem Wesen. Nicht mehr wie bei Nauclerus ist es bloß die ethische Absicht, durch der Geschichte Erzählung die Menschen zu bessern und zu bekehren, welche die Tendenz des Historikers ausmacht. Nein, so neutral ist Wimpfeling nicht mehr; nicht von dem Standpunkte des Tugendlehrers — so oft er ihn auch sonst einnimmt — will er seinen Lesern den Lauf der Geschichte zeigen, er stellt sich auf den Boden der Nationalität und bringt damit ein ganz neues Element in die Geschichtschreibung. Hat dieses auch vielleicht der Unparteilichkeit und der Ruhe der Forschung geschadet, schwindet vielfach die kühle — oder auch stumpfsinnige — Objektivität der mittelalterlichen Kompilatoren, so ist doch der wohlthuende Einfluß auf den schnelleren Fluß und die Wärme der Darstellung, sowie vor allem die Begeisterung des Lesepublikums für die edelsten Pflichten des Mannes, die Erweckung untadeligen Selbstbewußtseins nicht hoch genug anzuschlagen. Nicht bloße Kenntniß ward so durch die historische Lektüre unter die Gebildeten gebracht, sondern auch inniges Gefühl für das Vaterland erweckt, nicht bloß Sittenprediger ist der Historiker mehr, wenngleich noch immer ein Prediger, ein Prediger des Patriotismus! —

Digitized by Google

Aber auch noch ein Weiteres weist Wimpfelings Werk auf. Ein freieres Schalten mit dem Stoffe, wie ein freieres Urtheil über Kirchliches! Wenn auch noch schüchtern und dem Schriftsteller selbst noch nicht recht zum Bewußtsein gekommen, bereitet sich schon in diesem Werke der Bruch mit der mittelalterlichen Weltauffassung vor, die Liebe zum Vaterland und das deutsche Bewußtsein tragen in Wimpfelings Seele den Sieg über die kosmopolitische Vorstellung des heiligen römischen Reichs davon. Nicht eine Weltgeschichte ist es, die er schreibt — nicht heimisch genug mag ihm diese geschienen haben — noch auch eine Ortsgeschichte — die war ihm zu eng; das, was ihm das Liebste ist, Deutschland mit all' seinen Ehren, seinem Ruhm, seinen Vorzügen und seinen trefflichen Menschen, das allein soll seine Geschichtserzählung behandeln. Und so erschien um 1505 bei Johann Prüs in Straßburg Wimpfelings Buch unter dem Titel: Epitome rerum Germanicarum usque ad nostra tempora. (42 folia) — In der Dedikations-Epistel an Thomas Wolf den Jüngeren, einen Schüler Philipp Beroaldus, spricht Wimpfeling über die Tendenz seines Buches. Die Wahrnehmung, daß man römische, venetianische, englische, ungarische, böhmische, französische Geschichte täglich lese, erregte in Wimpfeling den Wunsch nach einer Darstellung der Großthaten seines Volkes, damit die Deutschen den anderen Völkern gegenüber, welche für die Verbreitung des Ruhmes ihrer Vorfahren sorgen, nicht als schlaftrunkene und kleinmüthige Verächter der Ahnengröße beständig zu schlafen scheinen. Sein Buch nun soll den Deutschen ihr Alterthum vor Augen führen, „das Leben unserer Kaiser, den Ruhm, die Kriegsthaten und Erfindungen, den Adel, den Glauben, die Ausdauer und die Wahrheitsliebe unserer Vorfahren", damit durch diesen Versuch gelehrten Nachkommen Gelegenheit geboten werde, den Ruhm der Deutschen zu vermehren. Von dieser Erwägung allgemeiner Art geht Wimpfeling sofort auf sein Lieblingsthema, auf die Rheingrenze ein und giebt hier schon eine Erweiterung der in der „Germania" kurz bemerkten Thesen, indem er zahlreichere Beweise für die deutsche Nationalität der jenseits des Rheines Lebenden angiebt. Die Stelle ist charakteristisch genug, um angeführt zu werden. Schon Sueton, Plinius (IV. 17), Tacitus, Ammianus Marcellinus, dann Francesco Petrarka, Biondo, Lupold v. Bebenburg, Hermann, Enea Silvio rechnen die

Digitized by Google

transrhenanischen Städte zu Deutschland. Die römische Kirche theilte sie unter die Metropoliten Deutschlands; die Legaten, welche der Papst dahin schickte, spenden auch in jenen Städten ihre Dispensen und Indulgenzen aus. Weiter, wären zur Zeit Karl des Großen oder seiner Söhne in jenen Gegenden Franzosen gesessen, so würde hier zweifellos das französische Idiom herrschen. Wo aber finden sich hier jemals Spuren französischer Sprache, wo französische Bücher? Wo französische Denkmale, Briefe, Grabinschriften, wo französische Kontrakte und Urkunden? Seit 7—800 Jahren aber werden bei uns lateinische und deutsche Sprachdenkmale aufgefunden. Man kann mich auch — fährt Wimpfeling eifrig fort — nicht davon überzeugen, daß die besten schwäbischen Kaiser, welche die Kathedrale zu Speier, das Kloster divae fidis in meiner Vaterstadt Schlettstadt gründeten und bereicherten, diese großartigen Auslagen und ihr väterliches Vermögen in Frankreich und unter Franzosen verschwenden wollten. Mag jener lügnerische Schwätzer . . . . nur prahlen, daß er und sein Vater von Franzosen abstammen. Wir, mein theuerster Thomas (Wolf), wollen uns rühmen, deutschen Vorfahren entsprossen zu sein! — Mit großem Fleiße wollte Wimpfeling seinem Plane gerecht werden, so gab er denn eine Übersicht deutscher Geschichte von dem ersten Auftreten der Germanen bis auf seine Tage; vielfach durch Episoden und Exkurse gehemmt, ist die Darstellung doch im Ganzen klar und durchsichtig, sein Latein von Geschraubtheit und Schwulste frei, sein Ausdruck verständlich. Um die Auffassung streiten sich drei vorwiegende Richtungen in Wimpfelings Charakter, er ist strenger Katholik, aber auch eifriger Humanist, vor allem aber deutscher Patriot; an mehr als einer Stelle trägt der letztere über die ersten zwei den Sieg davon. Denn wenn er auch als Orthodoxer gegen die griechische Ketzerei (c. 26), wie gegen den „Hussitenwahnsinn" (c. 45) mit allen Ausdrücken der alten Kirche eifert, so verhehlt er andererseits seine Meinung über den Investiturstreit gar nicht, er erkennt die Berechtigung beider Theile, aber als Deutscher thut es ihm weh, daß der tapfere Heinrich IV., der mehr Schlachten geschlagen als Marcellus und Cäsar, den Papst gekränkt (c. 29), ja bei dem Streite zwischen dem Papste und Friedrich I. spricht er ganz unverblümt von dem Stolze des Papstes; er will nicht entscheiden, wer mehr Schuld an dem bejammerns-

Digitized by Google

werthen Kampfe zwischen Kaiser und Papst habe. So sehr er auch stets Humanist war, der Deutsche in ihm setzt sich doch den Römern als den Feinden seines Volkes entgegen (c. 54); kurz, überall ist die Tendenz eine patriotische. Oft freilich über das Maß des Erlaubten hinausgehend und durch Anhäufung von allzuviel Superlativen und dadurch, daß er zu viel Lichtseiten neben einander stellt, den Eindruck der Thatsachen aufhebend. Die einseitige Aufzählung nur der Siege des eigenen Volkes, das stets als das allertapferste, allerfrömmste, allergescheiteste, allerkünstlerischeste u. s. w. genannt wird und dessen Männer nur mit den größten Männern von Hellas und Rom verglichen werden können, dies Alles macht den Eindruck eines übereifrigen Schriftstellers; wir vermissen gar sehr den männlichen Ernst und die Ruhe des rechten Historikers. Man sieht auch hier wieder, was das „Allzuviel" schadet. Nach einer anderen Richtung werden wir Wimpfeling aus dem allzuviel keinen Vorwurf machen können; die kulturgeschichtlichen Exkurse über Gelehrte und Künstler seiner Zeit, sowie die Episoden aus der Ortsgeschichte, die nirgends einem mattherzigen Lokalpatriotismus entstammen, sind uns sehr erwünscht und zeigen, daß Wimpfeling nicht in den Fehler trockener und stumpfer Köpfe verfiel, außer der Geschichte der Haupt- und Staatsaktionen keine Geschichte zu kennen. —

Fragen wir uns, welche Quellen und Hülfsschriften Wimpfeling vorlagen, so sehen wir, daß er sowohl alte Dichter als Historiker benutzte; wir finden Strabo, Plutarch, Aristoteles, Cäsar, Dionysius, Tacitus, Plinius' Naturalis Historia gebraucht; von späteren Quellen sind es hauptsächlich die Annales Mettenses und andere Annalen, Enea Silvio (c. 22), Petrarka (45), Biondo (21, 37), Gaguinus (21), Platina (9, 48), Sabellicus Hist. Venetorum (22), Baptista Mantuanus (56) Philipp Beroaldus (69), Antonius Campanus (70) u. s. w. Die Benutzung dieser Schriften war meist excerpirend und paraphrasirend, mitunter ist auch der Text ganz gleichlautend mit dem der Quellen (z. B. c. I. mit Plinius Naturalis Historia IV. 14. (28) mit Ausnahme der Lesarten Vindelici statt Vandeli, Cimbri statt Sicambri!) Es fehlt nicht an Anspielungen auf die Jetztzeit; so eifert er wohl einmal (11) gegen die Kleiderpracht, oder ergeht sich in Ausfällen gegen die ihm verhaßten Franzosen (c. 22, 32, 51). Von gar manchen

Digitized by Google

wichtigen Thatsachen weiß er uns aber nichts zu künden, vieles übergeht er in uns unverständlicher Weise. Er erzählt z. B. — um nur Weniges hervorzuheben — nichts von den Kämpfen Ludwigs des Frommen mit seinen Söhnen, nichts vom Vertrage von Verdun, nichts von dem Ungarneinfalle zu Arnulfs Zeit, von Konrad I.; bei Otto I. erzählt er wenig von dem Ungarnsiege, nichts von den Aufständen, nichts von den Beziehungen zu Dänemark, bei Otto III. wird nur von den römischen Angelegenheiten gesprochen, Heinrich IV. und V. werden identificirt und verwechselt, Heinrich V. wird fälschlich Barbarossas Sohn genannt, über den Kampf zwischen Friedrich von Österreich und Ludwig von Baiern wird leicht hinweggegangen u. s. w. An Fabelhaftem und Beweisen für das unkritische Verfahren Wimpfelings fehlt es ebenfalls nicht, so glaubt auch er an die Abkunft der Franken von den Trojanern u. A. Doch alle diese Verstöße — bei den zeitgenössischen Schriftstellern gewöhnlich — konnten das Ansehen des Buches nicht mindern. Wimpfelings Werk fand auf allen Seiten Anerkennung, die Humanisten waren über dasselbe entzückt, Peutinger, Trithemius, Irenicus u. A. loben dasselbe wärmstens, Th. Wolf fühlt sich durch die Dedikation des gelehrten Buches hochgeehrt und verspricht demselben die Unsterblichkeit.

Und in der That, Wimpfelings Geschichtswerk wird stets als ein epochemachendes genannt werden, weniger seiner Bedeutung für die Geschichtsforschung, die sehr gering ist, als vielmehr seiner trefflichen nationalen Gesinnung wegen. Mit lebendigem Eifer strebt Wimpfeling danach, seinen Lesern einen Einblick in den Ruhmesschatz ihres Volkes thun zu lassen, mit edler Wärme erweckt er in ihnen das Selbstgefühl und giebt ihnen eine Darstellung von den Thaten der Väter, um sie zu löblicher Nacheiferung zu begeistern, damit gute deutsche Art nicht verloren gehe. Die Mittel, die er da anwendet, sind nicht immer nach unserem Geschmacke, dennoch blickt überall ein so redlicher, ehrenhafter und treuherziger Wille hindurch, daß man, diesen für's Werk nehmend, Wimpfeling stets als den guten alten Patriarchen deutscher Geschichtschreibung verehren wird.

Digitized by Google

Ähnliche Plane, wie sie Wimpfeling angeregt und ausgeführt, beschäftigten auch den allezeit regen Geist eines Mannes, der in der Geschichte des deutschen Humanismus eine hervorragende Stellung einnimmt, — auch Konrad Celtis[1]) wollte sein Vaterland durch eine großartige und geschichtliche Darstellung ehren und zu Ansehen bringen.

Celtis war ein Franke. Zu Wipfeld bei Schweinfurt, der Vaterstadt Cuspinians, ward er am 1. Februar 1459 geboren. Viel gereist — er hatte zu Köln, Leipzig, Erfurt und Heidelberg studirt — gewann er bald durch seine dichterischen Anlagen und seine meisterhafte Beherrschung der lateinischen Sprache Gönner, u. A. den Beschützer der Humanisten Friedrich den Weisen von Sachsen. Auf dessen Empfehlung wurde er durch König Friedrich III. (zu Nürnberg 1487) zum Dichter gekrönt. Bald darauf sehen wir ihn als Schüler des Pomponio Laeto in Rom. Doch er verlor sich dort nicht, sondern wie Luther schärft sich in ihm erst recht der Gegensatz gegen das wälsche Wesen, er fühlt sich als Deutscher, ihn empört die Verachtung und Geringschätzung, mit der die Italiener sein Volk beurtheilen, zugleich aber erwacht in ihm der glühende Wunsch, seiner Nation ein Prometheus sein zu wollen und den Götterfunken der Antike aus Italien seinem Vaterlande zu bringen. Sein ganzes thätiges Leben hat er diesem Streben gewidmet und gewiß ihm — zusammen mit Reuchlin und Erasmus — ist es zuzuschreiben, daß der Humanismus in Deutschland so schnelle, tiefeingreifende und folgenreiche Aufnahme fand. Seine innige Freundschaft mit den meisten Gelehrten, Schriftstellern und Dichtern Deutschlands, seine Beziehungen zu den gelehrten Gesellschaften — er selbst gründete ja die rheinische Societät für die Propaganda der klassischen Literatur und die Durchforschung deutscher Geschichte — seine Beliebtheit bei den Fürsten, bei Max wie bei Friedrich von Sachsen, endlich auch sein unstätes Wanderleben, das ihm ermöglichte, an den verschiedensten Stätten, ja sogar an den Grenzmarken Deutschlands Schüler und Helfer für sein Volk zu

[1]) Über Celtis vgl. de vita et scriptis C. Celtis Protucii opus posthumum B. Engelberti Klüpfel, Friburgi Brisgoviae 1827. Allg. Encyklopädie (Ersch und Gruber) XXI. S. 135—140. St. Endlicher in Hormayrs Archiv f. Gesch. 1821 und 1825. Aschbach, C. Celtis und Roswitha, Wien 1867. Aschbach, Celtis Wanderjahre.

Digitized by Google

gewinnen und überall wenigstens Keime humanistischer Bildung zu entwickeln. — Alles dies zusammengenommen sicherte seinen Strebungen den glänzendsten, den vollständigsten Erfolg. Ruhelos schweifte er ja hin und her; 1497 an der Universität Wien thätig, sehen wir ihn ab und zu in Nürnberg, Ingolstadt, Heidelberg, Mainz, Krakau, ja auch in Skandinavien, Lappland und Livland — bis nach Island sogar soll er gekommen sein. — An der Ausarbeitung der Germania illustrata, die vier Bücher und viele Völkerkarten haben sollte, ward Celtis durch seinen Tod (4. Februar 1508) gehindert. Er hatte den Plan gehabt, auch der gelehrten Männer darin zu gedenken; der Anfang ist jedenfalls gemacht worden, wie viel Celtis davon ausgearbeitet, ist zweifelhaft. Trotzdem dies Werk nicht erschienen, dankt ihm die deutsche Geschichtswissenschaft Erhebliches. Nicht bloß, daß er an der Wiener Universität den Sinn für Geschichte durch seine Vorlesungen über allgemeine Geschichte, Urgeschichte Deutschlands (von Tacitus ausgehend, dessen „Germania" er um 1509 und 1515 herausgab), wie über Geographie (nach Ptolemäus) anregte und belebte, so hat er auch durch die Auffindung der sogenannten „Tabula Peutingeriana" der Alterthumsforschung einen wahren Schatz gewonnen, durch Editionen, die gleich besprochen werden sollen, hat er aber dem Historiker auch den Quellenvorrath vermehrt. Sein Hauptwerk vollendete er freilich nicht, auch muß sich nicht einmal der Nachlaß in einer Gestalt befunden haben, in der aus demselben etwas zu gewinnen oder in der er edirbar gewesen wäre. Dagegen liegen zwei kleinere historische Schriften vor. Die eine, ein Gedicht de situ et moribus Germaniae betitelt, ist durchaus panegyrisch gehalten und ohne historischen Werth. Die beliebten Wendungen der patriotischen Historiker erscheinen hier in dichterischen Formen. Wie Bebel nennt er die Germanen „indigenae", er lobt die Kraft und Männlichkeit ihrer Sprache, die nichts Weibisches an sich habe, preist ihre männliche Beschäftigung, die Jagd, das Reiten und Herumstreichen, ihre Tapferkeit, die vor dem Tode nicht bangt und die nicht ansteht, das rosige Blut für das Vaterland und die theueren Freunde zu vergießen. Wie Wimpfeling rühmt er die Religiösität, die Wahrheitsliebe, den Gerechtigkeitssinn und den Mangel an Verstellungskunst (tenax mens consona labris, ficta coloratae fugiens mendacia linguae) und erhebt endlich den Reichthum

Digitized by Google

des Landes an Menschen, Vieh und Getreide. Auch die oft beliebte Ableitung des Namens Germani aus dem lateinischen „Germani“ kommt vor: so seien sie genannt worden, weil sie in brüderlicher Weise mit einander zu leben pflegen.

Die zweite Schrift „de Herciniae Sylvae Magnitudine ejusque in Europa definitione et Populis incolis“ bietet sehr wenig. Er klagt darin über die Dunkelheit der deutschen Geschichte, die sowohl in der Schwierigkeit der Forschungsreisen — er selbst mußte ja die mühevollsten und Gesundheit gefährdenden Fahrten unternehmen [1]) — als auch in der Trägheit seiner Landsleute ihren Grund habe. Nicht minder entrüstet ist er über die Verleumder des deutschen Volkes, er findet nicht genug kräftige Worte, um sie aus dem Bereiche der Wissenschaft zu bannen [2]). Der Inhalt des Schriftchens: Bemerkungen über Orographie, die Fruchtbarkeit sowohl der Fauna als der Flora Deutschlands trägt einen aphoristischen Charakter an sich, der freilich aus der Schlußbemerkung sich erklärt, in welcher Celtis den Leser auf seine „Germania illustrata“ verweist, die leider nie erschienen. Einer bedeutenderen Arbeit Celtis begegnen wir in jener Schrift, die den Titel trägt: De origine situ moribus et institutis Norimbergae libellus, Nürnberg 1502.

Eine Verherrlichung der Vaterstadt oder sonst eines berühmten Gemeinwesens, dessen Schutz man genoß, zu schreiben, war damals sehr gebräuchlich; an Beispielen fehlt es nicht. Gaguinus feierte Heidelberg, Johannes Reuchlin Pforzheim, Peter Antonius Basel, Hermann von dem Busch Köln. Celtis aber hatte noch einen besonderen Grund dazu; die Freunde machten ihm Hoffnung auf materielle Unterstützung seiner gelehrten Arbeiten durch den Nürnberger Stadtrath, wenn der gekrönte Poet sich um die Stadtgeschichte ein Verdienst erworben haben würde. Celtis betrieb sein Werk ernsthaft, er ging auf die Origines der Stadt

---

[1]) Auch in dem „libellus de origine“ spricht er von seinen Fußreisen im hercynischen Walde; hier, sagt er, habe ich Einsicht in die Größe der Natur erlangt, unbekümmert um die Spötter, mit großem Schaden freilich für Geld und Gesundheit.

[2]) Imperiti, barbari, febricitantes, congerrones et verberones nennt er sie, unwürdig einer Besprechung. Eos igitur . . . . ab honestis literis et eorum cultoribus excommunicamus et cum sua ignorantia relinquamus.

Digitized by Google

zurück, suchte die Legende des heiligen Sebaldus, des Stadtpatrons, und ließ durch Freunde nachforschen; namentlich St. Emmerams Kloster in Regensburg war ein beliebtes Ziel seiner Fahrten. Endlich erschien die Schrift —, sie war natürlich dem Stadtrath gewidmet. In der Praefatio erzählt Celtis, wie sein Werk aus dem bewundernden Anstaunen des herrlichen und berühmten Nürnberg entstanden, dem bisher nichts als ein Geschichtschreiber gefehlt habe. Er freilich — das wisse er — sei nicht der rechte, jener, der mit römischer Beredtsamkeit die Geschichte der Stadt schreibe, er wolle nur diesen Versuch gewissermaßen als eine Art Vorspiel und eine Probe seines Talentes vor der Herausgabe seiner „Germania illustrata“ den gütigen Lesern empfehlen. — Im zweiten Kapitel beginnt er sodann mit den klassischen Worten: Est locus in Hercynia XL millia passuum patens und läßt Nürnberg aus Furcht der umwohnenden Leute vor den Hunnen entstehen. Roh war der Bau ihrer Burgen — so schildert Celtis —, bald erhob sich hier ein arges Räuberunwesen, die Stadt wurde von Konrad und den Heinrichen eingenommen und zerstört, endlich aber eine Kolonie von Veteranen daselbst angelegt, die den Wald von den Räubern zu reinigen hatte, eine Leistung, durch die auch jetzt noch Nürnberg berühmt ist. Aber die Stadt wuchs auch durch die Zusammenkünfte, welche die Fürsten in ihr abhielten. — Im dritten Kapitel variirt Celtis sein Lieblingsthema über den hercynischen Wald, „zu deutsch Harz“, kommt von diesem ziemlich ausführlich auf die orographischen Verhältnisse Deutschlands, sodann auf die Druiden und von diesen auf die jetzigen Druiden — die Geistlichkeit zu sprechen, deren Hochmuth und Luxus er sehr beklagt. Eine kühne Bemerkung läuft hier mit unter, Celtis läßt nämlich die Deutschen durch die Griechen kultivirt werden. — Die folgenden Kapitel sind der eigentliche Kern und das eigentliche Verdienst des Buches, sie lassen uns in ein frisch und kräftig — freilich mit einiger Schönfärberei — geschildertes Städtebild schauen. Wir sehen es vor uns das alte Nürnberg mit seinem Gewerbeleben (c. 4), seiner Kaiserburg, seinen Gebäuden, Brunnen, Märkten, Gärten und Gußwerkstätten (5), mit seinen Bierschenken (11) und Zeughäusern (3). Wir lernen Obrigkeit (13) und Strafrecht (14) kennen, wir wenden uns rasch von der unappetitlichen Gesellschaft der sehr gut geschilderten Juden, Weinfälscher und Leprosen

Digitized by Google

ab (13. c. 15), erfreuen uns an der Beschreibung des Klimas und der Gesundheit des Volkes und amüsiren uns endlich auch über die sinnreiche Art, wie Celtis aus dem Getreide- und Nahrungsmittelverbrauche die Anzahl der Einwohner Nürnbergs auf 52,000 berechnen will. Freilich bei näherer Betrachtung schwindet unsere Bewunderung und wir gewahren hier an einem flagranten Beispiele einen der ärgsten Fehler humanistischer Geschichtschreibung. Nur zu oft wird damals die Historiographie zu einer Belustigung des Verstandes und Witzes; der Wahrheit wird häufig keine Rechnung getragen. Und hauptsächlich ist ein gewisses eitles Prunken mit dem Verstande und der Gelehrsamkeit die Ursache dieser Vernachlässigung des wichtigsten Erfordernisses der historischen Wissenschaft. Doch kommen wir auf Celtis zurück! Die Methode, wie er die Populationsmenge Nürnbergs bestimmen will, ist nicht einfach. Im letzten Kapitel sagt er: in Nürnberg werden in jeder Woche gerade 1000 Simmer Korn verzehrt, eine Person braucht im Jahre 1 Simmer zur Nahrung — also giebt dies eine Bevölkerung von 52,000 Seelen. Auf viel einfacherem Wege, sollte man glauben, hätte Celtis die Bevölkerungszahl erfahren können. „Doch er wollte seinen Lesern ebenso durch Witz und blendenden Scharfsinn gefallen, wie dem Rath und der gefeierten Stadt durch das etwas stark aufgetragene Lob ihrer Größe und Herrlichkeit, und wir dürfen es daher mit den 52,000 Einwohnern im sechszehnten Kapitel nicht ernsthafter nehmen, als im siebenten mit den 4000 jährlichen Geburten in Nürnberg oder im dreizehnten Kapitel mit den 10,000 bewaffneten Unterthanen der Stadt, von denen 6000 im Gebrauche des Schießgewehres geübt seien, oder gar mit der ungeheuren Zahl von 3000 Sichel- und Kriegswagen, an denen fürwahr zehn ganze Hussitenheere hätten genug haben können [1])". Aber noch ein anderer Umstand kam hinzu, der diese übertriebenen Angaben Celtis erklärt. Schon 1495 hatte Celtis das Manuskript seiner Schrift dem Rathe überreicht und sich zu all' den Abänderungen bereit erklärt, die dem Rathe gefallen möchten. Der Rath erwiederte sehr artig und sprach seine Absicht aus, Celtis Schrift in's Deutsche übersetzen zu lassen, was

[1]) Worte C. Hegels in seiner trefflichen Ausgabe der Nürnberger Städtechroniken, II. 504. Leipzig, Hirzel.

Digitized by Google

auch 1495 durch Georg Alt geſchah. Zwei Jahre ſpäter erbat ſich Celtis das Manuſkript zurück, um dasſelbe zu verbeſſern und zu ergänzen und erſt in dieſer Überarbeitung finden ſich jene ſtatiſtiſchen Zugaben, die gewiß auf den Rath berechnet waren. Beſonders werthvoll erſcheinen mir aber die volkswirthſchaftlichen Notizen, denen Celtis eine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet, preiſend ſpricht er von der Nürnberger Polizei, ihren Anſtalten gegen Hungersnoth (9), Armuth durch Findel- und Krankenhäuſer (11, 12), wie gegen Proſtitution (13), von ihrer Luxuspolizei, die er auch auf den Branntwein ausdehnen möchte (15). Celtis erwähnt, wie ſich die Umgegend Nürnbergs durch künſtlich geſäete Waldungen auszeichne (2), und ſchreibt auch, wie er von den Glockenthürmen erzählt, die alle Viertel ſchlugen: tanta apud felicissimos cives temporis usura est, cujus nulla honestior avaritia et gravior iactura! Stellen, auf die auch Roſcher in ſeiner vortrefflichen und inhaltsreichen Geſchichte der Nationalökonomie in Deutſchland (München, Oldenburg 1874, 1085 S. S.) aufmerkſam macht. Celtis hielt ſehr viel auf ſein Buch, er meinte, es müſſe ſogar im gelehrten Italien bewundert werden. —

Bei ſeinen Forſchungen in St. Emmeram kam Celtis auch der Codex zur Hand, in dem die Werke der Hroswith enthalten waren. Er gab dieſelben aber erſt 1501 in Nürnberg heraus, ſie wurden durch eine Dedikation an den Kurfürſten von Sachſen eingeleitet. Dieſe Dedikation iſt von Werth zur Würdigung der patriotiſchen Stimmungen Celtis, deſſen Freude über den Fund, der Deutſchland ſo viele Ehre macht, lebhaft durch dieſelbe hervorleuchtet. Die Bedeutung dieſer Publikation für die deutſche Literaturgeſchichte und den hiſtoriſchen Quellenſtoff iſt in der That eine ſehr große —, vor allem iſt das Gedicht über die Thaten Kaiſer Ottos eine werthvolle Bereicherung —, für die Humaniſten war der Fund wahrhaft koſtbar, denn nun konnte man ja den hochfahrenden Italienern zeigen, daß Deutſchland ſchon vor ſechshundert Jahren eine ſo geſchickte Dichterin beſaß, wie ſie ſich in Hroswith darbot. Aus dieſem für die Lieblingsgedanken der Humaniſten ſo günſtigen Zuſammentreffen zog man in neueſter Zeit den Schluß, Hroswiths Werke ſeien eine Tendenzfälſchung Celtis und ſeiner Freunde. Unter den Beweisgründen, die man vorbrachte, wurde auch der ausgeführt,

Digitized by Google

daß Celtis durch die allbekannte Fälschung des Gunther Ligurinus schon übelberüchtigt sei und sich um allen Kredit gebracht habe. Heute freilich sieht die Sache anders aus, der von aller Welt gemiedene Ligurinus ist durch die neuesten Untersuchungen [1]) zu Ehren und Reputation gekommen, diese Stütze für den Zweifel an Celtis Verläßlichkeit hält nun nicht länger vor. Ja im Gegentheile, heute müssen wir in dem Funde des Ligurinus, den Celtis im Kloster Ebrach aufstöberte, ein weiteres Verdienst dieses Humanisten ersehen, den man früher gemeinsam mit Bebel für den Fälscher hielt. Doch fragen wir uns, welchen Eindruck machte der Ligurinus, dessen Herausgabe hauptsächlich Peutinger besorgte, auf die Zeitgenossen? Die Mitwelt — das ist sicher — war entzückt, in diesem ausführlichen Heldengedichte die Thaten Friedrichs des Ersten in leichter fließender Sprache, in glatten Versen [2]) geschildert zu finden. Jeder Gelehrte fand darin etwas Interessantes für sich, „Spiegel und Rittershausen dienten dem Gedichte als Kommentatoren (Straßburg Schott 1531 und Tübingen 1597 und 1598), die späteren Cujacius und Hotomann bewunderten den rechtshistorischen Inhalt, der in der poetischen Form enthalten sei." Keinem echten Geschichtschreiber des Mittelalters, sagt Köpke a. a. O., ist die Bewunderung der zeitgenössischen Gelehrten so zu Theil geworden, nicht einmal Hroswith. Dieser gewaltige Erfolg begreift sich aus dem patriotischen — auch lokalpatriotischen — Inhalte, wie seiner reichen Fülle von Beispielen wegen, die für das Leben paßten, wie u. A. Rittershaus umständlich darlegt. Binnen einem Jahre wurden denn auch sieben Auflagen nöthig. Die erste erschien zu Augsburg bei Erhard Oeglin 1507, als Herausgeber nennen sich Marquard von Stain, Probst zu Bamberg und die Kanoniker Matthäus Marschalk, Bernhard und Konrad Adelman von Adelmannsfelden, Georg Herbart und Konrad Peutinger. Celtis besang in seinem Begrüßungsgedichte den Ligurinus u. A. mit den Worten:

proximus es vati
quem Mantua docta creavit.

[1]) Nämlich durch die meisterhafte und Aufsehen erregende Abhandlung von A. Pannenborg über den Ligurinus in den Forschungen zur deutschen Geschichte, XI. Heft 2, S. 161 ff. und dazu Wattenbach, die Ehrenrettung des Ligurinus in v. Sybels Histor. Zeitschrift, 1871, 4. 386 ff.

[2]) Köpke, Ottonische Studien, S. 266.

Digitized by Google

Er las über den Ligurinus zu Wien, Bebel in Tübingen. Gewinnt auch die thatſächliche Kenntniß der Ereigniſſe durch den Ligurinus freilich wenig, da er ſich ſo genau an ſeine Quelle (Otto von Freiſingen und Ragewin) hält, ſo ſind doch einige Umſtände neu, dazu kommt das ganze Kolorit, ſowie die lebendigen Schilderungen des Dichters . . . . denen daher ein nicht unbedeutender Werth beizulegen iſt. Vorzüglich aber iſt die hohe, der klaſſiſchen nahe kommende formale Bildung des Verfaſſers ſehr merkwürdig und ein neuer Beweis für die am Ausgang des 12. Jahrhunderts erreichte Höhe der Schulbildung [1]).

Das Verdienſt des Celtis um dieſe reichfließenden Quellen iſt nicht zu beſtreiten. Außerdem muß aber auch ſeiner Entwürfe und Pläne gedacht werden, die ſich auf Hiſtoriſches bezogen. So ſoll er eine „Theodericeis“ begonnen haben, in welcher er Theoderichs Leben und Geſchichte im dichteriſchen Gewande vorführen wollte. Auch eine Geſchichte über den Urſprung des Hauſes Habsburg und Maximilians verſprach er unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten zu liefern. Doch auch dies blieb bei dem unſtäten und wechſelvollen Geiſte Celtis ein bloßer Plan, ein Verſprechen, es kam wohl nie zum Beginne der Ausführung.

[1]) Wattenbach, die Ehrenrettung des Ligurinus a. a. O. 399.

Digitized by Google

Hieronymus Michiels.

Von L. Ennen.

Seit der Erzbischof Gebhard Truchseß sich von einer unbezwinglichen Leidenschaft zu einer schönen Kanonissin von Gerresheim hatte bestimmen lassen, sich von der katholischen Kirche loszusagen und zum kalvinischen Bekenntniß überzutreten, tobten im ganzen Kölner Erzstift die wildesten Kriegsstürme. Der vom Kapitel gewählte, von Papst und Kaiser bestätigte neue Erzbischof Ernst von Baiern bot mit Hülfe baierischer und spanischer Kriegsschaaren alles auf, um den Anhang des abgesetzten Gegners niederzuschlagen und die noch in den Händen der Truchsessischen Hauptleute befindlichen Städte und festen Plätze in seine Gewalt zu bekommen. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr wurde das Land ausgesogen, desto spärlicher flossen die Geldmittel, die zur endlichen Beendigung der trostlosen Wirren nöthig waren, und desto bedrohlicher gestaltete sich die allgemeine Verwilderung, welche dem Krieg im Gefolge ging. Eine eiserne Hand war nothwendig, um das Land gegen Streifer und Strauchdiebe, die so gerne unter dem Deckmantel des Partisankrieges ihrem verbrecherischen Gewerbe nachgehen, zu sichern, die Verräther und Spione, die an allen Ecken und Enden gegen guten Lohn dem Freund wie Feind zu Diensten zustanden, unschädlich zu machen und zur Rechenschaft zu ziehen und der Kriegskasse die Geldmittel, deren sie zur Besoldung und Verpflegung der Soldtruppen bedurfte, zuzuführen. Einen solchen Mann glaubte Ernst in dem ihm von verschiedenen Seiten warm empfohlenen Hieronymus Michiels gefunden zu haben. Dieser Michiels war in Antwerpen gebürtig und hatte hier eine Zeitlang das Amt eines Schultheißen versehen. In den niederländischen Wirren war er gefänglich eingezogen worden, und er würde hingerichtet

Digitized by Google

worden sein, wenn ihm nicht die beim Einzug des Herzogs von Alençon als Herzogs von Brabant ertheilte allgemeine Amnestie die Freiheit wiedergegeben hätte. Gleich nach seiner Freilassung verließ er das Land und begab sich nach Köln. Weil er sich als einen guten Katholiken auswies, wurde er hier in die Bürgerliste eingetragen. Er leistete seinen Bürgereid auf der Ritterzunft Windeck, siedelte aber bald nach der Wiedereroberung von Bonn nach dieser Stadt über. Auf die Empfehlung des einflußreichen kurfürstlichen Rathes Caspar Billehe wurde er unter die kurfürstlichen Dienstleute aufgenommen und am 20. August 1583 erhielt er die höchst wichtige Stelle eines Generalprofoß für das Lager und das platte Land.

Der Generalprofoß war ein mit umfassender Autorität bekleideter militärischer Beamter, in dessen diskretionärer Gewalt die Handhabung der gesammten militärischen Polizei lag. Er hatte hauptsächlich für die Verpflegung der Truppen zu sorgen, die Kontributionen auszuschreiben, auf die Ausreißer und Marodeure zu fahnden, Anklage gegen Verbrecher zu erheben, die verhängten Exekutionen zu leiten und Stockmeister, Steckenknechte und Scharfrichter zu befehligen. In seinem Bestallungspatent erhielt Michiels ausdrücklich die Vollmacht, die Übelthäter und die auf der That ertappten Verbrecher ergreifen zu lassen und nach bestem Wissen und Gewissen mit dem Leben oder in anderer Weise zu bestrafen. Zur Versehung dieses Dienstes wurden ihm 20 Mann zu Pferde und 15 zu Fuß mit einem Lieutenant, einem Feldpater, einem Schreiber, einem Henker und einem Diener beigegeben [1]).

Nicht lange bekleidete er die Stelle des Generalprofoß. Bald wurde er zum Generalkommissar für die kurfürstlichen Kriegssachen ernannt. In dieser Eigenschaft hatte er für Herbeischaffung der zur Kriegführung erforderlichen Geldmittel zu sorgen. Die Aufgabe, die ihm der Kurfürst gestellt, war äußerst schwierig und undankbar, und auch bei der größten Gewissenhaftigkeit würde er nicht im Stande gewesen sein, den Verwünschungen des so schwer bedrückten Landvolkes zu entgehen. Um so mehr mußten Haß und Fluch ihn treffen, als er mit rücksichtsloser Hartherzigkeit sein Amt versah, vielfach die Gränzen seiner Befugnisse

[1]) Original im Stadtarchiv.

Digitized by Google

überschritt und im Vertrauen auf seine ausgedehnten Vollmachten sich manche Willkürlichkeiten und harte Bedrückungen erlaubte. Er galt als der Blutsauger und Würgengel, dem allein das über das Land verhängte Unglück Schuld gegeben wurde und der von Alt und Jung, Groß und Klein mit den gräßlichsten Verwünschungen verfolgt wurde. An seinen Namen knüpfte sich Schrecken und Entsetzen und sein Anblick wurde nicht weniger als der des gemeinen Henkers gescheut.

Die lange Reihe von Konfiskationen, Kontributionseinziehungen, Gefangennehmungen und Exekutionen, zu denen er auf Grund seiner amtlichen Stellung zuerst als Generalprofoß, dann als Generalkommissar befugt war, und zu denen er sich im Interesse des Landes und seines Fürsten für verpflichtet hielt, malte das Volk in phantasiereicher Weise zu himmelschreienden Ungerechtigkeiten und Verbrechen aus, und die stets geschäftige Verleumdung erdichtete dazu noch eine nicht unbeträchtliche Zahl von Unthaten, durch die er als das größte Scheusal und als ein wahrer Auswurf der Menschheit charakterisirt wurde.

Nicht weniger als in dem Kurstaat Köln und im Herzogthum Jülich und Berg war in der Stadt Köln der kurfürstliche Generalkommissar auf's bitterste gehaßt. Im Rathe so gut wie auf den Zunfthäusern wurde seiner nur mit den unliebsamsten Bezeichnungen gedacht. Der Rath glaubte zu den vielfachen Eingriffen in städtische Privilegien und Gewalthandlungen gegen Kölner Bürger, welche dem Generalkommissar Schuld gegeben wurden, nicht schweigen zu sollen. Ohne Rücksicht auf seine amtliche Stellung und den ihm vom Kurfürsten ertheilten Auftrag sollte er persönlich für alles verantwortlich gemacht werden, wodurch er die öffentliche Gerechtigkeit verletzt und Privatrechte mit Füßen getreten hatte. Der Rath wähnte in seinem guten Rechte zu sein, wenn er den Gewaltdienern den Befehl ertheilte, den kurfürstlichen Generalkommissar, sobald er sich auf städtischem Gebiet betreten lasse, in Haft zu nehmen. Diese Gelegenheit bot sich, als Michiels am 28. Mai 1587 sich mit geheimen Aufträgen des Kurfürsten nach Köln begab und hier auf dem Thurmmarkt im Gasthaus zum heiligen Geist einkehrte. Sobald der Rath Kunde von der Anwesenheit des Kommissars in Köln erhalten hatte, ertheilte er Befehl, denselben „aus viel bedenklichen Ursachen, namentlich weil er ohne allen Befehl die Bürger marterisirt und ihnen

Digitized by Google

das Ihrige abgeschatzt habe", in Gewahrsam zu nehmen [1]). Am 29. Mai wurde er verhaftet und auf den Bayenthurm gebracht.

Es dauerte lange, bis Michiels sich mit dem Gedanken vertraut machen konnte, daß die neutrale Stadt Köln es wagen werde, mit aller Strenge Rechenschaft über alles zu fordern, wodurch er das Gemeinwohl und Privatrechte verletzt hatte. Erst als ihm jede Milderung seiner Haft verweigert und eine eigene Bedienung abgeschlagen wurde, begann er einzusehen, was er von Seiten des Rathes, der unter dem Druck der aufgeregten Menge und unter dem Einfluß übertriebener Gerüchte handelte, zu erwarten hatte. Vollends sank ihm der Muth, als er erfuhr, daß alle Schritte, welche von Seiten des Kurfürsten für seine Befreiung geschahen, vergeblich waren. Die Angst vor dem ihm bevorstehenden Schicksal, sowie die schlechte Kost und Verpflegung brachen den sonst starken Mann und erschütterten in bedenklicher Weise seine Gesundheit. Es kostete noch Mühe, daß ihm von Seiten des Rathes der Besuch eines Arztes bewilligt wurde.

Die Einkerkerung eines so angesehenen kurfürstlichen Beamten erregte am ganzen Niederrhein das größte Aufsehen. Der Kurfürst fühlte sich in seiner Souveränetät wie in seiner Ehre in hohem Grade verletzt. Es lag ihm daran, einestheils seinen Diener, der in den meisten ihm vorgeworfenen Fällen lediglich in seinem Auftrage gehandelt hatte und der tief in die Geheimnisse seiner Politik eingeweiht war, aus dem städtischen Gefängniß zu befreien, anderntheils den seiner fürstlichen Person durch die gegen seinen Kommissar verübte Gewaltthat angethane Schmach zu ahnden. Sofort that er Schritte, um den Rath zur Freigebung seines Kommissars zu bestimmen, konnte sein Ziel aber nicht erreichen.

Von andern Seiten erhielt der Rath Dankschreiben und Gratulationen wegen des Muthes, womit er sich als Rächer der von Michiels verübten Unthaten um das ganze Land verdient mache.

Von Seiten derjenigen, die sich durch Michiels geschädigt und vergewaltiget glaubten, liefen umständliche Referate über die Gewaltthaten, welche derselbe begangen haben sollte, beim Rathe ein. Auch der Herzog Wilhelm von Jülich ließ eine lange Reihe von Fragen bezüglich

[1]) Rathsprot. Nr. 38, f. 12.

Digitized by Google

der vom Generalkommissar in vielen unter jülichscher Hoheit stehenden Ortschaften, wie in einzelnen bergischen Ämtern erzwungenen Kontributionen an Geld, Holz und Lebensmitteln sowie bezüglich mannigfacher, die Landeshoheit verletzender Eigenmächtigkeiten und Eingriffe in die Rechte des Landesherrn einreichen, in Betreff welcher der Inhaftirte gerichtlich befragt werden sollte [1]).

Es kann nicht meine Sache sein, hier all die ihm zu todeswürdigen Verbrechen angerechneten pflichtmäßigen Amtshandlungen aufzuzählen, welche den traurigen Kriegswirren in zwingender Weise im Gefolge gingen. Es wird genügen, diejenigen Gewaltthätigkeiten und Exekutionen hervorzuheben, durch welche er in ganz besonderer Weise seine Nichtachtung jedes Gesetzes und seine Verleugnung jedes menschlichen Gefühles dokumentirt haben sollte.

Vom Kurfürsten hatte Michiels den Befehl erhalten, alle die Stadt Bonn passirenden Schiffe und Landtransporte niederländischer Kaufleute anzuhalten, die darin vorfindlichen Waaren zu konfisciren und die dieselben begleitenden Kaufleute gefangen zu nehmen [2]). Man warf ihm vor, er habe sich es mit der strikten Befolgung des ihm ertheilten Befehles nicht genügen lassen. Auch Schiffe und Waarenladungen, welche Bürgern der neutralen Stadt Köln gehörten, ließ er, so lauten die Klageschriften, anhalten und nur gegen schweres Lösegeld ihres Weges ziehen. So wurden im Jahre 1586 auf seinen Befehl die von der Frankfurter Messe nach Hause zurückkehrenden Kölner Kaufleute Hans von Melingen, Kornelius de Brün und Kaspar von Wedig mit ihren Waaren aufgegriffen und in den Wolfsthurm geworfen. Es war dies ein „greuliches, scheußliches, unleidliches Gefängniß, darinnen ein unmenschlicher Stank von etlichen daselbst begrabenen Leuten oder Missethätern herrschte und da keine Heimlichkeit noch Abtritt vorhanden, der Wust und Koth der Gefangenen liegen blieb, und worin es weder einen Stuhl zum Sitzen noch ein Gebund Stroh zum Liegen gab." An diesem unfläthigen Orte sollten die Kaufleute willig gemacht werden, die von Michiels verlangten Tausende von Kronen zu bezahlen. Nach langem Widerstreben sahen sich die armen Gefangenen schließlich genöthigt, wenn

[1]) Akten im Stadtarchiv.
[2]) Original-Patent im Stadtarchiv.

Digitized by Google

auch nicht die ganze anfänglich verlangte, dann doch eine nicht unerhebliche Summe als Lösegeld zu bezahlen, dem Generalkommissar übergoldete Kleinodien zu verehren, seiner Frau Sammt und Seide zu schenken und ein gutes Quantum Butter und Käse in seine Küche zu liefern.

Den Kölner Faßbinder Matthias von Heinsberg, lautet ein anderer Klagepunkt, der in Koblenz sechs Fuder Wein geladen hatte, um sie auf der Achse nach Köln zu schaffen, ließ er trotz des Widerspruchs des Bonner Statthalters Stoer bei Weßlingen anhalten. Als Matthias sich durch einen mit der Unterschrift des Sekretärs Lorenz Weber und dem Siegel der Stadt versehenen Paß als Kölner Bürger legitimirte, „hat Michiels das Schriftstück an sich genommen, geküsset und alsbald höhnlich und spöttlich mit Urlaub zu reden an den Hintern gehalten und also verächtlich damit gethan." Den Wein ließ er nach Bonn schaffen und „die Karren, worauf der Wein gekommen war, aus purem Muthwillen auf freiem Felde verbrennen." Weiter soll er einen gewissen Johann Hack in der Nähe von Liblar haben gefangen nehmen und in's Stockhaus setzen lassen und erst nach Ablauf von 25 Wochen gegen ein Lösegeld von 60 Goldgulden freigegeben haben.

Nach einer Klageschrift des Herrn von Gerzen zu Sinzig wollte dessen ältester Sohn Junker Luther eines Tages von Sinzig mit einem Diener des Morgens früh nach Köln reiten, um sich von hier zum Wiederantritt seines Hofjunkerdienstes nach Düsseldorf zu begeben. Als er auf der Reise merkte, daß das Pferd des Dieners vernagelt war und darum hinkte, schickte er den Diener zurück und setzte die Reise allein fort. Als er zwischen Friesheim und Liblar in das Jlaw genannte Wäldchen gekommen, erblickte er vier Leichen an den Bäumen hangen. Bald begegnete er dem Generalprofoß in Begleitung von 20 Reitern. Dieser rief ihm zu, „er sei ein Rabau und Freibeuter, und er solle nur vom Pferde absteigen, denn er solle auf der Stelle gehängt werden". Der Junker erklärte, er sei kein Rabau oder Freibeuter, sondern eine adeliche Person und jülich'scher Hofjunker. Trotz dieser Erklärung machte Michiels Miene, ihn aufknüpfen zu lassen; der Henker, der den Strick in der Hand hatte, machte Anstalt, den Auftrag des Profoß auszuführen. Dieser tastete dem Junker in die Manen und

Digitized by Google

nahm ihm sechs Sonnenkronen und zwei Reichsthaler, die er als Andenken an seine verstorbene Mutter bei sich trug, ab; zugleich zog er ein Schreiben des Fürsten von Jülich hervor, nach dessen Durchlesung er erst andere Saiten aufzog; er sagte, „der Junker könne wieder aufsitzen und seines Weges weiter reiten, möge aber versichert sein, daß er gehängt worden wäre, wenn er nicht zufällig das fürstliche Schreiben bei sich gehabt hätte."

Zwei Studenten, welche bei den Jesuiten in studiis waren und ihre Eltern zu besuchen nach Hause reisen wollten, soll er in der Bill ohne alle Schuld haben aufhängen lassen. Eine andere Klageschrift sagt: Einen Danziger Bürger, der ahnungslos auf der Landstraße seines Weges ging, ließ er aufgreifen und ohne Weiteres, weil er in Antwerpen von einem Danziger verwundet worden war, aus Rache, die er wegen dieses Vorfalles gegen alle Danziger geschworen hatte, an einem Baum aufknüpfen. Einen Knecht des Halbwinners auf dem Melatener Hofe griff er zwischen Köln und Rodenkirchen auf, schleppte ihn gefesselt eine Strecke Weges mit und ließ ihn einige hundert Schritte hinter Melaten ohne Urtheil und Recht mit einem Strick erwürgen. In Brühl, heißt es in andern Denunciationen, befahl er dem Henker, zwei Italiener sofort aufzuhängen. Als dieser sich weigerte, die Exekution ohne jedes Urtheil vorzunehmen, nahm Michiels einen Strick aus der Tasche und drohte den Henker selbst aufzuknüpfen, wenn er sich noch länger weigere zu thun, was seines Amtes sei. Der Henker mußte nun seinen Einspruch fahren lassen und die ihm anbefohlene Exekution vollziehen. Einige Gefangene, die eines Abends in Brühl eingebracht worden, ließ er am folgenden Morgen ohne alle Untersuchung und jeden Rechtsspruch aufhängen. Als ihm deshalb von den kurfürstlichen Räthen Vorwürfe gemacht wurden, entschuldigte er sich mit der Ausrede, es seien Schelme gewesen und er habe durch die prompte Rechtspflege dem Kurfürsten die mit einer langen Untersuchung zusammenhangenden Unkosten sparen wollen. Einen Franzosen ließ er ohne alle Schuld und ohne Schöffenurtheil vom Leben zum Tode bringen, ebenso verfuhr er mit einem Lakaien des Grafen von Sayn. Bei Lechenich ließ er eine betagte Wittwe, die ihr Befremden darüber äußerte, daß von denjenigen, von welchen die Leute beschützt werden sollten, das Land beraubt und be-

Digitized by Google

stohlen würde, an einem Weidenstamme aufhängen. Einen Kölner Bürger ließ er in der Nähe von Melaten ergreifen und ohne Rücksicht auf den von demselben vorgezeigten städtischen Paß aufhängen. Während der Belagerung von Bonn ließ er einen Einwohner von Endenich gefangen nehmen, nach Brühl führen und am andern Tage ohne Urtheil und Recht aufhängen; in gleicher Weise ließ er den Bartscheerer Konrad von Hüls, einen armen Hausmann, Göbel von Badorf aus Alster, mehrere andere Landleute in Brühl, weiter einen gewissen Burghard Linzenich in Bonn schuldlos hinmorden. Wegen dieser und einer Reihe anderer mehr oder weniger gravirenden Beschuldigungen mußte Michiels vom 10. bis zum 20. Juni ein strenges, eingehendes Verhör bestehen. Bei diesem Verhör suchte er die Beschuldigung, daß er sein Amt des Generalprofoß mißbraucht habe, „um den Kauf- und Wandelsmann in vielen Wegen zu berauben, auszuplündern, in Eisen zu schlagen, zu ranzoniren, ja sogar ohne allen Grund und ohne rechtliches Erkenntniß aufhängen oder sonst um das Leben bringen zu lassen", dadurch zu entkräften, daß er behauptete, er habe nur den Befehl seines Herrn ausgeführt und in allen Fällen sei er gezwungen gewesen, so zu handeln, wie er gehandelt habe. Auf den Vorhalt, daß er sein beträchtliches Vermögen nicht auf ehrlichem Wege, sondern nur „durch Raub, Brandschatzung, Ranzoniren, durch Unterdrückung der gemeinen Haus-, Acker-, Kauf- und Handelsleute und durch Abforderung von Verehrungen und Geschenken" erworben haben könne, erwiederte er, „wenn er zu einem anständigen Besitzthum gelangt sei, so habe er dafür auch genug Leibesschmerzen, Gefahren und andere Widerwärtigkeiten ausgestanden [1])." Sämmtliche Klagepunkte bezüglich unförmlicher, völlig ungerechter und frevelhafter Exekutionen stellte er mit aller Entschiedenheit in Abrede.

Es würde müßige Mühe sein, über die Stichhaltigkeit oder Grundlosigkeit der einzelnen Klagepunkte urtheilen zu wollen, das Maß der Schuld an den Erwiderungen und Geständnissen des Angeklagten abzuwägen und festzustellen, und wie weit es dem Verklagten gelungen, die Verantwortlichkeit für die meisten der ihm vorgeworfenen Verbrechen von sich abzuwälzen. Soviel steht fest, daß bei der Kölner Bürgerschaft,

[1]) Akten im Stadtarchiv.

Digitized by Google

beim Rath und bei den Schöffen seine Schuld eine ausgemachte Sache war, und daß das Schicksal, welches ihn erwartete, außer Zweifel stand. Das aber auch steht fest, daß Rath und Schöffen in dieser Angelegenheit ihre Befugnisse in einer unverantwortlichen Weise überschritten und sich eine gerichtliche Erkenntniß in einer Sache angemaßt haben, die gar nicht zu ihrem Forum gehörte. Wenn man auch zugestehen will, daß es dem Angeklagten nicht gelungen ist, sämmtliche Klagepunkte auf ihr richtiges Maß zurückzuführen, einzelne ihrer verleumderischen Zuthaten zu entkleiden und andere in ihrer völligen Nichtigkeit und Grundlosigkeit nachzuweisen, so entzogen sich doch alle Vergehen oder Verbrechen des Michiels der Kognition des Kölner Gerichtes und mußten vom Kurfürsten als dem unmittelbaren Vorgesetzten des Kommissars geahndet werden. Doch „der Hund hatte", wie einer der 1513 Hingerichteten sagte, „Luder gefressen" und mußte unter allen Umständen schwer büßen. Das Volk, welches die Verbrechen des Inhaftirten in's Ungeheuerliche vermehrte und vergrößerte, dürstete nach dem Blut des verhaßten Kommissars. Seinen Haß gegen den Mann, dem es einen guten Theil des auf dem Lande lastenden Elendes zuschrieb, wollte es nur durch Blut befriedigen und es glaubte für seinen eigenen Jammer in der Hinrichtung dessen, den es für den bösen Dämon des Kurstaates hielt, eine Ausgleichung zu finden.

Der Kurfürst glaubte anfänglich ebenso wie sein Generalkommissar, daß der Rath in dem Verfahren gegen den Eingekerkerten nicht bis zum Äußersten gehen würde. Er wähnte, daß es seinerseits nur eines einfachen Ansuchens bedürfe, um den Gefangenen zur Aburtheilung vor seinem Gerichte ausgeliefert zu erhalten. Doch hier berührte er den Rath an seinem wundesten Fleck. Sofort wurde nun die Angelegenheit zu einer Prinzipienfrage in dem Jahrhunderte alten Kampfe zwischen der Stadt und den Erzbischöfen gemacht. Je strenger der Erzbischof auf der Auslieferung bestand, desto mehr glaubte der Rath sich in seinen eingebildeten Rechten bedroht und desto enger wurde Michiels in Haft gehalten.

Der Kurfürst glaubte sich bei dem ersten abschlägigen Bescheid, den er vom Rath erhalten, nicht beruhigen zu dürfen. Am 23. Juni sandte er seine Räthe Adolf Scheifard von Merode zu Bornheim und Adam

Digitized by Google

von Werll nach Köln, um sich vom Rath Aufklärung über den Grund der Verhaftung zu erbitten [1]). Diese kurfürstlichen Abgeordneten erhielten den Bescheid, daß der Inhaftirte auf die Denunciation von Personen hohen und niedern Standes wegen vieler begangener leiblich strafwürdiger Unthaten und in Rücksicht auf die allgemeine Volksstimme und wegen vieler verderblicher Anschläge gegen die Stadt Köln als ein Kölner Bürger gefänglich eingezogen worden. Das Verhör sei aber noch nicht beendet, darum könne vorläufig noch kein eingehender Bericht über die Gründe seiner Verhaftung ertheilt werden. Der Kurfürst könne sich aber versichert halten, daß der Rath sich dem Gefangenen gegenüber nicht anders verhalten werde, als er bei der Kaiserlichen Majestät, bei den Kurfürsten, den Fürsten und Ständen des Reiches zu verantworten wissen werde, und es solle ihm volles Recht und kein Unrecht widerfahren [2]).

Einige Wochen später sandte der Kurfürst abermals in derselben Angelegenheit eine Deputation nach Köln. Die Deputirten waren: der Amtmann Hermann von der Linden, der Andernacher Schultheis, der Licenciat N. Kurzrock und der Linzer Zöllner Johann Berthold. Diese Herren erschienen am 24. Juli in Köln und wurden in die Sakristei von St. Lorenz beschieden. Namens des Rathes begaben sich auch dahin der Bürgermeister Kaspar Kannengießer, der Rentmeister Johann Weiß, der Stimmeister Hillebrand Sudermann, der Syndikus Werner Schenk, Gerhard Angelmacher und der Licenciat Hermann Weinsberg. Die kurfürstlichen Gesandten stellten vor, in der Verhaftung des Kommissars müsse eine Verkleinerung Ihrer kurfürstlichen Person erkannt werden und sie lasse durchblicken, daß der Rath sich anmaßen wolle, Befehle und Handlungen des Kurfürsten seiner Kritik und Beurtheilung zu unterziehen. Der Verhaftete sei mit Eiden und Diensten dem Kurfürsten unterworfen, und wenn er etwas verwirkt habe, müsse er auch dem Kurfürsten zur Bestrafung ausgeliefert werden. Dagegen erbiete sich der Kurfürst einem Jeden, der eine Klage wegen gemeiner oder Privatsachen

[1]) Rathsprot. Nr. 38, f. 30.
[2]) Rathsprot. Nr. 38, f. 31.

Digitized by Google

gegen Michiels vorzubringen habe, zu seinem Rechte zu verhelfen; er erbiete sich aber auch zugleich, alles, was er dem Michiels geboten, an den Stellen, wo sich solches gebühre, zu vertheidigen. Dagegen solle man den Verhafteten mit aller weitern Beschwerung verschonen und nichts Ungütliches gegen ihn vornehmen [1]). Die Deputirten des Rathes nahmen von dem Ansuchen des Kurfürsten Kenntniß und versprachen, dasselbe dem Rathe vorzutragen. Am 29. Juli erschien abermals eine kurfürstliche Deputation in Köln, welche den Rath Namens des Kurfürsten ersuchte, das Verfahren gegen Michiels zu sistiren. Nach reiflicher Berathschlagung wurde den Deputirten der Bescheid ertheilt, daß ein ehrsamer Rath dem Ansinnen des Kurfürsten nicht willfahren könne; sobald die Inquisition zu Ende geführt sei, werde mit Michiels geschehen was sich im Rechten gebühre [2]).

Am 3. August wurde im Rath über den Verlauf der gegen Michiels angestellten Inquisition Bericht erstattet. In diesem Referat wurden ohne alle Berücksichtigung der von Michiels erhobenen Einreden und begründeten Widerlegungen sämmtliche oben angegebene und angedeutete Beschuldigungen als durch die Akten und Zeugen begründet wiederholt. In offenem Widerspruch mit der Anklageschrift, welche im Ganzen nur 16 von Michiels anbefohlene Exekutionen weiß, erklärt hier der genannte Bericht, daß er im Ganzen 70 bis 80 Personen ohne Schöffenurtheil habe vom Leben zum Tode bringen lassen. Um ihn in ganz besonderer Weise als einen verstockten Verbrecher zu charakterisiren, wurde hervorgehoben, er habe erklärt, wenn er zwischen Gott und dem Teufel zu wählen habe, wisse er noch nicht, ob er sich nicht für den Teufel entscheiden solle. Er habe erklärt, hieß es weiter, er mache sich nicht mehr daraus, „einen Menschen aufknüpfen zu lassen, als einen Pickelhäring zu häuten oder ein Glas Wein auszutrinken“ [3]). „Nach Anhörung solcher kriminellen und hochsträflichen Sachen haben die Herren des Rathes für rathsam angesehen, ihn zu liefern und den Herren der Schickung Vollmacht zu ertheilen, alle Nothdurft, wie und welcher Gestalt er zu liefern sei oder was weiter mit dem Handel zusammenhangen

[1]) Actus et proc. t. 29, f. 37.
[2]) Rathsprot. Nr. 38, f. 57.
[3]) Akten im Stadtarchiv.

Digitized by Google

möchte, endlich zu vollziehen und in's Werk zu stellen, damit diese Angelegenheit zu gebührendem Ende geführt werden möge" [1]).

Die Lieferung sollte am 4. stattfinden. Eine unübersehbare Volksmenge lief nach St. Kunibert zusammen, um dieses Schauspiel anzusehen und ihrer Befriedigung wegen der Entscheidung des Rathes Ausdruck zu geben. Nachdem Michiels sich am 4. August durch Empfang der Sakramente mit seinem Gott ausgesöhnt und gegen 4 Uhr Nachmittags in Gegenwart des Pfarrers von St. Kunibert, des Johann Pastor und des Johann Mörs sein Testament unterzeichnet hatte, „ist er unten auf dem Steinweg vor St. Kunibertsthurm unter dem blauen Himmel dem Grefen in Beisein zweier Schöffen durch die achtbaren Herren Michael Rommerswinkel, zur Zeit Thurmmeister, und Göbel von Zons, Gewaltmeister, auf sonderlichen Befehl eines ehrsamen Rathes sammt dessen Bekenntnissen, Kundschaften und Beweisstücken, wie von Alters gebräuchlich, geliefert worden, demselben Michiels Recht und kein Unrecht widerfahren zu lassen. Und als angeführter Junker Grefe genannten Hieronymus Michiels empfangen, hat er den Richterboten befohlen, ihn zu klaustern und ihn in seinen Keller und seine Kustodien zu bringen, dabei vom ehrsamen Rath und dessen Deputirten begehrt, daß der Verhaftete wegen großer Menge des Volkes von dem anwesenden Herrn Gewaltmeister und dessen Diener wie auch von etlichen Soldaten durch das Volk bis in seinen Keller und seine Custodiam begleitet werde, wie geschehen und auf Begehren vergünstiget worden" [2]).

Nach der Lieferung, welche sich vom förmlichen Todesurtheil nur wenig unterschied, liefen noch von Seiten einzelner Verwandten und Freunde Bittschriften für Michiels beim Rathe ein. Dieser ließ den Bittstellern antworten, der Verklagte sei an Grefen und Schöffen geliefert, und diese würden ihm unzweifelhaft Recht und kein Unrecht widerfahren lassen.

Der Rath befürchtete, von Seiten des Kurfürsten möchten Schritte geschehen, den Gefangenen gewaltsamer Weise zu befreien. Darum wurden die umfassendsten Vorkehrungen getroffen, um jeden etwaigen Handstreich erfolgreich abschlagen zu können. Michiels selbst wurde in

[1]) Rathsprot. Nr. 38, f. 59.
[2]) Thurmbücher Nr. 8, f. 56.

Digitized by Google

Fesseln geschlagen und an den Stock geschmiedet. Soldaten und Schützen wurden in des Grefen Haus gelegt, „damit er desto baß verwahrt sei." Der Kurfürst und die Freunde des Gelieferten machten den letzten Versuch, diesen vor dem ihm drohenden Geschick zu bewahren.

Am 6. August verlangten kurfürstliche Abgeordnete Abschrift sämmtlicher auf Michiels bezüglicher Fragen und Antworten. Der Rath antwortete ausweichend und erklärte, Michiels sei als ein Verräther und Verletzer seiner Bürgerpflichten ergriffen worden, und weil er als nicht entlassener Bürger eine Menge von Unthaten begangen, besonders viele Personen ohne vorhergegangenes richterliches Urtheil und ohne Malefizrecht habe hinrichten lassen, sei er an Grefen und Schöffen geliefert worden, die sonder Zweifel ihm das angedeihen lassen würden, was Recht sei [1]).

Unter dem 8. August machte der Kurfürst bei Grefen und Schöffen des hohen Gerichtes den letzten Versuch zur Rettung des schwer bedrohten Kommissars. „Wir wissen", heißt es in diesem Schreiben, „nach der durch den Rath geschehenen richtigen und gebührlichen Lieferung dem Rechte seinen ordentlichen und gebührlichen Lauf nicht zu sperren. Dabei wir uns gleichwohl gnädigst zu euch versehen wollen, ihr werdet in dieser Sache, darin wir nicht wenig interessirt und daran auch unsere Kur- und Fürstliche Ehre und Reputation etlicher Maßen hängt, nicht eilfertig und praecipitanter procediren, sondern dem Inquisito, damit derselbe, durch dieses oder jenes Privat-Haß nicht gravirt, seine gebührlichen und in allen Rechten, ja in der Natur gegründeten defensiones, auch zu dem Ende advocatos und procuratores gestatten, insonderheit und vor allen Dingen aber zur Exekution ehe und zuvor uns des processus inquisitionis und aller dieser Sachen Verlauf vermelden, damit wir von allem, wofür wir die Verantwortung tragen müssen, Kenntniß nehmen können. Sollt ihr etwa mit Rücksicht auf Bedrohungen von Seiten des Rathes oder aus andern Erwägungen, dessen wir uns zu euch aber nicht versehen können, euch in dieser Sache beeinflussen lassen, und wir dadurch sowohl an unserer Kurfürstlichen Hoheit und Reputation, wie auch der captivus an seinen gebührlichen defensionibus verkürzt werden, so müßt ihr bedenken, daß er es dabei nicht würde bewenden lassen, son-

[1]) Rathsprot. Nr. 38, f. 63.

Digitized by Google

dern dasjenige vorzunehmen nicht umhin können, was unsere und der Sache Nothdurft zur Vertheidigung und Erhaltung des Rechtes und unserer Reputation erfordert" [1]).

Unter demselben Datum richtete der kurfürstliche Geheimerath und Bonner Statthalter Karl Billehe an den Grefen Kaspar Drach, genannt Geilenkirchen, ein eindringliches Anschreiben, worin er denselben ersucht, sich von einer aufsässigen und erhitzten Menge nicht schrecken und rechtmäßige justitiam zu thun verhindern zu lassen. Aus den Akten werde sich ergeben, daß Michiels nur im Auftrage des Kurfürsten gehandelt habe, und dieser sei auch noch jeden Augenblick bereit, die Verantwortlichkeit für die Handlungen seines früheren Kommissars auf sich zu nehmen. Des Kurfürsten Begehren gehe dahin, daß der Grefe vor jedem richterlichen Spruch sämmtliche gegen Michiels gerichteten Denunciationen zur gründlichen Beantwortung nach Bonn schicke. Beide Briefe wurden vom Grefen dem Rathe übergeben. Dieser erkannte darin einen Eingriff in seine Rechte und eine Anzweifelung seiner Unparteilichkeit; er protestirte gegen solche Schreiben, befahl aber zugleich dem Stimmeister, noch mehr Soldaten zu strengerer Bewachung des Gefangenen in des Grefen Haus zu legen; „und dieweil der Kurfürst die Schöffen dermaßen bedroht, daß sie den Muth verlieren möchten, justitiam zu thun, haben die Herren des Rathes vertragen, daß, wenn die Schöffen justitiam thun werden, und ihnen deswegen vom Kurfürsten einige Gewalt zugefügt oder Molesten angethan werden, der Rath sie zu Recht vertheidigen wolle" [2]).

Der Rath fürchtete, bei längerer Hinausschiebung des Rechtsspruches könnten Ereignisse eintreten, wodurch die Verurtheilung möchte vereitelt werden. Darum drängte er auf möglichste Beschleunigung der Sache. Am 18. August wurde nun der Inhaftirte im Hause des Grefen nochmals gefoltert, und als er nun endlich alles eingestanden, was er bis dahin in Abrede gestellt hatte, beschlossen Grefe und Schöffen, „nunmehr erster Tage daran zu sein, um justitiam zu thun" [3]).

Am 20. August wurde dem Rathe angezeigt, daß Grefe und

[1]) Actus et proc. t. 24, f. 40.
[2]) Rathsprot. Nr. 38, f. 65.
[3]) Rathsprot. Nr. 38, f. 71.

Digitized by Google

Schöffen am folgenden Tage das Urtheil sprechen wollten. Der Rath hielt es nun für rathsam, auf jeder der vier Warten eine Fähnlein Soldaten zu postiren, und zudem noch drei Fähnlein bis zur vollzogenen Exekution unter den Waffen zu halten, dann eine starke Schaar mit langen Spießen und Hakenrohren auf dem Apostelnkloster aufzustellen; am Rhein sollten bis auf die Markmannsgassen- und Rheingassenpforte alle Thore verschlossen bleiben. Sobald am Morgen des 21. August unter dem Vorsitz des Grefen drei Schöffen das Urtheil gefällt hatten, daß Michiels vom Henker mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht und die Leiche nackend unter dem Galgen verscharrt werden sollte, wurde er am Nachmittag desselben Tages in die Hacht geschafft. Es ging das Gerücht, der Kurfürst würde Schritte thun, den Gefangenen gewaltsamer Weise zu befreien. Darum ordnete der Rath an, daß der Stadthauptmann mit einer Anzahl Soldaten und einer zureichenden Menge bewaffneter Bürger in das Feld rücke, um die Exekution gegen jeden Gewaltstreich zu sichern. Am folgenden Tage wurde Michiels, nachdem er noch ein Kodicill zu seinem Testament unterschrieben hatte, aus der Hacht an das hohe Gericht geführt, wo der Grefe ihm das Urtheil vorlas, den Stab über seinem Haupte entzweibrach und ihn dem Nachrichter übergab; darauf führte man ihn an den blauen Stein und von hier am Ehrenthor hinaus zu dem in der Nähe von Melaten gelegenen Richtplatze. „Es ist", wie Weinsberg und das Thurmbuch berichten, „Wunder viel Volk auf den Gassen und in den Häusern gewesen, das ihn sehen wollte, und eine überaus große Menge ist in das Feld gelaufen. Der Stadthauptmann sammt den acht obersten Lieutenants und etlichen Bürgerhauptleuten und vielen Bürgern waren in Wehr und Harnisch mit ihren geladenen Schießröhren und langen Spießen; wohl 6000 bis 7000 Mann standen in der Nähe des Richtplatzes und warteten auf die Reiter und das Fußvolk des Kurfürsten. Aber nichts erschien. Als nun Michiels auf das Schaffot gestiegen, wollte er selbst nicht zum Volke reden, sondern ersuchte den Scharfrichter, die Umstehenden in seinem Namen um Verzeihung für jede Beleidigung und um ein Pater Noster für seine Seele zu bitten. Nachdem dies geschehen, fiel Michiels Haupt unter dem Streiche des Scharfrichters. Gleich nachdem das Haupt gefallen, schossen sämmtliche bewaffnete Bürger

Digitized by Google

ihre Gewehre ab. Darauf hat der Scharfrichter mit seinen Dienern den Leichnam vom Schaffot geworfen und bis mitten unter den Galgen geschleift; hier war eine Kaule gemacht, in welche Körper und Kopf verscharret wurden. Von dieser Zeit an erhielt der Galgen im Munde des gemeinen Volkes den Namen Michels-Kapelle oder Michels-Grab. Franz Hogenberg stach die Hinrichtungs-Scene in Kupfer. Sobald der Rath Kunde davon erhielt, ließ derselbe die Platte und die noch nicht unter das Publikum gebrachten Exemplare mit Beschlag belegen, damit es keine Erbitterung bei dem Kurfürsten mache." (Weinsberg II., 668.) Der Leichnam des Hingerichteten hatte auch im Grabe nicht einmal Ruhe. Seine Frau und Mutter versprachen zwei Arbeitern eine gute Belohnung, wenn sie denselben ausgraben und in einen am Baien bereit stehenden Nachen schaffen wollten. Von hier sollte die Leiche dann nach Bonn gebracht und christlich beerdigt werden. Die Arbeiter gruben Rumpf und Kopf aus, steckten beides in einen Sack und zogen dem Rheine zu. Einige Gärtnersleute, welche nächtlicher Weile ihren Kappus bewachten, glaubten in den Männern Gemüsediebe zu erkennen, setzten denselben nach und zwangen sie, den Sack niederzuwerfen. Zu ihrem Schrecken fanden sie in dem Sack statt Kappusköpfe, Mohrrüben oder anderes Gemüse Kopf und Rumpf des Hingerichteten. Sie ließen beides auf dem Felde liegen und liefen voller Angst nach Hause. Niemand kümmerte sich weiter um den Leichnam; er blieb auf offenem Felde liegen. Als die Kunde davon in die Stadt kam, lief eine große Menge Neugieriger hinaus, um die in der Nähe der St. Georgskapelle liegenden Reste des Michiels zu besehen; Niemand aber trug Sorge, daß der Leichnam beerdigt werde; er blieb auf offenem Felde liegen, bis Raben und Hunde ihn zum Skelett abgefressen und abgenagt hatten. Nun verschwand das Gerippe: möglich daß eine barmherzige Seele für die Beerdigung Sorge getragen oder daß es der Familie gelungen ist, dasselbe nach Bonn zu schaffen und hier auf geweihter Erde beisetzen zu lassen. Wenn man auch auf der einen Seite zugestehen will, daß Michiels durch Verbrechen der mannigfachsten Art den Tod verdient hat, so muß man doch auf der andern Seite erklären, daß die Stadt Köln nicht den Beruf hatte, als Rächer der verletzten öffentlichen Gerechtigkeit aufzutreten. Sie hat sich einen Richterspruch angemaßt, der ihr nicht zustand,

Digitized by Google

und durch die Verurtheilung des kurfürstlichen Generalkommissars den vielen Justizmorden, wodurch Rath und Schöffen so manches Blatt der Kölnischen Geschichte befleckt haben, einen neuen Fall hinzugefügt, der ihr in den Streitigkeiten mit den Erzbischöfen als ein augenfälliger Beweis ihres rücksichtslosen Eingriffes in die Rechte des Erzbischofs vorgehalten werden konnte.

Digitized by Google

Beziehungen zwiſchen Deutſchland und Italien zur Zeit des Humanismus.

Von Ludwig Geiger.

I. Berichte einiger Italiener des 15. Jahrhunderts über Deutſchland.

Es iſt eine bekannte Thatſache, daß die Italiener, welche am Ausgange des Mittelalters die Schöpfer einer neuen Weltbildung wurden, grade wie die Griechen, welche ihnen in der Herſtellung einer allgemeinen Kultur vorangegangen waren, ſich als die alleinigen Träger geiſtigen Lebens betrachteten, alle anderen Völker als zurückgeblieben, als Barbaren bezeichneten. Mit dieſer Bezeichnung, welche, damals nicht immer das Gehäſſige der jetzigen Bedeutung an ſich tragend, dennoch von den Betroffenen zurückgewieſen wurde und das Signal für wichtige Kulturkämpfe gab, waren die Italiener von Petrarka bis Poggio, ja noch weiter ins 15., ſogar noch in das 16. Jahrhundert hinein, ſehr freigebig gegen die Deutſchen, und wenn ſie einmal von der Strenge dieſer Benennung abwichen, ſo thaten ſie es mehr in Höflichkeitsphraſen zu Gunſten eines ihnen bekannteren Mannes, als in Folge richtigerer Erkenntniß des ganzen Volkes. Trotz dieſes feſtſtehenden Urtheils verſchmähten es italieniſche Gelehrte, zum Theil bedeutende Humaniſten, nicht, nach Deutſchland zu gehen, theils gelehrter Zwecke halber, wobei denn freilich die Verwahrloſung, in der ſich manche Kloſterbibliotheken befanden, wiederum Gelegenheit gab, den Vorwurf der Barbarei laut werden zu laſſen; theils ihrer Geſchäfte wegen, d. h. meiſt diplomatiſcher Sendungen, zu denen in jener Zeit gern Männer verwendet wurden, welche den lateiniſchen Ausdruck trefflich verſtanden; theils endlich zum Vergnügen, aus Luſt, neue Länder kennen zu lernen. Von ſolchen Reiſenden, namentlich von denen der letzteren Klaſſe, welche am unbefangenſten ſehen und am liebſten berichten, beſitzen wir nun leider keine

Digitized by Google

ausführlichen Schilderungen, doch haben sich einzelne Bruchstücke erhalten. Unter andern die folgenden, die den Vorzug haben, bisher unedirt oder wenig bekannt zu sein und deren Mittheilung daher vielleicht nicht ganz unerwünscht ist.

Die drei Männer, welchen im Folgenden das Wort gegeben werden soll, sind Hubert December († 1427), der Vater des berühmteren Candidus D.; Leonardus Bruni, bekannter unter seinem Beinamen Aretinus, nach seiner Geburtsstadt Arezzo, welche auch die Heimath Petrarkas war, und Philipp Beroaldus, der durch eine sehr ausgebreitete und vielseitige schriftstellerische Wirksamkeit und eine langjährige Lehrthätigkeit an verschiedenen italienischen Universitäten für viele dort studirende Deutsche Anreger und Förderer gewesen ist.

Hubert December war ein humanistisch gebildeter Mann. Er lernte griechisch von Manuel Chrysoloras und übersetzte mit dessen Hülfe Platos Bücher vom Staate; lateinisch schrieb er wie seine Muttersprache und wendet es häufig in Briefen und selbstständigen Schriften an. Seinem einen Sohne Modestus widmete er eine Abhandlung de modestia, seinem andern Candidus eine solche de candore. Schriften anderer Art richtete er an bedeutende Zeitgenossen. Mit diesen, z. B. mit Coluccio Pierio Salutato stand er auch in freundschaftlichem Briefwechsel, auch an Kardinäle und Päpste richtete er Reden und Briefe. Diese waren theils persönlicher, theils geschäftlicher Art, denn D. war Sekretär des Herzogs Johann Galeazzo von Mailand und hatte als solcher die Korrespondenz seines Herrn zu besorgen. In dessen Auftrag nun ging er, wir wissen nicht, in was für einer geschäftlichen Angelegenheit, im letzten Jahre des 14. Jahrhunderts nach Prag und schrieb von dort aus zwei Briefe an einen Freund, die uns erhalten sind [1]).

„Es ist mir sehr lieb", so beginnt der Schreiber, „das, was ich hier bei den barbarischen Nationen sehe, aufzuzeichnen, und es wird Dir, soweit ich Dich kenne, nicht minder angenehm sein, von mir zu hören,

[1]) Der Name des Adressaten ist nicht genannt; als Adresse stehen nur die Worte: ad eundem, und unsern Briefen geht ein anderer vorher, bei dem es heißt: ad amicum. Die Briefe finden sich hdschr. in der Biblioth. Ambrosiana zu Mailand cod. B. 123 sup. fol. 221 fg., der, wahrscheinlich von der Hand des Candidus Dec. oder eines von diesem Beauftragten geschrieben, die sämmtlichen Briefe und Schriften Huberts enthält.

Digitized by Google

was Du freilich lieber mit eignen Augen hätteſt ſehen mögen. Erſt vor wenigen Tagen bin ich mit den übrigen Geſandten nach Prag gekommen, nach einer ſehr beſchwerlichen Reiſe, deren lange Dauer durch die Unſicherheit der Wege, die vielen Berge, die Schnee- und Eismaſſen, welche die Reiſenden aufhielten, erklärlich iſt. Trotzdem ich nun an fremdem Orte bin, ſo darfſt Du von mir keine andere Redeweiſe verlangen, als ich zu Hauſe anzuwenden gewohnt bin: Sprache und Geſinnung ſind noch dieſelben wie daheim. Ja, ſie werden eher verſtärkt als vermindert, denn je mehr ich mich vom Vaterlande entferne, deſto mehr liebe ich die heimiſchen Gewohnheiten.

Faſt alle dieſe nördlichen Völker haben dieſelbe Lebensweiſe: ſie bauen ihre Häuſer aus Holz ſtatt aus Stein, haben in denſelben an Stelle der Kamine Öfen, an denen ſie, vor der Kälte wohl geſchützt, ihr Leben zubringen. Auf der Straße gehen ſie aber halb nackt, und während wir uns bei dieſer bitteren Kälte dreifach in Pelze einhüllen, tragen Frauen in einem leichten Gewande ihre Kinder, die nackt in den Windeln liegen, auf der Straße umher, um, wie ſie ſagen, die Kinder von klein auf an muthiges Ertragen der Kälte zu gewöhnen; ein ähnlicher Gebrauch, wie ihn auch Virgil von den alten Italern berichtet.

Nur einmal in der Woche, am Sonnabend, baden Männer und Frauen und zwar öffentlich in echt barbariſcher Schamloſigkeit, ohne daß die meiſten der Badenden es für nöthig hielten, ſich vor dem umſtehenden Publikum durch ein Blatt zu bedecken. Bei ihren Mahlzeiten wird eine große Schüſſel auf den Tiſch geſetzt, welcher die Speiſenden der Reihe nach zuſprechen; ſie genießen beſonders viel Fleiſch und Brod, weniger Wein, an deſſen Stelle vielmehr das Bier getreten iſt.

Das gewöhnliche Volk beſitzt hier noch weniger Geld, als an andern Orten, und wird daher durch die Begierde danach zu allen möglichen Verbrechen getrieben. Wir werden für unermeßlich reich gehalten und haben daher häufig Nachſtellungen zu überwinden, denen wir manchmal, da Frauen ſich hineinmiſchten, mit denen wir uns eingelaſſen hatten, und die winkligen Gaſſen, die uns unbekannt ſind, die Nachſteller unterſtützten, oft nur mit großer Mühe entgangen ſind.

Bisher haben wir zwei beſonders berühmte Städte geſehn: Wien und Prag, in welch letzterer Stadt wir uns jetzt befinden, weil der

Digitized by Google

Kaiser sich augenblicklich hier aufhält. Diese Stadt schien mir gleich beim ersten Anblick aus verschiedenen Gründen bemerkenswerth. Nirgends sonst habe ich nämlich eine so zahlreiche Bevölkerung, einen solchen Reichthum an Waaren und Gegenständen aller Art gesehen. Augenblicklich befindet sich der König von Ungarn und die Blüthe ganz Deutschlands hier, um bei der Einigung der Markgrafen von Mähren zugegen zu sein, die Fürsten mit so viel berittenem Gefolge, daß nach allgemeiner Schätzung sich nicht weniger als 50,000 Pferde hier befinden.

Ein solcher Fremdenzufluß giebt natürlich den Dieben reichliche Nahrung, deren Geschicklichkeit selbst in das Geheimste einzudringen weiß. Vor ihren Listen muß man sich besonders beim Betreten der Märkte und Kirchen hüten, der alten Weisheitsregel eingedenk, daß gefüllte Börsen rasch Liebhaber finden und nicht selten leer zu ihren Eigenthümern zurückkehren.

Die Stadt Prag ist Rom nicht unähnlich: wie diese wird sie nach den verschiedenen Hügeln eingetheilt und mitten von einem Fluß durchströmt; was dort die Tiber, ist hier die Moldau, über welche Karl IV., der Vater unseres Kaisers Wenzel, eine sehr berühmte Brücke hat bauen lassen. Näheres will ich Dir schreiben, wenn ich mehr gesehen haben werde; einstweilen bin ich hier noch ein Fremdling. Lebewohl. Prag, 4. März 1399" [1]).

Wenige Wochen später, am 31. März, hatte der Schreiber sich mehr umgesehen und konnte die kurzen Meldungen des ersten Briefes durch ausführliche Mittheilungen ergänzen, deren wesentliche Stellen folgendermaßen lauten:

„Nicht bloß meine kurze Anwesenheit hier hat mich bisher gehindert, genaue Mittheilungen über Zustände und Sitten der Stadt zu machen, sondern das durch die Anwesenheit vieler Fremden, der Markgrafen von Mähren, des Burggrafen von Nürnberg u. A. veränderte Aussehen der Stadt; nun, da die Fremden fort sind, kann man erst erkennen, was durch jene hineingetragen und was den Einheimischen selbst zuzuschreiben ist.

Die Stadt besitzt hohe Häuser und schöne Straßen, deren jede nach einer alten noch immer beibehaltenen Sitte einem bestimmten Handels-

[1]) 4 Non. Mart. Das Jahr steht zwar nicht dabei, ist aber aus dem folgenden Briefe zu ergänzen Bei diesem heißt es allerdings pridie Calendas Martii 1399, aber M. ist gewiß ein Schreibfehler für Aprilis.

Digitized by Google

zweige gewidmet ist, die eine dem nur am Sonnabend stattfindenden Verkauf von Fleisch, die andere für den Fisch-, die dritte für den Hühnermarkt. Und da ich grade von Hühnern spreche, so will ich etwas Seltsames erzählen: Die Hühner sind hier theurer als Pferde, manche werden mit 30 Goldgulden bezahlt und zwar aus dem Grunde, weil an großen Festtagen auf einen großen Platz die ganze Volksmenge zusammenströmt, Jeder der Lust hat, seinen Kampfhahn mitbringt, um ihn auf der Erde einen Kreis zieht und nun fragt, ob Jemand da ist, der einen Kampfpreis bestimmen und einen Hahnenkampf beginnen lassen will. Alsbald meldet sich ein Besitzer, der dazu Lust hat. Nun stellen sie die Hähne auf, die sich mit den Krallen angreifen, beißen und kratzen und einen heftigen Kampf beginnen. Inzwischen legen die Umstehenden ihrerseits zu der bereits bestimmten Summe Wettgelder hinzu, so daß für den siegreichen Hahn oft eine schöne Geldsumme zusammenkommt; als besiegt gilt derjenige, welcher fliehend den herumgezogenen Kreis überspringt. Ähnliche Kampfspiele werden in gleicher Weise an dreißig und mehr Stellen des Platzes aufgeführt, überall unter großer Betheiligung des Publikums. Man giebt den Hähnen scharfe und reizende Speisen zu fressen, damit sie kampfbereiter und streitlustiger werden.

Die Stadt Prag ist, wie ich schon das vorige Mal schrieb, sehr bevölkert und zwar giebt es hier mehr Weiber als Männer, welche erstere mit gänzlicher Vernachlässigung des Spinnens und anderer weiblicher Handthierungen Männergeschäfte treiben und, was aus dem genannten Umstand erklärlich, aber durchaus unbillig ist, vollkommen über die Männer herrschen. Dadurch wird, wie Du Dir leicht denken magst, ein sittenloser Zustand erzeugt, die Männer sind träge und thun nichts anders, als Kneipen zu halten oder in solchen zu liegen, mit Ausnahme der für eine so große Stadt unverhältnißmäßig geringen Zahl von Handwerkern.

Dagegen blüht hier das wissenschaftliche Studium, besonders das der Theologie, weniger der Jurisprudenz und Medicin; zur ersteren Fakultät sollen, wie ich höre, hier 10,000 Studenten gehören. Dem entsprechend sind auch die Kirchen der Stadt besonders hervorragend, am vorzüglichsten die Anfänge einer, die Karl IV. bei seinen Lebzeiten

Digitized by Google

begonnen, aber vom Tode überrascht nicht vollendet hatte. Unter den vollendeten dagegen ist die bedeutendste die in der Nähe des königlichen Palastes gelegene Kirche der Jungfrau Maria, welche in herrlicher und kunstreicher Weise ganz von Marmor erbaut ist und in der, was ich sonst noch nirgends bemerkt habe, unaufhörlich Messe gelesen wird. Im Chore dieser Kirche befindet sich das Grab des vorhin genannten Karl und in einer Kapelle daselbst der Körper des h. Märtyrers Wenzel, des ehemaligen Königs von Böhmen, der auf Anstiften seiner Mutter von seinem Bruder grausam ermordet wurde, und der Gegenstand vieler Wundererzählungen ist."

Bevor unser Briefschreiber seinen Brief schloß, hatte er von seinem Korrespondenten eine Zusendung erhalten und fand es nöthig, auf diese einzugehen. Jene muß gelehrten Inhalts gewesen sein, denn die Antwort enthält allerlei etymologische und geographisch-historische Bemerkungen über den Doppelnamen der Donau, über die Benennung des Rhein, endlich über die alte Bezeichnung Böhmens, welche dem Briefschreiber zufolge, der sich dabei auf eine Stelle Lukans stützt, Boetia gelautet haben soll. Alle diese Bemerkungen freilich, auf welche der Verfasser gewiß weit stolzer war, als auf die, welche er auf Grund eigener Beobachtungen gemacht hatte, haben für uns nur geringes Interesse und entlocken uns vielleicht nur dasselbe Wort, welches der Abschreiber unseres Briefes bei einer Stelle an den Rand der Mailänder Handschrift bemerkte: Hoc non probo. Für December hatten diese Untersuchungen solchen Werth, daß er den Adressaten bat, ihm die von Lukan zusammengestellten Namen der nordischen Völker abzuschreiben und zu überschicken. „Denn das Buch ist hier unbekannt, obwohl der Name Cäsars, von welchem das Buch handelt, hier wie überall gar wohl bekannt ist, dessen Joch auf den Nacken ihrer Vorfahren schwer lastete."

Führte uns Decembers Bericht nach dem Südosten Deutschlands, so führt uns der des Leonardus Bruni nach dem Südwesten. Leider liegt mir derselbe nicht mehr im Wortlaute vor [1]) und ich kann nur Notizen aus demselben geben. Der Reisende, welcher seine sehr beschwerliche Fahrt, wie es scheint, nur zum Vergnügen von Florenz bis

[1]) Er befindet sich in der Turiner Universitäts-Bibliothek J. III., 13.

Digitized by Google

nach Konstanz unternahm, reiste über den Brenner und hatte grade bei diesem Wege Gelegenheit, die Vermischung und allmähliche Trennung des deutschen und italienischen Wesens zu beobachten. So berichtet er z. B. von einem Dorfe bei Trient, das in zwei ganz gesonderte Theile, einen deutschen und einen italienischen zerfalle, und macht aus seiner Zuneigung zu dem letzteren, seiner Abneigung gegen den ersteren kein Hehl. Diese parteiische Antheilnahme, die dem Beschreibenden bei seinem Eintritte in Deutschland anhaftet, verläßt ihn auch nicht bei seiner Weiterreise und färbt jedenfalls, wenn sie ihn auch nicht gradezu unfähig macht, Gesehenes zu schildern, seine Berichte. Trotzdem sieht man auch bei ihm mit Vergnügen, wie das Gefühl für landschaftliche Schönheit, das bei den Italienern jener Zeit so sehr ausgebildet war, zum Ausdrucke kommt, verzeiht ihm, wenn er dem italiennahen Theil der Alpen den Vorzug vor dem Deutschland zugewendeten Theile giebt, begleitet ihn über den Bodensee und fährt mit ihm in Konstanz ein. Und nun erwartet man vielleicht mehr, als man erhält: etwa eine genaue Beschreibung der Stadt in der Art der oben mitgetheilten Schilderung Prags, ihre ausführliche Geschichte, oder eine Darstellung der Verfassung, während der Reisende, offenbar nur flüchtig in der Stadt verweilend, über das Erstere fast stillschweigend hinweggeht und bei dem Letzteren sich mit wenigen Bemerkungen begnügt. Bei diesen wirkt nun nicht mehr wie bei der Schilderung der Landschaft das patriotische Gefühl nachtheilig ein, sondern die Erinnerung an das Alterthum; diese verführt ihn, den Gegensatz zwischen Patriciern und Plebejern in echt römischer Weise zu verschärfen und überhaupt in der Konstanzer Stadtgemeinde ein verkleinertes und verschlechtertes Abbild der römischen Republik zu geben. Aber nicht bloß den Italiener, auch den Humanisten erkennt man an der Art der Schilderung: in ihr spricht nicht der schlichte Erzähler, der den Stoff liebt und die Form bloß als nothwendige Hülle desselben betrachtet, sondern der Stilist, der den durch Zufall zugewiesenen Stoff wählt, weil er weiß, daß er an ihm seine Gewandtheit erproben kann, selbst gleichgültige Dinge durch stolze Worte volltönend zu machen.

Ähnliches humanistisches Gepräge, das uns aber aus dem Grunde glänzender erscheint, weil es als Mischung nicht Abneigung gegen

Digitized by Google

Deutſchland, ſondern warme Anhänglichkeit an Deutſchland zeigt, trägt auch das dritte der von uns zu betrachtenden Stücke, ein Gedicht des Philipp Beroaldus d. J. an ſich. Dieſer, durch ſeine perſönlichen Beziehungen zu deutſchen Gelehrten den deutſchen Verhältniſſen näher gebracht als die meiſten ſeiner Zeit- und Heimathgenoſſen, lobt in einer dem Markgrafen Jakob von Baden, einem damals in Bologna ſtudirenden Jünglinge gewidmeten Schrift [1]) dieſen, ſeinen Vater, den Herzog Chriſtoph, und drückt am Ende ſeines Werkchens folgendes Endecasyllabon ad Germaniam ab, das ich ſeinem Wortlaut nach wiedergebe:

O Germania muneris repertrix
Quo nil utilius dedit vetustas
Libros scribere quae doces premendo
Felix frugibus, inclyta et metallis
Et dives pecoris, feraxque gemmae
Quod glessum vocitant tui parentes,
Electrum Attica, Succinum Latini;
Pollens principibus, potens virorum,
Qui glaucis oculis, comaque flava
Grandes corpore, spiritu ferores
Septi robore, prodigique vitae
Hostes aggrediuntur et lacessunt
O Germania gloriosa salve
Tu vasa ex Oricalcho et apparatum
Mensarum nitidum aere machinasque
Ad nos belligeras subinde mittis
Abs te turba venit scholasticorum
Hoc qui gymnasium excolunt opimant
Jam doctum et latialiter sonantes.
Tris nuper quoque regulos badenses
Lautos magnificos probos dedisti.
Inter quos Jacobus enitescit
Lingua dexteritate, comitate
Cultu, mundiciis, nitore, victu
Clarus, munificus, potens, disertus
Splendorque et columen scholasticorum
At Germania praepotens alumnos
Ad nos consimiles subinde mitte.

[1]) Oratio Philippi Beroaldi Bononiensis de felicitate habita in enarratione georgicon Virgilii et Columellae. 34 Bll. in 4°. Bononiae, Plato de Benedictis 1495, Kal. Apr. Das im Text abgedruckte Gedicht ſteht auf der letzten Seite, der Widmungsbrief an Markgraf Jakob (undatirt) auf den 4 erſten Seiten der Schrift. Ich habe dieſelbe zuerſt in der Biblioth. Quiriniana zu Breſcia (F. V., 10) geſehen.

Digitized by Google

Der Wunsch des Beroaldus hat sich erfüllt, wohl in reicherem Maße, als dieser in kühner Ahnung zu hoffen wagte. Denn nicht bloß Männer, ähnlich dem Markgrafen Jakob von Baden, sind von Deutschland ausgeschickt worden, sondern Tausende der Begabteren stiegen und steigen über die Alpen nach Italien, um aus jenem Lande, der Bewohnerin edelster Geist- und Kunstschätze, Nahrung und Stärkung zu ziehen für die eigene Erquickung und für die Bildung der ganzen Nation. Demgemäß waren die Früchte, welche Deutsche von ihren Reisen nach Italien heimbrachten, größer als die oben vorgelegten Gaben, welche Italiener aus Deutschland entnahmen. Auch das beginnt heute anders zu werden. Die italienischen Gelehrten folgen mit Aufmerksamkeit der deutschen Geistesbewegung, nicht bloß wie früher mit fern bleibender Bewunderung, sondern mit thätiger Theilnahme, und das politische Freundschaftsband, das beide Nationen umschließt, regt die tonangebenden Männer Italiens an, sich mit den gegenwärtigen Zuständen Deutschlands und mit der Vergangenheit unseres Vaterlandes, welche jene erst verstehen lehrt, zu beschäftigen.

II. Aldus Manutius und die deutschen Humanisten.

Es war eine schöne Zeit, das Jahrhundert der Erfindung der Buchdruckerkunst. Wie damals alle diejenigen, welchen die See das vertraute Element war, auf die Schiffe stürzten, um mit eignen Augen die neuen Länder zu sehen, welche ausdauernder Muth und glückliche Fügung entdeckt hatten, so eilten die Gelehrten in einer begeisterten Aufregung, die darum so wohlwollend und anmuthend ist, weil sie rein geistig ist, nach Italien, um hier die durch die deutsche Erfindung, die Buchdruckerkunst, in großartigem Maßstabe vervielfältigten Erzeugnisse des klassischen Alterthums anzustaunen, oder begnügten sich damit, dieselben zu Hause zu betrachten und sich andachtsvoll in die ihnen neue Welt zu versenken.

Unter den italienischen Buchdruckern aber, welche durch ihre Pressen bewirkten, daß die Schriftsteller des Alterthums zum Eigenthum der ganzen gebildeten, oder richtiger der nach Bildung strebenden Welt

Digitized by Google

wurden, war Aldus Manutius sicher der erste. Nicht bloß, weil er schön druckte, so daß seine Ausgaben noch heute wegen ihrer äußeren Schönheit einen hohen Werth beanspruchen, sondern weil er selbst trefflich unterrichtet und, von den gelehrtesten Männern seiner Zeit umgeben, berathen und unterstützt, auch auf die innere Vortrefflichkeit seiner Ausgaben den gebührenden Werth legen konnte. Was Wunder, daß daher die deutschen Humanisten zu ihm, als einem der Haupterneuerer der alten Schriftsteller, begierig ihre Schritte lenkten, oder von der Ferne aus sich an ihn wandten, nicht bloß nur geschäftliche Verbindung mit ihm anzuknüpfen, sondern auch um seine Freundschaft zu suchen und ihm ihre Bewunderung auszusprechen, deren Ausdruck, bei den Humanisten nicht selten ein bloß bombastisches Wortgeklingel, hier wirklich eine wahrhafte Empfindung wiedergab.

So oft das Leben des Aldus Manutius auch beschrieben worden ist, sind diese seine Beziehungen zu Deutschland und den deutschen Humanisten noch nicht genugsam gewürdigt. Daher versuche ich, theils nach dem von Schück [1]) zusammengestellten Material, theils und hauptsächlich nach den von mir in der Ambrosiana [2]) aufgefundenen bisher unbenutzten handschriftlichen Briefen diese für die Kulturgeschichte nicht unbedeutende Verbindung in's rechte Licht zu setzen.

Als erste Sammler Aldinischer Ausgaben in Deutschland — und als solche konnten nur Männer auftreten, die über nicht geringe Summen zu verfügen hatten — werden Wilibald Pirckheimer und Johann Reuchlin genannt [3]). Jener, der reiche Nürnberger Patricier, der sich, trotzdem er selbst Schriftsteller von Bedeutung war, ebenso gern als Mäcen zeigte, mochte an dem Aussehen der Bücher fast ebenso große Freude haben, als an ihrem Inhalt; dieser, der bescheidene Gelehrte und mit Geschäften überhäufte Beamte, versenkte sich mit rührendem

[1]) Aldus Manutius und seine Zeitgenossen in Italien und Deutschland. Berlin. Dümmler 1862.

[2]) Bibl. ambr. cod. E. 36 inf. Diese Handschrift enthält wie die folgenden Bände, allerdings zunächst die Korrespondenz des Paulus M. und des jüngeren Aldus, die unserer Betrachtung fern liegen, aber auch etwa 20 an den älteren Aldus gerichtete Briefe und einen, der von ihm geschrieben ist, lauter wohlerhaltene Autographa.

[3]) Schück S. 87.

Digitized by Google

Eifer in die Ausgaben der Alten. Während Pirckheimer durch seine großen Verbindungen mit Nürnberger und anderen Kaufleuten die kostbare Waare aus Venedig, wo Aldus seinen Sitz aufgeschlagen hatte, beziehen konnte, ohne sich selbst an den Verkäufer zu wenden, und daher wahrscheinlich in keiner Berührung mit Aldus stand, wechselte Reuchlin Briefe mit dem berühmten Buchdrucker [1]).

Dem Briefe ging eine persönliche Bekanntschaft voran. Auf seiner dritten Reise nach Italien, 1498, lernte Reuchlin den Aldus in Venedig kennen. Da konnte er mit eignen Augen das große Bücherlager anstaunen, das er bisher nur immer rühmen gehört hatte, und kaufte Manches, was er bisher hatte entbehren müssen. Aber auch Aldus erzeigte sich dem damals schon berühmten deutschen Gelehrten freundlich und dienstfertig: er druckte dessen soeben vor dem Papst Alexander IV. für den Pfalzgrafen Philipp gehaltene Rede, eine kühne Vertheidigung eines weltlichen Fürsten gegen geistliche Vergewaltigung [2]). Dann wurde auch zwischen den beiden Männern, denen die geistige Entwicklung der Zeit gleich sehr am Herzen lag, manch ernstes Wort gewechselt über die Studien, in deren Betrieb Italiener und Deutsche damals zu wetteifern begannen, und Reuchlin nahm beim Abschied von dem neugewonnenen Freunde den Auftrag mit, für gewisse Pläne, deren Verwirklichung Aldus sehr wünschte, in Deutschland thätig zu sein.

Er konnte jedoch sich dieser Aufgabe nicht in erwünschter Weise hingeben. Denn kaum nach Heidelberg zurückgekehrt, wo er sich als Flüchtling aus seinem geliebten Stuttgart nach dem Tode Eberhard d. Ä. aufhielt, wurde er von dem Pfalzgrafen als Gesandter zu Maximilian

---

[1]) Von den im Folgenden benutzten Briefen befinden sich die 2 Reuchlins in der citirten Mailänder Handschrift fol. 18 und 27; die Briefe des Aldus sind mehrmals gedruckt. Sie finden sich in der Sammlung: Epistolae clarorum virorum Tübingen 1514 (und in einer späteren Ausgabe derselben: Zürich 1558) und in den Epistolae illustrium virorum, Haganoae 1519, zwei von Reuchlin veranstalteten Briefsammlungen, welche darthun sollten, in welcher Achtung er bei hervorragenden Männern Deutschlands und anderer Nationen stände. Aus der ersteren Sammlung sind die Briefe auch bei Schück (S. 128—131) mit belehrenden Anmerkungen abgedruckt. Ich citire sie der Bequemlichkeit halber nach diesem Abdrucke, da mir die Originalausgabe nicht zur Hand ist und meine Briefsammlung Reuchlins, in welcher auch diese Briefe Aufnahme finden, im Drucke noch nicht so weit vorgeschritten ist.

[2]) Näheres vgl. m. Reuchlin S. 152 fg.

Digitized by Google

geſchickt. Trotzdem hatte er mit einigen, „die ſich dünken, unſere geiſtigen Heroen zu ſein“, über die Angelegenheit des Aldus, — wir werden ſpäter ſehen, was es für eine war — geſprochen, aber nichts ausgerichtet. Dieſes Scheitern bewegt ihn zwar nicht, die Sache ganz ruhen zu laſſen, aber macht ihn für den Augenblick unmuthig: „Du kennſt unſer Deutſchland“, ſchreibt er an Aldus, „es hat noch nicht aufgehört, ungebildet zu ſein. Laß es mich Dir in kurzen Worten ſagen, — wir ſind Deiner nicht würdig.“ Dann dankt er für die Bücher, die Aldus geſchickt habe, erinnert ihn an das Verſprechen, ein mangelhaftes Exemplar des Ariſtoteles zu ergänzen, „an das Du wohl, mit größeren Sorgen belaſtet, nicht mehr gedacht haſt“, und ſendet ihm die herzlichſten Grüße [1]).

Wir dürfen wohl annehmen, daß Aldus das Verlangen des deutſchen Gelehrten erfüllt habe, finden aber kein ſicheres Zeugniß dafür. Dann ſtockte die Verbindung einige Zeit. Es waren die Jahre, in welchen Reuchlin die mühſam an verſchiedenen Orten geſammelten hebräiſchen Kenntniſſe ſichtete und ordnete zur Vorbereitung für ſein großes Werk — Lexikon und Grammatik —, auf das er dann die kühnen Worte ſchreiben durfte: Exegi monumentum aere perennius; in welchen er ferner zu ſeinen bisherigen Geſchäften neue mühſelige und zeitraubende — das Amt eines ſchwäbiſchen Bundesrichters — übernahm. Aber trotz des einen großen wiſſenſchaftlichen Planes, den er zu verwirklichen gedachte, trotz des Amtes, unter deſſen Laſt er manchmal ſeufzte, büßte Reuchlin ſeine Bücherluſt nicht ein. Im Auguſt 1502 ſchickte er einen Boten nach Venedig, um nachzufragen, ob Aldus hebräiſche Bücher gedruckt habe und um verſchiedene griechiſche Schriften, die in ſeiner Bibliothek noch fehlten, anzukaufen. Auf das erſtere antwortete [2]) Aldus verneinend und ſprach ſeine Freude darüber aus, daß Reuchlin die bisher ſtets wahrgenommene Lücke auszufüllen beabſichtige; der Beſtellung genügte er, ſogar in dem Maße, daß ſchließlich das Geld des Boten

[1]) Ex Heydelberga 9 kal. Maj. 1499; als Antwort auf einen (nicht erhaltenen) Brief des Aldus, der 7. kal. Apr. in Reuchlins Hand kam. Mail. Hdſchr. fol. 18. Der Brief, an und für ſich nicht ohne Intereſſe und beſonders wichtig, weil er ein bisher unbekanntes Ereigniß in R's Leben mittheilt, wird in der Briefſammlung eine Stelle finden.

[2]) Venetiis 18. Auguſt 1502, Schück S. 128 fg.

Digitized by Google

zur Zahlung nicht mehr ausreichte, und ſchickte dem deutſchen Gelehrten, um deſſen fernere Freundſchaft er bat, einen förmlichen Verlagskatalog der erſchienenen und bald erſcheinenden Werke zu.

Auch auf dieſen Brief iſt uns die Antwort erhalten [1]). Aus Stuttgart der Peſt wegen in ein benachbartes Kloſter entflohen und ſeiner gewohnten Umgebung, der Bücher, entbehrend, beſtellte Reuchlin zunächſt den Suidas, der ihm das vorige Mal entgangen war, da der Bote nicht genügend mit Geld verſehen geweſen war, auch andere griechiſche Schriftſteller, beſonders den Herodot, von lateiniſchen den Valerius Maximus. Aber eins kann er nicht verhehlen: die Bücher ſind ihm zu theuer. „Zeige Dich mir gegenüber nicht als Händler, ſondern als Freund, damit ich mich nicht zu ſchämen brauche, für Deine Bücher Dir, dem berühmten Kaufmann, mehr bezahlen zu müſſen, als unſeren kleinen Händlern. Denn Deine Konkurrenten geben mir das höhniſch zu verſtehen."

Durch letzteren Vorwurf ward Aldus nicht wenig gekränkt und antwortete ſofort [2]): „Ich verkaufe Dir die Bücher ſo billig wie irgend Einem in Venedig und kann mir die Preisherabſetzung Eurer Kaufleute nur dadurch erklären, daß ſie hier eine große Anzahl Bücher auf Kredit unter mäßigen Bedingungen entnehmen und, um ihre Waare raſch loszuſchlagen, ſich mit einem geringeren Gewinne begnügen."

Doch dieſe kleine Differenz ſtörte das gute Einvernehmen beider Männer nicht. Wie Reuchlin den Aldus als Vater und Beſchützer der Gelehrtenrepublik anredet und ihm ſagt, daß er ſeine Briefe, als von dem klaſſiſchen Hauche angeweht, unter ſeinen Koſtbarkeiten verwahre, ſo freut ſich Aldus der ihm geſpendeten Anerkennung, „denn Lob, das von einem hochgeprieſenen Manne, wie Du biſt, kommt, macht, daß ich mich auch für etwas halte." „Ich bitte nur Gott", ſo fährt er fort, „daß wir uns lange an einander erfreuen können, was gewiß geſchehen wird, wenn wir beide ſo lange leben, als unſer Leben den Menſchen nützen kann."

Seit dieſer Zeit haben die Genannten nicht mehr mit einander

---

[1]) Ex Heremo sti Dominici sepulchri, ubi lateo nunc fugitans pestilitatis solus anachoreta et simul absente bibliotheca mea, 4 id. novembr. a. 1502. — Mail. Handſchrift fol. 27.

[2]) Venetiis 24 dec. 1502, vgl. Schück S. 129 fg.

Digitized by Google

korrespondirt, doch lebten sie noch lange genug zusammen, um von einander zu hören und ein Jeder für sich und Jeder in Beziehung auf den Andern der frohen Überzeugung inne zu werden, daß ihre Thätigkeit weder für die Zeitgenossen noch für die folgenden Generationen unfruchtbar blieb.

Außer mit Reuchlin stand Aldus mit Konrad Celtis in Verbindung, von der uns freilich leider nur die Briefe des Aldus erhalten sind [1]). Auch hier sind es persönliche und wissenschaftliche Angelegenheiten, welche die Verbindung begründen und dauernd machen. Celtis wünscht dem Aldus Bücher in Verlag zu geben, ihn selbst kennen zu lernen; Aldus lehnt es ab, so hoch zu stehen, daß, um seine Bekanntschaft zu machen, eine weite Reise unternommen werden sollte, fordert ihn aber auf, nach Venedig zu kommen, wenn er dabei Italien kennen lernen wolle. Und als echte Schriftsteller verkehren sie mit einander: Celtis schickt, da er trotz seiner Reiselust, die ihn oft und lange weit entfernt von der Heimath herumschweifen läßt, nicht nach Italien kam, seine Oden und Gedichte und empfängt außer großem Lob für diese seine Leistung von Aldus als Gegengeschenk Aldus kleine lateinische Grammatik. Aber in das von Celtis allem Anscheine nach sehr gewünschte Verhältniß von Autor und Verleger traten sie nicht: ein patriotisches Gedicht nämlich, in welchem Celtis Maximilians Thaten besang, mußte Aldus, trotzdem auch er den Kaiser hoch verehrte und zum Drucke desselben wegen der Freundschaft mit Celtis und der Empfehlung eines andern Wiener Professors, Joh. Camers, Veranlassung genug gehabt hätte, zurückweisen, weil er befürchtete, durch dasselbe andere gekrönte Häupter zu verletzen, an deren Wohlwollen ihm gelegen war [2]).

---

[1]) In dem Celtisschen Briefcodex der Wiener Hofbibliothek, zuletzt abgedruckt bei Schück, S. 120—126.

[2]) Der Brief, auf den sich das im Text Gesagte bezieht, ist: Venetiis 3. Sept. 1501, Schück S. 124 fg. Das Gedicht ist bezeichnet als: exercitamenta juvenum de laudibus Caesaris. Schück bezieht dies auf: laudes et victoria d. M. de Boemannis, das 1504 in Wien aufgeführt wurde, wogegen ich bemerke, daß ein 1504 — doch jedenfalls als Gelegenheitsstück geschriebenes — Gedicht unmöglich bereits 1501 zum Druck angeboten werden kann. Besagtes Gedicht aber, das allerdings existirt, bezieht sich keineswegs auf einen Sieg M's über Wladislaus von Böhmen und

Digitized by Google

Führten uns die bisher betrachteten Briefe nach dem Süden und Osten Deutschlands, so führen uns die folgenden nach Mitteldeutschland, zu dem Erfurt-Wittenberger Kreise, der am Anfange des 16. Jahrhunderts ein Hauptheerd der humanistischen Bewegung war. Das verehrte Haupt dieses Kreises war Konrad Mutian, der an Büchern Unersättliche, der zwar den reichen Gewinn, welchen er aus der Lektüre zog, nur für sich und seine Freunde benutzte, ohne ihn wiederum in Schriften niederzulegen, der aber fern und nah als Gelehrter gefeiert und hochgerühmt wurde. Er, der heftige Feind der Scholastik, wie vielleicht kaum ein Anderer seiner Gesinnungsgenossen, mußte den Aldus, dessen Pressen die Bartholi und Baldi, den Alexander und Mammotrectus, und wie die andern Stützen einer untergegangenen Zeit heißen, niederwerfen, wie einen Herkules begrüßen und betrauerte, trotz seines patriotischen Sinnes, den z. B. von Hutten freudigst willkommen geheißenen Krieg gegen Venedig, weil er — die neuen Erscheinungen des Aldus'schen Verlages nicht nach Deutschland kommen ließ [1]). Um seiner Bewunderung Ausdruck zu geben und auch um sich neue literarische Kost zu verschaffen, schrieb Mutian an Aldus [2]), machte denselben auf den großen Beschützer wissenschaftlicher Bestrebungen, Kurfürst Friedrich von Sachsen aufmerksam [3]), der sich in literarischen Dingen gern von Mutian leiten ließ, und veranlaßte seinen getreuen Heinrich Urban und seinen jungen Freund Georg Spalatin [4]), auch gleichfalls an Aldus zu schreiben. Natürlich spielen auch in diesen Briefen außer

Ungarn, sondern auf den 1504 über die baierischen mit den Böhmen verbündeten Truppen erfochtenen Sieg Maximilians bei Regensburg, der, ein unerschöpflicher Stoff für die deutsch und lateinisch dichtenden Männer jener Zeit, auch Celtis angeregt haben mag. Das in unserm Briefe ziemlich vage angedeutete Gedicht ist weit eher das 1501 zu Wien aufgeführte: ludus Dianae, in welchem bei Gelegenheit der Stiftung der poetischen Akademie gleichfalls die Thaten Maximilians in überschwänglicher Weise verherrlicht wurden, die dem vorsichtigen Aldus seinen hohen Gönnern gegenüber kompromittirend dünkte.

[1]) Vgl. die interessante Stelle aus Tentzel S. 68 bei Schück S. 89 A. 1.

[2]) Der Brief ist nicht erhalten, ist aber gewiß geschrieben, wie aus den bei Schück S. 131 A. 1 und 137 (im Text) mitgetheilten Stellen hervorgeht.

[3]) Nach einer Vermuthung Schücks, S. 137 A. 1.

[4]) U's Brief aus dem Jahr 1505 bei Schück 131 fg. Spalatins Brief ist nicht erhalten; daß er geschrieben wurde, geht aus Aldus Worten S. 137 hervor. Sp. hat dann noch 2 Briefe an A. geschrieben, von denen der eine nicht in dessen Hände kam, der andere von Aldus 9. Mai 1514 (Schück S. 135—137) beantwortet wurde.

Digitized by Google

gegenseitigen Achtungsbezeigungen Bücherbestellungen und -effektuirungen die Hauptrolle: aber Mutian ist vorsichtig: erst läßt er durch Urban 4 Goldgulden nach Venedig schicken, und will die Hauptsumme erst folgen lassen, wenn sie, er und die Freunde, durch die erfolgte Sendung in ihren Erwartungen nicht getäuscht worden sind, und — dürfen wir wohl ergänzen — wenn das Geld vorhanden ist.

Aber mit den Genannten ist die Zahl der Aldus'schen Korrespondenten in Deutschland noch nicht abgeschlossen. In dem nahen Triest wohnte einer seiner eifrigsten Verehrer: Jakob Spiegel, der später als kaiserlicher Rath eine nicht unbedeutende Stelle eingenommen hat. „Entschuldige gütigst germanicam rusticitatem" — so beginnt er seinen Brief [1]) — und wenn wir offen sein wollen, er bedarf dieser Entschuldigung, denn sein Brief ist in barbarischem Latein abgefaßt — und dann erbietet er sich in freundschaftlicher Gesinnung, die besser ist als seine Sprache, zu Dienstleistungen beim Kaiser. Aber seinen Lohn möchte er gerne im Voraus haben. Aldus hatte ihm die Gedichte des Pontanus zugeschickt, der Buchbinder aber das Exemplar so verdorben, „daß ich mich schäme, es anzublicken, geschweige denn am kaiserlichen Hofe als Pfand Deiner Freundschaft herumzutragen und zu zeigen." Daher bittet er um ein anderes schön gebundenes Exemplar, dessen Kosten zu tragen er freilich gern bereit ist.

Auch Jodokus Gallus aus Auffach, Prediger in Speier, der Oheim Sebastian Brants, ein Freund Reuchlins, der Verfasser einer satirischen Schrift, des Monopoliums oder Leichtschiffs [2]), ein kenntnißreicher Mann, der sich aber von der großen literarischen Bewegung bescheidenen Sinnes zurückzog, wandte sich einmal an Aldus. Er hatte den Boten des letzteren, Joh. Cuno [3]) gesprochen, dem er das rühmlichste Zeugniß ausstellt, hatte ihm auch 2 Goldgulden geliehen, um deren Wiedererstattung er bittet, da das von Aldus gewährte Reisegeld — 4 Dukaten betragend — nicht vollständig ausreichen wollte und

[1]) 27. Febr. 1506. Bibl. ambros. Cod. E. 36, fol. 10. Spiegel nennt sich hier Specularis, was er sonst deutschen Freunden gegenüber und in seinen Schriften nicht thut.

[2]) Sie ist abgedruckt bei Zarncke: Die deutschen Universitäten. Bd. I. (1857.)

[3]) Über ihn vgl. unten.

Digitized by Google

benutzt diese Gelegenheit, um an Aldus zu schreiben [1]). Es sei zwar eine Kühnheit, daß er, der Barbar, den Hochgelehrten mit seinen Thorheiten zu belästigen wage, aber er thue es doch, um ihm seine Bewunderung und die Bereitwilligkeit auszudrücken, ihm zu dienen. Und es ist keine Phrase im Munde dieses schlichten Mannes, gewiß die Gesinnung, von der alle deutsche Gelehrten, die Aldus Thun betrachteten, erfüllt waren, wenn er schließt: „Lebe lang und glücklich zum Heil der Wissenschaft, der griechischen und lateinischen Sprache, zur Vervielfältigung der Bücher, zur Begünstigung der Gelehrten, zum unsterblichen Preis Deines heiligen Namens und Ruhmes, welchen Italien, Frankreich und auch unser barbarisches Deutschland verkündet und verkünden wird zu aller Zeit."

Die meisten Briefe aber, welche Aldus von deutschen Gelehrten empfing oder nach Deutschland schrieb, haben außer den mitgetheilten Notizen noch einen andern Inhalt, sie sprechen nämlich bald in kurzen Andeutungen, bald in ausführlicheren Hinweisungen von einem Lieblingsplane, einer Lieblingsschöpfung des Aldus, von seiner Akademie.

Das Streben der Gelehrten, sich in festgegliederten Vereinigungen einander anzuschließen, war gerade in jener Zeit, in welcher alle Gelehrten trotz der Verschiedenheit ihres praktischen Berufes eine gewisse Gemeinsamkeit durch ihre Beschäftigung mit den Schriften des klassischen Alterthums besaßen, äußerst rege. Daher entstanden zuerst und zwar bereits in der Mitte des 15. Jahrhunderts in Italien, später in Deutschland gelehrte Gesellschaften, die, wenn sie auch häufig nicht produktiv gewirkt haben, durch die persönliche Annäherung, welche sie zwischen den Gelehrten schufen, durch die Vereinigung zu einer großen Körperschaft vortheilhaft genug gewesen sind. Natürlich bildeten sich solche Vereinigungen am ehesten da, wo entweder ein Mäcen lebte, der es als ehrenvoll betrachtete, einen Kreis gelehrter Männer um sich zu versammeln, oder da, wo ein bedeutender Gelehrter wirkte, zu dessen Füßen lernbegierige Schüler saßen. Da nun Aldus etwas von beiden Eigenschaften besaß, so war es selbstverständlich, daß sich bald eine große Zahl wissenschaftlich gebildeter Männer in Venedig zusammenge-

[1]) Spirae, prid. non. Nov. 1505, vgl. Bibl. ambr. Cod. E. 36 fol. 11.

Digitized by Google

funden hatte, die theils hier als Professoren wirkten, theils reich genug waren, um unabhängig ihren Studien leben zu können, theils in der Druckerei des Aldus als gelehrte Korrektoren, als wissenschaftliche Rathgeber beschäftigt waren.

Daß diese Akademie eine gewisse Einwirkung auf die Auswahl der zu druckenden Schriften übte, daß sie wohl auch die Herstellung des Druckes überwachte, scheint mir durch die Unterschriften: Ex academia nostra und ähnlichen, welche sich unter vielen, wenn nicht den meisten Aldinischen Ausgaben finden, urkundlich festgestellt zu sein; aber sie hatte noch einen andern Zweck. Sie sollte nämlich die griechische Sprache, deren Kenntniß im Verhältniß zu der der lateinischen noch gering war, allgemein verbreiten, sie auch, was diese längst geworden war, zur Umgangssprache machen. Um diesen Zweck zu erreichen, waren die Mitglieder durch ein Gesetz, das uns noch erhalten ist [1]), gezwungen, sich bei ihren Zusammenkünften für freundschaftliche und wissenschaftliche Unterredungen der griechischen Sprache zu bedienen. Da nun aber die Meisten das Griechische aus Aristoteles und den übrigen griechischen Schriftstellern gelernt hatten und die Gelehrtensprache schwerlich zur leichten Gesellschaftsrede hätten verwenden können, so waren mehrere Griechen, welche ihr von den Türken eingenommenes Vaterland mit dem gastlichen Italien vertauscht hatten, als Mitglieder der Gesellschaft aufgenommen worden [2]). Sonst aber war, wenn man den Kosmopoliten Erasmus ausnimmt, dessen Mitgliedschaft übrigens nicht sicher feststeht, kein Ausländer in diesem Kreise, am wenigsten ein Deutscher [3]).

Aus diesem Grunde würde eine Erwähnung dieser Akademie unserer Betrachtung vollkommen fern liegen, wenn nicht Aldus mit derselben Pläne verfolgt hätte, bei denen er ganz besonders auf Deutschland rechnete und sich deswegen wiederholt an deutsche Gelehrte wandte. Sein Plan war, wenn wir die einzelnen Nachrichten ergänzend zusammen-

[1]) Das Gesetz, nach Beschluß des Aldus, des Johannes von Kreta und des Scipio Carteromachus, von dem letzteren in griechischer Sprache geschrieben, findet sich in gewandter deutscher Übersetzung bei Schück S. 65—67.

[2]) Z. B. außer dem genannten: Marcus Musurus, Janus Lascaris, Demetrius Chalcondyles.

[3]) Ein vollständiges Mitgliederverzeichniß, welchem Biographien der einzelnen Mitglieder folgen, bei Schück S. 68 ff.

Digitized by Google

fassen, der, seine Akademie zu einer vom Kaiser anerkannten Bildungsanstalt, zu einem wissenschaftlichen Vereinigungspunkte zwischen Deutschland und Italien zu erheben. Und da ist es ganz besonders merkwürdig, daß, bevor er noch ein Privilegium des Dogen für seine Anstalt suchte, er erhielt es von dem Dogen Leonardus Lauredanus [1]) im November 1502, er sich zu diesem Behufe nach Deutschland gewendet zu haben scheint.

Schon 1499 nämlich schreibt Reuchlin [2]): „Ich habe Deine Sache geführt, wie wir es in Venedig besprochen haben, aber wie fände Geisteskultur in Deutschland eine Pflege? [3]) . . . Doch gedenke ich nicht, meine Bemühungen gänzlich fallen zu lassen, sondern nur eine günstigere Zeit abzuwarten. Jetzt nämlich ist der König mit andern Dingen, mit der Bekämpfung eines bäurischen Volkes übermäßig beschäftigt."

Also auf Maximilian, den Beschützer der Gelehrten und Förderer mancher geistiger Bestrebungen, war es abgesehen. Dieser aber, damals in den Krieg mit den Schweizern verwickelt, die übrigens, wie wir aus den mitgetheilten Worten ersehen, von Reuchlin ebenso verächtlich behandelt wurden, wie von seinen Zeit- und Gesinnungsgenossen Wimpheling und Pirckheimer, konnte damals dem Wunsche des Aldus nicht willfahren und ist, soweit wir wissen, von Reuchlin auch später nicht in dieser Angelegenheit mit Bitten angegangen worden.

Aldus gab trotz dieses ersten Scheiterns seine Pläne nicht auf. Hatte er dieselben durch Reuchlin, der zwar kaiserlicher Rath war, aber nicht in der Umgebung des Herrschers lebte, nicht durchzusetzen vermocht, so wandte er sich nun an Joh. Cuspinian, den berühmten Humanisten und Geschichtschreiber, der ein sehr einflußreicher, vom Kaiser häufig verwendeter und vielfach in seiner Nähe lebender Rathgeber war. Aber leider ist dieser Brief nicht erhalten. Wir wissen von ihm nur dadurch, daß Aldus den Celtis auf das dort Auseinandergesetzte verweist [4]). Diesem schreibt er dann weiter: „Möge sich das verwirklichen,

---

[1]) Von ihm sagt die Inschrift seiner Bildsäule im Dogenpallast zu Venedig: Nel supremo pericolo della patria per le prepotente arme straniere anche i proprii figliuoli a difesa di quella offeriva.

[2]) Über diesen Brief s. oben S. 114, A. 4.

[3]) Hierauf folgen dann die oben S. 115 mitgetheilten Worte.

[4]) Brief an Celtis 3. Juni 1503. Schück S. 125 fg.

Digitized by Google

worauf ich hoffe. Dann wird unſere Anſtalt eine äußerſt nutzbringende für alle Lernbegierige nicht nur der Gegenwart, ſondern auch der Folgezeit ſein und Deutſchland von den Unſrigen als ein zweites Athen betrachtet werden."

Indeſſen auch dieſe Hoffnung ſchlug fehl. Zum dritten Male mußte Aldus neu beginnen. Nun aber begnügte er ſich nicht mehr mit mündlichen Aufträgen, ſondern wandte ſich mit Briefen und Geſchenken an die einflußreichſten Männer der kaiſerlichen Umgebung, an Johannes Colaurius und Matthäus Lang und ſchickte einen direkten Boten an den Kaiſer. Das Geſchenk, das er dem Erſtgenannten beſtimmte, war eine Widmung der Gedichte des Joh. Jovianus Pontanus [1]), eines als Politiker, Hiſtoriker und Dichter wohlbekannten italieniſchen Humaniſten, eine Widmung, angefüllt mit Artigkeiten und freundlichen Schmeichelworten [2]); der Bote, der zum Kaiſer ging, war Johannes Caw. Dieſer, ein tüchtiger Gelehrter, von dem man bisher nur wußte [3]), daß er mit dem Buchdrucker Amerbach in Baſel in Verbindung geſtanden hat und für die Verbreitung der griechiſchen Sprache in Baſel erfolgreich thätig geweſen iſt, hat nun allerdings ſeine Inſtruktion nicht auf uns kommen laſſen, aus der ſein Auftrag klar hervorgehen würde, und uns dadurch eine genaue Kenntniß deſſen, was er thun ſollte und was er wirklich gethan hat, unmöglich gemacht. Maximilian ſcheint Verſprechungen gemacht zu haben, ohne die Mittel oder den ernſten Willen zu beſitzen,

[1]) Vgl. C. M. Tallarigo, Giovanni Pontano. Sanseverino-Marche 1871.

[2]) Außer dieſem (Widmungs-) Briefe an Colaurius exiſtirt ein anderer Brief des A. an C. in Cod. ambr. E. 36 fol. 45., in welchem A. ſchreibt, daß er vor drei Monaten Joanni cuidam monacho Germano die Gedichte des Pontanus und Briefe an Lang und den Kaiſer gegeben habe pro academia instituenda, sub umbra et favore Maximiliani, ut ipsi ad me olim significastis quo scirem quid agendum mihi. Da er aber die Rückkunft des Boten oder irgend eine Nachricht von demſelben bisher vergeblich erwartet habe, ſo bitte er den Freund um Mittheilung darüber, ob er Buch und Brief erhalten habe. Vale et memineris Aldi et academiae. Dieſer Brief 8 id. Dec. 1505 datirt, und im Autograph in der genannten Handſchrift erhalten, iſt, wie ich wohl annehmen darf, nicht abgeſchickt worden und zwar deshalb, weil der Bote, der am 4. November bei ſeiner Rückreiſe vom Kaiſer bei Jod. Gallus in Speier war (ſ. o. S. 120 A. 3.) in ſehr langſamer, aber durch die gar geringen Geldmittel, über welche er verfügte, wohl gerechtfertigten Weiſe zurückkehrte und die Abſendung des Briefes überflüſſig machte.

[3]) Über Caw vgl. Fechter in den Basler Beiträgen zur vaterländiſchen Geſchichte 1843, S. 180—182.

Digitized by Google

dieſelben zu verwirklichen. Daher kam eine unter kaiſerlichem Schutze ſtehende Akademie nicht zu Stande. Aber merkwürdig bleibt der Plan, eine ſolche in's Leben zu rufen, beachtenswerth die Anſtrengungen, welche Aldus zu dieſem Zwecke machte. Sie erſcheinen wie ein Nachhall jener längſt verklungenen Zeit, in der ein jedes Unternehmen, das in Italien geplant wurde, zu ſeiner Weihe und Vollendung eines kaiſerlichen Freibriefes bedurfte, und ſind deswegen doppelt merkwürdig, weil wenige Jahre ſpäter Venedig mit dem Kaiſer in einen Zwiſt gerieth, der jede friedliche Verbindung für lange Zeit zerſtörte.

Digitized by Google

Buntes.

Diplomatischer Briefwechsel um eines Kochs willen.

Von A. Luschin.

Unter den zahlreichen Personen, welche im Dienste der steirischen Landschaft seit dem 16. Jahrhunderte ernährt wurden — die Ausgabebücher und Bestallungsbriefe nennen z. B. Friseure, Fechtmeister, „Geistbrenner", Hebammen, Pfändter, Maurer, Zeugschlosser, Plattner, Heerpaucker, Trompeter, dann Buchdrucker, Kupferstecher, Maler, Musiklehrer u. s. w. — befand sich durch geraume Zeit auch das Amt eines landschaftlichen Kochs. Den Wirkungskreis dieser wichtigen Persönlichkeit kennen zu lernen, dient der Vertrag, welcher im Jahre 1649 mit Ruprecht Halbierth, offenbar nach althergebrachter Schablone, abgeschlossen wurde. Demgemäß mußte dieser „als einer löblichen Landschaft bestellter Koch nit allein zu jeden, einer löblichen Landschaft und der Verordneten fürfallenden Gelegenheiten, sondern auch denen Herren und Landleuten auf ihr Begehren und Ersuechen zu denen hochzeitlichen Freuden oder ander Malzeiten umb die gebührliche Bezalung gehorsamb willfährig erscheinen und sich gebrauchen laßen", auch überdies mit Handschlag geloben, daß er bei solchen Anläßen die Herrn und Landleute „mit dem Lohn nit überschagen und beschweren wolle." Außerdem sollte er den Befehlen der Verordneten, als Vertreter der Landschaft, nachleben, ohne deren Vorwissen nicht verreisen und sich überhaupt „in all ander Weg wie einem bestellten Koch und Diener zusteht ehr- und gebührlich verhalten, dafür aber auf einen Jahreslohn von 50 fl. Rheinisch Anspruch heben." Achtzig Jahre vorher, die Zeit, auf welche wir zurückgreifen müssen, war die „Provision" nur halb so groß. Franz Taut, welcher damals fungirte, war im Januar 1568 seines Dienstes entlassen worden und scheint einen gewissen Jakob Reißner zum Nachfolger gehabt zu haben.

Beinahe gleichzeitig mit dem Dienstantritte des neuen Kochs war aber auch schon das Ansuchen um leihweise Überlassung desselben bei den Verordneten der steirischen Landschaft eingelaufen. Es ging von drei angesehenen Edelleuten aus, dem Freiherrn Georg Seifrid von Trübeneck zu Schwarzenstein, Regimentsrath, dem erzherzoglichen Kammerrath Hans Adam Praunfalk, und endlich vom steirischen Vitzthum Bernhardin Rindscheit zu Schieleiten. Dieselben waren unter Beigabe entsprechender Schreibkräfte zur „Visitierung und Reformierung der Ämter in Ihrer Fürstlichen Durchlaucht Erblanden" befohlen worden, und hatten spätestens in der ersten Fastenwoche des Jahrs 1568 zu mehrmonatlicher Reise aufzubrechen. Kein Wunder, daß sie in Voraussicht der zweifelhaften Küchengenüsse, denen sie in den verschiedenen, mitunter noch heutzutage armseligen Herbergen ihrer Bestimmungsorte entgegengingen, sich mit einem erprobten Koch von Haus aus versehen wollten, und daß sie darum das früher erwähnte Begehren an die Landschaft richteten. Die Verordneten waren etwas in Verlegenheit; einerseits hatten die Gesuchsteller als Mitglieder der Landschaft ein unzweifelhaftes Recht auf Mitbenutzung der Dienste des landschaftlichen Kochs, und dann gehörten sie noch überdies zu den angesehensten landesfürstlichen Beamten, mit denen man es nicht gerne verdarb, andererseits war es schwer, den Koch durch so lange Zeit zu entbehren. Man traf daher den Ausweg, die Mitnahme des Kochs unter gewissen Bedingungen zu gestatten. Die Herren

Digitized by Google

waren damit zufrieden und wir finden sie während des 20. März bis zum 30. April in Aussee und Umgebung thätig. Zum Abschiede gab es dort noch eine ärgerliche Scene mit dem ungefügen Kanzleipersonale. Der Ingrossist Sebastian Lampl weigerte sich in den letzten Stunden zu arbeiten, zechte sich voll und toll, während die Kommissions-Mitglieder bis in den späten Abend verhandelten, und verwundete schließlich den Diener des Vitzthums so hart mit blanker Wehre am Kopfe und an der Hand, daß dessen Herr am nächsten Tage auf das Nachdrücklichste die Entfernung des Stänkers verlangen mußte. Dies geschah von Schladming aus, wo die Kommission bis zum 13. Mai verweilte, und hier erreichte sie auch am 9. ein Schreiben der Verordneten, welches den Koch abberief, weil Frau Barbara von Saurau, Wittib, desselben zu ihrer auf den 20. Juni dieses Jahres anberaumten Vermählung mit dem Freiherrn Christoph von Racknitz benöthige. „Wiewol wir den (Gott weiß) nit gern abfordern", heißt es in dieser Zuschrift vom 4. Mai, „weil wir aber bemelter Frauen solch billiches Begern nit weigern mugen, und Ihr Euch zu erindern wißt, daß Euch derselbig anderer Gestalt nit zuegeben worden, dann daß Ihr ihn zu eines jeden Herrn und Landmanns aigner Notdurft, wo der begert wurde, wider ledig laßen sollet, Ihr auch sollichs verwilligt, demnach ist im Namen einer ersamen Landschaft unser freuntlich Bitten, Ihr wellet obbemelten Koch dermaßen mit ehisten hieher abfertigen und schicken, damit die Frau dissfalls nit verhindert werde, sondern den Koch zu solchen ihren hochzeitlichen Freuden gebrauchen muge. Damit was den Herren von uns jederzeit lieb; die Gnad Gottes mit uns allen."

Die Kommissions-Mitglieder beeilten sich mit ihrer Antwort nicht sehr, sondern bedienten sich, offenbar mit Rücksicht auf den angegebenen Termin vorerst noch des Kochs während der bedenklichsten Strecke ihrer Reise, der Fahrt über Tarvis und durch's Canale nach Görz. Von hier aus berichteten sie unter'm 23. Mai den Verordneten: „Wiewol wir nun anjetzo am meisten notdürftig, und sein (des Kochs) der Zeit mit großister Ungelegenheit entrathen, so haben wir doch hierinnen der Frauen von Saurau, sonderlich auf deren Zuschreiben und Ersuechen unserm Zuesagen nach zu willfahren nit unterlaßen, wellen auch numehr angeregten Koch auf Judenburg, allda er Ruepen von Prangth gleichfalls seiner Töchter hochzeitliche angestellte Freuden kochen soll, verreisen laßen, von dannen er sich alsdann nach Grätz erheben und zu der Frauen von Saurau hochzeitlichen Freuden gleichfalls mit Kochen versehen wirdet. Bitten allein die Herren uns so freundlichen Willen zu erweisen, wann mehrermelter Koch allda fertig, uns denselben unaufgehalten wiederumb zuekommen zu laßen."

Über den weitern Verlauf dieser Angelegenheit geben die innerösterreichischen Kammerakten des k. k. Statthalterei-Archivs zu Graz, denen obiger Briefwechsel entnommen ist, keinen Aufschluß, es ist aber zu vermuthen, daß der Koch nach glücklicher Besorgung dieser Hochzeitmahle in der That zurückreiste. Er dürfte die Kommissions-Mitglieder vielleicht noch zu Görz, wo sie lange verweilten, oder doch in Triest angetroffen haben und mit ihnen in der ersten Hälfte des Septembers 1568 wieder nach Graz zurückgekehrt sein.

Versuch des Herzogs Christian I. von Sachsen-Merseburg, eine Universität in Guben zu stiften.

Wenige Jahre nach dem westfälischen Frieden regierte eine Nebenlinie des sächsischen Kurhauses in der Niederlausitz; die Herren dieses Stammes bauten Lust- und Jagdschlösser, hielten einen großen Hofstaat, waren eifersüchtig auf ihre

Digitized by Google

Souveränität, aber auch redlich bemüht, die Kultur und das Beste der Bevölkerung zu fördern. Besonders treten die Bemühungen des Herzogs Christian I. während seiner langen Regierung und des Herzogs Moritz hervor; Christian unterstützte 1659 den Grafen von Premnitz bei Gründung der Stadt Christianstadt und er selbst gründete auf den Ruinen des Klosters Dabrilugk 1664 eine neue Stadt. Beide Orte haben sich keiner größeren Entwicklung zu erfreuen gehabt, aber völlig erfolglos war 1662 das Unternehmen: eine Akademie oder Universität in Guben einzurichten.

Das Folgende ist aus den Frankfurter Archivakten entnommen, betreffend die Sollicitatur am Kaiserlichen Hofe in Wien wegen der zu Guben einzurichtenden Akademie und was für Unkosten verwendet worden d. a. 1662. Diese Akten enthalten einen eigenhändigen 15 Bogen starken Bericht des Gegenhändlers Klinkebeil und den Bescheid der böhmischen Kanzlei. — Klinkebeil war Beamter der Landeshauptmannschaft in Lübben, ein gewandter Geschäftsmann, dessen Name bei mehreren Gelegenheiten genannt worden ist.

Die Sache würde längst ganz vergessen sein, wenn nicht der Bericht des Mannes erhalten wäre, der mit den Verhandlungen in Wien beauftragt worden war. Die Umstände aber, welche das Unternehmen begleiteten, bieten so manchen kulturhistorischen Stoff, welcher zur Bezeichnung der Zeit dient, daß eine Mittheilung des Wesentlichen wohl von Interesse sein dürfte.

Herzog Christian hatte dem Gegenhändler Jacob Klinkebeil von Grünewald den Auftrag ertheilt, am kaiserlichen Hofe die nöthigen Verhandlungen anzuknüpfen, um die Genehmigung zur Einrichtung einer Akademie in Guben zu erlangen. Dieser reiste am 18. Mai 1662 mit einem Miethwagen von Spremberg ab, kam am 19. nach Dresden, am 22. nach Prag und erreichte am 30. Wien, also nach zwölf Tagen, wo er im „goldenen Lammel" abstieg. Seine ersten Bemühungen waren nicht bloß darauf gerichtet: das ihm anvertraute herzogliche Memorial dem Kaiser persönlich zu überreichen, sondern auch zu ermitteln, ob die Sache in der kaiserlichen Reichskanzlei (in Wien) oder in der königlich böhmischen Kanzlei (in Prag) zur Entscheidung gelangen würde. Die Entscheidung in Wien wurde aus Furcht gewünscht, daß eine Entschließung in Prag zu Gunsten der dortigen Universität für Guben ungünstig ausfallen werde.

Während mehrerer Wochen gelang es Klinkebeil nicht, eine Audienz bei dem Kaiser zu erhalten, obgleich er dreimal dem Hoflager von Wien nach Preßburg gefolgt war; das Memorial mußte im kaiserlichen Kabinete abgegeben werden und gelangte von da in die böhmische Kanzlei, wo es lange unbeachtet liegen blieb. Nach manchen erneuerten Bemühungen überreichte Klinkebeil endlich in der während des Monats September von dem Kaiser Leopold ertheilten Audienz ein Erinnerungsschreiben, welches gnädig angenommen wurde. Der Kaiser nahm die Schrift mit in sein Kabinet, schrieb F. (fiat) darauf, übergab dieselbe einem Kammerdiener zur Ablieferung in die böhmische Kanzlei. Diese Beförderung wurde einem Trabanten übertragen, welchen Klinkebeil begleitete, um sich von der richtigen Bestellung zu vergewissern. Von hier wurde das Memorial an die Statthalterei in Prag gesandt, welche das Gutachten des Appellations-Tribunals forderte; dieses hielt jedoch zunächst für nöthig, die Universität zu befragen; Gericht und Universität hatten aber noch Sommerferien.

Klinkebeil reiste nach Prag und sollicitirte bei der Statthalterei, bei dem Tribunal und bei der Universität, machte nun seine pflichtschuldigen Besuche bei dem Vicekanzler Grafen von Pottingen, dem Dekan der Juristen-Fakultät und Rector magnificus

Digitized by Google

Dr. Marcus Mareus, bei mehreren Räthen und zuletzt bei dem obersten Burggrafen Grafen von Martinitz. Da man sich von bloßen Bitten keinen Erfolg versprechen durfte, so wurden auch Geldmittel angewandt, um bald eine günstige Entscheidung herbeizuführen; solche Geldgaben an Beamte galten damals für einen Theil des Einkommens. Der Dekan erhielt drei Dukaten, um die Assessoren zu einer außerordentlichen Sitzung zu berufen, der Notar und der Pedell 2 Thaler; das sehr heimlich gehaltene Gutachten wurde dem Tribunal vorgelegt, dessen Thürsteher 12 Grsch., der Registrator 2 Thlr. erhielt; den Räthen wurden 18 Thlr. für Abfassung des Berichts bewilligt, welcher Seitens der Statthalterei am 8. Oktober nach Wien gesandt wurde. Klinkebeil, der den Inhalt der Verhandlungen nicht kannte, machte sich selbst dorthin auf. Hier begann das Sollicitiren von Neuem, zuerst bei dem böhmischen Kanzler Grafen von Nostiz, der Klinkebeil an den kaiserlichen Minister Fürsten Portia wies; in dessen Vorzimmer kam er mit mehreren Jesuiten zusammen, die sich um ein Universitäts-Privilegium für Breslau bewarben und sich ungünstig über die Errichtung einer Universität in Guden aussprachen; das galt für eine üble Vorbedeutung. Der Fürst war in der Audienz sehr zurückhaltend und sprach nur von der Wichtigkeit der Sache, welche reifliche Überlegung erfordere. Nun steigerten sich die Bedenken, ob wirklich das Ziel würde erreicht werden, doch setzte Klinkebeil sein Sollicitiren bei den Kanzlern, Räthen und Beamten fort, denen wieder 10 Thaler und dem Schreiber 2 Thaler geschenkt wurden.

In den ersten Tagen des Novembers ließ sich der böhmische Vicekanzler dahin aus: Das Kollegium habe das herzogliche Gesuch berathen, er persönlich wäre für die Gewährung gewesen, die Universität in Prag habe dagegen protestirt, so daß die Ablehnung erfolgen werde. Dieses ist denn auch die Entscheidung, welche vom Grafen von Nostiz am 7. November dem Herzog Christian mitgetheilt wurde, mit dem Zusatze: daß der Universität in Prag nicht bloß ein Privilegium für Böhmen, sondern auch für alle nahe gelegenen Länder zu Theil geworden sei. Mit solchem Bescheid mußte Klinkebeil heimkehren und einen Reisepaß für 4 Thaler lösen.

Dem Berichte von Klinkebeil an den Herzog liegt eine sehr in's Einzelne gehende Kostenberechnung bei; die Reise war am 19. Mai 1662 angetreten, die Rückkunft erfolgte am 13. December, die Abwesenheit hatte mithin sieben Monate gedauert; die Ausgaben beliefen sich zusammen auf 241 Thaler, darunter 65⅔ Thaler für Geschenke.

Schaustellungen in Köln. Während des Frühjahrsmarktes 1604 wurden in Köln folgende Schaustellungen erlaubt. Dieweil ein Aventurier vorhanden, der ein wachsernes Bild begehrt für Geld zu zeigen, ist beiden Thurmherren befohlen, das Bild, ob es zulässig und zum scandalum nicht formirt, zu prüfen. — Nach angehörter Relation der Thurmherren soll dem Aventurier vergönnt werden, das Bildniß für ein ziemliches Geld zum Beschauen vorzustellen. — Johann Gademann von Amsterdam ist erlaubt, seinen Spiegel Jedermann sehen zu lassen, aber nicht mehr zu nehmen als von Jedem 3 Albus. — Der Bärentanz ist Peter Rodier von Emmerich während dieser Freiheit gestattet, er soll aber nicht mehr nehmen als einen Weißpfennig. — Auf demselben Markt wurde von einem nach Köln gezogenen Sakramentirer ein schändliches Gebäcks von Erde zur Verspottung des Ehesakramentes zum Verkauf ausgestellt. Den Gewaltrichtern wurde verkündet, den üppigen Gesellen gefänglich einzuziehen, alles unzüchtige „Gemähls", das sie finden, in die Kanzlei zu bringen und allda zu zerschlagen.

Digitized by Google

Frankreichs und Englands Einwirkung auf die Volkswirthschaftslehre in Deutschland und die nationale Reaktion.

Von Johannes Falke.

Die ökonomische Literatur Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert wurzelte mit ihren Grundlagen und Zielpunkten wesentlich in den nächst liegenden Verhältnissen. Aus ihnen hervorgegangen, durch sie bestimmt, wandte sie ausschließlich wieder dorthin ihre Absichten. Der älteste Merkantilismus fand im Reichsbewußtsein, der jüngere wie der Finanzabsolutismus im Reichstheilbewußtsein Ursprung und Ziel. Alle drei Richtungen litten an partikularistischer Beschränktheit. Der Gesichtskreis der nationalökonomischen Reichspartei war zwar der weitere, reichte aber über die Grenzen des Reiches nicht hinaus; was drüben war, galt als Feind. Die beiden Reichstheilparteien erkannten in den sich immer fester abschließenden Grenzen des Theilstaates die unübersteiglichen Schranken. Aus dieser kleinstaatlichen Beschränktheit und der damit verbundenen kameralistisch-atomistischen Auffassungs- und Behandlungsweise sich selbst zu lösen, war der Volkswirthschaftslehre bei der allgemeinen Sachlage im Reich unmöglich, dazu bedurfte es der Einwirkung eines unter großstaatlichen Verhältnissen erwachsenen und entwickelten Systems. Erst als sich in Frankreich und England, entsprechend den in beiden Großstaaten herrschenden politischen, wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen, die volkswirthschaftliche Anschauung mittels einer ganzen Reihe von Übergangsgliedern zu abgerundeten Systemen ausgebildet hatte, erst da konnte — und auch da nur allmählich — mittels derselben sich eine Umwandlung von Grund aus im deutschen Reiche vollziehen.

Digitized by Google

Die Entwicklung der Volkswirthschaftslehre in Frankreich bis zur Revolution.

In Frankreich hatten im Lauf der Jahrhunderte der Großgrundbesitz und der in demselben gründende Feudalismus die größten Erfolge erlangt. Ein das Reich unheilbar zersetzendes Fürstenwesen war hier durch den Centralismus der Könige frühzeitig beseitigt und dadurch auf der einen Seite die königliche Machtfülle, auf der andern die Stellung des von jener abhängigen Lehnsadels als der nächsten Stütze des Throns in gleichgemeßner Weise befestigt und erweitert. Von beiden Seiten wurde diese Stellung gründlich benutzt, dort zum äußersten Finanzabsolutismus, hier zur unausgesetzten Stärkung aller Lehnsvorrechte. Durch die Ausbildung des Söldnerwesens und die veränderte Kriegsführung aller Lasten entledigt, deren ewige Leistung die Lehngüter bezahlen sollte, behielt der Adel ohne diese Leistung den Lohn und wälzte auf Grundlage seines jetzt zum Unrechte gewordenen Rechtes die von Jahr zu Jahr gesteigerten ordentlichen und außerordentlichen Steuern auf seine Unterthanen, sowie auf die städtischen und ländlichen Gemeinden. So breitete sich seit dem 16. Jahrhundert über ganz Frankreich der schroffe Gegensatz zwischen einem, sich in jeder Weise an Grundbesitz und politischem Einfluß bereichernden, beides wie die an jenen gebundene Unterthanen nur als Mittel der rücksichtslosesten Eigen- und Genußsucht betrachtenden Adels und einer durch Steuer- und Zinslasten, Frohnarbeit und erzwungenen Kriegsdienst immer tiefer herabgedrückten, zur wirthschaftlichen wie zur politischen Mittellosigkeit verurtheilten Volksmasse.

Auf der einen Seite die stets wachsende Fülle von Reichthümern in den Händen des oligarchisch gefestigten Adels und ihm innigst verbunden eine an Gut wie an Einfluß unermeßlich reiche Staatskirche, auf der andern eine eben so schnell wachsende Verarmung und Überbürdung der zu Arbeitsmitteln herabgedrückten Bevölkerung, eine grenzenlose Verschwendung in den Hauptstädten und eine sinnlos vernachlässigte, von Stufe zu Stufe sinkende Wirthschaft auf dem Lande — dieses war es, worauf schon Sully sein für die Leiden des Volkes scharfsinniges Auge richtete. Der bebaute und fruchttragende Grundbesitz galt ihm als der

Digitized by Google

hauptsächlichste Reichthum, Landwirthschaft und Viehzucht als die allein ausgiebigen Quellen desselben, als solche aber auch der unausgesetzten Förderung der Obrigkeit bedürftig und ohne ein vereinfachtes, gesetzlich geordnetes, der Exemtionsbegierde der Großgrundbesitzer entzogenes Steuerwesen unmöglich. Handel und Handwerk wollte er als von selbst gehende Nebengewerbe sich selbst überlassen, während sein ihm ebenbürtiger König Heinrich IV. diese wieder zu möglicher Selbstständigkeit zu fördern und von den, auf diesem Gebiet weit überlegenen Engländern, Holländern und Deutschen unabhängig zu machen bemüht war.

Was Heinrich IV. nur neben seinem Minister zu erreichen suchte, wurde durch Colbert in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zum herrschenden Regierungssystem gemacht. So sehr derselbe auch die Mehrung der Staatseinnahmen als eine seiner Lebensaufgaben betrachtete, so blieb doch das Hauptziel seiner staatsmännischen Thätigkeit die Entwicklung einer der Größe und dem Wesen Frankreichs entsprechenden Industrie und eines hierauf begründeten selbstständigen Handels. Merkantilistischer Absolutist im eminenten Sinne, huldigte er doch niemals dem Finanzabsolutismus, den die französische Regierung vor ihm und nach ihm rücksichtslos übte. Die Arbeit des Volkes als das kostbarste Besitzthum des Staates allseitig zu entwickeln, seine Arbeitsgelegenheit und Arbeitsfähigkeit stetig und gleichmäßig zu mehren, dem Reiche nur durch ein wirthschaftliches Gedeihen Aller Macht und Einnahmen zu schaffen, war das Ziel seines Wirkens. Zu diesem Zweck erstrebte er die Befreiung des französischen Handels von der Herrschaft der Holländer, begründete einen allgemeinen Handelsrath und Handelshaus sowie Kompagnien für Ost- und Westindien und die Levante, schloß Handelsverträge mit England und Schweden, minderte die inneren Zölle und unterstützte mit öffentlichen Geldern Kaufleute und Seefahrer. Um in Frankreich alle die Manufakturen zu begründen, deren Produkte bis dahin aus andern Ländern eingeführt wurden, diente ihm hauptsächlich die Revision des Zolltarifs vom Jahre 1664, welche die inneren, die Provinzen Frankreichs trennenden Zölle minderte, und der Tarif vom 16. April 1667, der die Zollsätze für fremde Gewerbserzeugnisse verdoppelte und verdreifachte, doch sollte diese Zollsperre nach seinem eignen Ausdruck nur eine Krücke sein, um daran selbstständig gehen zu lernen.

Digitized by Google

Durch die Produktion, nicht durch Ausfuhrverbote wollte er das Geld im Lande behalten, deshalb suchte er in jeder Weise fremde Handwerker hereinzuziehen und die heimischen festzuhalten und erließ zur Leitung und Beaufsichtigung sämmtlicher Manufakturzweige vom Jahre 1666—1683 nicht weniger als 44 Reglements und Instruktionen mit einer bis in's Kleinste gehenden Gründlichkeit. Die Endabsicht aller seiner absolutistischen Maßregeln war nach seiner ausdrücklichen Erklärung, Frankreich zu einer vollkommnen Freiheit des Handels fähig und die Öffnung der französischen Häfen allen Nationen möglich zu machen [1]).

Die maßlose Verschwendung und Kriegslust Ludwigs XIV. und seines Ministers Louvois veranlaßten statt der von Colbert beabsichtigten Minderung nur eine stete Steigerung der Lasten und Steuern. In der Zeit von Colberts bis zu Ludwigs XIV. Tode, von 1683—1715 stiegen die französischen Staatsschulden von 160 auf 2000 Millionen. Frankreich glich „einem großen Krankenhaus." Die Ursache aber dieses wirthschaftlichen Elends sah man weniger in Ludwigs Politik und Staatshaushalt als in Colberts System. Nur in der gänzlichen Aufhebung dieses Heil und Rettung erblickend, kehrte man zu dem graden Gegensatz, zu den Ansichten zurück, welche Sullys volkswirthschaftliche Politik geleitet hatten.

Als erster bedeutender Gegner klagte Boisguillebert mit der Ungleichheit der Besteuerung Colberts Schutzzölle als die Ursache von Frankreichs Verderben an und verlangte neben der Beseitigung aller inneren Zölle und Accisen eine ausreichende Minderung der Grenzzölle, die dem Lande zwanzig- und dreißigmal mehr kosteten als einbrächten, vor allem aber zollfreien Ausgang des Getreides. Die Landwirthschaft, erklärte er, ist der wichtigste Zweig der Staatswirthschaft, niedrige Getreidepreise für jene wie für das gesammte Volk ein Unglück, während hohe Preise den gesammten Boden in möglich hohe Kultur setzen und alle Gewerbe gedeihen machen. Die freie Ausfuhr des Getreides steigert mit den Preisen die Produktion und sichert dadurch am besten gegen Hungersnoth. Weil aber die Menschen über den eigenen

[1]) Vergl. Dr. Gustav Cohn, Colbert in staatswirthschaftlicher Hinsicht. Ztschr. für die ges. Staatswiss. XXVI., S. 390 folg.

Digitized by Google

Vortheil das allgemeine Beste aus den Augen setzen, so muß eine höhere Gewalt durch Taxen und Maßregeln verhindern, daß wenigstens nicht die nothwendigsten Lebensmittel ihrer Gewinnsucht anheimfallen. Der König muß sich als Grundherr von Frankreich betrachten und mit seinen Unterthanen verfahren wie der Eigenthümer mit seinem Pferde, dem man gute Nahrung giebt, ehe man Dienste verlangt. — In Handelssachen verhalten sich die Völker zur Menschheit wie die Städte zum Reich. Nur die Freiheit erzeugt Friede und Harmonie, und wo sie eingeführt ist, Volksreichthum; das Schutzsystem schädigt die Landwirthschaft, hemmt den Absatz des Getreides und mindert den Anbau des Landes. Der Getreidehandel, der wie der Vater das Brod unter die Kinder so die Vorräthe über Zeit und Ort vertheilt, bedarf einer überall freien Bewegung und der Förderung durch Prämien; nur bei besonderer Noth muß die Ausfuhr von Getreide beschränkt, die Einfuhr aber zum Vortheil der Landwirthschaft stets beschwert werden [1]).

So nahm Boisguillebert für die Landwirthschaft dieselben Schutz- und Förderungsmittel in Anspruch, welche er dem städtischen Gewerbe entzogen wissen wollte. Für dieses erstrebte er durch Befreiung des fremden Angebots möglich niedere, für jene durch Beherrschung desselben möglich hohe Preise. Dabei verlangte auch er vom Staatsoberhaupt denselben Absolutismus gegenüber der Volkswirthschaft wie Colbert; sein System war also die grade Umkehrung von Colberts System. Dieses nahm die Industrie und die städtische Bevölkerung, jenes die Landwirthschaft und die Grundbesitzer zum Ziel.

Nachdem Schriftsteller wie Melon und de Forbonnais versucht hatten, zwischen beiden gegensätzlichen Systemen zu vermitteln, und sich unterdessen durch die Regentschaft des Prinzen von Orleans die volks- und staatswirthschaftlichen Verhältnisse Frankreichs immer tiefer verwirrten, entwickelten François Quesnay und seine Anhänger die durch Boisguillebert angebahnte Anschauung zu einem vollendeten System. Unbedingt eingenommen für die Unentbehrlichkeit und die hohe Bedeutung des Großgrundbesitzes, doch ebenso überzeugt von der Nothwendigkeit einer verständigen Bewirthschaftung dieses Besitzes, beabsichtigte Quesnay in

[1]) Dr. Gustav Cohn, Boisguillebert. Ztsch. für ges. St. W. XXV, 360 folg.

Digitized by Google

gleicher Weise, den Grundeigenthümern ihre wirkungsvolle Stellung im Staate zu erhalten, wie durch Umgestaltung der Unterlagen und Bedingungen derselben der Landwirthschaft zu einer unbehinderten Entwicklung Fähigkeit und Gelegenheit zu schaffen. Neben der mit Recht und Unrecht erweiterten Machtfülle der Grundeigenthümer sah er auf dieser Seite statt der entsprechenden Pflichten und Leistungen nur Vorrechte und Freiheiten und das überall gleiche Bestreben, den für den Staat dadurch verursachten Ausfall auf die schwer belastete Masse des Volkes überzuwälzen. Wo die Fähigkeit zu tragen die geringste war, sah er die schwerste Last, während die Überfülle von Reichthum und Macht sich jeder Last entzog.

Der Boden, erklärte Quesnay, erzeugt allein ein reines Einkommen, Handwerk und Manufakturen nur ein von jenem abgeleitetes, deshalb müssen auch die Bodenbesitzer allein von ihrem Reineinkommen die Steuern tragen. Sie bilden mit den Pächtern und Bauern die produktive Bevölkerung, die übrigen Stände die „sterile"; sie erzeugen die Güter, diese mehren nur ihren Werth. Ihnen, die durch den Besitz von Grundrenten von jeder handlichen Arbeit befreit sind, gebührt neben der Aufbringung der Staatsbedürfnisse die Herrschaft im Staate. Die Handwerk und Handel treibenden Stände sind von allen öffentlichen Abgaben zu befreien, dafür aber gehalten, den Eigenthümern die „Auslagen" der Steuern im Preise der Lebensmittel und Rohstoffe wieder zu erstatten. Für diese Verpflichtung sollen sie durch die vollständige Freiheit der wirthschaftlichen Bewegung, durch Aufhebung jedes Zollschutzes und jeder obrigkeitlichen Bevormundung entschädigt werden.

Dieser wirthschaftlichen Freiheit fehlte nur die Hauptsache, die Freiheit der Werth- und Preisbildung. Mit dem Recht, die dem Staate entrichteten Steuern in dem Preise der Erzeugnisse zurückzufordern und zugleich mit der Machtvollkommenheit eines im Staate fast allein herrschenden Standes ausgestattet, hätten die Grundeigenthümer bei thatsächlicher Ausführung des Systems solche Mittel auch in möglicher Ausdehnung benutzt, um die Werthbildung der Bodenprodukte und durch sie die Werthbildung der gewerblichen Arbeit und ihrer Erzeugnisse zu beherrschen. So bot Quesnays System nach der einen Seite eine Freiheit des Verkehrs, die den Todeskeim in ihrer Grundlage trug, nach der

Digitized by Google

andern die Herrschaft des Grundeigenthums über die gesammte Wirthschaft des Volkes. In dieser Beziehung mit der antiken wie mit der feudalistischen Anschauungsweise übereinstimmend, wich es von beiden wieder wesentlich ab. Während jene den Grundeigenthümern nur den Gebrauchswerth der Güter gestatteten und ihren Tauschwerth den untergeordneten Ständen überließen, machte dieses die Eigenthümer zum Herrn des Tauschwerthes und auferlegte ihnen dafür statt des Kriegsdienstes die Pflicht des Steuerverlags und der Steuererhebung. Es war also ein agrikultur-absolutistisches System und sein Hülfsmittel zur Beherrschung der Werthbildung das Steuerwesen.

Für dieses von Quesnay nur in vereinzelten Aufsätzen [1]) und in mündlicher Unterredung vorgetragene System schuf Turgot in den Reflexions sur la formation et la distribution des richesses den bündigsten Ausdruck. Der Landbau, erklärt er, erzeugt aus dem Boden den Lohn für alle Künstler und ist die bewegende Kraft im Umlauf aller Güter, die Arbeit, die ihn ausübt, die erste unter allen. Handwerker und Künstler verdienen nur ihren Lebensunterhalt, der Landbauer allein über denselben einen Überschuß, der als ein reines Geschenk der Natur die Arbeiten anderer Menschen erkaufen und als ein frei verfügbarer Reichthum gesammelt werden kann. Der Landbau ist also die einzige Quelle des Reichthums. Sein Ertrag bildet eines Theils den Unterhalt und Lohn der Landbebauer, andern Theils einen Reinertrag, der dem Landeigenthümer ohne Arbeit zu leben möglich macht. Deshalb bilden letztere eine frei verfügbare, Bauern und Handwerker die bezahlte Klasse, jene sind als die Empfänger des Reinertrags allein fähig, von diesem den Staat durch ihre Beisteuern zu erhalten und als die frei verfügbare Klasse auch zur Herrschaft im Staate berufen [2]).

Es giebt zwei Klassen von Bürgern, sagt auch der trotz mancher Abweichungen diesem System sich anschließende de Condillac, Grundeigenthümer und Lohnempfänger, nur jene können dem Staate die Mittel seiner Erhaltung bieten. Besteuert man die Industrie, so sucht sie eine Entschädigung und diese fällt wie alle Steuern vom Lohn-

[1]) In den Artikeln der Encyklopädie Grains und Fermier, sowie im Tableau économique.

[2]) Oeuvres de Mr. Turgot, Paris 1808, V. 1 folg.

Digitized by Google

empfänger auf die Grundeigenthümer. Alle solche Steuern hemmen das Wachsen des Reichthums, vermindern Konsumtion und Produktion und fallen in letzter Linie stets auf die Landwirthschaft, die eigentliche Quelle alles Reichthums. „Gegenwärtig", erklärt derselbe in Betreff der Handelspolitik, „ist der Handel Europas nur ein Kriegszustand, in welchem alle wie in den Zeiten der Barbaren nur daran denken, sich gegenseitig zu berauben. Stets nebenbuhlend streben alle, sich gegenseitig zu schaden, und jedes nur, alle andern neben sich zu vernichten, keines aber, auf redliche Weise seine Macht zu mehren. Nur wenn alle Völker aufhören, den Handel in Fesseln zu schlagen, werden alle so reich werden als sie nur werden können, und die Reichthümer überall dienen, den Boden zu befruchten und die Industrie zu beleben" [1]).

Der Reinertrag der Ländereien, sagt auch Mercier de la Rivière, ist der größtmögliche Reichthum im Staate und nur von den Besitzern dieses darf man Steuern verlangen. Alle Güter, die im Staate umlaufen, bilden einen Theil der Bodenerzeugnisse, eine Auflage auf jene ist eine doppelte Belastung dieser. Jede Besteuerung des Arbeitslohns, der Kapitale, des Waarenverkaufs, der Einfuhr mindert die inländische Produktion und das Einkommen von Fürst und Volk. — Unter den Völkern, so legt er seine Handelspolitik dar, besteht eine natürliche allgemeine Vergesellschaftung, die wie die Einigung unter den einzelnen Menschen auf dem natürlichen Gleichgewichte der Rechte und Pflichten trotz aller Abweichungen im Einzelnen unerschütterlich begründet ist. Jeder Einzelstaat ist eine Provinz dieses großen Reiches der Menschheit. Jede dieser „natürlichen Ordnung" widerstrebende Politik verursacht unter dem Vorwand, Frieden zu geben, Krieg. Nur auf Grundlage dieser allgemeinen Verbrüderung der Völker macht man sich eine richtige Vorstellung von dem Gleichgewicht Europas. Der gegenseitige Schutz für das Eigenthum und die Freiheit ist Ziel und Grundlage, die unbeschränkte Freiheit des Handels die unentbehrliche Bedingung dieser Politik, die schließlich jedes Volk, durch die Ordnung der Natur gezwungen, zur Sicherung des eigenen Gedeihens annehmen muß [2]).

[1]) Le Commerce et le Gouvernement considérés relativement l'un à l'autre. S. 261 folg. 327, 339, 346.

[2]) L'Ordre naturel et essentiel des Sociétés politiques (Londres 1767), S. 37 folg., 107, 320 folg.

Digitized by Google

Nicht anders erklärt Dupont de Nemours[1]) das Grundeigenthum für den wahren und eigentlichen Reichthum, den Landbau für den allein Werth erzeugenden und deshalb beherrschenden Faktor der gesammten Güterwelt. Die übrigen gewerblichen Stände aber müssen volle Freiheit des Verkehrs und der wirthschaftlichen Gebahrung erhalten, denn die Gesetze der Natur, deren Durchführung die einzige Aufgabe des Staates bildet, fordern eine vollständige wirthschaftliche Freiheit als Grundbedingung des Gedeihens von Volk und Staat und selbst der Getreidehandel bietet nur durch Freiheit Schutz und Bürgschaft gegen Theuerung und Hungersnoth.

Die Bedeutung dieses Systems liegt zunächst darin, daß es die gesammte Volkswirthschaft als ein vermöge ihrer eigenen Natur gesetzmäßig abgeschlossenes und gegliedertes Ganze auffaßte und als solches dem das Volk regierenden Staat gegenüber stellte. Die Selbstständigkeit aber vom Staate zu erlangen, schlugen die Physiokraten falsche Mittel vor. Indem sie die Industrie und den Handel von dem Finanzabsolutismus zu lösen strebten, bedachten sie nicht, daß mit der Pflicht der Steuerzahlung auch das Recht, Einfluß auf die innere Gestaltung des Staates auszuüben, aufgehoben werde. Jene Pflicht wie dieses Recht sollte dem Grundeigenthum allein vorbehalten, durch dieses also das Verhältniß der übrigen Stände zum Staate vermittelt werden. Das konnte bei thatsächlicher Durchführung nur zu einer Beherrschung der Volkswirthschaft durch das Grundeigenthum, zu einer Benutzung des Staates als Mittel zu dieser Herrschaft führen.

Weiter beruht die Bedeutung dieses Systems in der Lösung der volkswirthschaftlichen Anschauung von der herkömmlichen nationalen Beschränkung und in der Hervorhebung der Universalwirthschaft, von welcher jede einzelne Volkswirthschaft einen nothwendigen, eng und wechselseitig verbundenen Theil bildet. Dieser Gedanke aber war hier noch zu sehr in allgemeinem Umriß erfaßt, zu sehr von dem abstrakten, der nationalen Grundlage entblößten Begriff einer Welthandelsfreiheit beherrscht, als daß er für die nächst folgende Zeit ohne Kampf und Umwandlung hätte anerkannt werden können.

[1]) Physiocratie ou Constitution naturelle du Gouvernement le plus avantageux au genre humain 1768.

Digitized by Google

Gegenüber den damaligen Zuständen Frankreichs bot dieses System zwei hervorstechende Angriffspunkte. In Folge der Verhältnisse des Grundeigenthums, der Hinderung und Beschwerung des Verkehrs überall waren Theurung und Hungersnoth für große Theile von Frankreich und für die Hauptstadt selbst fast ständig geworden. Eine Freiheit des Getreidehandels bot wohl Vortheile für die Abfuhr aus den Küstengegenden, doch für den Zug desselben in die inneren und ärmeren Provinzen nur vermehrte Schwierigkeit, für die reichen Grundbesitzer hohe Preise, für die ärmeren Klassen vertheuerte Lebenserhaltung. Außerdem waren es grade die Grundeigenthumsverhältnisse, die alle übrigen Klassen Frankreichs gegen den ganzen Bestand der staatlichen Einrichtungen mit Mißmuth und Haß erfüllten. Und diese Verhältnisse wollte das System durch wissenschaftliche Begründung festigen! Und auch die dem Grundbesitz dafür zugedachte Mehrbelastung war nur eine Auslage, die von den übrigen Ständen mit Wucher erstattet und mit der Abhängigkeit von ihren „Lohnherrn" bezahlt werden sollte.

Vor allen gaben zwei Männer diesem — ich möchte sagen — nationalen Widerspruch gegen das System einen scharfen und geistvollen Ausdruck. Während Gagliani, persönlich im vertrautesten Verkehr mit Quesnay, den durch das Edikt Turgots vom Jahre 1764 eingeführten freien Getreidehandel angriff, bezeichnete Necker entschieden die Grundeigenthumsverhältnisse Frankreichs als die eigentliche Ursache seiner wirthschaftlichen Mißstände, ohne jedoch selbst heilende Mittel in Vorschlag zu bringen.

Gagliani bekannte sich offen als Anhänger Colberts, wollte aber sein System den veränderten Verhältnissen angemessen verändert haben. Er erklärte das Getreide als das hauptsächlichste Unterhaltsmittel des Volkes auch für einen hervorragenden Gegenstand der Gesetzgebung und unterschied in Betreff der Handelspolitik zwischen den einzelnen Staaten je nach ihrer Größe, Lage und Beschaffenheit. Den Gipfel aller Ungerechtigkeit und Thorheit nannte er die Feststellung von Taxen für Produkte, deren Erzeugungskosten die Obrigkeit nicht kennen könne; für Frankreich aber eine vollständige Freiheit des Getreidehandels gewähren, schien ihm ganz Frankreich in seine Seehäfen versetzen zu wollen. Ein Volk von Ackerbauern, sagt er, gleicht einem Volk von Spielern, ab-

Digitized by Google

hängig von allen Zufällen, beim Überfluß verschwenderisch, beim Mangel elend, der Knechtschaft, der Dürftigkeit, dem Aberglauben hingegeben wie die Türken und Polen [1]). So wäre Frankreich ohne Colberts Rettung. Das Produkt der Manufakturen ist unbegrenzt, denn es vermehrt sich im Verhältniß zu der Anzahl der Menschen, die Masse der Lebensmittel ist begrenzt durch die Ausdehnung des Bodens. Wird die Gesammtsumme der Bodenerzeugnisse eines Landes durch dessen innere Konsumtion verzehrt, so kann es sich ohne Manufakturen nicht weiter bereichern. In diesem Falle ist Frankreich. Mit dem theuern Brod hungert man das Volk aus, schadet den Manufakturen, bereichert die unproduktiven Klassen, während selbst die Pächter in aller Dürftigkeit bleiben. Das Edikt vom Jahre 1764 ist für Frankreich zu schön, zu frei, zu viel auf einmal. Ein unseliges Geschenk ist die plötzliche Freiheit, sich selbst zu versorgen, dem, der nur gewohnt ist, sich nicht damit zu beschäftigen. Die Landwirthe bedürfen einer schnellen Hülfe in Einzelfällen, jenes Gesetz aber bleibt beständig und beständig wird die Getreideausfuhr das Land entblößen und bei jeder Mittelernte den ganzen Staat erschüttern. Nur eine Auflage nach Colberts System kann helfen [2]).

Auch Necker erklärte die Landwirthschaft für die eigentliche Nährquelle der Bevölkerung, doch müßten ihre Erzeugnisse auch derselben zum Besten verwendet werden; gehe davon ein großer Theil aus dem Lande, so bleibe die Bevölkerung unvollkommen [3]). Den Grundbesitzern Frankreichs, sagt er, bietet eine Bevölkerung von 24 Millionen Menschen alle Arten von Erzeugnissen als Bezahlung, deshalb hat auch kein Land weniger Bedürfniß, sein Getreide auszuführen. Hier ist das beste Beförderungsmittel für die Landwirthschaft die Industrie, diese aber erfordert mäßige Preise der Lebensmittel, sonst kauft der Eigenthümer billiger vom Ausland und bereichert ein fremdes Volk auf Kosten des eigenen [4]).

Die Bevölkerung Frankreichs, erklärt er weiter, besitzt kein Mittel, um sich gegen die Herrschaft der Grundeigenthümer zu schützen. Während die Armuth keinen Antheil hat an Ländereien, die Auslagen verlangen,

[1]) Dialogues sur le Commerce des Blés. 1795, S. 35, 58, 81, 100, 116, 199.
[2]) S. 263, 271, 355, 460, 475 folg.
[3]) Sur la Legislation et le Commerce des Grains. 1746, S. 34.
[4]) S. 120 folg.

Digitized by Google

keinen Schutz gegen willkürliche Steuern, keines der Vorrechte des Adels, sammeln sich die kleinen Besitzungen in den Händen der großen Eigenthümer, welche schließlich denen, deren Arbeit sie kaufen, die Gesetze geben. Sie besitzen alle Machtmittel, um den Lohn der meisten Arbeiten niederzudrücken, und diese Macht stimmt zu sehr zu ihrem Eigeninteresse, als daß sie jemals anstehen sollten, dieselbe zu gebrauchen [1]). Wie auch die Vertheilung der Auflagen sein mag, das Volk ist stets durch die Gesetze des Eigenthums verurtheilt, niemals mehr als das Nothwendigste für seine Arbeit zu erlangen. Dasselbe Übereinkommen aber, das dem Grundeigenthum die Privilegien und den Grundeigenthümern die Macht gegeben hat, über die ihnen überschüssigen Lebensmittel nach Gefallen zu verfügen, kann auch von ihnen verlangen, daß sie den inländischen Käufern den Vorzug geben. Das ist keine Verletzung, sondern Bedingung des Eigenthums, die seinen Vorrechten zum allgemeinen Besten Schranken setzt. Man verwechselt die Bedeutung des Grundeigenthümers mit der Bedeutung von Grund und Boden, die ungemessenen Wünsche jener, die nur für sie Interesse haben, mit einer Befriedigung der ganzen Gesellschaft und macht deshalb aus ihren Phantasien ein Idol, das alle im geweihten Namen der Landwirthschaft anbeten sollen [2]). Unter dem Vorwand der Freiheit erlaubt man dem Starken, sein Loos auf Kosten des Schwachen zu verbessern, der Starke im Staat ist der Grundeigenthümer, der Schwache der Mann ohne Eigenthum [2]).

Man fühlt aus dieser Schrift heraus, daß man sich in Frankreich der Frage näherte, wie kommen denn die Eigenthümer zu diesem Eigenthum, das sie allein zum Lebensgenuß, zum Reichthum, zur Herrschaft befähigt? — eine Frage, die mit ihrer Antwort über die Grenzen dieser Darstellung hinausliegt.

Die Entwicklung der Volkswirthschaftslehre in England bis zu Adam Smith.

England, zu Anfang des 15. Jahrhunderts noch von der deutschhansischen Handelsmacht beherrscht, erlangte in Folge der großen Entdeckungen eine wesentlich veränderte Stellung zum Welthandel, löste sich

[1]) S. 159 folg., 170 folg.
[2]) S. 180 folg.

Digitized by Google

mittels dieser und des dadurch gestützten wirthschaftlichen und politischen Aufstrebens des Bürgerthums und der Politik einer Regierung, welche die veränderte Lage der Dinge vollständig zu verwerthen wußte, aus den Fesseln und hob sich dann zu einer so machtvollen Stellung empor, daß es im 17. Jahrhundert nach Begründung eines Kolonialsystems nur Holland, im 18. keinen Staat als gleichgemessene Handels- und Seemacht neben sich erkannte. Diesem Gange der Verhältnisse entsprach in England die Entwicklung der ökonomischen Ansichten. Während hier um die Mitte des 16. Jahrhunderts die allgemeine Preissteigerung fast ausschließlich die Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, bildete seit dem Ende desselben Jahrhunderts die Begründung einer Kolonialmacht den Hauptinhalt der ökonomischen Schriften eines Humphrey Gilbert, Richard Hackluyt, Georg Reckham u. a. [1]), welche alle die Kolonien als unentbehrlich für den Absatz der englischen Gewerbserzeugnisse wie für den Bezug der indischen Naturprodukte darstellten. Walter Raleigh ermahnte dringend zur Nachahmung der holländischen Kolonialpolitik, zur Unterstützung der Gewerbe durch Aufnahme von Fremden, durch größere Freiheit des Handels, Minderung von Steuern und Zöllen, daneben aber, um gegen Holland das Übergewicht zu erlangen, zu einer einheitlichen Leitung des englischen Handels durch eine besondere Kommission, durch Ausfuhrverbote für unfertige Gewerbserzeugnisse und Beschränkung der Kohlenausfuhr auf englische Schiffe. Ein ähnliches Schwanken zwischen einer Beherrschung und Befreiung der Werthbildung offenbart Francis Bacon von Verulam. Thomas Mun forderte die Verarbeitung aller Rohstoffe im eigenen Lande sowie die Einfuhr nur solcher Waaren, die mit Gewinn wieder ausgeführt werden konnten und verwarf im Übrigen alle den Handel zwingende Gesetze, während ihm eine sorgfältige Berechnung der Handelsbilanz wieder unentbehrlich schien. Josuah Child empfahl durch Gesetzeszwang niedrig gehaltene Zinsen als ein unfehlbares Mittel, die Bilanz günstig zu gestalten, billigte das herrschende Kolonialsystem, denn jede Kolonie schade dem Mutterlande, deren Handel nicht von diesem ganz beherrscht werde, und verwarf dabei das englische Schifffahrtsgesetz, die Gewerbeordnungen, die obrigkeitlichen

[1]) Vergl. Roscher, W., Zur Geschichte der englischen Volkswirthschaft, in den „Abhandlungen der k. sächs. Ges. der Wiss. Histor.-phil. Klasse III., S. 14 folg."

Digitized by Google

Taxen, Ausfuhrverbote für Gold, Silber, Wolle u. a. Nach außen dem Absolutismus huldigend, verlangte er im Innern eine beschränkte Freigebung der Werthbildung.

Auch England durchlief die Entwicklung einer absolutistischen Wirthschaftspolitik, doch war sein System anders gefärbt durch die besondre Art der Verhältnisse, denen es entsprang, und der Zielpunkte, auf die es gerichtet war. Ohne die Größe des Handels gab es hier keine politische Größe, deshalb bildete jene, nicht diese das unmittelbar nächste Ziel der Politik. Das vornehmste Mittel aber zur Handelsgröße war das Kolonialsystem, dieses also Angelpunkt der Politik. Die Verdrängung der Fremden aus dem Welthandel, die Beherrschung der Werthbildung im Weltverkehr bildeten für England das Ziel des wirthschaftlich-politischen Absolutismus, während die Beherrschung der Werthbildung im eigenen Lande diesem Ziel mehr hinderlich als förderlich erschien. Deshalb trat auch hier dem schroffsten Absolutismus im Kolonialsystem eine durchgebildete Überzeugung von der nothwendigen Befreiung des inneren Verkehrs zur Seite.

Hobbes, Locke und Petty legten den Grund zu der besonderen englischen Nationalökonomik, die zeitweilig die Herrschaft über das gebildete Europa gewinnen sollte. Hobbes erkannte als die Grundlage der menschlichen Gesellschaft einen ursprünglichen Naturzustand, in welchem jeder Mensch das gleiche Recht auf alles hat, was die Natur hervorbringt und Niemand besonders gehört. Um den daraus erfolgenden ewigen Krieg zu vermeiden, vereinigten sich die Menschen und übertrugen der Gesammtheit das Recht auf alles und über alle insoweit, als es der Zweck des allgemeinen Friedens nothwendig machte, ohne jedoch durch diesen Gesellschaftsvertrag die Naturgesetze zu verändern. Der Staat erhält durch Übertragung aller Einzelwillen ein absolutum imperium, dem gegenüber die Bürger nur zu gehorchen und weder Eigenthum noch das Recht haben, seine Macht jemals aufzuheben. Nur der Zweck, zu welchem diese ihm übertragen wurde, ist die Grenze seiner absoluten Herrschaft — salus populi suprema lex! —, das Volksvermögen als die Grundlage der Volkswohlfahrt zu mehren, seine erste Pflicht. Deshalb soll er durch Gesetze Künste und Gewerbe fördern, den Aufwand beschränken, für die richtige Vertheilung von Grund und Boden

Digitized by Google

sorgen, die gesammte Thätigkeit des Volkes und vor allem den Handel leiten, daß nicht der Einzelnen Eigennutz dem Ganzen Schaden bringe [1]).

John Locke geht von derselben Annahme eines ursprünglichen Naturzustandes aus, der, da Jeder gleiches Recht und gleiche Freiheit hatte, nur zu einem Kriege Aller gegen Alle führte. Aus diesem rettete der Gesellschaftsvertrag, vermöge dessen sich Alle einer durch allgemeine Übereinstimmung begründeten gesetzgebenden Macht unterwarfen. Dieses ist der Zustand der bürgerlichen Freiheit, seine Folge die Verwandlung der Gütergemeinschaft in das Eigenthum und das Eigenthumsrecht. Alle Güter der Erde sind für die Menschen bestimmt, doch gehört dem Einzelnen nur, was er durch Arbeit sich aneignet. Nur diese setzt die Dinge aus dem ursprünglichen Stande der Gemeinsamkeit in den des Sonderbesitzes und schafft wenigstens $^{9}/_{10}$ von allem, was die Erde erzeugt. Sie bleibt, wie auch die Verhältnisse der Gesellschaft sich entwickeln, die Grundlage und Bedingung wie die Grenze des Eigenthums und Besitzes [2]). Der Werth der Güter hängt ab von der Arbeit, der Preis von dem Verhältniß der Käufer zu den Verkäufern, der Arbeitslohn fällt zusammen mit den Preisen der unentbehrlichen Unterhaltsmittel des Arbeiters. Des Letzteren Antheil am allgemeinen Gütererzeugniß ist selten mehr als „sein nackter Lebensunterhalt, der dieser Menschenklasse niemals Zeit und Gelegenheit giebt, ihre Gedanken darüber hinaus zu erheben oder mit den Reicheren für ihr Gesammtinteresse zu streiten, außer bei einer allgemeinen Revolution, da sie denn wohl die Reichen hinweg fegen gleich einer Überschwemmung."

William Petty erkannte in der Arbeit die ausschließliche Grundlage und Bedingung des Werthes und der Preise aller Güter. „Wenn Jemand", sagt er, „eine Unze Silbers aus der Erde heraus nach London in derselben Zeit bringen kann, in welchem er einen Bushel Getreide erzeugt, so ist das Eine der natürliche Preis des Andern. Und wenn man nun aus ergiebigeren Minen eben so leicht zwei Unzen Silbers gewinnt wie früher eine, so wird der Bushel zu 10 sh. so wohlfeil sein

[1]) Elementa philosophica de Cive. Cap. I. 52 folg. 14, 15, Cap. II § 2, 3, Cap. III. § 8 folg. IV. 4, V. 11 u. a. O.

[2]) Treatises of civil government, (französische Übersetzung, Brüssel 1754) Ch. I. IV. § 1 folg.

Digitized by Google

wie früher zu 5 ß., vorausgesetzt, daß die andern Umstände gleich sind." Demgemäß schlägt Petty als ein allgemein gleiches Werthmaß den durchschnittlichen täglichen Nahrungsbedarf eines Mannes vor, zurückgeführt auf die wohlfeilsten Lebensmittel. Die Verschiedenheit des Arbeitslohns erläutert er also: ein Maler verkauft seine Portraits zu 5 Pfd. und erhält, wenn eine größere Menge von Kunden gekommen ist, als er befriedigen kann, 6 Pfd., sobald er sieht, daß er für diesen Preis Kunden genug haben wird, um seine ganze Arbeitszeit auszufüllen. — Demnach aber wirken nicht die Arbeit und die Arbeitszeit, sondern die Kundschaft — d. i. die Nachfrage —, nicht die Produktion, sondern die Konsumtion eine Steigerung des Preises. — Petty unterscheidet zwischen produktiven und unproduktiven Arbeitern, nur jene mehren durch Erzeugung materieller Dinge den Reichthum, zu diesen gehören auch Gelehrte und Philosophen. Der Handel wird unproduktiv getrieben, so lange die Kaufleute ihren Gewinn auf Kosten des Ganzen suchen. Seine Hauptaufgabe ist die Einfuhr von Edelmetallen und diese der Reichthum insonderheit, doch darf die Ausfuhr des Geldes nicht gehindert und seine Menge muß, damit es einen möglich gleichen Preis bewahre, stets in möglich gleichem Verhältniß zu der Fülle und dem Bedarf der übrigen Wirthschaftsgüter im Staate gehalten werden. Der Baarvorrath im Staate darf nicht mehr als den zehnten Theil der Gesammtsumme der Volksausgaben und des Volksvermögens betragen; „wie dem Körper zu viel oder zu wenig Fett, so schadet dem Staate zu viel oder zu wenig Geld" [1]).

Locke und Petty erweiterten die volkswirthschaftliche Anschauung in England hauptsächlich durch die Auffassung von der Arbeit und dem Werthe, die für die folgende Zeit ein allgemeines Kennzeichen der englischen Nationalökonomik wurde. Trotz ihrer vorgeschrittenen Ansicht über die Bildung der Preise, die uns am entschiedensten bei Locke entgegentritt, neigen alle drei — Hobbes am entschiedensten — zu einer wenn auch beschränkten Beherrschung der Werthbildung, doch gelang es keinem, seine volkswirthschaftliche Anschauung zu einem System durchzubilden. Das vermochten zu Ende des 18. Jahrhunderts nur Steuart und Smith, jener in Bezug auf die absolute Beherrschung, dieser betreffs einer unbeschränkten Freigebung der Werthbildung.

[1]) Roscher a. a. O. S. 67 folg.

Digitized by Google

James Steuart [1]) führte den Grundgedanken des Merkantilismus, die Leitung der gesammten wirthschaftlichen Thätigkeit des Volkes durch den Staat, nach allen Richtungen durch, betrachtete aber stets die Staatswirthschaft als Mittel zum Gedeihen der Volkswirthschaft, das Wohl des Volkes als ausschließlichen Zweck des Staates. „Im Staate", sagt er, „giebt es nur freie Menschen, deshalb kann auch der beschränkteste Monarch nicht nach Belieben eine Wirthschaft einführen oder willkürlich ändern. Die große Kunst in der Staatswirthschaft ist, sie nach der Denkungsweise, den Sitten und Gewohnheiten eines Volkes einzurichten und zu leiten, ihre Hauptaufgabe, einen gewissen Vorrath zum Unterhalt für alle Einwohner zu beschaffen und zu sichern, alle entgegenstehenden Hindernisse hinwegzuräumen und alle Einwohner so zu beschäftigen, daß Jeder durch seinen Vortheil veranlaßt wird, die Andern in ihren Bedürfnissen zu unterstützen" [2]).

Der Ackerbau ist die nothwendigste Bedingung zur Mehrung und Wohlfahrt des Volkes, doch das Mittel für den Einzelnen, sich die Nahrungsmittel zu verschaffen, ist die Industrie. Je mehr Industrie, Handwerk und Handel blühen, um so mehr erblüht auch der Ackerbau. Um diesen aber in richtigem Verhältniß zu der Industrie zu erhalten, muß die Regierung auch die Eheschließung und die Kinderzeugung beaufsichtigen, Geburts- und Sterbelisten als Richtschnur ihrer Bevölkerungspolitik führen. Der Eigennutz ist die einzige bewegende Ursache der menschlichen Thätigkeit, durch diesen muß der Staatsmann ein freies Volk nach seinem Plane lenken. Wer seine Kunst und Arbeit verwendet, um mittels eines dadurch erzeugten Äquivalents seinen Bedürfnissen zu genügen, übt Industrie, doch nur freie Leute haben Industrie. Die Abweichung von der sklavischen Form der Fendalregierung und die dadurch erweiterte häusliche und bürgerliche Freiheit sind die Quellen der neuen Staatsverfassung [3]).

Den Werth einer Sache zu bestimmen, muß man nach Steuarts Ansicht wissen, wie viel ein Mensch davon in einer bestimmten Zeit fertigen kann, und wie viel der Arbeiter während dieser Zeit an Unter-

[1]) Inquiry into the principles of political Economy u. s. w. 1767, 3 Bde.
[2]) I. ch. 2.
[3]) Ch. 11—14, 18, 19, — II. Ch. 1.

Digitized by Google

halts- und Arbeitsmitteln verbraucht, — also die Arbeitszeit und der Arbeiterunterhalt bestimmen den Werth. Was der Preis über den Werth beträgt, ist der Gewinn und nur auf diesen, der von dem Stande der Nachfrage abhängig ist, hat die Konkurrenz Einfluß; der Werth selbst steht unbeweglich fest. Das rechte Verhältniß zwischen Werth und Gewinn zu erforschen, dient die Balanz [1]), das Gleichgewicht zweier Schalen — Angebot und Nachfrage —, das sich überschlägt, sobald sich die Konkurrenz auf einer Seite verändert. Diese Balanz stetig zu erhalten, muß der Staatsmann den Verbrauch aller im Ausland vortheilhaft zu verkaufenden Waaren verhindern, bei den benachbarten Völkern den Luxus, im eignen Lande Sparsamkeit und Genügsamkeit fördern, auch sorgen, daß der Vorrath der unentbehrlichen Dinge stets die Bedürfnisse der Arbeiter übersteigt und stets Arbeit genug vorhanden ist, um jedem freien Arbeiter sein Auskommen zu gewähren. Übersteigt das Angebot von Arbeitserzeugnissen die Nachfrage, so muß er den Verkauf derselben selbst veranstalten, die in einem Arbeitszweige überschüssigen Arbeitskräfte auf einen andern überführen, Prämien für die Ausfuhr und zur Unterstützung der Handwerker verwenden, die nothwendigen Lebensmittel nie durch ausländische, die Luxusartikel nie durch inländische Nachfrage über ein gewisses Maß im Preise steigen lassen, Ein- und Ausfuhr durch Zölle und Verbote stets beherrschen. Dagegen soll er die Zunft- und anderen Privilegien aufheben, weder die Stadt vor dem Lande noch ein Gewerbe vor dem andern begünstigen, Niemand vom Betrieb desselben ausschließen und den Zwischenhandel mit fremden Erzeugnissen möglich fördern. Die allgemeine Freiheit des Handels aber vernichtet alle für den Luxus arbeitenden Künste, mindert die Cirkulation des Geldes, versetzt alle Staaten Europas allmählich in Armuth. Sie kann nur bei einer durch gleiches Gesetz beherrschten Universalmonarchie bestehen, verschiedene Staaten aber haben stets verschiedene Interessen [2]).

Während Steuart ein System herausbildete, das als der vollendetste Ausdruck des merkantilistischen Systems in England betrachtet werden darf, entwickelten vor und neben ihm andere Schriftsteller auch die

[1]) Ch. 5, 10, 15.
[2]) Ch. 18, 19, 23 folg., Ch. 28.

Digitized by Google

gegnerische Ansicht, unter denen vor Adam Smith David Hume [1]) als der Bedeutendste erscheint. Indem Hume unter den Zweigen der Volkswirthschaft der Industrie und dem Handel den entschiedenen Vorzug giebt, erklärt er: „In einem Staate, der ausschließlich Ackerbau treibt, wird Jeder von seiner Arbeit mehr erübrigen als er braucht, und fühlt deshalb keine Versuchung, seine Geschicklichkeit und seinen Fleiß zu vermehren, denn er hat keine Begierde, den Überschuß seiner Erzeugnisse gegen die Mittel eines verfeinerten Lebensgenusses zu vertauschen. Das Volk bleibt träge und bebaut das Land nur so weit, als zu seiner nothdürftigen Vermehrung hinreicht. Alles in der Welt wird für Arbeit verkauft und die einzigen Triebfedern zu dieser sind die Begierden. Handel und Fleiß bilden ein Kapital von Arbeit, das im Frieden der Bequemlichkeit der Privatpersonen, in der Noth dem Staate nützlich ist." Da die Menschen nur mittels ihrer Begierden und Leidenschaften regiert werden können, so muß man in ihnen Erwerbsinn, Fleiß und Geschmack an den Künsten und einem verfeinerten Leben wecken. Dadurch wird die Harmonie des Ganzen erhalten. Indem man der natürlichen Neigung der Menschen nachgiebt, findet der Einzelne wie der ganze Staat seine Rechnung bei Ausübung dieser Grundsätze.

Das Geld dient nach Humes Ansicht nur als Mittel, um Arbeit und Waaren vorzustellen und zu berechnen, deshalb hat die Mehrung desselben in einem abgeschlossenen Staat so wenig Folgen, wie für den Kaufmann, ob er mit arabischen oder römischen Ziffern rechnet, nur daß jenes einfacher, dieses beschwerlicher ist. Nicht die Menge des Geldes an sich, sondern die allmähliche und stetige Mehrung desselben und sein Umlauf mehren des Volkes Wohlstand. Jedes Ausfuhrverbot wirkt das Gegentheil des Beabsichtigten, denn je mehr man von einer Waare ausführt, um so mehr wird davon im Lande erzeugt und angeboten. — Das Geld kann man so wenig wie das Wasser an einem Orte höher aufthürmen als an einem andern. Die moralische Anziehung, die aus dem Eigennutz der Begierden entspringt, macht es ihm unmöglich, das Gleichgewicht mit der Arbeit und den Waaren eines Landes zu verlieren. Alle aus Eifersucht oder Furcht auf fremde Waaren gelegte

[1]) Essays moral, political and literary. 1742. Deutsche Übersetzung 1754, S. 15 folg.

Digitized by Google

Abgaben sind nachtheilig oder unnütz, doch nützlich eine Auflage auf deutsche Leinwand, um die englischen Manufakturen in Aufnahme zu bringen, auf Branntwein, um den Absatz des Rums der südlichen Kolonien zu fördern. Die Manufakturen des Volkes soll die Regierung sorgfältig erhalten, das Geld aber dem Lauf menschlicher Dinge ohne Eifersucht und Furcht anvertrauen [1]).

Adam Smith's Inquiry into the Nature and the causes of the Wealth of Nations (1776), das System der Volkswirthschaftslehre auf Grundlage einer vollständigen Freiheit der Werthbildung, gehört zu den seltenen Büchern, die wie geschichtliche Thaten die Entwicklung einer langen Folgezeit bestimmen und trotz alles Gegenkampfes sich unaufhaltsam die Herrschaft erobern. Die Gesammtsumme aller Erzeugnisse, erklärt er, bildet ein Gesammtvermögen, aus welchem jeder Einzelne, was er braucht, gegen das, was er erzeugt, umtauschen kann. Der wahre Maßstab des Tauschwerthes aller Güter ist die Arbeit. Das, was ein Ding dem, der es beschafft hat und darüber verfügt, werth ist, ist die auf die Beschaffung verwendete Mühe und Beschwerde, diese also der Realpreis jedes Dinges. Von Geld und Gut ist der erste ursprüngliche Preis die darauf verwendete Arbeit, und der Werth desselben ist für den Besitzer jedesmal genau der Quantität Arbeit gleich, die er dafür kaufen kann. Das Geld ist zwar die Waare, gegen welche alle übrigen am häufigsten vertauscht werden, doch wie die Edelmetalle wandelbar im Werthe und deshalb kein genauer Maßstab für den Werth der andern Waaren. Dagegen sind gleiche Mengen von Arbeit zu allen Zeiten und an allen Orten für den Arbeiter von gleichem Werth, denn er muß bei dem gewöhnlichen Zustande seines Körpers und dem gewöhnlichen Grade seiner Geschicklichkeit immer einen und denselben Theil seiner Bequemlichkeit, seiner Freiheit und seines Glückes dafür hingeben. Die Arbeit allein ist in ihrem Werthe unveränderlich und das wahre Maß für den Werth der Güter immer und überall [2]).

Sobald sich bei fortschreitender Entwicklung in den Händen der Einzelnen Kapital gesammelt hat, so wird dieses verwendet, um andere

[1]) S. 62 folg., S. 108 folg., 124 folg.
[2]) Buch I., Kap. 1—5.

Digitized by Google

mit Material und Unterhaltsmitteln zu versorgen und aus dem durch ihre Arbeit dem Material gegebenen Werth Gewinn zu ziehen. So löst sich dieser Werth auf in Arbeitslohn und Gewinn; jener gehört dem Arbeiter, dieser dem Kapitalisten. Ist der Boden Sondereigenthum geworden, so verlangen die Grundbesitzer für ihre Bodenerzeugnisse eine Rente, demnach besteht nun der Preis aller Waaren aus Arbeitslohn, Kapitalgewinn und Rente. Genügt der Preis einer Waare, um alle drei nach ihrem natürlichen Werth zu bezahlen, so wird diese Waare für den natürlichen Preis, d. i. für das verkauft, was sie werth ist und dem, der sie verkauft, gekostet hat. Dieses ist der niedrigste Preis, für den die Güter auf die Dauer verkauft werden können, gleichsam der Centralpreis, zu dem wie zu einem Mittelpunkt die Preise aller Waaren beständig streben. Der Marktpreis aber wird durch das Verhältniß der zu Markt gebrachten Waaren zu dem Begehr derer, welche den natürlichen Preis zu zahlen geneigt sind, bestimmt. Natürliche Ursachen, Fabrik- und Handelsgeheimnisse können den Marktpreis vieler Waaren längere Zeit über dem natürlichen Preis erhalten, am höchsten treibt ihn das Monopol [1]).

Der gebräuchliche Arbeitslohn hängt ab von dem Vertrag der beiden Parteien, deren Interessen verschieden sind; die Arbeiter wollen möglich viel haben, die Meister möglich wenig geben. Diese haben den Vortheil, daß sie die Arbeiter, von denen nur wenige ohne Arbeit kurze Zeit leben können, zur Einwilligung in ihre Bedingungen zu zwingen vermögen, indem sie sich zu Lohnabredungen verbinden und stets und überall in unausgesetzter stillschweigender Übereinkunft stehen, den Arbeitslohn nicht über seinen gegenwärtigen Satz steigen zu lassen. Aber auch hier giebt es einen Satz, unter den auf die Dauer der Arbeitslohn nicht fallen kann, die Kosten der nothdürftigen Ernährung des Arbeiters und seiner Familie. Für die Arbeiter liegt in der wachsenden Nachfrage nach Arbeit die Möglichkeit, den Arbeitslohn zu erhöhen, doch veranlaßt diese Erhöhung wieder ein vermehrtes Angebot von Arbeit und ein Sinken des Arbeitslohns. So bringen das Mitwerben der Arbeiter

[1]) Kap. 6 folg.

Digitized by Google

und der Vortheil der Meister den Arbeitslohn bald auf den niedrigsten Satz, der mit der niedrigsten Stufe der Lebensführung bestehen kann [1]).

Eine Art der Arbeit setzt dem Werth ihres Gegenstandes etwas zu, eine andere nicht, jene ist produktiv, diese unproduktiv. Zu den unproduktiven Arbeitern gehören Dienstboten, Beamte, Geistliche, Ärzte. Ihre Arbeit vergegenständlicht sich in keiner verkäuflichen Waare und geht im Augenblick ihrer Leistung zu Grunde; sie hat Werth, bringt aber nichts hervor, wofür sich eine gleiche Quantität Arbeit kaufen ließe. Sie nehmen ihren Unterhalt aus einem Theil des jährlich durch die Arbeit der Andern Producirten. Fast das ganze Staatseinkommen erhält nur unproduktive Menschen, die im Frieden nichts hervorbringen, im Kriege nichts erwerben, um die Kosten ihres Unterhalts zu decken [2]).

Die Volkswirthschaft soll dem Volk und Staat nicht nur ein Einkommen gewähren, sondern zugleich beide bereichern. Zu diesem Zweck verbietet oder beschränkt der Staat die Einfuhr der fremden Güter, damit für die inländische Produktion der innere Markt und eine günstige Handelsbilanz gesichert werde. Das Monopol des inneren Marktes dient zwar oft, das begünstigte Gewerbe zu ermuntern und ihm mehr Arbeit und Kapital zuzuwenden, als sonst dahin geflossen wäre. Da aber die Industrie der Gesellschaft nie weiter gehen kann, als das dazu verfügbare Kapital reicht, und keine Maßregel dieselbe über diese Grenze zu treiben vermag, so können solche auch nur einen Theil des Kapitals in eine Richtung drängen, welche derselbe außerdem nicht würde genommen haben. Jeder Mensch ist bedacht, sein Kapital so anzuwenden, daß es seinem eignen Vortheil dient, dieser aber führt ihn natürlich und nothwendig auch zu der für die Gesellschaft vortheilhaftesten Kapitalsverwendung. Jeder wendet sein Kapital um des Gewinnes willen auf den Industriezweig, der ihm den größten Gewinn verspricht, arbeitet also nothwendig dahin, das jährliche Einkommen der Gesellschaft so groß als möglich zu machen, und befördert, ohne es zu wissen und zu wollen, im eignen Vortheil den Vortheil der Gesellschaft. Einem Industriezweig im inländischen Verkehr ein Monopol zugestehen, heißt dem Einzelnen gleichsam die Art vorzeichnen, wie sie ihre Kapitalien verwenden sollen;

[1]) Kap. 8.
[2]) Buch II., Kap. 3.

Digitized by Google

das ist fast in allen Fällen nutzlos und schädlich. Besser, eine Waare billig vom Auslande als theuer vom Inlande kaufen! Jene Maßregel leitet die Landesindustrie von einem vortheilhaften Gewerbszweig auf einen weniger vortheilhaften, mindert dadurch den Tauschwerth der jährlichen Produkte und das Gesammteinkommen des Volkes und vermehrt das Kapital nicht schneller, als wenn Kapital und Industrie ihren natürlichen Lauf behalten. Nur in einzelnen Fällen darf man die fremde Industrie zu Gunsten der heimischen belasten, zum Zweck der Landesvertheidigung, zur Ausgleichung der auf die heimischen Produkte gelegten Steuern, zur Wiedervergeltung der Zölle in andern Ländern oder um einen durch Zollschutz erblühten Industriezweig nicht auf einmal zu vernichten. Die Hoffnung aber auf eine vollkommne Handelsfreiheit ist auch für Großbritannien so thöricht, wie die Hoffnung eines Utopiens, denn die Vorurtheile des Volkes und die Privatinteressen der Einzelnen stehen dem grade entgegen [1]).

Nichts aber ist thörichter als die Lehre von der Handelsbilanz. Ein zwischen zwei Plätzen ohne Zwang und Beschränkung regelmäßig betriebener Handel ist stets für beide vortheilhaft, denn er mehrt auf beiden Seiten das jährliche Einkommen der Bewohner. Da man nur Waaren ausführt, nach denen im Auslande mehr Nachfrage ist als im Inlande und für welche man eine Rückladung erhält, die im Inlande größeren Werth hat als die Ausfuhr, so muß nothwendig dadurch das Kapital und die Gewerbthätigkeit des Landes zunehmen. Der Reichthum eines Volkes kann im Kriege gefährlich werden, im Handel ist er nur vortheilhaft, denn das reichere Volk bietet für unsre Erzeugnisse den besseren Markt. Es giebt kein Land in Europa, dem nicht die Merkantilisten aus der ungünstigen Handelsbilanz den Untergang vorher gesagt haben und doch ist bis jetzt keines dadurch ärmer geworden.

Die Einwirkung des französischen und des englischen Systems auf die Volkswirthschaftslehre in Deutschland.

Von den beiden Systemen, dem physiokratischen und dem sogenannten Industriesystem Smiths, gewann zuerst jenes unbedingte Anhänger innerhalb des deutschen Reiches. Der Markgraf Karl Friedrich von

[1]) Buch IV., Kap. 1 folg.

Digitized by Google

Baden, angezogen durch die warme Theilnahme für die unteren Klassen des Volkes, welche überzeugend und gewinnend aus allen Schriften der Physiokraten anspricht, versuchte nicht nur eine schriftliche Darstellung, sondern auch eine thatsächliche Durchführung des Systems, letzteres freilich nur innerhalb des engen Raumes von wenigen Dörfern. Des Markgrafen Freund und Helfer bei diesen theoretischen und praktischen Versuchen war J. A. Schlettwein, dessen Schriften als unbedingt abhängige Darstellungen des französischen Systems ganz besonders dienten, dasselbe nach Deutschland zu übertragen.

Auch im deutschen Reiche standen die feudalistischen Grundbesitzverhältnisse, denen dies System seine Entwicklung verdankte, noch in voller Blüthe, doch hatten sie hier in Folge der Zersplitterung des Reiches weder den großen Zusammenhang noch den weitreichenden Einfluß wie in Frankreich. Dieser Umstand trat der weiteren Verbreitung des französischen Systems diesseits des Rheins hindernd entgegen, so sehr dasselbe auch in der Bekämpfung der Theuerungspolitik und des merkantilistischen Absolutismus Hülfe fand. Es blieb im Ganzen Eigenthum der Gelehrten, bis es nach einigen Jahrzehnten als vereinsamte Theorie abstarb und auch durch spätere, etwas seltsame Versuche, dieses System als die überragende Quelle des Smith'schen Systems darzustellen, nicht wieder zum Leben gebracht werden konnte.

Schlettwein erklärt die Naturprodukte, die der Fleiß des Landmanns beschafft, für den allein wahren Reichthum, das Geld für ein vorstellendes Zeichen von Gut und Waare, das seinen Werth nur mittels dieser hat. Die Erde ist die einzige Quelle der Güter und ihr Anbau das einzige Mittel, die Reichthümer zu mehren, während Handwerk und Handel nur die Form der Güter verändern. Alle Fabriken und Manufakturen ergeben nichts als den Werth der verarbeiteten Rohstoffe und den Werth der während der Verarbeitung verzehrten Früchte, alles Geld, was für solche Waaren einkommt, ist nur das Äquivalent für die dabei verbrauchten Arbeits- und Lebensmittel. Die Manufakturen nützen dem Staate also nur, indem sie durch Mehrung des Absatzes Rohstoffe und Lebensmittel in gutem Preise erhalten und dadurch den Fleiß der Landleute belohnen. Die Freiheit des Verkehrs ist durch das Recht eines jeden Menschen auf sein Glück bedingt. Um ein Land reich und mächtig

Digitized by Google

und alle seine Einwohner glücklich zu machen, müssen alle Theile seines Bodens auf's Beste benutzt, die größtmögliche Menge von Nahrungsmitteln und Rohstoffen gewonnen und durch eine uneingeschränkte Freiheit des Gebrauchs, des Handels und Wandels in ungestörtem Umlauf und in den für Käufer und Verkäufer vortheilhaftesten Preisen erhalten werden. Ein freier Getreidehandel schützt allein gegen Brodmangel, eine Getreidesperre schädigt den ganzen Staat, schwächt die Quellen des Reichthums und hindert die Landleute, die nothwendigen Kulturkosten zu erlangen und die Handwerksleute in Thätigkeit zu erhalten. „O Väter Europens! nur Beförderung und Unterstützung des Ackerbaus und Freiheit für den Getreidehandel, so kann und wird sich ein Überfluß von Getreide an allen Orten und Enden verbreiten und nirgends wird Theuerung und Hungersnoth Verwüstung anrichten können [1])."

Den Handel unter den Völkern hat Gott als die natürliche Ordnung vorgezeichnet, indem er durch die verschiedene Natur der Länder alle Nationen zu einem gemeinsamen Interesse vereinigte, doch fast jeder Staat strebt nur, durch unnatürliche Maßregeln dieses allgemeine, durch die Hand der Allmacht geknüpfte Gesellschaftsband zu zerreißen. Der innere Handel bereichert weder das Land noch dessen Einwohner, sondern verändert nur die Besitzer der Waaren; nach dem Tausch hat keiner der Tauschenden dem Werthe nach mehr als vorher. Werden einzelne durch Handel reicher, so geschieht das nur in Folge eines willkürlichen Zwanges, der das natürliche Verhältniß zwischen Produktion und Konsumtion stört und dem Verkäufer wie dem letzten Verbraucher ihre natürlichen Rechte entzieht. Der Handel verwandelt nur den Werth der Waaren in den gleichen Werth des Geldes und soll nur dienen, um den Überschuß der Produkte des Einen dem Andern zu überliefern [2]).

Die Fabrikation der Waaren besteht von Anfang bis zu Ende nur in Vervielfältigung der Unkosten und ist nur bestimmt, die Summe der Ausgaben des Eigenthümers zu vermehren und durch alle diese Ausgaben der Materie eine veränderte Form und besondere Figur zu geben. In der Ordnung der Natur ist der Werth eines Fabrikproduktes nur

[1]) Die wichtigste Angelegenheit für das ganze Publikum oder die natürliche Ordnung in der Politik (1772), 9, 17 folg., 47 folg.

[2]) S. 75, 90 folg.

Digitized by Google

die Summe der Werthe von der rohen Materie und den während der Fabrikation von den Arbeitern und Aufsehern zur Nothdurft und ersten Bequemlichkeit verbrauchten Waaren. Deshalb können Fabriken nicht Reichthum schaffen. Nur die Verstärkung des Ackerbaus und der Viehzucht ist an sich und unmittelbar eine Vermehrung der zur Erhaltung und Ergötzung unsers Lebens dienlichen Produkte, die Verstärkung und Vermehrung der Fabriken nur eine Verminderung derselben [1]).

Der Reinertrag der Landwirthschaft bildet den einzigen Reichthum, den die Menschen zu ihrer Bequemlichkeit und ihrem Vergnügen willkürlich verwenden können, darum muß vor allen für die, deren mühseliger Fleiß diesen Reinertrag schafft, gesorgt werden. Es giebt drei Klassen von Menschen, Eigenthümer des Grundes und Bodens, Anbauer desselben und Bearbeiter seiner Produkte. Den Reinertrag der Grundstücke, den einzigen Fonds für die Ausgaben des Staates, beschafft die produktive Klasse; Fabrikanten und Handwerker, die zehrende oder sterile Klasse, haben nichts, was sie nicht entweder von den Landleuten durch die Kulturauslagen oder von den Grundeigenthümern, Zehntbeziehern und dem Staat durch Vertheilung des Reinertrags erhalten. Nur die Auflage vom Reinertrage ist die richtige im Staat, alle andern verderblich für die Gesammtheit wie für die Einzelnen. Die verderblichsten Lasten aber sind die Frohndienste, das ganze Frohnwesen unnatürlich und fehlerhaft. Die Leistungen, deren der Staat bedarf, sollen baar bezahlt, alle Frohndienste in Geld verwandelt und nach keinem andern Maßstab als nach dem Reinertrag des betreffenden Grundstücks erhoben werden. „Es sind nun drei Jahre, da der regierende Markgraf angefangen hat, dieses System in den hiesigen Landen (Baden) in Gang zu bringen und noch immer werden die Operationen ununterbrochen fortgesetzt. Ich habe das Glück genossen, bisher das Instrument zur Beförderung dieses Augenmerks zu sein. Mein Herz sehnt sich nach nichts anderem als alle meine Mitmenschen glücklich zu sehen und in dem Glück der Gesellschaft auch mein Glück zu finden. Das ganze Wesen aber der natürlichen Ordnung ist Gerechtigkeit und Wohlthun" [2]).

Und dennoch gewann das System wenig Boden in Deutschland.

[1]) S. 113, 118, 122.

[2]) S. 129, 207, 213, 245, 313, II. 11 folg.

Digitized by Google

Trotz der hier angebotenen, auch im Reiche vielfach ersehnten Verkehrsfreiheit, trotz der Lösung von Frohndiensten und Feudalabgaben, nach welcher die gesammte ländliche Bevölkerung seit Jahrhunderten seufzte, blieb das System Eigenthum weniger Gelehrten und nur ein Mittel zur Schulung der Denkkraft und der Beobachtungsgabe auf volkswirthschaftlichem Gebiet. Der große Grundgedanke von der Befreiung der Volkswirthschaft aus der Herrschaft des Staates, von der Lösung der Wirthschaftenden aus Zwangsgesetzen und Maßregeln wurde durch dieses System in Deutschland zuerst ausgesprochen, doch die Weise, wie solches geboten wurde, konnte nur Mißtrauen erregen. Die dem Großgrundbesitz auch hier wieder zugedachte, weit vorragende Stellung, die Unterschätzung und Zurücksetzung aller übrigen Klassen der Gesellschaft waren gewiß am wenigsten geeignet, um diesen größten Theil der werkschaffenden Bevölkerung des Reiches zu gewinnen. Thatsächlich hatte hier der Merkantilismus den Feudalismus zwar nicht überwunden, doch neben sich in Schatten gestellt. So blieb denn das System unter den Gelehrten und auch hier bedurfte es mehr der Vertheidigung, als daß es sich einer lebenskräftigen Fortentwicklung fähig erwiesen hätte. Iselins „Versuch über die Gesellschaftsordnung" (1772), Mauvillons „physiokratische Briefe an Dohm" (1789), Fürstenaus „Versuch einer Apologie des physiokratischen Systems" (1779) und vor allen noch das letzte Hauptwerk der deutschen Physiokraten, Schmalzs „Staatswirthschaftslehre in Briefen an einen Erbprinzen" (1818) beweisen, daß dieses System wohl Angriffe genug hervorgerufen, niemals aber auf die volkswirthschaftliche Anschauung in Deutschland einen entscheidenden Einfluß hatte ausüben können.

Wie die Physiokratie vom Süden, so drang Smiths System vom Norden her in Deutschland ein, zuerst nur langsam, unter Widersprüchen und Vorbehalten und mit mancherlei Versuchen, das neue System mit den herrschenden Ansichten in Übereinstimmung zu bringen. Wie ganz anders waren auch Staat und Volk auf beiden Seiten erfaßt! Die deutschen Kleinstaatsbürger des 18. Jahrhunderts kannten den Staat — und mochte er noch so enge Grenzen haben — nicht anders denn als einen absoluten Herrn über das Volk und sein gesammtes Geschick, das Volk nur als den unterwürfigen und lenksamen, Nahrung, Erziehung, Lebensglück vom absoluten Willen erwartenden Diener. Dagegen trat

Digitized by Google

in des Engländers System das Volk mit seiner eigensten Thätigkeit, der wirthschaftlichen, selbstständig und groß in den Vordergrund, ungebunden in Verwendung seiner Arbeitskraft und seines Kapitals, in Kauf und Verkauf, in Produktion und Konsumtion. Ihm gegenüber war der Staat nur eine von jenem unterhaltene und deshalb ihm untergebene Anstalt zum Schutz für Leben und Eigenthum, von dem Volk die Aufgaben wie die Mittel zu ihrer Lösung erwartend, zwar der erste doch immer ein Diener, dem am allerwenigsten eine absolute Herrschaft über den ihn ernährenden Herrn zustand. Dort der Einzelne in Schranken geboren und aufgewachsen, unter dem Zunftzwang erzogen und als Meister ergraut, nur gewohnt, vom Staate die Richtschnur seines Thuns und Lassens zu empfangen, — hier Freiheit und Ungebundenheit nach allen Richtungen; jeder Einzelne seines eigenen Glückes Schmied, in Erwerb und Verbrauch Niemand verantwortlich als sich selbst, aber auch im Unglück nur auf sich angewiesen. Da konnte es an Widerspruch nicht fehlen!

Die erste ausführliche Kritik dieses Systems von Joh. Friedr. von Pfeiffer[1]) (1780) erklärte das System für eine über England nach Deutschland gekommene Umarbeitung der Physiokratie, und deshalb unverständlicher als das Original, seine allgemeine Handelsfreiheit, die niemals in der Welt gewesen und ebenso wenig in der Natur des Menschen begründet sei, für ein noch größeres Hirngespinnst als die Einführung einer Universalmonarchie oder eines Völkertribunals zum ewigen Frieden. Erst die Übersetzung Christian Garves bereitete dem neuen System bessere Aufnahme. Aber auch Garve war noch so sehr in dem volkswirthschaftlichen Absolutismus Friedrichs des Großen befangen, daß er zur Entlastung des bäuerlichen Standes kein andres Hülfsmittel wußte als den guten Willen des Herrn und freundliche Ermahnungen von Seiten der Regierung.

Mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts beginnen die mehr oder weniger abhängigen Bearbeitungen Smiths, doch dauerte es nur kurze Zeit, daß sein System ohne alle Kritik wieder gegeben wurde. Voll-

[1]) Roscher, die Ein- und Durchführung des A. Smithschen Systems in Deutschland. In den Berichten der k. s. Ges. der Wiss. XIX. 1 folg.

Digitized by Google

ständig abhängig ist die Darstellung des Systems in Aug. Ferd. Lüders Werk „Über Nationalindustrie und Volkswirthschaft", 1800—1804, während schon die „Staatswirthschaft" von Jakob Christian Kraus (1808) sich durch selbstständigere Erfassung von Smiths Gedanken und Begriffen auszeichnet. Kraus unterscheidet zwischen der Staatswirthschaft im engern Sinne d. i. der Volkswirthschaft und der Finanzwirthschaft des Staates; jene dient zur Bereicherung der Nation, diese den Bedürfnissen der Regierung. Gegen die Handelsfreiheit erhebt er merkantilistische Bedenken, die Zünfte, obwohl er sie einen Eingriff in die Rechte aller nennt, die arbeiten wollen, will er nur mit ihrer Zustimmung und gegen Entschädigung aufgehoben wissen. Dagegen vertheidigt er die Theilbarkeit der Grundstücke sowie die Freiheit des Getreidehandels, bekämpft das Salzmonopol und das Wollausfuhrverbot und erklärt die Herrschaft der Gutsherren über ihre Unterthanen für ein Recht, Unrecht zu thun und gesetzlich verpönte Handlungen auszuüben. Indem er die Privilegien des Junkerthums unendlich viel drückender nennt als alle Handwerkerprivilegien und Korntaxen, verlangt er die Aufhebung der Gutsunterthänigkeit ohne Schadenersatz [1]).

Bald aber begnügten sich die deutschen Ökonomiker nicht mehr mit der Darstellung des Smith'schen Systems, sondern suchten die von Smith aufgestellten Begriffe zu läutern und mit der in Deutschland herrschenden Auffassungsweise in Übereinstimmung zu bringen. Hier begann die deutsche Volkswirthschaftslehre ihre folgenwichtige Umwandlung, indem sie sich an der Hand des größten Nationalökonomen zu der Schärfe und Tiefe der Begriffsbestimmung ausbildete, durch welche sie sich von der französischen wie der englischen Wissenschaft deutlich unterscheidet. Friedrich Karl Fulda suchte, obwohl er mit den Grundlagen seiner Anschauung mehr in Physiokratismus wurzelte, dieses System und das Smith'sche mit dem, auch von ihm nicht gern aufgegebenen Merkantilismus zu vereinigen und schritt dabei in dem Bestreben, die Grundbegriffe der Wissenschaft von der Einseitigkeit des einen wie des andern Systems zu reinigen, vorauf [2]). Er nimmt weder wie die Physiokraten die Natur

[1]) I. 4, 201. V. 41, 239.

[2]) Über das Nationaleinkommen (1806), S. 11, 13. Grundsätze der ökon.-polit. oder Kameralwissenschaften (1816), S. 107, 116 folg.

Digitized by Google

für sich, noch wie Smith Arbeit und Kapital allein als Grundlagen des Werthes, sondern geht von den Mitteln der Erzeugung zu der ersten Ursache derselben, zu dem Subjekt der Wirthschaft vor und erklärt das Bedürfniß des Menschen für den wahren Grund und Maßstab des Werthes. Das Bedürfniß, sagt er, liegt tiefer als die Arbeit, denn es veranlaßt diese. Die Arbeit aber ist eine Handlung und kein Gut und kann schon deshalb für sich nicht als Maßstab des Werthes von Gütern betrachtet werden. Die Bestimmungen von Gut und Werth sind von den Zwecken der Menschen, von den mannigfaltigen wesentlichen und erhöhten Bedürfnissen abhängig, welche sich dieselben eigen gemacht haben.

Den von Kraus und Fulda fast zu behutsam begonnenen Versuch, das Smithsche System in seinen Begriffsbestimmungen zu ergänzen, setzten Georg Sartorius und Gottlieb Hufeland mit mehr Schärfe und Glück fort. Sartorius ist überzeugt, daß Smith die Wahrheit gefunden hat und hält es deswegen für seine Pflicht, das System nach Kräften verbreiten zu helfen. Während er sich in seinem „Handbuch der Staatswirthschaft nach A. Smiths Grundsätzen ausgearbeitet" (1796) [1] in Form und Inhalt fast ohne Einschränkung an sein Vorbild anschließt, bekämpft er in seinen Abhandlungen [2] die Annahme der Arbeit als eines unveränderlichen Preismaßes, denn auch die gemeinste menschliche Arbeit sei nie und nirgends unveränderlich, und verlangt auch für die geistigen Arbeiten der Richter, Lehrer u. a. eine angemessene Würdigung. Mit großer Entschiedenheit widerspricht er dem Princip der allgemeinen Handelsfreiheit und dem Hauptgrundsatz Smiths, daß bei freier Konkurrenz der Eigennutz stets mit dem Nutzen der Gesammtheit übereinstimme. Die Getreidehändler, erklärt er, können aus Eigennutz bei einer Mißernte die eigenen Landsleute durch Getreideausfuhr verhungern lassen, die großen Kapitalisten erdrücken die kleinen, um sichrer das Publikum auszubeuten, mächtige Völker unterdrücken die weniger mächtigen zu eignem einseitigen Vortheil. Die Zertheilung der Menschheit in viele, oft feindliche Staaten macht überall Ausnahmen von der allgemeinen Verkehrsfreiheit nothwendig. In derselben Weise bekämpft

[1] Von den Elementen des Nationalreichthums und von der Staatswirthschaft nach A. Smith." 1806. (Zweite Bearbeitung.)

[2] S. 215, 248, 268, 387.

Digitized by Google

er der Physiokraten freien Getreidehandel und die unbeschränkte Theilbarkeit des Grundbesitzes, während er im Allgemeinen wieder die freie Konkurrenz als das Vortheilhafteste für den Volksreichthum wie für alle Konsumenten anerkennt.

Im Gegensatz zu Sartorius ist Hufeland mit der Volkswirthschaftspolitik Smiths einverstanden und wendet dagegen seine Kritik in einer um so erfolgreicheren Weise gegen die Grundbegriffe desselben. Er betrachtet nicht einseitig das rein gegenständliche Arbeitserzeugniß nur in seinem Verhältniß zu den andern Arbeitserzeugnissen, noch die Arbeit als den alleinigen Grund und Inhalt des Werthes, sondern stellt das Subjekt der Wirthschaft, den Menschen und sein Bedürfniß als den Faktor, der das Arbeitserzeugniß zu einem Gute macht und ihm Werth giebt, in den Vordergrund. Jedes Mittel zu einem Zweck eines Menschen, sagt er, ist ein Gut und der Werth besteht in der Tauglichkeit zu einem Zweck der Menschen, ein Gut also ist alles, was einen Werth hat. Es kann kaum ein Gut gefunden werden, das in einer nothwendigen, allen Menschen gleich erscheinenden Vorstellung als ein Gut überhaupt, geschweige denn als ein von allen gleichgeachtetes erscheint, denn die Natur bringt uns keine Zwecke unbedingt auf; folglich ist auch die Bestimmung von Gut und Werth nur von zufälligen, unter sich verschiedenen, sich abändernden Vorstellungen d. i. von Meinungen abhängig. — Nicht das bloße Erzeugen, sondern die Meinung über ihren Gebrauch zu Zwecken macht die Dinge zu Gütern und sie hören auf Güter zu sein sowohl durch natürlichen Untergang und willkürliche Aufhebung wie durch Abänderung der Meinung über ihren Zweck und Tauglichkeit als Mittel. Weder die Arbeit, die auf die Erzeugung eines Gutes verwendet wird, noch die Arbeit, für welche man sich ein bereits vorhandenes Gut verschafft, kann als Werth- und Preismaß gelten, denn beiderlei Arbeit ist weder überall gleich und unveränderlich noch die Arbeit überhaupt, was etwas zu einem Gute macht. Wie die Arbeit nicht den Werth, so bestimmt auch das Verhältniß von Bedarf und Vorrath nicht den Preis des Gutes, sondern das thut allein die Meinung der Menschen von diesem Verhältniß [1]).

[1]) Neue Grundlegung der Staatswirthschaftskunst u. s. w., 2 Bde. 1807, 1813. S. 18, 20, 45, 49, 155 folg.

Digitized by Google

Weniger glücklich und doch nicht ohne Verdienst folgt des Grafen Julius von Soden sechsbändiges Werk „Die Nazionalökonomie" derselben Richtung. Wie Hufeland legt auch Soden beim Begriff des Werthes den Nachdruck auf die Beziehung der Güter zu dem Bedürfniß der Menschen und auf das Wesen des letzteren. Unentbehrlichkeit eines Gutes, sagt er, ist die unerläßliche Eigenschaft des Begriffs vom positiven Werth, die höchste Nothdurft also der Regulator desselben. Die Gradationen der Entfernung von dieser höchsten Nothdurft bis zum höchsten Grade von luxuriösem Wohlstande gleichen den verglichenen Werth aus. Die positive Kraftanstrengung, die Arbeit, welche die Hervorbringung fordert, liegt nicht im Begriff des positiven Werthes, ist aber ein Princip des verglichenen Werthes, sie muß diesen nothwendig erhöhen und vermindern. — Produktive Arbeiten sind auch die Dienstleistungen, welche Genuß und Wohlstand der Menschen fördern oder zur Erhaltung der Produktion unentbehrlich sind. — Mit Sartorius bekämpft Soden das Princip der allgemeinen Verkehrsfreiheit als praktisch undurchführbar, ebenso die Freiheit des Grundbesitzes und des Getreidehandels. Statt dessen schlägt er für den Fall der Noth Getreidetaxen und Requisition von Staatswegen, für gewöhnliche Zeiten aber eine „idealische Kornmagazinirung" vor, wonach jeder Grundeigenthümer, der mehr Land besitzt, als er zu eignem Haushalt bedarf, einen angemessenen Theil seiner Ernte ein Jahr lang aufbewahren und bei Theurung auf Verlangen dem Staate um den Ausfuhrpreis überlassen soll. Die Zünfte sollen zeitgemäß verbessert, Handwerk und Gewerbfleiß auf das Land als Nebenbeschäftigungen verpflanzt und nur die Luxusfabriken den Städten vorbehalten werden. Ein- und Ausfuhrverbote, Monopolien und Staatsindustrie sind zu verwerfen, Handelsverträge sind nur ein Mißbrauch physischer und moralischer Macht, doch ein Zollschutz gegen die Engländer, Maßregeln zur Verarbeitung der Rohstoffe im Innern, Prämien für Gewinn versprechende Gewerbe nothwendig [1]).

Ludwig Heinrich von Jakob erkannte selbst als sein Hauptverdienst, daß er Smiths Industriesystem dargestellt, bekannt gemacht und verbreitet habe, doch that auch er dies nur auf dem von Sartorius und Hufeland betretenen Wege. In dem Streben, aus den Elementen

[1]) I. 43, 46, 142, 258., IV. 157, VI. 212 folg. und a. O.

Digitized by Google

der Theorie, wozu Smith den Grund gelegt, eine eigene Wissenschaft zu bilden und die Theorie des Nationalreichthums von den übrigen Theilen der Staatswissenschaft abzusondern, knüpfte er unmittelbar an Sartorius an. Indem auch er den Begriff von Gut und Werth erst durch die Beziehung auf die menschliche Gesellschaft und ihre Bedürfnisse entstehen läßt, sucht er zu beweisen, daß die Masse der aufgewendeten Arbeit und der Werth des dadurch erzeugten Produktes keineswegs vollständig zusammenfallen, sondern der Arbeiter in Handwerk und Ackerbau mit einem Theil seiner Arbeit die während derselben verzehrten Unterhaltsmittel erkaufen und einen zweiten Theil zu seiner Verfügung übrig behalten kann. Dennoch weicht er in der Auffassung des Tauschwerthes von Smith nur insofern ab, als er nicht die auf die Erzeugung eines jeden Einzelguts verwendete, sondern die zu diesem Zweck regelmäßig aufzuwendende Arbeit als Maßstab desselben annimmt. Auch sind ihm die Manufakturprodukte so viel an Ackerprodukten werth, als von diesen durch dieselbe Quantität gleichartiger Arbeit und Kapitals hervorgebracht ist. Dabei übersieht er — wie schon Petty — daß die Arbeit in Manufaktur und Ackerbau stets verschieden ist und ebenso verschieden das Verhältniß der Manufakturprodukte und das der Ackererzeugnisse zu den Bedürfnissen der Menschen, welche Beziehung doch auch nach seiner Ansicht auf die Bildung des Werthes nothwendig einwirkt. In Bezug auf die allgemeine Handelsfreiheit neigt auch Jakob mehr den Ausnahmen als dem Grundsatz Smiths zu. Als allgemeine Regel will er sie anerkennen, doch soll die Handelspolitik niemals nach allgemeinen Grundsätzen geleitet, sondern stets mit den besonderen Verhältnissen und Bedingungen in Übereinstimmung gebracht werden. Auch die Innungen sollen in veränderter Form erhalten bleiben und wie eine Ehrensache neben der vollen Freiheit aller polizeilich nicht gefährlichen Gewerbe fortbestehen, mit freiem Eintritt, kostenloser Prüfung und dem Rechte, Gewerbtreibende zur Ordensverleihung dem Staate vorzuschlagen. Die Sorge der Innungen für verarmte Mitglieder wie die Sorge für Tagelöhner, Gesinde, Fabrikarbeiter und Staatsbeamte soll — und hier steht Jakob auf dem entwicklungsfähigen Boden seiner Gegenwart — durch freie Hülfsgenossenschaften ersetzt werden [1]).

[1]) Vergl. Roscher a. a. O. S. 64 folg.

Digitized by Google

Zu derselben Richtung gehört Eusebius Lotz, der unter den deutschen Schriftstellern zuerst auch die literarische Entwicklung der Wissenschaft vollständiger berücksichtigte. Indem Lotz das Industriesystem Smiths als die Spitze dieser Entwicklung auffaßt, hebt er als Irrthümer hervor, daß derselbe über den Gebrauch der Güter zum Verkehr — Tauschwerth — ihren Gebrauchswerth für die Menschen übersehen und nur in dem, durch den Besitz eines Gutes gegebenen Vermögen, sich für dieses Gut ein andres Gut zu verschaffen, das wahre Verhältniß der Güter zum Menschen und das eigentliche Element des Reichthums suche; daß er ferner bei Betrachtung des Verhältnisses des Menschen zur Sachen- und Güterwelt zu sehr individualisire und den Menschen gleichsam nur isolirt betrachte d. i. wie jeder in Bezug auf Gütererwerb und Besitz nur seine besonderen Zwecke verfolgt, während das besondere Wohl des Einzelnen nur auf dem Gemeinwohl des Ganzen gebaut sein soll. Weil Smith diese Punkte übersah, erkannte er nur in der Arbeit und dem Kapital, diesem an sich todten Förderungsmittel der menschlichen Betriebsamkeit, die Urquellen des Gütererwerbs und Besitzes [1]).

Die Natur, sagt Lotz, kann nur Dinge schaffen, die fähig sind, Güter zu werden, sie zu Gütern zu erheben, vermag nur der Mensch. Nicht das Ding an sich, nur das Gut hat Werth und diesen bestimmt der menschliche Geist einmal unabhängig von andern Gütern — positiver Werth —, dann in Beziehung auf andere Güter — verglichener Werth. Gebrauchs- und Tauschwerth sind nichts als die Fähigkeit zum Gebrauch und die Fähigkeit zum Tausch. Die zur Gewinnung eines Naturproduktes oder zur Hervorbringung eines menschlichen Erzeugnisses aufgewendete Mühe und Gütermenge bilden nur die Schaffungskosten eines Gutes im weiteren Sinne. Im Werth spricht sich immer etwas Ideales aus, es kann nur von einer subjektiven Beziehung dabei die Rede sein. Die Subsumtion eines Dinges unter die Kategorie der Güter, die Bestimmung seines Werthes und des Standpunktes, den es seinem Werthe nach in der Reihe der übrigen Güter einnehmen soll, ist und bleibt stets das Erzeugniß eines Urtheils, das nur von dem Zweck des Menschen, den jenes Ding als Mittel fördern soll, und der Tauglichkeit desselben

[1]) Handbuch der Staatswirthschaftslehre I. 137 folg.

Digitized by Google

zu dieser Förderung abhängt. Nur die menschlichen Urtheile schaffen und bestimmen das Gebiet der menschlichen Güter und seinen Umfang, nur sie beherrschen es und in ihnen wieder herrscht in Wirklichkeit die regelloseste und ausgedehnteste Autonomie. Nur die individuelle Ansicht ist es, nach welcher der Mensch allein den Werth der Güter bestimmt und abschätzt. — Dem Individualismus Smiths gegenüber haben wir hier den übertriebenen Subjektivismus. Dem Urtheil der Menschen über den Werth der Güter liegt stets etwas zu Grunde, das zu gutem Theil seiner Willkür entzogen ist, das ist das Bedürfniß, das jeden zwingt, den Werth der Befriedigungsmittel in ganz bestimmter Weise anzuerkennen, und schon damit ist der Gebrauchs- wie der Tauschwerth der Güter, „der regelloseste und ausgedehnteste Autonomie" des menschlichen Urtheils enthoben [1]).

Werth, Tauschwerth und Preis, sagt Lotz weiter, sind nicht identische Begriffe. Der Preis eines Gutes ist weiter nichts als die Masse von Gütern, welche man weggeben müßte, um jenes zu erwerben. Werth und Preis, Tauschwerth und Preis stehen nur insoweit in Beziehung zu einander, als etwas, das keinen Werth hat, auch keinen Preis haben kann. Abgesehen von dieser Beziehung sind Werth und Preis einander durchaus fremd. Nie bestimmt der Werth einer Sache den Preis, noch der Preis den Werth, nie spricht sich im Preis der Werth der um diesen Preis erworbenen Sache aus. — Trotz seiner unleugbaren Schärfe und Klarheit ist Lotz in diesem Punkt über den Standpunkt Smiths nicht hinausgekommen. Er hält zwar die Begriffe Schaffungskosten (Erzeugungswerth), Gebrauchswerth, Tauschwerth und Preis von einander gesondert, übersieht aber dabei die Hauptsache, d. i. ihren inneren nothwendigen Zusammenhang [2]).

In seinen volkswirthschaftlich-politischen Ansichten folgt Lotz unbedingt den Lehren Smiths. Er will den Zunftgeist durch Gestattung eines möglich freien Gewerbebetriebs gänzlich vernichtet wissen, er bekämpft die Bevorrechtung einzelner Klassen, die Trennung zwischen Stadt- und Landgewerbe, den Unterschied zwischen adelichen und unadelichen Gütern, die Ausfuhrverbote und Handelsverträge. Die wahre Nationalwirthschaft

[1]) Revision der Grundbegriffe u. s. w. S. 9, 13, 57, 62 folg. Handbuch I. 36 folg.
[2]) Handbuch I. 40 folg.

Digitized by Google

weiß von keinem Kommerztraktate, wenn er nicht auf Anerkennung einer völligen unbeschränkten Handelsfreiheit abzweckt. Nur was die Freiheit begünstigt, hilft der Handlung und alles, was jene einschränkt, ist dieser schädlich [1]).

Den bedeutendsten Ausdruck dieser dem System Smiths im Wesentlichen folgenden und nur im Einzelnen abweichenden Richtung bildet Karl Rau's Lehrbuch der politischen Ökonomie, das mit der ersten Auflage jener Zeit entsprang und mit der letzten in unsre Gegenwart hereinragt. Indem Rau diese Wissenschaft bestimmter als seine Vorgänger in ihre Bestandtheile zerlegte und jedem für sich mögliche Abrundung und Vollendung zu geben suchte, auch zur Beweisführung wie zur Erläuterung seiner Lehrsätze eine große Fülle von Thatsachen aus der Statistik, der Geschichte der Wirthschaft und der Gesetzgebung herbeizog, bildet er den Anfang eines neuen Abschnittes in der Entwicklung der Wissenschaft und fällt damit außerhalb dieser Darstellung. Neben ihm führte Fried. Hermann die durch Sartorius und Hufeland begonnene kritische Richtung fort, unterwarf mit Hülfe einer mathematisch gründlichen Methode die Grundbegriffe der Wissenschaft einer neuen Untersuchung und gewann dadurch auf dem Gebiet der Kritik für die nächstfolgende Zeit maßgebenden Einfluß. Beide in der ökonomischen Literatur Deutschlands hervorragende Männer bilden die Höhepunkte der voraufgegangenen und die Anfangspunkte der folgenden Zeit.

Die deutsch-nationale Reaktion gegen den ökonomischen Kosmopolitismus.

Die Verbreitung des Smithschen Systems in Deutschland fiel in eine Zeit, die von der Zeit der ersten Überführung desselben wesentlich verschieden war. Das deutsche Volk hatte im Kampfe gegen die Republik Frankreich des eigenen Reiches vollständige Ohnmacht und in der Unterwerfung durch das Kaiserreich die Ursachen derselben erkannt. Die Regierungen und die große Masse des Volkes hatten nur ein kleinstaatliches und kleinbürgerliches Bewußtsein, die Gelehrten ein weltbürgerliches; jenes hatte das Reich gestürzt und dieses war am wenigsten

[1]) Revision S. 367 folg.

Digitized by Google

fähig, dasselbe wieder aufzurichten. Daß Volk und Staat, wenn auch im Begriff geschieden, doch im Wesen ewig eins sind und sein müssen, war dem Bewußtsein vollständig entschwunden. Der Staat — das war der Regent, das Volk die dem Herrscherwillen jedes einzelnen Regenten unterstellten Unterthanen. So viel Regenten, so viel Staaten — und in eben so viele Theile zerstückelte sich das eine große Volk. Die Folge davon war der fast müheloſe Heimfall der meisten dieser Theilstaaten an die Macht des fremden Eroberers. Weder das kleinstaatliche noch das weltbürgerliche Bewußtsein wurde durch die nationale Unfreiheit verletzt und ein nationales Reichsbewußtsein gab es nicht, seitdem das Reich ein Gegenstand für kleinstaatliche Spekulation und weltbürgerliche Verspottung geworden war.

Die erbarmungsloſe Folgerichtigkeit der Geschichte weckte dies Bewußtsein mit blutigen Schlägen, führte es zum Sieg gegen Frankreich und zum Kampf gegen den Kosmopolitismus in jeder Gestalt. Auch dem Kosmopolitismus in der Nationalökonomik trat bald ein neu erwachtes Nationalbewußtsein offen entgegen, doch bedurfte es auch auf diesem Gebiet einer längeren Entwicklung und verschiedener Mittelglieder, um die rechte Grundlage zu einem erfolgreichen Kampfe zu finden. Johann Gottlieb Fichte, der in seinen Reden an die deutsche Nation den antiken Bürgersinn als rettendes Muster für Deutschland vorgezeichnet hatte, stellte in dem „geschlossenen Handelsstaat" (1800) ein antikes Staatsbewußtsein dem ökonomischen Kosmopolitismus gegenüber. Es war das Staatsbewußtsein eines deutschen Philosophen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, der sich, weil er es im deutschen Reiche nicht vermochte, sein Muster aus der alten Welt wählte und in diese Form sein eigenes durchaus deutsches Nationalbewußtsein kleidete. Nur auf ökonomischem Gebiet fand er noch die letzten Spuren desselben in dem deutschen Merkantilismus und zugleich in diesem das, was nach seiner Auffassung dem Staate unentbehrlich war, eine unbeschränkte Herrschaft desselben über die Bürger und die unbedingte Hingabe dieser an jenen. So verschmolz er beide Elemente, das antike und das merkantilistische, zu dem Gemälde des geschlossenen Handelsstaates, das für die Entwicklung der Volkswirthschaftslehre nur insofern von Bedeutung ist, als hier ein Nationalbewußtsein zuerst dem ökonomischen

Digitized by Google

Kosmopolitismus entgegen trat, freilich aber in Gedanken redete, die grade als nicht deutsch dem deutschen Gelehrten von damals am geläufigsten waren.

Es ist die Bedingung des Staates, sagt Fichte, jedem das Seine zu geben, deshalb soll er die Zahl der Producenten und Nichtproducenten und jener auch in jedem einzelnen Produktionszweige in angemessenem Verhältniß erhalten. Er soll sorgen, daß die Producenten ihre Produkte stets in erforderlicher Menge und Güte liefern, er soll durch Prämien Producenten, wo solche fehlen, heranbilden, doch keinen ohne Prüfung zu einem Produktionszweig zulassen. Er soll die Zahl der Kaufleute nach der Menge der umlaufenden Waaren festsetzen und jeden derselben zwingen, die Waaren, für die er als Kaufmann eingesetzt ist, von jedem, der sie ihm anträgt, zu kaufen und an jeden, der sie fordert, zu verkaufen. — In diesem Staate sind Alle Diener des Ganzen und erhalten ihren gerechten Antheil an den Gütern desselben; Keiner kann sich sonderlich bereichern, Keiner sonderlich verarmen. Allen Verkehr mit dem Ausland führt allein der Staat. Er leitet den Getreidehandel, bestimmt, ob die Producenten verkaufen oder nicht verkaufen sollen, führt ein Landesgeld ein, das nur im eignen Lande Werth hat, bringt für dieses von den Bürgern alles Gold und Silber (Weltgeld) an sich und bemächtigt sich mittels desselben des gesammten Aktiv- und Passivhandels. Zweck dieses Handels ist, daß derselbe schließlich ganz aufhöre, Zielpunkt, daß vor der Verschließung des Handels alles, was zu diesem Zeitpunkt irgendwo auf der Erde hervorgebracht wird, auch im Lande selbst, soweit es das Klima zuläßt, erzeugt werde [1]).

Auf einem, in Vergleich zu Fichte weit vorgeschrittenen Standpunkt steht Adam Müller. Er redet nicht mehr griechisch, sondern vollständig deutsch; er sucht nicht mehr aus Elementen antiker und neuerer Staaten ein willkürliches System zusammen zu schmieden, sondern entnimmt die Grundlagen seiner Theorie der Entwicklung des Reiches in seiner Blüthezeit. Als Müller seine „Elemente der Staatskunst" vortrug und durch den Druck veröffentlichte (1808 und 1809), hatte Deutschland von seinen politischen Einbußen nichts wieder gewonnen,

[1]) Geschlossener Handelsstaat, S. 10, 15, 31 f., 39, 59, 82—223.

Digitized by Google

vielmehr den letzten Schein der Zusammengehörigkeit verloren, doch regte sich aller Orten ein Nationalbewußtsein, das sich, da es auf dem Gebiet der Politik keinen Kampf wagen konnte, um so eifriger und inniger in Kunst und Wissenschaft dem deutschen Leben in seiner großen Vergangenheit zuwandte. Man fühlte, Deutschland könne nur aus sich selbst heraus wieder geboren werden, und dieses Bewußtsein ist es, was Adam Müllers genannter Schrift für die Entwicklung der deutschen Volkswirthschaftslehre eine unzweifelhafte Bedeutung giebt, so sehr er auch in späteren Schriften die guten Keime derselben verdunkelte und aus einem Bewunderer des deutschen Mittelalters sein Sklave wurde.

Auch darin steht der romanisirende Müller dem antikisirenden Fichte voran, daß er die ihm gegensätzlichen Systeme und ihre Hauptträger in ihren Vorzügen und Fehlern, ihrer Größe und Schwäche klar erkannt hat und seinen Angriff nicht auf vereinzelte Punkte, sondern auf das gesammte Feld richtet und dabei, wenn auch kein geschlossenes System, doch eine Anschauung, reich an vielseitiger Gedankenfülle, überraschend frisch und warm durch eine unmittelbare, wenn auch nicht unbefangene Theilnahme für das thatsächliche Leben zu Tage fördert. Der Staat, erklärt Müller, ist keine bloße Manufaktur oder Meierei, keine Assekuranz-Anstalt und merkantilische Societät, sondern die innige Verbindung der gesammten physischen und geistigen Bedürfnisse, des gesammten physischen und geistigen Reichthums, des gesammten innern und äußern Lebens einer Nation zu einem großen, energischen, unendlich bewegten und lebendigen Ganzen. Der Staat ist die Totalität der menschlichen Angelegenheiten, als solche nicht bloß eine Verbindung der Zeitgenossen, sondern auch der Raumgenossen, nicht bloß vieler neben einander lebender, sondern auch auf einander folgender Familien. Die Idee des Patriotismus und die Idee des Kosmopolitismus müssen sich gegenseitig beleben, während der Begriff des Patriotismus für sich zu geschlossenen Handelsstaaten und der Begriff des Kosmopolitismus für sich zu Universalstaaten d. i. zu den beiden Hauptformen des politischen Unsinns führt [1]).

Unsre bisherigen Rechtstheorien römischen Ursprungs sehen den Staat unter dem Gesichtspunkt des absoluten, sächlichen, weltlichen Besitzes

[1]) Elemente u. s. w. I. 51, 66, 83, 111, 204.

Digitized by Google

an. Allen diesen Theorien muß eine auf der Idee der Familie gebaute, aus den Erfahrungen, Gesetzen und Sitten des Mittelalters geschöpfte Theorie der Persönlichkeit aller Gegenstände des Besitzes gegenübergestellt werden, damit in allen Individuen, aus denen der Staat besteht, die persönliche und die sachliche Natur hervortrete. — In dem Maße, wie der Mensch selbst seinen bürgerlichen Charakter erweitert und immer mehren zum Bedürfniß wird, wird er selbst immer mehr zum wahren Gelde; daß alle Individuen im Staate immer mehr zu wahrem Gelde werden, daß sich ihr wahrer Werth im Tausch, im Verkehr, im geselligen Leben, daß sich ihr bürgerlicher Charakter erhöhe, dahin geht das große und eigentlich nationale Streben des Staatswirthes. — Unter Reichthum meinen wir den Reichthum, der sich selbst garantirt. Deshalb ist das Objekt unsrer Nationalökonomie ein doppeltes, 1) die größtmögliche Vermehrung und Vervielfältigung der Produkte, und 2) die Erzeugung und Vereinigung jenes Produktes aller Produkte, des ökonomischen und gesellschaftlichen Verbandes, des großen Gemeinwesens oder des Nationalhauswesens. Aller einzelne Reichthum muß in und neben dem Nationalreichthum, der Nationalkraft, betrachtet werden, alle einzelne Produktion erhält erst Werth neben und in diesem Nationalprodukt. Aller wahre Werth ist ein von der Nationalkraft abgeleiteter. Jedes Individuum, insofern es die Nationalkraft oder den Werth des Ganzen erhöht, insofern erhält es von dem Ganzen Werth und Kraft zurück, das ist der natürliche, ewige, wahre Zustand der Dinge [1]).

Die Regierungen müssen die Produktion und das Begehren vermitteln und in Wechselwirkung bringen. Will ein Staat den Einfluß auswärtiger Industrie zerstören, die wie alle wahre Industrie auf Nationalkraft und Nationalgeist gegründet ist, so erreicht er nichts, wenn er sich nicht zur Liebe der eigenen Sitten zurückführt, seinen eignen Verband befestigt und durch eigne Lebendigkeit wahren Nationalstolz erweckt. Daß wir die Gegenstände des Begehrens produciren, hilft nur, insofern wir die begehrenden Personen jenen Sachen gemäß national ausbilden, Bedürfniß und Produktion einander angemessen machen. Solche nationale Erziehung des Volkes zu erreichen, bedarf es der uralten Vereinigung

[1]) II. 198, 202 folg.

Digitized by Google

des Staates mit der Religion, der Lehnsverfassung, der Ausstattung der Geistlichkeit mit weltlicher Macht und weltlichem Vermögen. Einheit der Kirche und des Staates und die große einfache Theilung der Personen in Stände, Geistlichkeit, Adel und Bürgerschaft, oder der Sachen in korporatives, Familien- und Privateigenthum — das ist das ewige Schema der wahren Staatsverfassung, die Garantie der Dauer und der Macht, in ihr liegt die echte Freiheit, das lebendige Gesetz und das wahre Fortschreiten der Völker [1]).

Die Handelspolitik, die Müller von diesem Staat verlangt, ist eine streng merkantilistische. Die Regierung soll unterscheiden zwischen Welt- und Nationalmarkt, das Geldwesen im eignen Lande stets beherrschen, durch Ausfuhr- und Einfuhrverbote und Handelsbeschränkungen allen einzelnen Haushaltungen das Gesetz der Dauer mittheilen, für richtige Arbeitstheilung und Vereinigung, für stete Mehrung des physischen und geistigen Kapitals Sorge tragen und vor allem den Getreidehandel wie den Getreideverbrauch durch Verbote, Aufkauf und Magazinirung beherrschen. „Wie es scheint", meint Müller, „so ist auch in dieser Beziehung für Deutschland nur ein Mittel vorhanden, die politische Einheit, deren Wirksamkeit auch auf ein ökonomisches Gesammtinteresse von dem vormaligen Reichsverbande in früheren Zeiten vergebens und zuletzt gar nicht mehr gesucht wurde. Ob neue von außen her eingeführte und gehaltene Arten der Verbindung und Abgrenzung, bei einem im Innern gänzlich ermangelnden Zusammenhang, den unglücklichen Folgen von der alten Verschlungenheit der Interessen d. h. der Armuth und ökonomischen Abhängigkeit aller einzelnen Theile ein Ende zu machen vermögen, — will ich jetzt nicht entscheiden noch voraussehen [2])."

Fichte entnahm sein Staatsideal der alten Welt, Müller dem Mittelalter, Friedrich List steht mitten in seiner Gegenwart. Er verhält sich zu Müller wie die angewandte Praxis zu der allgemeinen Theorie. Müller zeichnet das Volk, wie er es auf Grundlage einer langen Geschichte in Zukunft entwickelt haben möchte, List nimmt es, wie es ist und um ihn sich offenbart. Müller will den Staat nach allen Richtungen harmonisch und gesetzmäßig ausgebaut und alle Schäden gebessert haben,

[1]) S. 233, 239 folg. II. S. 79 folg., 124.
[2]) II. 279. III. 4 folg., 128.

Digitized by Google

List hat nur die wirthschaftlichen Bedürfnisse des Volkes im Auge und verlangt zu der Verfassung des Ganzen nur die Ergänzungen, die ihm zur Besserung der Volkswirthschaft unentbehrlich scheinen. Müller fordert eine nationale Erziehung des Volkes im Allgemeinen, List will nur die Erziehung der produktiven Kräfte desselben zur Industrie. Freilich lebte List auch in einer ganz andern Zeit als Müller.

Deutschland hatte seine Unabhängigkeit wieder erstritten, doch eine Bürgschaft für die Dauer derselben nicht erlangt. Die Nationalität war gerettet, das Nationalbewußtsein geweckt, die Einheit um nichts mehr gesichert als früher. Alles was das Reich zerspalten hatte, war in die Bundesverfassung hinübergenommen, die politische und volkswirthschaftliche Scheidung der Theilstaaten bundesrechtlich gefestigt. In allen Theilen durch Zollschranken und kleinstaatliche Handelspolitik abgesperrt, überall nur auf engbegrenzte Sondermärkte angewiesen und ohne Aussicht auf einen das Ganze umfassenden Gesammtmarkt, im internationalen Handel überall durch fremdländisches Angebot zurückgedrängt, mußte das deutsche Volk bald selbst erkennen, daß es zur Erlangung einer selbstständigen und wirthschaftlichen sicheren Grundlage vor allem einer gemeinsamen Handelspolitik bedürfe, die im Gegensatz zu der Absperrungspolitik der Theilstaaten durch Aufhebung der innern Zollschranken und die Schaffung eines großen Nationalmarktes einer deutschen Industrie das Aufblühen und durch Zollschutz nach außen sichere Fortdauer verbürgte. Die Zollvereinspolitik glich der Handelspolitik Englands, soweit sie die Befreiung des Handels im Innern und eine Beherrschung desselben nur nach außen suchte, und insofern hatten die Gründer des Zollvereins nicht Unrecht, wenn sie sich einer Freihandelspolitik rühmten. Im Wesentlichen jedoch blieb das Schutzzollsystem ein merkantilistisches; der auswärtige Handel diente als Mittel zur Leitung der Volkswirthschaft, die Beherrschung der Werthbildung im internationalen Verkehr als der Hebel, mit dem es die Produktion Deutschlands in Bewegung halten wollte. Damit war viel gewonnen und alles gewonnen, was damals Noth that und überhaupt zu gewinnen war, doch war es immer nur der erste Schritt zur Befreiung der deutschen Volkswirthschaft aus den Fesseln früherer Jahrhunderte.

List hat dieses System nicht erfunden, auch gelang es ihm nicht

Digitized by Google

einmal, für dasselbe einen wissenschaftlich vollendeten Ausdruck zu bilden. Sein ganzes Leben aber und seine gesammte Thätigkeit war mit den Mitteln, die ihm zu Gebote standen, der thatsächlichen Durchführung dieses Systems gewidmet und wenn auch seine Erfolge weit hinter denen der mit Machtvollkommenheit ausgerüsteten Staatsmänner zurückblieben, so ist doch sein Name mit der Geschichte der deutschen Volkswirthschaft durch diese lebensvolle und unmittelbare Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben der Gegenwart auf immer verwachsen. Mit der Begründung des Zollvereins begann für das wirthschaftliche Leben und Denken in Deutschland eine neue Periode, und es gehörte stets zu den seltensten Ausnahmen, daß schon zu Anfang einer Periode der allseitig deckende Ausdruck dafür gefunden wurde.

„Eine Schule", sagt List, „welche die Natur des Nationalverbandes gänzlich ignoriren und dagegen eine Weltrepublik fingiren muß, welche nirgend die produktiven Kräfte der Nation, noch viel weniger ihre politische Macht und den Werth ihrer Selbstständigkeit berücksichtigen darf, um die rein materielle Tauschwerthstheorie auf den freien anwenden zu können — eine solche Schule kann sich nicht darum kümmern, ob Nationen durch Befolgung ihrer Theorien aufkommen oder zu Grunde gehen; die gesammte Menschheit, nicht die einzelnen Nationen im Auge, rekusirt sie die Politik, dem todten Reichthum allein sind ihre Forschungen gewidmet." Der Physiokraten „Universalrepublik von Kaufleuten" ist nur eine Folge solcher Vernachlässigung der Nation mit ihren besonderen Zuständen und Bedürfnissen. Bei den herrschenden Weltverhältnissen können Freiheit und Privatinteresse nur innerhalb der Nation ihre Kraft äußern, sobald aber ganze Nationalitäten einander gegenüberstehen, muß vor allen Dingen die Natur der Nationalität in Betracht kommen und die der Individualität in den Hintergrund treten. Seitdem die Manufakturkraft jeder Nation ein zusammenhängendes Ganzes bildet und als Ganzes durch Nationalpolitik gehegt und gepflegt wird, ist es thöricht, von der Freiheit und Kraftäußerung der Individuen ganzen Nationen gegenüber Heil zu erwarten [1]).

Das Douanensystem ist nicht eine Erfindung spekulativer Köpfe, es

[1]) Friedrich List's Schriften, hrsg. von Häusser, II. 66, 109, 128.

Digitized by Google

ist eine natürliche Folge des Strebens der Nationen nach den Garantien der Fortdauer und der Prosperität oder nach überwiegender Macht. Dieses Streben ist aber nur insofern ein legitimes, als es der Nation, die es ergreift, in ihrer ökonomischen Entwicklung nicht hinderlich, sondern förderlich ist und als es dem hohen Zweck der Menschheit, der künftigen Universalkonföderation nicht hinderlich entgegentritt. Es ist das Mittel, die ökonomische Entwicklung der Nation vermittelst Regulirung des auswärtigen Handels zu fördern und muß stets das Princip der industriellen Erziehung der Nation zur Richtschnur nehmen. Ein durch Schutzzölle verursachter Verlust besteht nur in Werthen, dagegen gewinnt die Nation produktive Kräfte, vermittelst welcher sie für ewige Zeiten in den Stand gesetzt wird, unberechenbare Summen von Werthen zu produciren. Jener Aufwand von Werthen ist demnach nur der Preis der industriellen Erziehung der Nation. Die Kraft, Reichthum zu schaffen, ist unendlich wichtiger als der Reichthum selbst, sie verbürgt den Besitz, mehrt das Erworbene, ersetzt den Verlust. — Das Schutzsystem, als das einzige Mittel, die in der Civilisation weit vorgerückten Staaten mit der vorherrschenden Nation gleich zu stellen, ist das wichtigste Beförderungsmittel der endlichen Union der Völker, folglich der wahren Handelsfreiheit, die Nationalökonomie auf diesem Standpunkt die Wissenschaft, welche, mit Anerkennung der bestehenden Interessen und der individuellen Zustände der Nation, lehrt, auf welche Weise jede einzelne Nation auf diejenige Stufe der nationalen Ausbildung gehoben werden kann, auf welcher die Einigung mit andern gleichgebildeten Nationen, folglich die Handelsfreiheit ihr möglich und nützlich sein wird [1]).

[1]) III. S. 16, 20 folg., 137.

Digitized by Google

Karl der Große in der Schweiz.

Von Ed. Osenbrüggen.

Daß der große Kaiser auf seinen Zügen über die Alpen an verschiedenen Punkten der Schweiz einen Halt gemacht habe, ist zwar nicht zu bezweifeln, aber sehr unsicher ist der historische Nachweis, wenn wir von Genf absehen. In Genf sammelte er, nach dem genauen Bericht in Einhard's Jahrbüchern, im Jahre 773 das fränkische Heer, als er gegen die Langobarden zog und von da ging er mit der Hauptmacht über den Mont Cenis in die Ebene des Po. Da aber der Kaiser als der Repräsentant alles Großen in der abendländischen Welt unsterblich war, so bildete und erhielt sich in sporadischer Verbreitung der Glaube an fixirte Spuren seines Weilens und Schaffens in der Schweiz.

Im Wallis wußte man viel zu erzählen und zu fabeln von des Kaisers unmittelbarer Einwirkung auf die dortigen kirchlichen und staatlichen Verhältnisse, aber es blieb auch die Tradition, daß er auf seinem Zuge gegen die Langobarden bei Vouvry, im Bezirk Monthey, sein Hauptquartier aufgeschlagen habe. Bis zur Neuzeit wurde in Vouvry sein Namensfest (28. Januar) gefeiert und das jüngste Ehepaar des Dorfes hatte eine Wiese von Schnee zu reinigen, damit hier getanzt werden konnte.

Wie durch den von ihm bestellten Grafen und in anderer Weise sein Regiment in die Verhältnisse des rhätischen Gebirgslandes eingriff, ist urkundlich nachgewiesen, und vielleicht ist er auch selbst in das Bündnerland gekommen, obgleich die nähere Angabe sehr wenig Glauben verdient. Die Sage oder vielmehr Legende lautet: Als Karl in Rom sich vom Papst Leo hatte krönen lassen, nahm er mit der Kaiserin den Rückweg durch das Veltlin und über den Umbrailpaß oder das Wormser-

Digitized by Google

joch. Die Mühsale und Gefahren des Übergangs waren so groß, daß die fromme Kaiserin gelobte, wenn sie gesund und unverletzt aus den Schlünden und Abgründen des Gebirges kommen würden, in der ersten bewohnbaren Gegend ein Kloster und eine Kirche zu Ehren der heiligen Jungfrau zu erbauen. So entstand in dem jetzigen Münsterthal das Kloster Münster und die Kirche St. Maria.

Es lohnt sich nicht auf die Unhaltbarkeit dieser Entstehungsgeschichte des Benediktinerinnen-Klosters, welches urkundlich erst im 12. Jahrhundert vorkommt, einzugehen. Der historische Glaube hört da meistens auf, wo der Kirchenglaube anfängt, und wenn eine Tradition sich in die Form einer Legende kleidet, so entzieht sie sich durch die Hülle der Forschung. So wenig ein angebliches Manuskript der Bibliothek des neben dem Hauptkloster stehenden Kapuziner-Klösterleins für die Gründung Münsters durch Karl den Großen etwas beweist, eben so wenig eine fünf Fuß hohe Statue von Gyps mit Krone, Scepter und Reichsapfel, welche bei dem Hochaltar der Klosterkirche in einer Nische steht, wo an der Mauer eine Inschrift Karl den Großen den Gründer des Klosters im Jahre 801 nennt. Die Statue ist ein Machwerk aus dem 18. Jahrhundert.

Weit mehr Berücksichtigung verdienen die Angaben über Karls des Großen Beziehungen zu Zürich und seine Einkehr in dessen Mauern um das Jahr 800. Eine recht interessante Sage, welche zur wirklichen Volkssage geworden ist, erzählte der Chronist Brennwald (geb. 1478): Der Kaiser enthielt sich in dem Hause gleich neben dem großen Münster, das zu dem „Loch" genannt und dieser Zeit ein Chorherrnhof ist, das er selbst gebaut hat. Damit Reich und Arm zu Recht möchten kommen und Niemandem der Zugang zu ihm gewehrt werde, so ließ er eine Säule aufrichten und ein Glöcklein daran hängen und ließ allgemein verkündigen, wer Rechts begehrte, daß er zu der Zeit, so der Kaiser äße, dieses Glöcklein läute, den wolle er dann verhören. Und als dieses etliche Zeit gewähret und der Kaiser zu Tische saß, da hörte er läuten, schickte sogleich seine Diener dahin, zu sehen, wer Rechtes begehrte. Da fanden sie Niemand; aber sobald sie zurückgekommen waren, so läutete man wieder und das geschah wiederholt. Da hieß der Kaiser, daß man wartete, wer das thäte. Also kam ein großer Wurm, hängte sich an

Digitized by Google

das Glockenseil und läutete. Das verkündete man dem Kaiser, der dann aufstand von dem Essen und redete, man solle dem unvernünftigen Geschöpf zur Ehre des Schöpfers gleich wohl Recht gehen lassen als den Menschen. Und als der Kaiser an den Ort kam, da neigte ihm der Wurm und kroch voran dem Wasser zu an ein Loch, da er seine Eier gelegt, darüber sich eine große Kröte gesetzt hatte. Als das der Kaiser und all sein Hofgesind ersahen, da saß der Kaiser zu Gericht und erkannte, daß die Kröte solle verbrannt werden. Und nachdem das geschehen war, über etliche Tage, als der Kaiser am Tische saß, da kam der Wurm an den Hof. Das ward ihm kund gethan. Also hieß er, daß man ihn eingehen lasse und Niemand ihn an seinem Fürnehmen hindere. Da kroch die Schlange für den Kaiser, neigte ihm, stieg auf den Tisch, stieß den Deckel von dem Trinkgeschirr und ließ einen edlen Stein darin fallen, kehrte sich um, neigte sich wieder vor dem Kaiser und ging von dannen.

Diese Sage, wenn auch märchenhaft, hat interessante juristische Seiten. Neben den Beschwörungsformeln gegen schädliches Gethier entstanden im Mittelalter auch Proceduren mit juristischem Zuschnitt; die Thiere wurden vor Gericht geladen und mit einer wohlgeformten Klage angegriffen, es wurde ihnen aber auch ein Anwalt gegeben und das Urtheil lautete natürlich auf Verbannung der Beklagten. Das geistliche Gericht in Lausanne hat im 15. und 16. Jahrhundert einige juristische Spiele der Art vorgenommen. In dem einen Fall waren die Käfer und Engerlinge dem Urtheil gehorsam, in einem andern aber nicht. Der Wurm, welcher in Zürich vom Kaiser Karl Recht begehrte, ist auch zum Rechtssubjekt personificirt. Daß er seinen Dank für das gerechte Urtheil in einem Edelstein darbrachte, hängt wohl damit zusammen, daß in den Sagen Schlangen oft kleine Kronen oder Edelsteine auf den Köpfen tragen.

Kaiser Karl erscheint in jenem Fall als der gerechteste Richter, vor den selbst die Thiere ihre Klage bringen konnten, aber der Fall hat noch eine andere juristische Bedeutung. Es war staatsrechtlicher Grundsatz im Mittelalter, daß, wie alle Gerichtsbarkeit vom Kaiser oder König ausging, so auch alles Gericht an ihn überging, auf seine Person wieder zurückfiel, wenn er in eine Stadt kam. Der Schwabenspiegel sagt: „Und in welche Stadt der König kommt, die in dem Reiche liegt, da

Digitized by Google

ist das Gericht und die Münze und der Zoll sein alldieweil er darin ist. Und er soll alles das richten, das in der Stadt oder in dem Lande zu richten ist, ohne das, was begonnen ist zu richten; dieses sollen die Richter zu Ende führen, die es begonnen haben." Als Kaiser Karl in Zürich im Hause zum Loch seine Residenz genommen hatte, mußte jede andere Gerichtsbarkeit derweilen ihm weichen.

Auf Karls des Großen Verweilen in Zürich und seine der damals schon aufblühenden Stadt bewiesene Gunst und Fürsorge soll vornehmlich das Großmünster hinweisen.

Hoch oben in einer Nische der Wand des westlichen Thurms (des Karlsthurms) erblicken wir ein kolossales Steinbild. Es ist das der große Kaiser, sitzend im kriegerischen Gewande, das Schwert über die Knie gelegt; die Rechte hält den Griff des Schwertes, die Linke umfaßt die Klinge; auf dem mächtigen Haupte mit wallendem Bart und Locken sitzt die dreizackige Krone. Dieses Steinbild ist Erneuerung eines früheren. Als 1490 die Münsterthürme ausgebaut wurden, da zeigte sich die in der Nische des alten Thurms befindliche Figur entweder baufällig oder der Architektonik nicht anpassend und es kam das neue Steinbild an die Stelle, auch wurde die Nische mit einem gothischen Baldachin überwölbt. Diesem Bilde entspricht auch das Bild des Kaisers im Siegel des Propstes des Chorherrnstifts, das von ihm gegründet sein soll, wie die Stiftsschule als Karolinum auf ihn zurückgeführt wurde.

In naivster Weise ist auf Grund der Voraussetzung, daß das Chorherrnstift in Zürich von Karl dem Großen herrühre, von einer andern Stiftung durch ihn und seinem öfteren Verweilen in dieser Stadt berichtet. Unter der Überschrift „Kaiser Carolus der Große stiftet das Simmlen-Gebäk" lesen wir in einer Bilder mit Texten enthaltenden Sammlung von Alterthümern der Schweiz aus dem vorigen Jahrhundert: „Kaiser Carl soll, wenn er sich zu Zürich aufgehalten, die Stiftsbrüder ab seiner Tafel, bei welcher er Brodt aus Semmelmähl zu gebrauchen pflegte, gespiesen haben, dann mit dergleichen Brodt soll ihn der im Höflein wohnende Chorherrn-Beker auf eine Zeit beschenket haben, welches ihm dann so wol geschmäket, daß er nicht nur über Tafel gewöhnlich dergleichen Brodt geessen, sondern auch dieser Pfisterei die Freiheit gegeben, alle Jahre etliche mahl Simmlen zu bachen. Wie

Digitized by Google

wohl dieses Semmelbrodt dem Kaiser Karl müsse geschmäket haben, kann man auch aus einer von ihm gemachten Verordnung abnehmen, welche dahin gehet, daß jeder Hof-Ammann Pfister haben soll, so zu des Königs Dienst Simmlen baken können. Mithin ist die Übergab nicht ohne Grund, daß der Becker der Chorherren-Stift das Vorrecht des Simmlen-Gebäcks an den solennen Tagen derselbigen daher ziehe. Noch heut zu Tag wird bei der so geheißenen Carolus-Mahlzeit, welche in der großen Convent-Stube auf der Chorherren gehalten wird, anstatt des gemeinen Brodts Semmelbrodt vorgeleget ꝛc." Es ist noch weiter als hergebrachte Sitte angegeben, daß an dem Karlstage den Geistlichen der Stadt, den Herren des kleinen Raths, den Richtern ꝛc. Semmeln zur Verehrung geschickt werden. Dieser Brauch dauerte bis zur Aufhebung des Stifts im Jahre 1832.

Das Haus „zum Höfli" nahe am Großmünster ist noch jetzt eine Bäckerei. Früher hatte es auch ein Wandgemälde, renovirt 1606 und 1710, welches die Stiftung der Gerechtigkeit dieser Pfisterei, Semmeln zu backen, bildlich darstellte. Auf dem Bilde saß der Kaiser im vollen Ornat, wie auf dem pröpstlichen Siegel und ähnlich wie in der Steinfigur. Ihm nahen sich der Stiftsbäcker und die Bäckerin. Die Letztere trägt einen großen mit Semmeln gefüllten Korb, aus welchem der Bäcker einzelne herauslangt.

Im Kinderleben Zürichs hat sich noch ein Nachklang der Semmelspende erhalten. Es wird den kleinen Kindern erzählt, daß, wenn am Berchtholdstage (2. Januar), einem Hauptfest der Jugend, der Kaiser oben am Großmünster 11 Uhr schlagen höre, so werde er nicken und frische Semmeln herabwerfen. Aber vergebens schauen die Kinder hinauf, der Kaiser hört den Glockenschlag nicht. Doch einmal wurde die Hoffnung Wahrheit. Es war am Berchtholdstage 1861. Der Gewohnheit gemäß zog die Jugend beider Geschlechter, großentheils kostümirt, am Vormittage durch die Stadt. Gegen 11 Uhr fanden sich die bunten Schaaren am Großmünster zusammen und, siehe da, als der Glockenschall die Stunde verkündete, da nickte der steinerne Kaiser und Semmeln in großer Zahl flogen herab auf den Platz vor dem Thurm, um von den behenden Kindern aufgefangen zu werden. Seitdem harren die Kinder an jedem Berchtholdstage auf ein neues Jubeljahr.

Digitized by Google

Beweis für einen wirklichen Aufenthalt Karls des Großen in Zürich ergibt sich aus dem der Sage und dem Volksglauben zugefallenen Detail nicht, aber die kleinen, selbst in das Kinderspielleben sich verlaufenden Züge der Überlieferung zeigen, wie tiefe Wurzeln die Verehrung des großen Kaisers in dem Leben der Züricher geschlagen hat. Diese Verehrung wirkte aber nicht der Ruhmesglanz des großmächtigen Eroberers und Mehrers des Reichs, sondern des Gründers eines neuen, Nationen umfassenden Kulturstaats. In diesem Kulturstaat hat Zürich seinen Platz eingenommen und seit mehr als einem Jahrtausend behauptet. Auf Kaiser Karl wurde die große Kirche Zürichs zurückgeführt, wie das Chorherrnstift und die Stiftsschule, werthvolle Handschriften des Chorherrnstifts, so die Alkuinsche Bibel (jetzt auf der Kantonalbibliothek), wurden als Geschenke Kaisers Karl betrachtet. Darum schmückt seit Jahrhunderten schon sein Bild den auch nach ihm benannten Karlsthurm, darum hieß die Stiftsschule das Karolinum und darum hat auch noch die 1833 gegründete Hochschule des „Limmat-Athens, die Nachfolgerin der Karlsschule, in ihrem Siegel im obern Felde das Großmünster, im untern die Nachbildung jener Steinfigur, als wäre Kaiser Karl der Stifter der die fortschreitende Wissenschaft vertretenden Universitas literarum Turicensis.

Digitized by Google

Bücherschau.

Allgemeine deutsche Biographie. I. Lieferung. Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot. 1875.

Das nationale Unternehmen, dessen Beginn in dieser ersten Lieferung vorliegt, verdankt seinen Ursprung der historischen Kommission bei der Kgl. Akademie der Wissenschaften in München. Zu Leitern desselben sind Freiherr von Liliencron und Professor F. X. Wegele bestellt und zu ihren Mitarbeitern zählen die besten Kräfte, die für ein solches vaterländisches Werk überhaupt aufgeboten werden können. Als der vornehmste Zweck wird bezeichnet, „den nationalen Sinn der deutschen Mit- und Nachwelt zu befriedigen durch die Freiheit eines leichten Verkehrs mit der Fülle bedeutender Gestalten unserer Vorwelt, die nun auch insgesammt hereintreten wollen in die geistige Gemeinschaft, welche die lebendigen Glieder unseres Volkes verbindet." Das Werk setzt sich damit das Ziel, über Leben und Schaffen aller verstorbenen Deutschen, sofern sie in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Kunst, in Handel und Gewerbe, kurz in irgend einer Richtung des öffentlichen Lebens Nachwirkendes geleistet haben, ausführliche und zuverlässige Kunde zu gewähren. Daß ein solches Unternehmen eine wesentliche Lücke in unserer historischen Literatur ausfüllt und deswegen mit wärmstem Danke zu begrüßen ist, bedarf keines weiteren Nachweises. Wie umfassend auch, wird in dem Prospekte mit Grund hervorgehoben, seit Jahrzehnten Arbeit und Leistung unserer nationalen Geschichtsforschung gewesen: eine Seite der historischen Kunde hatte bisher unter uns der gebührenden Rücksicht entbehrt: die biographische. Der Deutsche, bescheiden im Urtheil über sich selbst, ist leicht geneigt, den persönlichen Werth der That überhaupt gering anzuschlagen; den großen Zusammenhang der Begebenheiten im Auge, läuft er Gefahr, der lebendigen Kräfte zu vergessen, aus deren Antrieb in der Tiefe alle geschichtliche Bewegung entspringt. Dieser Faktor, die Berücksichtigung der menschlichen Individualität in unserer Geschichte mußte endlich zu ihrem Rechte gelangen — und es darf uns mit größter Genugthuung erfüllen, daß dies hiermit in einer Weise geschieht, die ebenso den Anforderungen strengster Wissenschaftlichkeit entspricht, wie sie andererseits sich dem Bedürfniß der ausgedehnten Kreise der Freunde geschichtlicher Bildung im deutschen Volke überhaupt anbequemt. Das Werk soll eben nach seiner vaterländisch gemeinnützigen Tendenz keineswegs einzig als Fundstätte des Wissens, vielmehr auch als Quelle literarischen Genusses dienen, es geht darauf aus, aus den bestimmten Zügen treuer Überlieferung eine Reihe wirklich lebensvoller Bilder zu gestalten, welche den Verstand wie das Gemüth des Lesers beschäftigen, ihn menschlich ansprechen und sittlich erheben. Die vorliegende erste Lieferung bürgt dafür, daß die trefflichen Leiter und die große Zahl mitwirkender Kräfte das angestrebte Ziel in einer der hohen Aufgabe würdigen Weise erreichen werden, wir hoffen aber andererseits auch und wünschen, daß dem Unternehmen von Seiten des Publikums eine solche Theilnahme entgegengebracht werde, wie es die hohe nationale Bedeutung desselben verdient.

Das Meklenburger Osterspiel, vollendet im Jahre 1464 zu Redentin, übertragen und behandelt von Dr. Alb. Freybe. Bremen, J. Kühtmann. 1874.

Das Redentiner Osterspiel war schon vor dem Erscheinen des vorliegenden Buches nicht unbekannt. Die Handschrift desselben, die nicht für das Original ge-

Digitized by Google

halten wird, befindet sich auf der Hofbibliothek zu Karlsruhe und nach dieser gab es schon Mone heraus im 2. Bande der Schauspiele des MA. 1846, indem er das Spiel zugleich in eine scenische Gliederung brachte und mit einer Abhandlung begleitete. Im Jahre 1851 folgte dann die Separatausgabe von Ettmüller unter dem Titel: Dat Spil fan der Upstandinge, Quedlinburg und Leipzig (31. Band der Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur). Auch erschien 1866 eine Abhandlung darüber von Drosihn im Programm des Gymnasiums von Neu-Stettin und 1869 eine solche von K. Schröder im 2. Hefte der Germania. Redentin, wo das Stück geschrieben wurde, der Verfasser ist unbekannt, ist der noch heute so genannte Hof eine halbe Meile nordwärts von Wismar im Kirchspiel Neuburg; er gehörte in Folge einer Schenkung des Fürsten Heinrich Borwin I. († 1226) dem Cisterzienserkloster Doberan und war der Hauptort der Klosterbesitzungen. Das Spiel selbst ist nach Anlage und Inhalt, Sprache und Handlung an sich und für die Kulturgeschichte höchst bedeutend. Die Auferstehung ist hier dargestellt als der göttliche Sieg über die menschliche und teuflische Klugheit und Bosheit. Daher hat das Stück zwei Theile, der erste umfaßt die vier ersten Handlungen, worin die menschliche Klugheit zu Schanden wird, der zweite enthält die fünfte Handlung, worin die Hölle ihre Niederlage bekennen muß; der erste Theil ist das ernste Spiel, der zweite das Lustspiel, aber in anderer Bedeutung, als es jetzt verstanden wird. Was Einheit der Handlung, gedankenvolle, dramatische Ökonomie und tief gedachte Gruppirung der Personen, was ernste Komik, jugendliche Frische und gesunde Volksthümlichkeit betrifft, nimmt es in der gesammten dramatischen Literatur des Mittelalters eine hervorragende Stelle ein. Das vorliegende Buch, das sich vorzugsweise die Interpretation des Stückes, und zwar mit großer Wärme und vielem Fleiße, angelegen sein läßt, verdient darum unsere dankbare Anerkennung und wir wünschen gern mit dem Verfasser, daß seine Arbeit dazu beitragen möge, einerseits das Redentiner Osterspiel den Fachmännern zu eingehenderer Beschäftigung zu empfehlen, andererseits dasselbe auch weiteren Kreisen wieder nahe zu bringen und in seinem Werthe mehr und mehr zu erschließen.

Die mittelalterlichen Siegel der Abteien und Konvente in Steiermark. Von Arnold Luschin. Mit 47 Holzschnitten. Wien, Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. 1874. 4°.

Diese Schrift ist ein Separatabdruck aus dem 18. und 19. Bande der „Mittheilungen der k. k. Central-Kommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Baudenkmale." Dieselbe giebt zunächst eine allgemeine Übersicht über die Entwicklung des Klosterwesens in der Steiermark, welches hier bereits seit dem Beginne des 11. Jahrhunderts festen Boden gewonnen hatte. Dann werden die Klöster einzeln aufgeführt, zuerst eine kurze Angabe der historischen Quellen gemacht, dann Gründung und Entwicklung des betreffenden Klosters in den Hauptzügen mitgetheilt und darauf das Siegelwesen desselben, meistens begleitet von sehr guten Abbildungen, klar und bündig auseinandergesetzt. Die Genauigkeit der Darstellung ist musterhaft. Zum Schluß werden die Ergebnisse der Untersuchung in Bezug auf die Siegelstempel, die Haupt- und Sekretsiegel, Form und Farbe, Umschrift, Befestigung, Schrift und Darstellung, kurz auf alle Punkte, welche für die Kunstgeschichte im Allgemeinen und für die Sphragistik insbesondere von Werth und Interesse sind, übersichtlich zusammengefaßt. Dieses Schlußkapitel der trefflichen Schrift bekundet, wie schönes Material durch die fleißigere Berücksichtigung unserer alten Siegel noch zu heben ist.

Digitized by Google

Denkwürdigkeiten aus dem Münsterischen Humanismus. Mit einer Anlage über das frühere Preß- und Bücherwesen Westfalens. Von Dr. J. B. Nordhoff. Münster 1874 Theissing. XIII und 253 Seiten.

„Es geschieht der allgemeinen Kulturgeschichte zu Dank, wenn über das Preß- und Bücherwesen in einzelnen Städten und Provinzen genaue Nachforschungen angestellt und sichere Resultate publicirt werden." So schreibt ein bewährter Forscher, und in der That sind die in dem oben näher bezeichneten Buche gewonnenen Resultate erfreulichster Art und von großem Interesse. Kulturgeschichtlich namentlich von Bedeutung ist der zweite Theil des Werkes, S. 129—239. den der Verfasser wohl zu bescheiden nur als „Anlage" charakterisirt, in welchem er die Druckergeschichte Westfalens und vornehmlich des Münsterlandes chronologisch nach den verschiedenen Druckstätten behandelt, und zwar nach Anfängen, Zeit, Druckern, Werken und sonstigen Eigenthümlichkeiten in eingehenderer Weise, für die jüngere Zeit gedrängter. Der Haupttheil des Buches bietet werthvolle Beiträge zur Geschichte und zur Bibliographie der Druckschriften des Humanisten Rudolf von Langen. Auch andere Humanisten und der Einfluß des Münsterischen Humanismus auf die Denk- und Dichtungsweise, auf die spätere Historiographie, auf Gründung von Pressen und Bibliotheken u. s. w. werden geschildert, sehr ansprechend namentlich wo des Verfassers bewährte kunsthistorische Studien sich mit diesen seinen neuesten Forschungen die Hand reichen, so S. 50—55, wo er von dem Einfluß des Humanismus auf das Verdrängen der Muttersprache in den Glockeninschriften spricht. Mehrere interessante Materien hat N. in die ausführlichen Anmerkungen verwiesen, z. B. die Geschichte der Münsterischen Dombibliothek, die Studiengegenstände der Theologen u. s. w. Das durch den emsigen Fleiß des Verfassers gewonnene umfangreiche Material ist in geschickter Weise verwerthet und in schöner Ausstattung und mit gutem Register versehen dargeboten. Das Buch darf als bemerkenswerthe Erscheinung auf dem Gebiet der kulturhistorischen Literatur mit Recht warm empfohlen werden.

Obwohl an sich dem Gebiete der Zeitschrift fern liegend sei wegen mehrfacher, zu Vergleichungen geeigneter Mittheilungen hier in Kürze berücksichtigt

Elpis Melena, Kreta-Biene oder kretische Volkslieder, Sagen, Liebes-, Denk- und Sittensprüche. München, 1874. Georg Franz (E. Lotzbeck) 56 S.

Eine kleine, aber interessante Sammlung volksthümlicher Dichtungen, wie sie unter den Nachkommen der ehemals ihrer lakonischen Antworten und poetischen Reden wegen berühmten Bewohner der Minosinsel noch gesungen werden und bei Hochzeiten oder Festgelagen, in den Dörfern der Ebenen oder bei schlichten Hirten in den Felsengrotten der sphakiotischen Höhen eingesammelt werden können. An das Altgriechische erinnert verhältnißmäßig nur Weniges, doch ist Charon immer noch in der Phantasie des Volkes eine lebendige Gestalt; umsomehr finden wir Anklänge an die gemeinsame Poesie des indo-germanischen Sprachstammes. Die schauerliche Erzählung: „Die Mutter mit den neun Söhnen", z. B. erinnert entschieden an Bürgers Leonore; der bekannte Reimspruch auf die Dekaden des menschlichen Alters („Zehn Jahr ein Kind" ꝛc.) begegnet uns bei den Kretensern in einer Anwendung auf die Frau:

Ein Blumenstrauß mit zwanzig Jahr, eine blühende Nelke mit dreißig,
Mit vierzig wie Wasser hell und klar, mit fünfzig ein Sturzbad eisig.
Hat sechzig Jahre sie erreicht,
Gestützt am Stab des Wegs sie schleicht,

Digitized by Google

Den Rücken krümmen siebzig Jahr,
Nun wird sie taub und blind wohl gar.
Mit achtzig untauglich zu allen Dingen,
Kann nur noch Speise sie verschlingen.
Mit neunzig drückt des Lebens Last
Sie mehr noch als die Jahre fast,
Und lebt sie noch mit hundert Jahren,
Schlagt sie todt; sie mag zum — fahren!

Bei den Versen:

Wer deinen Worten traut
Und deinen Schwüren glaubt,
Der jagt im Meer nach Wild
Und fischt auf grünem Gefild,

erinnert die Sammlerin, welche die einzelnen Stücke vielfach durch Bemerkungen erläutert hat, an Shakespeares Coriolan (Akt I. Sc. 1):

He that depends
upon your favors, swims with fins of lead
and hews down oaks with rushes.

Es hätte aber auch an die beim Hänseln in St. Goar verliehenen Privilegien erinnert werden können, an die Fischerei auf der Lurlei nebst der Jagd auf der Bank. Vergl. auch die Privilegien von Weisenheim a. d. Haardt in unserer Zeitschrift III. 64.

Den Schluß des Bändchens S. 50—56 bildet die dankenswerthe Beschreibung einer Hochzeitfeier, wie sie noch heute bei den Landleuten auf Kreta gefeiert wird.

A. K.

Buntes.

Der Hedemöppel von Vardegötzen oder das Ummeklappen [1]).

Von Pastor Engel in Leese.

Was ich unter obigem Titel zu verzeichnen habe, ist ein Volksschauspiel, dessen Ursprung dem niedersächsischen Heidenthume angehört. Vardegötzen ist ein kleines, in v. Hodenberg's Urkunden als sehr alt vorkommendes Dorf, Kirchspiel Jeinsen, Amt Calenberg, Provinz Hannover.

Am ersten Pfingsttage nach beendigtem Nachmittagsgottesdienste wird ein festliches Schauspiel von den jungen Bauerburschen exekutirt. Vier junge Burschen, ohne Maske, festlich gekleidet, bilden das Orchester. Sie tragen riesige „Schwöppen" d. h. Peitschen mit langer Schnur. Sie haben Wochen lang vorher in den abend-

[1]) Ummeklappen heißt das Umhergehen von einem Hofe zum andern mit Peitschenknallen. Oder sollte das „Umme" in dem Zeitworte ummeklappen eine transitive Bedeutung haben, „den Winter umklappen", niederschlagen, besiegen? Vgl. Grimm, d. Mythol. (1854) S. 719 fg. Besonders über die Einkleidung in Laub, Moos, Stroh ꝛc. S. 721 fg. und über den Kampf des Winters und Sommers S. 739 fg. — Spuren des früheren „Ummeklappens" erscheinen im Hannoverschen auch am Deister und in der Gegend von Gifhorn.

Digitized by Google

lichen Feierstunden sich im taktmäßigen, schulgerechten Klappen oder „Ballern" eingeübt, und dann heißt es in der Umgegend: Hört jü? dat sünd de Ummeklappers! (Hört Ihr? das sind die Umklapper!) Spannung und Vorfreude auf die Hauptaktion! Endlich, am ersten Pfingsttage, debütiren sie vor dem Publikum mit stolzen Gesichtern. Ihre Musik ähnelt sehr derjenigen, welche vier Dreschflegel auf der Tenne zu Wege bringen, nur daß sie weit intensiver klingt. Wenden wir uns vom Orchester zum Drama. Da ist zuerst die Hauptperson der „Hedemöppel", eine allegorische, den Winter andeutende Figur. Der Bursche hat das Gesicht mit einer sehr primitiven Maske verhüllt: Pappendeckel mit Löchern für Augen, Nase und Mund, und mit rothen Wangen von zermalmtem Ziegelstein geschaffen. Auf dem Kopfe hat er einen uralten dreieckigen Filzhut, einen sogenannten Dreimaster. Ein Kleidungsstück ist an ihm durchaus nicht sichtbar; die ganze menschliche Figur, Arme, Beine, Rumpf, Hals — Alles ist künstlich mit Hede bewickelt, nur daß an den Füßen große, lederne Schuhe haften. Wahrlich, dem Winter-Hedemöppel muß unheimlich werden beim Tanze in der Wärme des ersten Pfingsttages. Wohl ihm, daß sein Feind, der Laubfrosch ihm die Tänzerin vorweg nehmen muß! Laubfrosch (Loofrosch) gilt für die zweite wichtige Person im Drama. Eigentlich ist er die erste, aber der Hedemöppel muß doch dem Publikum mehr imponirt haben, da nach ihm der ganze Aufzug benannt wird. Laubfrosch ist die allegorische Figur des gewordenen Frühlings, nicht des werdenden. Auch er ist wie Hedemöppel mit Dreimast und Gesichtsmaske versehen, auch an ihm ist, wie bei jenem, außer den Schuhen kein Kleidungsstück sichtbar, sondern der ganze Körper und die einzelnen Glieder sind auf höchst künstlich erscheinende Weise mit dicht belaubten Zweiglein und dichten Blättern grün umhüllt. Bei ihm ist in Parenthesi zu erwähnen, daß er einen Phallus trägt, welchen er aber, wenn er unter den Zuschauern Honoratiores merkt, abzuschnallen pflegt. Die Feindschaft zwischen ihm und Hedemöppel kommt zur Anschauung durch die einzige weibliche Person des Dramas, durch „Greitje." Greitje (Gretchen), auch ein verkleideter Bauerbursch, mag wohl mit ihrem christlichen Namen (Margarethe) eine uralte sächsisch-heidnische Göttin verhüllen, vielleicht die Nerthus, um welche Winter und Frühling kämpfen. Aber schön — nein schön ist diese Nerthus nicht! Der Junge hat zu dieser Mummerei nur schlechte, abgetragene Frauenkleider auftreiben können, und es ist in dieser Greitje der unbeholfene Tölpel leichter zu erkennen, als archäologisch der Charakter einer germanischen Göttin.

Ehe nun unser Vorhang aufgezogen wird, hat Referent noch die ihm merkwürdigste Person zu beschreiben. Es ist dies: Pehrekopp (Pferdekopf). O du ehrwürdiger sächsischer Pferdekopf, hätte ich dich nicht beim Hedemöppel von Vardegöyen gefunden, — die ganze Gruppe wäre vielleicht für die Archäologie verloren gegangen! Du aber, Pehrekopp von Sachsen, hast mit deinem grinsenden Knochengesichte und mit den von den Zähnen herabhängenden Brennesseln schon dem Knaben euer aller Andenken in die Seele, respektive in die Wangen gebrannt! Hier gebe ich die Kopie deines Bildes, als wäre es Photographie, nicht geschmeichelt, nicht verunglimpft! Ein Bauerbursche hat einen großen sogenannten Vierhimpten-Sack von seinem Kopfe herab über den Körper gezogen; an beiden Seiten sind große Löcher, aus welchen die Arme frei hervorragen, doch so, daß er sie nach Belieben in den Sack zurückziehen kann. Über seinem Kopfe ragt ein an den Sack befestigter wirklicher, vom Schindanger geborgter Knochen-Pferdekopf (ossa albentia), ohne Unterkiefer, hervor. An den Zähnen dieses Pferdeoberkopfes ist ein gewaltiges, tief herabhängendes Bündel frischer Brennesseln (urtica urens) befestigt. In dem Sacke, in welchem Augenlöcher zum Durchsehen angebracht sind, hat der Bursche auch eine

Digitized by Google

Stange, mit welcher er den über seinem Kopfe ruhenden Pferdekopf dirigirt; schickt er die Stange aufwärts, so hebt sich der Pferdekopf riesig, zum Entsetzen der Zuschauer, welche obendrein mit der Brennessel bedroht werden. Dieser Pehrekopp ist der böswillige heidnische Dämon, in den ersten Jahrhunderten nach der Bekehrung Niedersachsens das abschreckende Beispiel für die damals junge Christenheit im Lande; die Brennessel bestätigt das [1])!

Kennen wir nun Orchester und Histrionen, so mag der Vorhang aufgezogen werden. Schauplatz ist Straße oder Hofraum.

Die vier Ummeklapper stehen in angemessener Weite von einander entfernt und beginnen mit ihren Schwöppen den vierschlägigen Dreschertakt zu ballern. Sofort fangen Hedemöppel, Looffrosch und Greitje an, mit plumpen Füßen den Takt zu stampfen. Es handelt sich nun darum, ob Hedemöppel-Winter oder Looffrosch-Sommer die Greitje-Nerthus zur Tänzerin bekommt. Nach einigen Hindernissen siegt Looffrosch; wenn der Feind gewichen ist, umarmt er Greitje, tanzt mit ihr unter Küssen und manchmal sehr indecenten Pantomimen. Allgemeiner Jubel!

Und Pehrekopp? — Der tanzt nicht mit, der mengt sich unter das Publikum und sucht den Frauen und Kindern seinen von den gräßlichen Pferdezähnen lang herabhängenden Brennesselbusch durch's Gesicht zu streichen. Da öffnet ihm die Menge schreiend und fliehend eine Gasse. Geräth er an größere Leute, so hebt er den über seinem Bauerjungenkopfe schwebenden Pferdekopf mittelst der unsichtbaren Stange in die Höhe — allgemeines Geschrei, und sucht so die Größeren zu brennen. Die ganze Vorstellung währt nur kurze Zeit, — rasch nach einem andern Hofe, rasch nach einem andern Hause, immer da capo!

Nun zum Epilog: Sämmtliches Orchester, sämmtliche Schauspieler werden honorirt mit Bier, Geld, Eiern, Rauchwurst, Branntwein. Das ist die Hauptsache. Das Verständniß der Allegorie ist längst verloren gegangen und Niemand fragt etwa: Was das Alles bedeuten solle? Offenbar ist das Ganze — wie so manches Andere der Art — ein ursprünglich heidnischer religiöser Usus, später christianisirt und auf das heil. Pfingstfest verlegt. Dafür bürgt schon der mit Brennesseln vom Rückfall in das Heidenthum abschreckende Dämon — der niedersächsische Pehrekopp!

Eine Diätetik des sechsten Jahrhunderts.

Von Karl Bartsch.

Es giebt von einem gewissen Anthimus, den die Handschriften bald als comes, bald als vir inlustris, bald als legatarius bezeichnen, einen an den Frankenkönig Theuderich gerichteten Brief diätetischen Inhalts. Der Brief ist lateinisch, aber in nichts weniger als klassischem Latein, sondern in volksmäßigem geschrieben. Ist er dadurch von Interesse für die Entwicklung der romanischen Sprachen, so zieht der Inhalt in kulturgeschichtlicher Hinsicht an. Man kennt einen griechischen Arzt Anthimus, der 478 vom Kaiser Zeno aus Konstantinopel verbannt wurde, weil er verrätherischer Beziehungen mit dem Gothen Theodorich Strabon angeklagt war. Auch der Verfasser jenes Briefes bezeichnet sich als Griechen, der zeitweise in Frankreich als Gesandter (legatarius) gelebt haben muß, da er fränkische Sitten kennt und erwähnt. Aber auch unter Gothen muß er sich aufgehalten haben, da er einmal ein gothisches Wort für polenta anführt. Es ist höchst wahrscheinlich gemacht

[1]) Vgl. indessen Grimm, d. Mythol. (1854) S. 41—43, 621—630, besonders S. 747, Note **). Über die Brennesseln S. 748.

Digitized by Google

worden, daß jener griechische Arzt und der Verfasser des Briefes ein und dieselbe Person sind. Vermuthlich begab sich der Verbannte zu den Gothen, zog mit Theoderich dem Großen 489 nach Italien und wurde von ihm als Gesandter an den Frankenkönig Theuderich I. (511—534), den Sohn Chlodwigs, geschickt.

Das diätetische Werkchen, welches in vielen Punkten mit dem bekannten Kochbuch des Apicius übereinstimmt, ist vor wenigen Jahren zum erstenmale herausgegeben worden [1]). Es behandelt 94 Nahrungsmittel, theils Speisen, theils Getränke, mit Rücksicht auf ihre Verdaulichkeit. Diesen Gesichtspunkt stellt der Verfasser gleich in der Vorrede auf. Man muß daher die Speisen so bereiten, daß sie verdaulich sind, allerdings aber auch das richtige Maß im Genusse von Speise und Trank beobachten. Er widerlegt den Einwand, den man ihm machen könne: daß doch andere Völker (aliae gentes) das Fleisch roh und blutig essen und trotzdem gesund sind. Ganz gesund, meint er, sind auch diese nicht, denn sie wenden auch Heilmittel an; wenn sie sich schlecht befinden, brennen sie sich mit Feuer den Magen oder Bauch oder den schmerzenden Körpertheil, grade wie man wüthende Pferde brennt. Indeß ihre verhältnißmäßig viel größere Gesundheit rührt von der Einfachheit ihres Lebens her. Sie essen, wie die Wölfe thun, immer nur eine Speise; Fleisch und Milch bilden ihre Nahrungsmittel; auch haben sie Speise und Trank selten in so reichlichem Maße, um sich schaden zu können. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß er damit auf die Sitten und Lebensweise der germanischen Völker sich bezieht, und zunächst wird man an die Franken denken dürfen, kaum an die Gothen, die damals schon durch den Verkehr mit Griechen und Römern die Genüsse antiker Kultur kennen gelernt hatten.

Bestimmter auf die Franken bezieht er sich, wo er über den Speck redet. Er wolle, bemerkt er, den Speck nicht so behandeln, wie er bei den Franken eine Delikatesse sei, sondern wie er nach seiner Meinung am besten genossen werden müsse. Er fügt weiter hinzu, daß die Franken, wie er höre, auch rohen Speck, und zwar als Heilmittel genießen, so daß sie keines andern bedürfen. Er wundert sich, wie sie darauf verfallen seien, aber die Sache selbst: die Heilsamkeit des Specks giebt er zu. Er nütze nicht allein bei äußeren und inneren Wunden, wenn man ihn auflege, sondern auch bei Krankheiten der Eingeweide und vertreibe die Würmer. Wozu also unsere Ärzte Medikamente, Tränke und Pflaster brauchten, das kurirten die Franken einfach durch rohen Speck. Nicht bei den Franken allein, sondern auch bei den Gothen und andern deutschen Stämmen war der Speck ein Hauptnahrungs- und Heilmittel. Es wurde daher das Speckessen von den christlichen Bekennern als etwas specifisch Heidnisches betrachtet, und der heilige Bonifacius fand sich veranlaßt, eine Ansprache deswegen an den Papst Zacharias zu richten [2]).

An einer andern Stelle bezieht er sich auf eine bei den Gothen beliebte Speise, die aus Gerste bereitet werde: sie heiße bei den Griechen alfita, bei den Römern polenta, die Gothen aber nennen sie fenea. Das Wort gehört zum gothischem fani und zu dem Namen der einen Riesenjungfrau Fenja, die mit Menja zusammen dem König Frodhi auf der Mühle mahlen mußte. Mit warmem Wein gemischt sei diese Polenta ein sehr wirksames Heilmittel. Ein Löffel voll dieser Mischung ist sehr gut für Magenverstimmung und sehr nahrhaft; auch hilft sie wunderbar gegen Ruhr, man nehme einen Löffel voll nüchtern oder Nachts, nachdem

[1]) In Valentin Rose's Anecdota graeca et graecolatina, 2. Heft, Berlin 1870; schon im Oktober 1867 hielt Haupt in der Berliner Akademie einen ungedruckt gebliebenen Vortrag darüber.

[2]) Rose a. a. O. S. 53.

Digitized by Google

der Hahn gekräht hat oder wenn der Kranke sich erlustigt hat (d. h. doch wohl geschlechtlich); dann darf er aber nicht eher etwas anderes essen als bis die Mixtur verdaut ist. Ein zweites deutsches Wort in dem Abschnitt von der Milch. Es ist von der Buttermilch die Rede, die griechisch oxygala heißt, auf lateinisch heißt sie melca. Es ist ersichtlich, daß dies unser deutsches Wort Milch ist, welches also damals (6. Jahrh.) aus den germanischen Sprachen in das Vulgärlatein übergegangen war, aber nicht in der allgemeinen Bedeutung von Milch, sondern die saure Milch bezeichnend.

Von andern Getränken hebt der Verfasser das Bier, den Meth und den Absinth hervor: alle drei sind zu empfehlen, wenn sie gut bereitet sind. Dem Bier stellt er den griechischen Gerstentrank (tisana = ptisana) an die Seite, doch sei es im Ganzen, weil kalt, nicht so zu empfehlen wie der griechische Trank. Dagegen sei Meth, vorausgesetzt daß der Honig gut sei, sehr nützlich. Den Meth nennt er mit deutschem (gothischem) Namen medus, auch diese Benennung war demnach in's Lateinische übergegangen.

Aus dem mannigfaltigen Inhalt des Übrigen will ich nur einiges herausgreifen. Er beginnt mit den verschiedenen Fleischarten. Rindfleisch ist schwer verdaulich; er empfiehlt daher mehr gedämpftes und in der Schüssel gekochtes Kuhfleisch. Wenn es gekocht hat, thue man etwas sehr scharfen Essig hinzu, ferner Lauch und Polei, Sellerie oder Fenchel, koche es damit eine Stunde lang, hierauf wird etwa halb so viel Honig als Essig hinzugethan. So lasse man es an gelindem Feuer kochen, indem man den Topf in den Händen dreht, damit der Saft sich ordentlich mit dem Fleische mische. Hierauf nimmt man geriebenen Pfeffer und andere Gewürze, mischt sie mit etwas Wein und thut es in den Topf. Es ist, wie man sieht, eine ziemlich komplicirte und kunstreiche Zubereitung. Nicht so ausführlich behandelt er das Fleisch des Widders, des Lammes, des Hirsches, des Rehbocks und der Rehkuh, sowie das des Ebers; wieder ausführlicher das Schweinefleisch. Vom Hasen bemerkt er, sein Fleisch sei gut gegen die Ruhr, seine Galle mit Pfeffer gemischt gegen Ohrenschmerzen.

Weiterhin handelt er von den Vögeln, von Fasanen, Gänsen und Hühnern; letztere werden empfohlen, wenn sie noch nicht zwei Tage alt sind, im Sommer aber nur vor Abend. Pfauen, die man im ganzen Mittelalter aß, räth er, wenn sie älter sind, 5—6 Tage, bevor man sie genießt, zu schlachten, in Wein zu legen oder im Saft zu kochen; wer es mag, kann auch Honig und Pfeffer dazu thun, wenn sie gekocht sind. Jüngere Pfauen werden nur 1—2 Tage vorher geschlachtet. Am Rebhuhn erklärt er für das Beste die Brust, aber es sei gekocht, nicht gebraten zu genießen. Es ist gut gegen Durchfall und Ruhr. Von den Hühnereiern bemerkt er, sie seien besonders gut nüchtern zu essen; man thue sie in warmes Wasser oder auch in kaltes, und lasse sie an gelindem Feuer kochen oder auf Kohlen allmählich warm werden. Dagegen ist es nicht gut, sie in kochendes Wasser zu thun, weil sonst das Weiße gerinnt und so schädlich wirkt.

Nach den Vögeln kommen die Fische an die Reihe, unter denen er namentlich die Forelle und den Barsch hervorhebt. Von den Aalen sind diejenigen, die auf Kiessand sich aufhalten, besser als die an sumpfigen Orten. Alle Fische aber dürfen nur frisch genossen werden; wenn sie einmal riechen, sind sie höchst schädlich. Austern räth er nur gebraten, nicht roh zu essen; eine nicht mehr frische Auster sei wie das gefährlichste Gift.

Es folgen die Gemüse. Kohl soll man nur im Winter essen; im Sommer macht er melancholisches Gemüth. Spargel, sowohl wilde als zahme, sind sehr gut;

Digitized by Google

man darf sie aber nicht zu groß werden lassen; in Salz und Öl genossen sind sie am trefflichsten. Kürbiß ist eine erkältende Speise und taugt nur für ganz gesunde Leute.

Zum Schlusse kommen die verschiedenen Früchte, und es kann befremden, den Kürbiß in einer andern Abtheilung zu finden. Es sind aber hier nur die kleineren Früchte gemeint, die am Baume wachsen. Äpfel und Birnen esse man nur vollkommen reif und süß, denn die herben schaden. Ebenso Pflaumen, Pfirsiche, Kirschen, wenn sie am Baume reif geworden; dagegen nicht, wenn man sie liegend hat reifen lassen. Kastanien sind nur gebraten zu empfehlen, die rohen sind unverdaulich.

Von den Getränken trage ich noch einiges über die Milch nach. Rohe Milch zu genießen räth er auch dem Gesunden nicht, sondern sie mit Honig, Wein oder Meth zu mischen; hat man aber diese nicht zur Hand, so nehme man etwas Salz. Denn roh genossen, gerinnt sie Manchem in Leber und Magen und wirkt dann schädlich. Frisch gemolken und warm getrunken ist sie nicht so schädlich, aber auch dann thue man lieber etwas Wein oder Honig daran. Auch wird, wer vorsichtig ist, die Kuh oder das Schaf oder die Ziege in seiner Gegenwart melken lassen und darauf halten, daß es in ein erwärmtes Thongefäß geschehe. Lungenkranken ist warme Kuh- oder Ziegenmilch sehr heilsam; man lege sich unmittelbar darauf auf den Rücken, damit die Milch länger auf die Lunge wirke; auch hier ist Mischung mit Honig zu empfehlen.

Von Milchpräparaten erwähne ich noch Butter und Käse. Frische Butter, aber ungesalzen, ist dem Lungenkranken 'gleichfalls sehr heilsam. Käse dagegen ist weder Gesunden noch Kranken gut, am schädlichsten Leber- und Nierenleidenden. Frischer süßer, nicht gesalzener Käse ist gesund und zu empfehlen; wenn er jedoch noch gar frisch ist, ist es gut ihn in Honig zu tauchen. Gebratener und gesottener Käse ist reines Gift.

Damit schließe ich diese Mittheilungen, welche hinreichen werden, um auf die kulturgeschichtliche Bedeutung von Anthimus' Briefe aufmerksam zu machen.

Politische Broschürenliteratur und Kolportage zur Zeit des 30jährigen Krieges.

Von Dr. K. G. Helbig.

Bekanntlich wurden während dieser Zeit nicht nur im Hamburg, Frankfurt, Nürnberg, Wien u. a. O. allwöchentlich kleine Zeitungen mit Neuigkeiten gedruckt, sondern es wurden auch besonders merkwürdige Begebenheiten von den verschiedensten Standpunkten aus in Flugschriften (Relationen) berichtet und die Zeitereignisse ernst oder humoristisch in dergleichen Flugblättern beleuchtet, wie es jetzt bei uns in den Leitartikeln und politischen Betrachtungen der Journale, in Broschüren und humoristischen Blättern geschieht. Unsere Archive und Bibliotheken enthalten einen reichen Schatz solcher Schriften, die für die Geschichte jener Zeit nutzbar gemacht worden sind. Aber jedenfalls weniger bekannt ist, daß jene Relationen nicht nur von den Agenten an Fürsten und Städteobrigkeiten gesendet und von den Redaktionen direkt an Privatleute verkauft wurden, sondern daß es auch Kolporteure gab, wie jetzt, welche den Verkauf solcher Blätter geschäftsmäßig betrieben. Ein solcher Kolporteur in anständiger Bürgerstracht mit Wamms, Pumphosen, Kragen und einem unseren jetzigen Kopfbedeckungen ähnlichen niedrigen Hute, an der rechten Seite den an einer Schnur hängenden Kasten mit Flugblättern, eine Relation, die er ausbietet, in der linken Hand, erscheint im Bilde auf einer 1631 gedruckten Relation, welche, jedenfalls gegen Ende des Jahres 1630 vom kaiserlichen Standpunkte aus verfaßt, die Deutschen vor Gustav Adolf warnen sollte.

Digitized by Google

Bemerkenswerth ist aber die Einleitung des Verfassers des „dänischen Nachklangs und schwedischen Fürgangs", — so ist die Schrift betitelt —, in welcher er höchst ungeschickt die Maske annimmt, als ob er, weil ihm seine frühere Publicistik für verschiedene Parteien nichts eingebracht und er sich nun von dem Rechte und der Macht der Kaiserlichen überzeugt, sich jetzt sein Brod mit Kolportage einer Relation verdiene, die er — „ein Aventurirer" — zum Nutz und Frommen der Deutschen nach seinen Erfahrungen aus voller Überzeugung abgefaßt habe. Höchst ungeschickt ist diese Maske gewählt, denn indem er die Publicistik der Gegner und den Parteiwechsel der damaligen Publicisten geißeln will, verdächtigt er seine eigenen Rathschläge, da er sich ja selbst als einen öfters fahnenflüchtigen Renegaten schildert. Er berichtet, daß er zur Zeit des dänischen Kriegs Neuzeitungsschreiber gewesen sei und sich „meisterlich habe gebrauchen lassen, nicht allein das nachzuschreiben, was ihm anderswoher eingebracht worden, sondern er habe auch ausgesprengt, was ihm bei seinen damaligen passionirten Gedanken und Kalvinischen Affekten in die Feder gekommen, um einfältigen Patrioten große Hoffnungen zu erwecken — „„denn was man gern erfährt, glaube man gern."" Später habe er gesehen, wie er mit seinem unzeitigen Aufschneiden viele ehrliche Leute und sich ungeführt und gröblich betrogen habe und daß seine Avisen nicht, wie vorhin, wollten stattfinden und mußte sich neutral halten. Dann sei ihm das Herz gewachsen, als der Administrator (Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg) aufgetreten, daß er nicht gewußt vor hochwichtigen starken Einbildungen und neu zugeschnittenen speranzen, wie er hoch genug herfahren sollen, und habe Bastardschreiben aus Magdeburg unter fremdem Namen fabriciret. Als aber die Krabaten seinen Kram zu nichte gemacht, sei er nach Pommern gegangen, um sich bei den Kaiserlichen einzuflicken. Auch der Hunger lehre viel Dings. Er habe den Kaiserlichen ihre Sache trefflich herausstreichen wollen, wenn sie ihm einen ziemlichen Unterhalt machten. Aber der Torquato habe ihm den Bescheid gegeben: „„Wo der Wein gut wäre, brauche man keinen Kranz herauszustecken"": er sei mit einer Verehrung abgespeist worden. Nun sei er zu den Schweden gegangen, habe da alles ganz anders gefunden als es von außen aussah." Und darauf sucht er nachzuweisen, daß es mit den Schweden, die vollends gar keine Ursache zum Kriege gehabt, viel eher und schmählicher zu Ende gehen würde als früher mit den Dänen, deren König doch deutscher Reichsfürst gewesen sei ꝛc. Man sieht wenigstens daraus, daß damals viele Publicisten gerade so geartet waren, wie noch jetzt welche vorkommen.

Privilegium für die Sesselträger in Köln zu Gunsten des städtischen Armenhauses. 1716, 6. Juli.

Wir Bürgermeister und Rath dieser des heiligen Römischen Reichs freier Stadt Köllen geben hiemit Jedermanniglich zu wissen, demnach die provisores des neuen Armenhauses uns supplicando belangt und unterthänig gebeten, ihnen ein zuverlässiges beständiges Privilegium gnädig mitzutheilen, umb die in so vielen anderen Stätten so nützlich schon eingeführte Dracheſessel, sowohl zu dieses neuen Hauses und dessen Armen verhoffenden etwahigen Nutzen, alß auch vornemblich der dahiesigen Bürgerschafft und Einwohner großer Commodität und Besten und vielen armen Leuth beständiger Unterhaltung auff ihre, der Supplicanten, ohne Zuthuung des Hauses private Sorg und Kösten auch dahier nützlich einführen, und sie nuhr dabey gegen alle Mißgönner und Anfechter künftig rechtlich manutiniren zu lassen, angesehen daß hiesiges Stapelpflaster, absonderlich bei der Herbst- und Winterzeit, wie

Digitized by Google

bekannt, nit allein sehr incommode sondern wohl gar vor die alte und incommodirte offt gefährliche und weder zum gehen, noch zum fahren, wohl aber zum tragen alleiniglich bequem ist, und wir dan bei Erwägung obiger Umständt in der That befunden, wie nemblich ein jeder durch die Sessel von obigen incommoditäten sich nit allein völlig befreyen, sondern auch gar in seiner Stube, wan er will, hintragen und endlich ahn denselben Orth, wohe er eingesessen, wieder niederlassen kann, ohne daß er vom bösen Windt und Wetter, von starkem Sonnenschein oder Regen und waß es sonsten sein möge, noch ahn seiner Gesundheit noch an seiner Kleidung den geringsten Schaden zu befahren und solches Alles gegen eine geringe Belohnung, nach der darüber gefertigter und Uns vorbrachter Taxordtnung zu gegenwartigen hatt, wie nit weniger, daß so vielle verschiedene hiesiger Stadt Handtwerker und Handelsleuthe sowohl bei der erster Aufrichtung, als künftiger Reparirung solcher Sessel ihren beständigen nit geringen Nutzen und Nahrung, auch Viele arme leuth ihren Unterhalt bei dem Dragen und Bestellen finden werden, daß wir dahero obgemelten Supplicanten das gebettene Privilegium nach Verlangen mitgetheilt, auch sie gegen alle böse Anfechter, welche sie gegen Verhoffen molestiren, beschädigen, oder beeinträchtigen wollten, zu schützen und zu handthaben angelobt haben, dahero allen und jeden ernstlich befehlende obgemeldten Sesseln, deren Trägern und absonderlich, welche sich deren künftig gebrauchen wollten, keineswegs molest, hinderlich, noch schädlich sondern vielmehr, alß einer gemeinnützliger Sachen, wan und wohe sie können, behülflich und befürderlich zu sein, wobei in Specie die Fuhrleuth und Kutschirer erinnert, befelcht und gewarnet werden, ahn allen Orth und Enden, wohe die geringste Gefahr zum Anstoßen oder zum beschädigen sein könnte, bei Zeithen von selbsten, und absonderlich auff der Säffelsträger Zuruffe wie anderwärts, so lange still zu halten, bis die Sesseln mit ihren Trägern und Leuthen völlig vorüber, alles unter unausbleiblichen schweren Strafen, wornach sich dann ein Jeder zu richten und vor Schaden zu hüthen wissen wird. ita conclusum 6. Juli 1716.

Zum Bücherwesen der Vorzeit.

Mitgetheilt von J. Zahn.

Von Gottes Gnaden Wilhelm Hertzog in obern und nidern Bayrn ꝛc. Unnsern Grues zuvor, Ersamer in Gott lieber getreuer, wür haben disz tag nit ohne misfallen verstanden, was ihr gegen unnsern neehst mit Büechern zu euch abgeordneten für ungebür und grobhayt erwisen, insonderhayt, das in gegebener urkunde, nit allain ohne grund, wie nemlich solche Bücher hievor bei lebzeiten unnsers geliebten herrn vatern seliger gedechtnus alberait erkauft, da doch deren wenigister tayl, und sonderlich der Schuelbücher bis dahero khaines zum verkauff herfürkommen, sondern auch daneben vermeldet worden, das bei euch khain gelegenhait, disz Bücher underzebringen vorhanden, aus welichem wür leichtlich ze schließen, was ihr zur Sehlsorge und Schuelwesen für affection und verstannd habt. Dann uns ia unverborgen, das erstlich nit aine, sondern fünff underschidliche pfarren unserm closter Rayteubuech incorporiert, welche täglich durch die conventualen versehen werden müeßen, derselben auch außerhalb nit weniger, so mit stets anwesenden conventualen besetzt seind, für welche der gleichen nuzliche guete Bücher vil in größerer anzal von nötten, als euch ietzt überschickt, oder auch etlicher zuvor mügen verhanden sein, nit weniger ist nur zue euer closter schuel der zuegefertigten gattung gar khain überflus, vileicht aber bei euch der mengel, das ihr nach solchen dingen nit vil umseht, daran doch unsers closters wolfart und auch euers amts und khünftiger verantwurtung halben

Digitized by Google

weit mehr als andern gelegen und dabei denen bayden abgang allen andern, was da neben auszerichten gar schwerlich ze helffen ist. Dem allem nach schicken wir euch solche bücher in ain väßl eingeschlagen hiemit widrum zue, dagegen werdet ihr unserm cammerpotten fürweysern diß erstlich die bezalung 82 fl. 34 kr. richtig zu erlegen, dan auch für Ine u. fuehrmann die zehrung bis zu euch hinauf zu erstatten, verner diſe nothwendige nuzliche wahren für Pfarrherren u. Schulgebrauch best u. fleißigst anzuwenden u. beschlüeßlich der gleichen unnser, als landtfürstens wolgemainte u. nöthige Fürsehung u. bevelhe in zuelhünftig beßer u. gebürlicher für augen zu nemmen, u. zu volziechen wißen, damit wür nit ursach gewinnen, anders für zu nemmen, dardurch unser landtsfürstliche hochayt, wie billich, bei Würden u. gebür besteen müge. Wollten wür euch ietzt nit pergen. Datum München den 18. Maij anno 1585.

Wilhelm m. pp.

Dem Ersamen in gott unserm lieben getreuen Probste unsers chlosters Rayttenbuch, Erzbriestern [1]).

Anschlag der Bücher, so herrn Probsten zu Rayttenpuech von fürstlicher cannzley zue München auszetailen u. zuezebringen verordnet worden.

Exemplaria.	fl.	Kr.
2 Confessiones Hosii p. 1 fl. 4 Kr. Thuet	2.	8.
4 Predigen vom h. Sacrament Fr. Nasi gepunden, ains p. 24 Kr. Thuet	1.	36.
6 Rasperger von der communion ainerlai gestalt, ains p. 15 Kr. Thuet	1.	30.
3 D. Eders erste puech von Evangelischer inquisition, ains p. 30 Kr.		
3 Eiusdem ander puech von Evangelischer inquisition, ains p. 40 Kr. Thuet	3.	30.
16 Officia hebdomadae sanctae, gepunden p. 32 Kr. Thuet .	8.	32.
6 Ruebardus von wahrer Ruhe der Seelen, ains p. 10 Kr. Thuet	1.	—
6 Nachdruckh Staphyli wider den Schmidl, ains p. 18 Kr. Thuet	1.	48.
6 Drei predigen Lantherii, wo die Seeligkeit ze finden, ains p. 10 Kr. Thuet	1.	—
3 D. Weidners Sentenz, ains p. 20 Kr. Thuet	1.	—
6 D. A via vermanungen, ains p. 6 Kr. Thuet	—	36.
1 Staphylus vom letzten u. großen abfall	—	24.
2 D. Eisengreins erklerung dreier furnemmen hauptpuncten, ains p. 34 Kr. Thuet	1.	8.
2 D. Eckens loci communes, ungepunden ains p. 16 Kr. Thuet	—	32.
6 Johann Fabri von der evangelischen Meß, ains p. 12 Kr. Thuet	1.	12.
4 D. Eisengreins bericht von ainem rechten Seelsorger, ains p. 4 Kr. Thuet	—	16.
6 Khinder catechismi mit calendern u. gebethen ains p. 4 Kr. Thuet	—	24.
20 gar klaine catechismi für die Layen, ains p. 3 Kr. Thuet .	1.	—
15 Parvus catechismus canisii ungepunden, ainer p. 4 Kr. Thuet	1.	—
10 Remische catechismi Fabritii, ainer p. 24 Kr. Thuet . .	6.	—
25 Summa Doctrinae christianae canisii, aine p. 24 Kr. Thuet	10.	—

[1]) Wolfgangus Perghofer, electus 23. Julii 1582, obiit 3. 8bris 1611.

Digitized by Google

	fl.	Kr.
10 Lateinische Evangeli püechl ungepunden, ains p. 4 Kr. Thuet	—	40.
30 Grammatica Lorichii, aine p. 20 Kr. Thuet	10.	—
30 Rudimenta Lorichii, ains p. 8 Kr. Thuet	4.	—
10 Plautinische comedien, aine p. 10 Kr. Thuet	1.	40.
30 Bucolica Mantuani ains p. 10 Kr. Thuet	5.	—
30 Martiales gepunden ains p. 15 Kr. Thuet	7.	30.
40 Horatii, ainer p. 16 Kr. Thuet	10.	40.
Summa Thuet	82.	34.

Cannzley ꝛc.

Letzter Reichs-Abschied von der Mutter dem Römischen Reich an die Enterbte Tochter nun Französische Stadt Straßburg.

1.

Glück zu, Glück zu, Enterbtes Kind,
fortuna enim eges,
In meiner Schoos Dich nicht mehr sind,
ah! Galli habes Leges.
Ich fehlet gwieß, daß ich mit dir,
non Gallicè discurram?
Ich bleib gut Teütsch, verzeihe mir,
maternam servo Linguam.
Wie gfällt der Französischen Nation,
(ex corde, dic, quid sentis?)
Ach traurig geheſt du darvon,
et similis es flentis.

2.

Was meinſt du, traute Schweſter mein?
Sed quid dico Sororem?
Ein Reichs-Glied kanſt du nicht mehr seyn.
Cur vendebas honorem?
Zu ſpat kombt dir Jungfer-Witz:
Pax alma sic sancivit,
Wohl gut, der grechte Gottes-Bliz,
Rebellem Te punivit.
Ludwich wird lehren, glaube mir,
Te gallicè saltare.
Ja, ja, Er wird gwiß zeigen dir,
et Papam honorare.

Machiavellus.

Wo ein Pfaff führt die Oberhand,
Da iſt kein Glück und Stern im Land;
Drum ſoll man Sie mit Putz und Kern,
Ausrotten, wie die Tempelherrn.

Schweden.

Indem als Mediator ich,
Die Kriegs-Flamm' löſchte beyſamlich,

Digitized by Google

Hat mich der Flammen strenge Macht,
Daheim in große Noth gebracht.

Dennenmarckh.

Indeß zieh ich Subsidien,
Und laß es drunter und drüber gehn,
Doch, daß mein Volck in Übung sey,
So zwack ich Holstein ohne Scheu.

Würtemberg und Baaden.

Viel tausend Schaden hat der Hahn,
Bisher auf unßern Mist gethan;
Er hält auch schwerlich beßer Hauß,
Man reiß ihm dann die Federn aus.

Gemeine Chriestenheit.

Auf mein und dein sieht Jedermann,
Und hält es fäst, so lang er kan:
Wer aber seine Hoffnung stellt,
Auf Gott, dem Herrscher aller Welt,
Ohn' dessen Willen nichts geschicht,
Der stimbt auch uns bey, und spricht:
Hab Danck vor deine Gültigkeit,
Herr, gib nur Friedt zu unßrer Zeit.

Inschriften auf Richtschwertern.

Das Welfen-Museum zu Hannover besitzt sieben Richtschwerter, zum Theil mit Inschriften:

Omnia si perdas famam servare memento,
Qua semel amissa postea nullus eris. 1664.

Ferner: Gott der Allerhöchste steur dem Unheil,
Oder ich und meine Hände exequire das Endesurtheil.

Sowie: Auf Gott und das Glück
Wart ich alle Augenblick.
Nicht soviel an großen Degen,
Nur am Herzen ist gelegen.

Und: Dem Herrn dem ich diene dem opfre ich auf mein Leben,
Die Seele aber dem der sie mir hat gegeben. 1747.

Auf einer Solinger Klinge von 1748 steht: fide sed cui vide. Auf einer andern eben solchen: Sobald als ich das Schwerd aufheb, wünsch ich dir das ewige Leben. Alle Inschriften sind in lateinischer Uncial. Ähnliche theilt Benecke (von unehrlichen Leuten) S. 218 und 219, sowie in dieser Zeitschrift G. Böhm in dem betreffenden Artikel mit. Da das Richtschwert sehr scharf geschliffen sein mußte, so nutzte es sich im Laufe der Jahre leicht ab, worauf, um Schaden und Mißbrauch zu verhüten, die Obrigkeit es in Empfang nahm. Daher kommt es, daß in den Rathhäusern vieler alten Städte häufig auch eine kleine Sammlung solcher Justizwerkzeuge aufbewahrt wird, so daß sich die Legenden derselben noch unschwer vermehren lassen dürften.

Digitized by Google

Herzog Julius von Braunschweig.

Kulturbild deutschen Fürstenlebens und deutscher Fürstenerziehung im 16. Jahrhundert.

Von Eduard Bodemann.

In einem frühern Bande dieser Zeitschrift (B. I., S. 197—238) habe ich schon den Herzog Julius von Braunschweig (1568—1589) in seinem Wirken für seines Landes Heil und Gedeihen, insbesondere in seiner volkswirthschaftlichen Thätigkeit dargestellt. Die Regierung des Herzogs Julius fällt in jene Geburts- und Jugendzeit neuen Glaubens und Lebens in Deutschland, in das große Zeitalter der Reformation. Aber in keiner Zeit tritt die eigenthümliche Überzeugung im Glauben und Denken, die persönliche Ansicht und der individuelle Gedanken- und Gemüthskreis des Fürsten so viel geltend und tief einwirkend auf, als eben in jener, wo in dem gewaltigen Ideenkampfe gerade die geistige Richtung, die persönliche Überzeugung und Denkweise des Fürsten für das künftige Geistesleben seines Volkes entscheidend war.

So ist es auch von historischer Wichtigkeit, das geistige Wesen und Leben der Fürsten jener Zeit in seinen verschiedensten Äußerungen und Gestaltungen zu erforschen.

Je großartiger nun, je anziehender und gewichtvoller in dem gewaltigen Glaubens- und Gedankenkampfe jener Zeit, je erhabener und glänzender uns in dem Kampfe für Wahrheit und Recht und in hingebender Sorge und aufopferungsfreudigem Ringen für seines Volkes Wohl das Leben und Wirken des trefflichen Julius erscheint, dessen Lob dauern wird, so lange es eine vaterländische Geschichte giebt und dessen Bild durch jede neue Entdeckung aus den Archiven seiner Zeit in ein glänzenderes Licht gesetzt wird, um so lieber befreundet man sich auch mit dem, was in seinem Leben nicht der Öffentlichkeit, nicht dem Staate

Digitized by Google

und Volke, dem er als Fürst zuerst und vor Allem angehörte, sondern ihm allein in seinem Privatleben, in seinem Hause und seiner Familie zugehört. Für sein großes Bild im öffentlichen Leben sind auch seine Privatbeschäftigungen, seine häuslichen Unterhaltungen und geselligen Vergnügungen, sein stilleres Hofleben, sein persönlicher wie brieflicher Privatverkehr mit andern Fürsten und seinen Unterthanen, sein Sorgen und Wirken als Haus- und Familienvater freundliche lichte Farben, die dem großen Bilde seines ernsten öffentlichen Lebens einen heitern und milden Hintergrund geben und ein anmuthiges Gewand bilden, durch welches die innere geistige Hoheit im lieblichsten Lichte durchschimmert.

Wir besitzen noch immer kein vollständiges Kulturbild und Sittengemälde jener großen Zeit des 16. Jahrhunderts; mag daher das von mir hier Gebotene — das auf von mir durchforschten und bisher ungedruckten Aktenstücken der Staatsarchive zu Wolfenbüttel, Hannover, Marburg und Berlin beruht, — als Vorstudien und Skizzen zu solchem vollständigen Bilde betrachtet werden.

I.

Viele der charakteristischen Züge und Eigenheiten aus dem spätern Fürstenleben des Herzogs Julius finden ihre Erklärung und Begründung in dessen früherm Jugendleben, welches uns ein interessantes, freilich trübes Kulturbild aus dem fürstlichen Familienleben jener Zeit entrollt.

Julius, der jüngste der drei Söhne des Herzogs Heinrich des Jüngern von Braunschweig und seiner Gemahlin Marie, einer Tochter des Herzogs Heinrich von Würtemberg, ward am 29. Juni 1528 geboren. Für seine erste Jugend und Erziehung fließen die Quellen sehr spärlich. Derselbe ward, wie gewöhnlich in jener Zeit die nachgebornen Prinzen, von seinem Vater für den geistlichen Stand bestimmt. Verwachsene Füße, die Folge eines dem Kinde durch Sorglosigkeit der Wärterin zugezogenen Falles, schienen ihn zu einem weltlichen ritterlichen Leben unfähig gemacht zu haben. Schon als Kind erhielt er durch Vermittlung seines Vaters ein Kanonikat zu Köln. In seinem 14. Lebensjahre, am 28. December 1541 verlor Julius durch den Tod seine Mutter, auf deren liebevolle Pflege und Erziehung — bei den steten

Digitized by Google

Tagesfahrten, Kriegszügen und Reisen seines Vaters — der schwächliche Knabe besonders wird angewiesen gewesen sein. Als Heinrich d. J., nach der Einnahme Wolfenbüttels im Jahre 1542 durch die Schmalkaldischen Fürsten, flüchten mußte, ward Julius zuerst nach Gandersheim, dann nach Calenberg zu der edlen, dem evangelischen Glauben innig ergebenen Wittwe Herzogs Erich des Ältern, Elisabeth, von dort an das Hoflager des Herzogs Franz von Lauenburg, und zuletzt nach Köln geschickt. Hier finden wir den Prinzen noch im Juli 1547, denn am 9. Juli schreibt ihm dorthin sein Vater von Nürnberg aus: — „Wir geben Dir zu erkennen, daß Wir mitsammt Unserm Sohne, Deinem Bruder Herzog Karl, Gottlob wiederum erlediget sind und in nächsten Tagen zu Unsern abgedrungenen Landen und Leuten kommen werden, ganz väterlich begehrend, Du wollest fleißig studieren und fromm, auch Deinem Präceptor gehorsam sein und Dich in allewege halten, wie es einem Fürsten gebührt und Wir Dir zutrauen." — Nachdem dann Heinrich d. J. noch in demselben Jahre aus seiner Gefangenschaft wieder in seine Erblande zurückgekehrt war, sandte er 2 Jahre darauf seinen Sohn Julius, welcher jetzt das 20. Lebensjahr erreicht hatte, zu weiterer Ausbildung unter Leitung des Licentiaten Heinrich v. Stappensen und des Präceptors Hans Ketterlein, mit zwei Gefährten: Eitel Heinrich v. Kirchberg und Achim v. Hoym, und einem ziemlich ansehnlichen Gefolge auf Reisen. Zuerst begab sich Julius nach Bourges, von da am 29. März 1550 nach Paris, wo er am 4. April eintraf, und sodann nach Löwen, dem eigentlichen Ziele, wo er seine Studien vollenden sollte. Hier zog er am 17. April 1550 ein. Am 4. Mai des Jahrs berichtet Heinrich v. Stappensen von Löwen aus an Herzog Heinrich d. J.: — „Auf E. F. G. schriftlichen Befehl bin ich mit m. gn. H. sammt den Andern in vigilia Palmarum von Bourges nach Paris gezogen, — wo wir in die coenae Domini angekommen sind, und haben da unsere Ostern gehalten, uns auch nicht anders vernehmen lassen, als wollten wir diesen Sommer dableiben. Und da Fuhr vorhanden, habe ich 4 Pferde am Osterabend, obwol mit Schaden, verkauft. Als wir der Fuhr halber 8 Tage da geblieben, hat sich m. gn. H. beklagt, daß S. G. das Fahren nicht ertragen könnten, und deshalb zu reiten begehrt. Da gerade der Postknecht von Antorf (Antwerpen) zu Paris gewesen,

Digitized by Google

sind derselbe und ich mit m. gn. H. von Paris geritten einen Tag zuvor, ehe die Andern ausgefahren. — So viel möglich haben wir unsere Reise stille gehalten, dennoch sind am andern Tage 7 Studenten, als sie vernommen, daß m. gn. H. weggeritten war, meistens vom Adel, auf der Post meinem gn. H. gefolgt und mit ihm bis Senlis gezogen, daselbst die Nacht bei S. G. geblieben. Nachdem dieselben am andern Morgen sich unterthänig rekommendiret, sind wir Gottlob alle gesund zu Löwen am 17. April angekommen und haben dort „„im Spiegel"" E. F. G. Sekretärs Wolf Hase Brief gefunden und danach „„in der gulden Liberie"" Herberge gesucht und bekommen, sauber und wohl gelegen; bei einer Wittwe, hat zwei Töchter und einen Sohn, der studiert; wir haben gedingt den Monat 11 Gulden brabantisch, haben 5 Kammern, 6 Betten, Saal und Küche, und da es von Nöthen, das ganze Haus zu unserm Besten. Die Töchter kochen und haben uns bisher helfen einkaufen. Es wird sonst m. gn. H. einen Koch und Küchenjungen nöthig haben. — Weiter, gn. H., damit m. gn. H. privilegia universitatis gebrauchen möchte, Wein und Bier accisefrei einzulegen, hat sich S. G. müssen lassen intitulieren und dem Rectori universitatis einen Eid thun. — Mein gn. H., Herzog Julius, begehrt lange Kleider zu tragen, wie die andern Herrn, die hier studieren, und will nicht eher in das Kollegium ad lectiones gehen. Damit nun S. G. nicht länger daran möchten gehindert werden, hab ich Sr. G. jetzt einen Kammelot-Rock machen lassen. Nun will aber S. G. auch ein seiden Atlas haben, darauf ich Sr. G. geantwortet, daß ich dazu ohne E. F. G. Befehl nicht bemächtigt wäre, mit welcher Antwort S. G. nicht zufrieden sein will. Bitte derhalben, E. F. G. wollen mir des und anderer Dinge mehr E. F. G. Gemüth und gnädigen Willen entdecken." — In einem beiliegenden Briefe bittet Julius selber seinen Vater noch um 100 Thlr. „Spielgeld", und fügt hinzu: „Auch kann ich E. L. aus kindlicher Liebe, Ehr' und Treue nicht vorenthalten, daß allhier so thener Zehren ist, als in langer Zeit nicht gewesen. Was man in Frankreich für 6 Pfennige hat, dafür muß man hier zu Lande 12 geben; in Frankreich kanst man 1 Quart Wein für 1 Stüber, und hier muß man für 1 Stopp Wein 6 oder 7 Stüber geben; alle Gelegenheit gefällt mir sonst hefftig sehr wohl, ohne daß die Theuerung dem

Digitized by Google

Beutel sehr wehe thut.“ Und um seinem Vater zugleich eine Frucht seiner Reise durch Frankreich und Paris zu zeigen, unterschreibt er: „Julien par la grasse de dieu Prince de Brounswicq et Luneboure, vostre tres chier et bien ayme filz escript par moy.“ Darauf lief folgende Antwort des Vaters ein: „Hochgeborner Fürst, freundlich lieber Sohn. Wir haben D. L. Schreiben — väterlich empfangen und verlesen. Daß Du nun mit den Deinen daselbst zu Löwen glücklich und wohl angekommen, hören Wir väterlich und freundlich gern. Daß Du Dich erbietest, fleißig zu studieren und der französischen Sprache obzuliegen, des sind Wir vorher ganz anders in Erfahrung gekommen, — ob welchem Wir gar kein Gefallen tragen können, sondern Uns Solches zu höchstem ungnädigen Mißfallen gegen Dich gereicht. — Nun haben Wir Dir Hans Ketterlein neben dem Licentiaten Stappensen zu einem Präceptor verordnet, der ohne Zweifel Dir mit Stappensen in Lehre und Unterweisung genügend sein wird; welchen beiden Präceptoribus Du gehorsam zu sein hast, wie ein Discipul gegen seinen Präceptor zu thun schuldig ist. Denn je demüthiger Du Dich gegen sie und Andere nach Gebühr erzeigest, desto besser Dir Solches ansteht und Dein Fürstenstand gepriesen wird. So wollen Wir auch, wenn Du bei ehrlichen Leuten bist, daß Du Dich fürstlich und tapfer, aber gleichwol nicht hochmüthig oder störrich, sondern vielmehr dermaßen haltest, daß man Dich für einen gütigen Fürsten ansehen und erkennen möge. Daß Du sodann Dich nach der Studenten Art desselben Orts in lange Röcke kleidest, lassen Wir Uns nicht entgegen sein, doch soll die Kleidung nicht köstlich, sondern die Unter- oder kurzen Leibröcke von Taffet oder seiden Atlas, aber die Ober- oder langen Röcke von schlichter und geringerer Waare sein; Wir wollen auch nicht, daß Du viel Gasterei haltest, panketierest und schlemmest, noch große Kostbarkeit, weder in Kleidung noch Anderm anrichtest, sondern Dich in allen Dingen eingezogen und still haltest, Deines Studierens Tag und Nacht fleißig wartest, und bedenkst, warum Du dort seiest und was daran gelegen; Wir wissen Dir auch kein Geld zum Spielen, sondern zum Studieren und zu anderer Deiner Nothdurft zu verordnen, denn Du sollst nicht spielen, sondern studieren. Daß Du sodann auch membrum universitatis worden bist, achten Wir nicht für genugsam, Du beweisest Dich denn auch als solches

Digitized by Google

mit emsigem Fleiß, wie einem Studenten zustehet. Nochmals mit ganz väterlicher getreuer und ernstlicher Erinnerung, daß Du alle dem getreulich nachlebest, was Wir Dir früher und jetzt in diesem Schreiben befohlen haben, so lieb Dir sei, Unsere väterliche Hnld, Gnade und Freundschaft zu behalten. — — Dich hiemit Gott dem Allmächtigen befehlend. Datum Wolfenbüttel am heiligen Pfingsttage Anno 1550."

Aus derselben Zeit liegt uns eine „Instruktion des Herzogs Heinrich d. J. für die Unterhaltung seines Sohnes zu Löwen" vor. — Dieselbe lautet: „Nachfolgender Maßen sollen Herzog Julius und Sr. F. G. Gesinde auf meines gnädigen Herrn Befehl unterhalten werden: Erstlich will m. gn. H. dem Herzog Julio alle Jahr 1000 Goldgulden zur Unterhaltung verordnen. Item Sr. F. G. alle Jahr ein Ehrenkleid von Atlas oder Taffet geben, und das soll sein ein langer Unterrock, wie die Bischöfe und Prälaten tragen. Davon sollen S. F. G. auch Hosen und Wams haben und durchaus sich in keinen Sammet kleiden. Item m. gn. H. will Herzog Julio alle Jahr einen gefütterten Rock geben, darin S. F. G. täglich gehen sollen. Item alle Quartal ein Paar Hosen. Item dem Gesinde sollen alle Jahr zwei Kleider gegeben werden, dergleichen auch den Jungen. Item m. gn. H. will Herzog Julio alle Quartal 15 Thaler zu Handgeld geben, und sollen S. F. G. meinem gn. H. Rechenschaft thun, jedoch das Geld zu Sr. F. G. Nothdurft und Gefallen gebrauchen. Item S. F. G. soll nicht anders gekleidet gehen als die Bischöfe, und sich durchaus dieser Ordnung gemäß halten."

Über die Studien des Herzogs Julius zu Löwen liegen leider keine näheren Aktenstücke vor. Der Präceptor Hans Ketterlein berichtet am 14. Mai 1551 an Herzog Heinrich: — „Was die Lehr und Disciplin anlangt, sollen E. F. G. wissen, daß Herzog Julius viel Verstands und Ingenii hat, daß, wenn S. F. G. dieselben zum Studieren und nicht zu andern unnützen Dingen gebrauchen wollten, S. F. G. wol sollten etwas ausrichten und neben Andern mit Ehren bestehen." Wir erfahren nur, daß Julius dort auf der berühmten Hochschule, welche gerade damals im höchsten Rufe stand und an 6000 Studenten zählte, besonders die juristischen Vorträge des Albert Boichorst, des spätern bekannten Syndikus der Stadt Münster, hörte; auch daß er in Musik

Digitized by Google

und Gesang Unterricht erhielt, und daß der Kantor, welcher ihm zwei Monate lang im Singen Unterricht ertheilte, dafür zwei Gulden bekam.

Neben den Studien, „da Herzog Julius — wie sein langjähriger treuer Diener Algermann erzählt — auch so viel gelernet, daß Sie etwas Latein verstehen konnten", ward hier auch für die Herstellung des kranken Fußes gesorgt. Ein geschickter Meister „Peter" in Herenthals, einem Städtchen in der Provinz Antwerpen, wohin sich Julius begab, vollzog an dem Herzoge eine schmerzhafte Operation, welche dieser aber standhaft und beherzt aushielt; der Erfolg war aber unbedeutend, der Fuß blieb gekrümmt und schwach und machte das Gehen beschwerlich, so daß auch Julius öffentlich meistens sich eines Pferdes oder im spätern Alter einer Sänfte bediente.

Als die blutige Schlacht bei Sievershausen am 9. Juli 1553 dem Herzoge Heinrich dem Jüngern die beiden ältern Söhne, Karl Viktor und Philipp Magnus, geraubt hatte, finden wir den Herzog Julius wieder in Wolfenbüttel, der feierlichen Bestattung seiner Brüder beiwohnend. Er war jetzt der einzige noch lebende Sohn Heinrichs, somit der unzweifelhafte Nachfolger desselben, und alle Liebe des Vaters hätte sich ihm jetzt zuwenden sollen; aber anstatt Liebe sollte bitterer Haß des Vaters und fortan eine schwere Zeit des Drucks und Elends ihm erwachsen.

Über dieses feindselige Verhältniß zwischen Vater und Sohn, über dessen Ursachen und Thatsachen, ist bisher kein authentisches urkundliches Aktenstück veröffentlicht worden. Die Darstellung wie die Beurtheilung desselben ist bei den verschiedenen Autoren eine sehr verschiedene, wie Heinrich d. J. schon zu seiner Zeit verschieden beurtheilt wurde. Die Erbitterung der Parteien ließ keine unbefangene Beurtheilung zu, und namentlich war bei den Protestanten die Erbitterung gegen Herzog Heinrich zu einer solchen Höhe gestiegen, daß man in ihm den Anstifter jeder ruchlosen That sah, während von katholischer Seite noch in neuerer Zeit das Verfahren desselben gegen seinen Sohn Julius zu entschuldigen versucht ist.

Heinrich d. J., liebloser cholerischer Natur, zur maßlosesten Leidenschaftlichkeit leicht aufbrausend, harten, unbeugsamen Sinnes, der keinen Widerspruch duldete und auch von dem Sohne verlangte, daß dessen

Digitized by Google

Thun und Trachten ganz in den Willen des Vaters aufgehe, mochte seinem Sohne Julius schon des körperlichen Gebrechens willen, welches denselben verhinderte, gleich wie die Brüder den Vater auf dessen Fahrten und Kriegeszügen zu begleiten, nicht in väterlicher Liebe zugethan sein. Als er aber jetzt erfahren mußte, daß derselbe der neuen evangelischen Lehre ergeben war, deren eifrigster Widersacher Heinrich in Norddeutschland war, ja daß nach dem Verluste der beiden ältern Söhne die Aussicht nahe gerückt war, daß unter diesem überlebenden Sohne dereinst der Katholicismus den letzten Halt in seinem Lande verlieren werde, da ward des Vaters Liebloſigkeit selbst zum Hasse.

Wann und auf welche Weise Julius dem neuen evangelischen Glauben gewonnen ist, ob schon in früher Jugend durch die Einwirkung seiner, der protestantischen Religion geneigten Mutter, ob durch die glaubensinnige Herzogin Elisabeth zu Calenberg, ob durch den Verkehr mit seinen Schwägern, besonders mit dem frommen Markgrafen Johann von Brandenburg-Cüstrin, ob auf seinen Reisen oder gar durch heimliche Anhänger der neuen Lehre am väterlichen Hofe, — das ist noch nicht aufgehellt und noch kein darauf bezügliches Aktenstück bisher aufzufinden gewesen. Die Neigung zu der neuen Lehre sprach sich bald so entschieden aus, daß der Vater ihn wie einen Verstoßenen zu behandeln anfing; und als Julius in seiner Erkenntniß der Wahrheit, wie in dem Bekenntniß derselben durch den Willen und Befehl des Vaters sich nicht wankend machen ließ, schritt dieser zum Äußersten. Dazu kamen noch die Ränke und Verfolgungen „widerwärtiger Leute", welche durch Einflüsterungen, Verläumdungen und Lügen den Vater gegen den Sohn aufhetzten, von denen uns besonders namhaft gemacht werden ein Oberst Bernd Habel, die beiden Sekretäre Heinrichs: Stephan Schmidt und Wolf Hase, ja selbst ein Oheim des Julius: Georg, Bischof von Minden.

Der erste feindselige entscheidende Schritt des Vaters war, um seinem verhaßten Sohne — gegen den Heirathsvertrag mit seiner verstorbenen Gemahlin Marie von Würtemberg — die Nachfolge in der Regierung zu entziehen, daß er sich im Februar 1556, in seinem 68. Lebensjahre wieder verheirathete mit Sophie, einer Tochter des Königs Sigismund I. von Polen. Die Feindschaft des Vaters und die Lage des Sohnes ward jetzt derartig, daß Letzterer sich am 11. Juli 1556

Digitized by Google

mit einem Schreiben, Rath und Hülfe erbittend, an seinen Schwager, den Markgrafen Johann wandte, worin er mit Schmerzensworten sein bedrücktes elendes Leben schildert: sein Vater behandle ihn „zum Gott-Erbarmen", während er doch auf alle Weise kindlich Treue und Gehorsam zu leisten suche. Besonders schmerzlich sei ihm, daß seine armen unschuldigen Schwestern es mit entgelten müßten, doch der Vater frage nach dem einen so wenig als nach dem andern. Zu besonders maßlosem Zorne sei sein Vater jüngst hingerissen durch eine ernste Unterredung, die er mit demselben habe führen müssen, um die angegriffene und verletzte Ehre seiner seligen Mutter in kindlicher Treue zu vertheidigen. Auch berichtet Julius seinem Schwager, wie auch seine Stiefmutter schon — noch kein halbes Jahr nach der Hochzeit — von seinem Vater ebenso hart und karg gehalten werde, wie seine selige Mutter, ferner, daß die Eva von Trott und ihre Kinder, „das lose Schandsplaster", leider noch im Lande auf der Stauffenburg seien und „guten großen Muth" hätten, denn sie würden noch „stattlich und gar wohl unterhalten." Im Fürstenthum sei auch wieder ein „Teufelsfest" gefeiert durch harte Verfolgung der evangelisch Gesinnten; bei schwerer Leibesstrafe und Verjagung sei die strikte Observanz der katholischen Lehren und Gebräuche befohlen, besonders der Genuß des Abendmahls unter einer Gestalt. Und so befürchte er für das arme Land ein noch größeres Unglück als zur Zeit des Schmalkaldischen Krieges. Markgraf Johann möchte doch nun solchem Unheile vorzubeugen suchen, damit er, Julius, mit seinen „armen unberathenen Schwestern nicht wieder an den Bettelstab gedrungen" werde. Sein Vater denke jetzt ihn, „den einzigen unschuldigen Blutstropfen mehr zu vertilgen als zu fördern"; auch werde es jetzt überall lautbar, daß sein Vater ihn von der Erbfolge ausschließen wolle; aber er wolle sich eher in Stücke zerhauen lassen, ehe er auf das Geringste von seinem väterlichen Erbe verzichte. Wenn man den Bogen zu hart spanne, so müsse er brechen. Ehe er aber zum Äußersten schreite, erbitte er sich seines treubewährten Schwagers Rath und Hülfe, denn bei seinem Vater helfe kein Bitten und Flehen mehr. — Markgraf Johann drückt in einer Antwort vom 23. Juli seinem Schwager sein herzlichstes Mitleid aus, ermahnt ihn aber, nach Gottes Wort und Gebot als Sohn in allen äußerlichen Sachen seinem Vater den schuldigen

Digitized by Google

Gehorsam zu leisten, denn obgleich „die Herren oft wunderlich und karg“ seien, „auch zu Zeiten wohl Unrecht thun“, so müsse man doch „nicht allein den guten, sondern auch den unschlachtigen Obrigkeiten gehorsamen.“ Wenn sein Vater ihm aber sein Gewissen beschweren und ihn zum Abfall von dem allein selig machenden Worte zwingen wolle, so verließe derselbe damit seinen Beruf, sein befohlenes Amt der Obrigkeit und Gottes Ordnung und könne dann auch keinen Gehorsam mehr fordern, — da sei ein Kind nicht mehr schuldig, auszuhalten, sondern dürfe und müsse, um größeres Unheil zu verhüten, sich retten und „entweichen“, und in solchem schlimmsten Falle stehe ihm sein, des Schwagers Haus und Hof offen.

Am Neujahrstage 1557 wendet sich Julius auch noch einmal an den Vater mit einem innigen Bittschreiben: zu seinem größten Herzeleid müsse er schon lange schmerzlich erfahren, wie der Vater ihm alle Huld und Liebe entzogen habe; hätte er Unrecht gethan und wider Wissen und Wollen den Vater erzürnt, so bitte er demüthiglich um Verzeihung und gelobe ernstliche Besserung. Wäre er aber bei dem Vater von Jemand verleumdet, so bitte er, demselben zur Verantwortung und Vertheidigung seiner Unschuld gegenüber gestellt zu werden; er bitte und flehe um Gottes willen: der Vater wolle doch mit dem beginnenden neuen Jahre, welches Jedermann fröhlich, nur ihm traurig erscheine, wieder ein getreues väterliches Herz ihm, seinem „Fleische und Blute“, zuwenden. — Acht Tage lang versuchte Julius — nach einer eigenhändigen Bemerkung desselben auf einer Abschrift jenes Briefes — vergeblich, dieses Bittschreiben dem Vater einhändigen zu lassen, da dieser die Annahme verweigerte. Da ließ er dasselbe durch einen Diener in des Vaters tägliches Gebetbuch legen, wo dieser es denn auch fand und las. Aber auf das liebloſe und unversöhnliche Herz des Vaters hatte es keine Wirkung. Ja, als bald darauf Herzog Heinrich seinen unrühmlichen Zug gegen Christoph von Wrisberg in das Land Wursten that, zugleich gegen seinen eigenen Bruder, den Erzbischof Christoph von Bremen, verhängte er (am 3. Mai 1557) schmachvolle Haft über seinen unglücklichen Sohn. Hiervon in Kenntniß gesetzt wandte sich Markgraf Johann sogleich an die verwandten Fürsten und auch an den Kaiser Ferdinand mit der Bitte, zu intercediren und die Wiederbefreiung

Digitized by Google

des Julius zu bewirken; auch schickte er an Herzog Heinrich selber deshalb einen Gesandten, welchem aber — wie sich Markgraf Johann in einem Briefe an Julius bitter beklagt — von jenem, „dem Türken", der Bescheid ward: „er solle sich packen oder man wolle ihm Füße machen." Auch der Kaiser erließ an Heinrich d. J. ein Schreiben mit dem Ersuchen: als Vater Mittel und Wege vornehmen zu wollen, daß sein Sohn aus der Haft wieder entlassen werden und zu väterlicher Huld kommen möge. Aber schon ehe dieses kaiserliche Schreiben eintraf, hatte sich Herzog Heinrich, besonders noch durch das innige Bitten seiner Gemahlin und Töchter, bewegen lassen, seinen Sohn aus der Haft wieder zu entledigen, jedoch unter strengen und harten Bedingungen, denen sich Julius mit seinem christlichen Gewissen nicht unterwerfen konnte, namentlich nicht der, daß er sich sollte zu der katholischen Kirche halten und nach ihrer Lehre das Abendmahl genießen. Auch in diesem Punkte gab endlich der Vater scheinbar nach, machte wenigstens dem Sohne Zusagen und Versprechungen, die aber zu halten und auszuführen er weder Sorge noch Willen trug; ein neuer besserer Geist väterlicher Liebe und aufrichtiger Versöhnung war in des Vaters Herz nicht eingezogen. Bald ward die Lage des Herzogs Julius wieder immer elender und unerträglicher, und das unselige Verhältniß trieb der entscheidenden Katastrophe zu.

Das heilige Osterfest des Jahres 1558 feierte Heinrich d. J. mit den Seinen zu Gandersheim. Hier stellte er wieder an den Sohn die strenge entschiedene Forderung, mit ihm daselbst die katholische Abendmahlsfeier zu begehen, und als Julius, treu und fest in seiner evangelischen Überzeugung, dem Ansinnen sich nicht fügen konnte und wollte, ward der Vater wieder zum leidenschaftlichsten, ungemessensten Zorne gegen ihn hingerissen. Und als gleich darauf nach der Rückkehr des herzoglichen Hofes nach Wolfenbüttel Julius von verschiedenen Seiten ernstlich gewarnt wurde: daß der Vater wieder Schreckliches gegen ihn im Plane und bereits die Anordnung getroffen habe, ihn auf der Burg Steinbrück festzusetzen, da entschloß sich Julius zu dem letzten Rettungsmittel und am 21. April (1558) flüchtete er sich vom väterlichen Hofe zu seinem Schwager, dem Markgrafen Johann, nach Cüstrin. — Über die nächste Veranlassung und über die Ausführung dieser Flucht liegen

Digitized by Google

uns intereſſante Darſtellungen und Briefe aus jener Zeit vor, die wir hier aber übergehen müſſen. Nur aus einem Aktenſtücke möge hier die kurze Schilderung der letzten vor der Flucht zwiſchen Vater und Sohn verlebten Stunde folgen: — „Als am 20. Aprilis der alte Herr (Herzog Heinrich) nach Steterburg geritten und doch andere viele Grafen und Junker mit ſich genommen, iſt Herzog Julio angezeiget: S. F. G. ſollten daheim bleiben, wie in den Tagen der alte Herr den Herzog Julius kein Mal weder auf die Feſtung noch in den Garten, wann er ſpazieren geritten, mitnehmen wollen. Als dann der alt Herr wieder von Steterburg gen Wolfenbüttel kommen, hat er Sr. F. G. Gemahl, die Herzogin von Meklenburg und Sr. F. G. Töchter, Fräulein Margarethen und Fräulein Claren zu Tiſche fordern laſſen, und iſt darnach zu Herzog Julius auch geſchickt worden. Da hat ſich bei Tiſch der alte Herr gegen Herzog Julius dermaßen mit Worten und Gebehrden erzeiget, daß er und ein Jeglicher dadurch allen väterlichen Zorn und Unwillen hat ſehen und merken können, denn er dem Herzoge Julius auf kein Wort hat antworten, viel weniger ihn anſehen wollen; und wenn er den Andern, ſo am Tiſche geſeſſen, als Herzoginnen, Fräuleins und Canzler vorgelegt, hat er Herzog Julius als den Sohn überſprungen, ihm auch nicht zugetrunken, ſondern ſtets ihm die Seiten zugewandt mit einem grimmigen Sauerſehen; und hat darnach ungefähr dieſe Worte geführt, Herzog Julius ſauerlich über die Seiten anſehend: „„Wer wüſte, der gewänne““, zum andern Mal auch: „„Cato ſaget: wer nicht will vorher zuſehen, der ſehe nachher zu““, zum dritten auch: „„Wer wüſte, wie nahe einem ſein Unglück wäre, wie wohl könnte der vorbauen und ſich hüten““, und letztlich: „„Der iſt eines Andern Freund, der ihn vor einem Unglück warnet!““ — — „Darauf haben ſich S. F. G., Herzog Julius, am andern Morgen frühe erhoben, ſind — im Vorgeben, daß Sie hetzen wollten — hinausgeritten und haben Sich im Namen Gottes in ſolchem Hetzen und Spazierenreiten davon gemacht und den erſten Tag bis gen Lüderitz, welches 13 Meilen, geritten.“

Einige Tage nach ſeiner Ankunft zu Cüſtrin wandte ſich dann Julius mit einem Schreiben an ſeinen Vater, worin er demſelben die Gründe ſeiner Flucht darlegt, ihm noch einmal all den Druck und Jammer, all das Elend vorhält, welches er im väterlichen Hauſe, beſonders in

Folge der Verleumdungen und Verhetzungen seiner Widersacher unschuldig habe ertragen müssen, ja wie er selbst unverhörter Sache und ohne Grund wie ein Übelthäter, Allen zum Spott und Hohn habe gefangen sitzen müssen und, weil er nicht wider Gott und sein Gewissen habe die katholische Abendmahlsfeier mit begehen können und wollen, ihm noch ärgere und strengere Haft zu Steinbrück bevorgestanden habe. Um größerem Unheile nun vorzubeugen, habe er sich von dort fortbegeben. Er bittet den Vater, deshalb Niemanden in falschem Verdachte zu haben, Keiner habe von seinem Vorhaben gewußt, auch seine Begleiter hätten dasselbe erst erfahren, als sie in's Feld gekommen wären. Auch möge der Vater seinen Schritt nicht als Aufkündigung alles kindlichen Gehorsams deuten, sondern in diesem Falle habe das Wort der Schrift gegolten: „Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen." Schließlich bittet Julius den Vater, ihm gestatten zu wollen, sich auf ein Jahr an eines Fürsten Hof begeben zu dürfen, und ihm eine gnädige, versöhnliche Antwort zukommen lassen zu wollen.

Aber eine versöhnliche Antwort war von dem Vater nicht zu erwarten; derselbe war über des Sohnes Flucht in heftigstem Zorne entbrannt und ging jetzt sogar, da seine zweite Ehe keiner Hoffnung auf Nachkommen Raum gab, ernstlich mit dem Plane um, seinen mit Eva von Trott erzeugten Sohn Eitel Heinrich von Kirchberg legitimieren zu lassen und zum Erben des Landes einzusetzen. Dieser lehnte aber solche Ehre ab mit den Worten: wenn ihn der Allmächtige zu einem Fürsten ausersehen und haben wollen, so hätte er ihn wohl dazu werden lassen, darum wolle er in dem Stande bleiben, darin Gott ihn gesetzt hätte.

Während solche verderbliche Plane gegen Julius am väterlichen Hofe geschmiedet wurden, liefen daselbst auch wieder Fürsprachen und Intercessionsschreiben verwandter Fürsten und des Kaisers ein, aber ohne Erfolg. Da sollte ein schweres körperliches Leiden des nun hochbetagten Vaters Herz und Gemüth den Fürsprachen und Mahnungen der Verwandten geneigter und für eine Versöhnung mit seinem einzigen Sohne empfänglicher machen. Noch im hohen Alter nicht auf Schonung seines abgehärtet kräftigen Körpers bedacht und leidenschaftlich noch der Jagd ergeben, war Herzog Heinrich in Folge einer Hetzjagd im August dieses Jahres 1558 schwer erkrankt; ein gefährliches Geschwür am rechten Arm

Digitized by Google

ließ das Schlimmste befürchten. Als nun nochmals der Schwiegersohn, Markgraf Johann und dessen Bruder, der Kurfürst Joachim von Brandenburg, besonders aber wieder die Gemahlin und Töchter mit flehendlichster Fürbitte sich für Julius verwandten, von diesem selber auch ein inniges, kindliches und um Versöhnung bittendes Schreiben an den Vater eingelaufen war, da ward endlich das harte Herz des Vaters etwas erweicht und dem Sohne die Rückkehr erlaubt.

Ein treuer Diener des Herzogs Julius, sein späterer Sekretär Abel Ruck, erzählt in einem uns erhaltenen ausführlichen Aktenstücke u. A. hierüber Folgendes: „Als S. F. G. (Herzog Heinrich) nun dieses Schreiben (des Julius) bekommen, hat sich Dietrich von Quitzow hinauf zu S. F. G. begeben. Da haben S. F. G. ihm, wie er zur Thür hineingekommen, das Schreiben zugeworfen: „„Sieh, da ist dein Abgott Herzog Julius, er horcht in's Haus, ob ich todt sei oder bald sterben werde, der Lecker! Ich will ihm recht lehren! Lies, lies das Schreiben!““ Wie solches also Quitzow gelesen, hat er angefangen: „„Ach, gnädiger Herr, es ist E. F. G. Sohn; E. F. G. haben nicht mehr, denn diesen einigen Blutstropfen; er schreibet, bittet und flehet um Gnade, thut wie der verlorene Sohn, sucht ja nichts Unbilliges; so habe ich auch nicht vernommen, daß S. F. G. in Ihrer Abwesenheit an fremden Orten unbescheiden sich geäußert, viel weniger E. F. G. mit einem Worte übel, sondern stets mit dem Besten gedacht haben soll. Erwägen E. F. G. alle Umstände und Gelegenheit aus hochbegabtem fürstlichen Verstande, was E. F. G. und Ihrem ganzen alten löblichen Stamme, auch Land und Leuten hieran gelegen, und nehmen ihn wieder zu Gnaden, er wird sich recht halten.““ Darauf S. F. G. angefangen: „„Du sagst wahr, ich hätte wohl etwas wider ihn verhängt und vorgenommen, so mich hernach gereuet; ich will Deinem Rathe folgen; willst Du auch Bürge für ihn sein und ihn wiederholen?““ „„Ja, gnädiger Herr, — hat Quitzow gesagt — ich will nicht allein wohl Bürge für S. F. G. werden, sondern wenn E. F. G. mir einen Geleitsbrief für S. F. G. geben, dieselben wiederbringen.““ — Mit diesem Geleitsbriefe begab sich nun Dietrich v. Quitzow zum Herzoge Julius. Aber dieser, erzählt nun Algermann, „traute dem Landfrieden und Anbringen so bald nicht, fragte: ob es auch richtig und seines Herrn Vaters ernste Meinung und Willen wäre? welches der von Quitzow

Digitized by Google

also beantwortete: daß er es nicht anders verstanden; jedoch könnten S. F. G. es in den Rath der anwesenden Kur- und Fürsten verstellen. Als aber Keiner ab- noch zurathen wollen, sondern es Sr. F. G. heimstellten und Er mit betrübtem und zweifelhaftem Herzen von den Herren abgegangen, kam er wieder zu dem von Quitzow, ermahnte denselben bei seinen Pflichten und Eiden, seines Herzens Grund und Meinung in dieser hochwichtigen Sache Sr. F. G. zu entdecken; ob er für rathsam und gut ansehe, daß Er sich mit ihm auf den Weg mache und des Vaters Befehle folge? — Der von Quitzow ward bestürzt und wußte nicht, was er antworten sollte, denn zu rathen, mit ihm anher zu ziehen, wäre gefährlich, weil er nicht wissen könnte, was Herzog Heinrich im Sinne hätte. — Deshalb stellte er es in S. F. G. eigenes Bedenken, er wollte nicht ab- noch zurathen. Da sagte Herzog Julius: Nun wohlan, mein lieber Dietrich von Quitzow, ich traue nicht allein euren, sondern auch meines Herrn Vaters Worten, und zuvorderst Gott im Himmel und meiner gerechten Sache; ich will im Namen der heiligen und hochgelobten Dreieinigkeit mit euch nach Wolfenbüttel ziehen und meines Herrn Vaters Gebot und Befehl als ein gehorsames Kind nach Gottes Gebot folgen. Es gehe mir darüber, wie es wolle; ich bin hie, mein Leben und Tod stehen in seinen Händen, er kann mich erhalten und hinunterwerfen, und kann meines Herrn Vaters Herz lenken, wie er will und mir nütze und gut ist. Denn bei Gott und seinem reinen Evangelio und Worte will ich trotz Teufel und Welt bis zu meinem Tode bleiben, darauf leben und sterben. — Darauf sind die Beiden ab- und anhergezogen."

Am 17. Februar 1559 traf Herzog Julius in Wolfenbüttel wieder ein, ward von dem Vater freundlich aufgenommen, seine — früher genannten — Feinde und Verleumder am Hofe wurden schwer bestraft, und bessere Tage schienen für Julius anzubrechen.

Während seines Aufenthaltes zu Cüstrin und Berlin hatte Herzog Julius die liebliche, gemüthsinnige, edle Tochter des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, Hedwig, kennen gelernt, lieb gewonnen und sich mit ihr verlobt. Als er jetzt seinem Vater dies offenbarte, wies dieser ihn mit seiner Bitte nicht ab, sondern versprach baldige gute Entscheidung. Sogleich meldet der glückliche Bräutigam dieses jubelnd seiner Braut:

Digitized by Google

— „Wir haben Unserm Herrn und Vater unser Anliegen und Sache offenbart, darauf S. L. Uns keine abschlägige Antwort hat gegeben, sondern väterlich mich ersucht: wir wollten eine kurze Zeit Geduld tragen und die Sache eine kleine Zeit einstellen, S. L. wolle mir in kurzer Zeit eine freundliche gute Antwort dessen geben. Meine Frau Mutter J. G., welche den Handel gern gefördert sieht, wünscht E. L. viel tausend guter Nacht ꝛc." Einzelne zum Theil eigenhändige, interessante Briefe der Verlobten, voll gegenseitiger Liebesbetheuerungen, liegen vor. Am 25. Februar 1559 schreibt Julius z. B. an seine Braut: „Unsern herzlichen Gruß und was Wir in Ehren mehr Liebes und Gutes vermögen, allezeit zuvor. Hochgeborne Fürstin, freundliche vielgeliebte Schwester. Wir haben nicht können unterlassen, dieweil Uns diese Botschaft vorgestanden, E. L. als Unsere auserwählte Schwester mit einem kleinen Brieflein freundlich zu besuchen, und erführen nichts Lieberes, denn daß es derselben an Leibesgesundheit und sonstigem glücklichen Zustande allenthalben wohl ergienge. — Was Wir der Zeit mit E. L. freundlich geredet und verabschiedet, demselben wollen Wir als ohne Ruhm ein beständiger Fürst der Wahrheit gelebet und nachkommen, und E. L. alles das, so Wir derselben versprochen und zugesagt, wahr und festiglich halten. Denn die Huld, Liebe und freundliche Zuneigung, so Wir gegen E. L. gefaßt und tragen, soll in Uns die Tage unsers Lebens nicht verlöschen, und auch von E. L. keine Kreatur oder Mensch, allein Gott und der Tod Uns scheiden. Wie Wir Uns denn auch also zu E. L., als die Wir auf dieser Welt vor allen Menschen erkoren und auserwählt, hinwieder freundlich thun versehen und verlassen, und haben Solches E. L. aus ganzem Herzen freundlicher Meinung nicht wollen verhalten, und sind E. L., die Wir hiemit in den gnädigen Schutz des Allerhöchsten thun befehlen, viel Ehre und Gutes jederzeit zu erzeigen bereit. Derselben wiederbeschriebene Antwort bei Gegenwärtigem freundlich bittend" ꝛc.

Aber die versprochene Einwilligung des Vaters in die Heirath blieb noch immer aus, so daß Julius traurig in einem Briefe an Herzog Christoph von Würtemberg vom 28. Mai 1559 der Anzeige seiner Verlobung hinzufügt: „Nun ich aber in solchem gottseligen Leben gedenke fortzufahren, thut wohlgedachter mein Herr und Vater, welcher darin mir billig Vorschub und Beistand leisten sollte, solches nicht allein hin-

Digitized by Google

dern, sondern es wird mir alles das, so J. L. mir zugesagt und versprochen hat, im Geringsten nicht gehalten." Als aber ein dringendes, ernstes und bewegliches Schreiben der braunschweigischen Ritterschaft vom 14. August einlief: daß der Herzog seinen einzigen Sohn „aus vielen hohen Bedenken und Ursachen mit einer fürstlichen Heirath und Unterhaltung versehen" und seinen alten edlen Fürstenstamm nicht aussterben lassen möchte, antwortet Herzog Heinrich ihr am 24. September, daß er „ohne das" zur Verheirathung seines Sohnes geneigt sei und fortan darauf bedacht sein wolle. — In der Mitte des Oktober 1559 fand dann wirklich die Eheberedung zwischen Herzog Heinrich und dem von seinem Bruder, dem Kurfürsten Joachim bevollmächtigten Markgrafen Johann zu Wolfenbüttel Statt, und am 25. Februar 1560 feierte Julius zu Berlin seine Vermählung mit der damals zwanzigjährigen Hedwig, mit der er bis zu seinem Tode in glücklichster, gesegnetster Ehe lebte, und zu der er auf dem Todesbette sprechen konnte: „Ich habe viele Jahre mit Dir gelebt und keinen Schmerz durch Dich erfahren." Sie brachte ihrem Gemahl den beträchtlichen Brautschatz von 20,000 Gulden und eine reiche Aussteuer mit [1]). Als Morgengabe für Hedwig versprach

[1]) Ein amtliches Inventar der Aussteuer hat sich erhalten und möge wegen seines kulturhistorischen Interesses hier seinen Abdruck finden:

Inventarium

der Kleinodien, Kleider und dergleichen, so meines G. H. Herzogen Julius Gemahlin in Zeit ihres fürstlichen Beilagers gehabt und mit anher gen Wolfenbüttel gebracht hat. 1560.

Halsbänder: 1 Halsband mit einem Kleinod; im Halsbande 7 Diamanten, 13 Rubine und 14 Perlen; im Kleinode 12 Diamanten, 3 Rubine, 1 Smaragd und 7 Perlen. Gestehen das Halsband u. Kleinod 1000 ₰. — 1 Halsb. mit e. Kleinod; im Halsb. 3 Diam., 4 Rub. u. 16 Perlen; im Kleinod 1 Rub., 1 Smaragd, 6 kleine Diamantlein u. 1 große Perle. Gestehet 800 ₰. — 1 Halsb. mit e. Kleinod; im Halsb. 10 Rub., 9 Diam. u. 16 Perlen; im Kleinod 1 Diam., 1 Rub. u. 1 Perle. Gestehet 600 ₰. — 1 Halsb. mit e. Kleinod; im Halsb. 14 Perlen; im Kl. 1 „Gamahu" (?), 1 Smar., 2 Rub. u. 1 Perle. Gestehet 200 ₰. — 1 weites Halsb., hat 18 Rubinen, 6 Diamantrosen u. 35 Perlen, ungefähr für 600 ₰. — 1 kleines Halsb. mit 4 Diam., 5 Rub. u. 26 Perlen, ungefähr für 300 ₰.

Armbänder: 2 Armbänder, in jedem 7 Rubine u. 30 Perlen. Gestehen 400 ₰. — 3 Armb. „geschmelzt", jedes Stück für 12 ₰.

Kleinodien: 1 Kleinod mit 1 Smar., 2 Diam., 1 Rub. u 1 groß. Perle. Gestehet 300 ₰. — 1 Kleinod mit 3 Diam., 1 Rub, 1 Smaragd u. 1 Perle. Gestehet 100 ₰. — 1 Diamant-Kreuz mit 10 Diam. u. 3 anhangenden Perlen, für 100 ₰. — 1 Kleinod mit 3 Rub., 1 Smar., 1 Diam. u. 1 Perle. Gestehet

Digitized by Google

Herzog Heinrich gleichfalls 20,000 Gulden, nämlich Schloß und Amt Hessen mit vier Dörfern und aller Gerechtigkeit. Herzog Heinrich reiste

---

100 ₰. — 1 Kleinod mit 4 Rub., 1 Diam. u. 1 Perle, für 70 ₰. — 1 Kleinod mit 11 Rub., 4 Smar. u. 3 Perlen, an einem goldenen Kettlein beides für 60 ₰. — 1 Kleinod mit 3 Diam., 1 Rub. u. 1 Perle, für 60 ₰. — 1 Kreuzgehänge mit 5 Diam., 4 Rub., 1 Smar. u. 1 Perle, für 50 ₰. — 1 Kleinod mit 1 Diam., 1 Rub., 1 Smar. u. 3 Perlen, für 40 ₰. — Noch 1 Diamanten-Kreuz mit 10 Diam. u. 3 Perlen, für 70 ₰.

Ringe: 1 Ring mit 11 Diam., für 200 ₰. — 1 Ring mit 5 Diam. u. 6 Rub., für 40 ₰. — 1 großer Rubin-Ring, für 24 ₰. — 1 Ring mit 1 Rub. u. 1 Smaragd, für 12 ₰. — 1 Ring mit 1 Rub. u. Diamant, für 12 ₰. — 1 Ring mit 1 Diam., 2 Rub. u. 2 Smaragden, für 18 ₰. — 1 Diamant-Ring, für 12 ₰. — 3 Diamant-Ringe, jeder für 10 ₰. — 1 Diamant-Ring, für 8 ₰. — 1 Diamant-Ring, für 6 ₰. — 1 Rubin-Ring, für 8 ₰. — 1 Rubin-Ring, für 6 ₰. — 1 Smaragd-Ring, für 6 ₰. — 1 Türkis-Ring, für 6 ₰. — 1 Ring mit 1 Smar., 1 Rub. u. 1 Diamant, für 12 ₰. — 1 Ring mit 1 Smar. u. 2 Rubinen, für 6 ₰. — 1 Ring mit 1 Diam. u. 1 Rubin, für 10 ₰. — 1 Ring mit 5 Rubinen, für 12 ₰. — 1 Daumen-Ring, darauf J. F. Gn. Wappen, wiegt 8 Rheinische Goldfl. — 1 Ring mit 6 Rubinkörnern u. 1 spitzen Diamant, ungefähr 20 ₰ werth.

Goldene Ketten: 1 „maulkorbige" Kette, wiegt 362 Kronen. — 1 Zaunkette, wiegt 104 Kronen. — 1 Panzerkette, wiegt 326 Kronen. — 1 große hohlgezogene Kette, wiegt 196 Kronen. — 1 Glanzkette, wiegt 144 Rheinische Goldfl. — 1 dreieckige hohle Kette, wiegt 187 Rheinische Goldfl. — 1 „zweifelsknetige und Hand in Hand-Kette", wiegt 329 Rhein. Goldfl. — 1 Kette mit Perlen, wiegt 21 Kronen. — 1 Kette mit rauhen Gliedern, wiegt 19 Kronen.

Silbergeschirr: 1 silberne Gießkanne und ein zugehöriges Becken, wiegt Beides 12 Mark 6 Loth 2 Quentchen. — 12 silberne Schüsseln, darunter 8 Anrichte- u. 4 Deckel-Schüsseln. — 2 kleine silb. Schüsseln, wiegen zusammen 53 Mark u. 1 Quentchen. — 12 silberne Löffel, darunter 2 übergoldet, wiegen 2 Mark 9 Loth 2 Quentchen. — 2 übergoldete Hofbecher, wiegen 6 M. 13 L. 2 Q. — 4 Hofbecher, „die eben „übergoldet sind", wiegen 4 M. 4 L. 3 Q. — 2 doppelte übergoldete „Scheuren" (Schauer, große Trinkbecher), wiegen 13 M. 4 L. 1 Q. — 12 silberne Teller, wiegen 15 M. 8 L. — 6 vergoldete Becher mit Deckeln, wiegen 25 M. 1 L. — 1 kleiner Becher mit e. Deckel, wiegt 1 M. 5 L. — 1 übergoldetes Kännlein, wiegt 1 M. 4 L. — 2 Gabeln („Gebelein"), wiegen 7 L.

Verzeichniß der Kleider.

Weite Röcke: 1 „gelb glanz gezogen golden Stück", mit Perlen gestickt, darauf sind 480 Loth gegangen. — Dazu 200 Loth Perlen zu anderm Schmuck verreicht. — 1 braun gezog. gold. Stück mit erhabenen gold. Blumen u. mit grünem „Karteck" gefüttert. — 1 roth gezog. gold. Stück mit gold. u. silb. Blumen und mit „Karteck" gefüttert. — 1 leibfarben gold. Stück mit erhab. gold. Blumen u. mit grünem Taffet gefüttert. — 1 roth. „Tamasch" (Damast) mit schwarzem Sammet gebrämt u. mit weißem „Karteck" unterlegt. — 1 leberfarb. „Tamasch" (Damast) mit schwarz. Sammet gebr., und das braune gesteppt „zwrissen vnd außgefafet." — 1 schwarz seiden Atlas mit schwarz. Sammetborten gebr. — 1 rother gestickt. Sammet.

Enge Röcke: 1 roth gezog. gold. Stück mit erhab. gold. u. silb. Blumen, und die

Digitized by Google

„wegen der von überstandener schwerer Krankheit noch zurückgebliebenen Mattigkeit“ nicht zur Hochzeitsfeier nach Berlin, sondern ließ sich durch

---

Brust mit Perlen gestickt. — 1 gelb gezog. gold. Stück mit erhab. gold. Blumen, die Brust u. Ärmel mit Perlen-Borten gebr. — 1 grüner Sammet mit roth. gold. Stück angesetzt, die Brust u. Ärmel mit Glanzborten gebr. — 1 braun gold. Stück mit erhab. gold. u. silb. Blumen, die Brust u. Ärmel mit Perlenborten gebr. — 1 roth seid. Atlas mit roth. gold. Stück angesetzt, die Brust u. Ärmel mit gold. u. silb. Borten gebr. — 1 roth Sammet mit gold. u. silb. „Gekloppel“ gebr., die Brust u. Ärmel mit krausen gold. Borten gebr. — 1 roth Sammet mit grün. gold. Stück gebr., die Brust u. Ärmel mit Glanzborten gebr. — 1 grün. Sammet, mit gelb. gold. Stück gebr., die Brust u. Ärmel mit gezog. Borten gebr. — 1 schwarz Sammet mit braun. gold. Stück gebr., die Brust u. Ärmel mit schwarz. Glanzborten gebr. — 1 schwarz. Sammet, mit schwarz. Sammetborten gebr. — 1 roth. seiden Atlas mit grün. Sammet gebr. u. mit gold. Schnüren belegt, die Brust u. Ärmel mit „Gekloppel“ gebr. — 1 roth „Tamasch“, mit braun. gold. Stück gebr. u. weiß. „Karteck“ unterlegt. — 1 grün „Tamasch“ mit roth. gold. Stück gebr. — 1 braun „Tamasch“ mit gelb. gold. Stück gebr. — 1 weiß. „Tamasch“ mit grün. gold. Stück gebr. — 1 braun „Tobin“ mit roth. Sammet gebr. — 1 schwarz. seid. Atlas mit schwarz. Sammet gebr., das Gebrämte gesteppt u. mit Atlas durchzogen. — 1 grün gestreift. Atlas mit schwarz. Sammet gebr. — 1 leberfarben „Tamasch-Schortz“ mit schwarz. Sammet gebr. — 1 gelb. „Tamasch“ mit schwarz. Sammet gebr. — 1 schwarz u. goldgelb „Karteck“ mit Sammet gebr. — 1 roth „Tamaschschortz“ m. schwarz. Sammet gebr. — 1 schwarz seid. Atlas mit schwarz. Sammet angesetzt. — 1 grün „Tamasch“ mit roth. Sammet gebr. u. weiß. „Karteck“ unterlegt.

Unterröcke: 1 roth. goldgestickt. Unterrock mit Hermelin gebr. — 1 schwarz. Sammet mit roth. gold. Stück gebr. u. unten mit Hermelin gebrämt. — 1 roth seid. Atlas mit silb. Stück gebr. — 1 schwarz seid. Atlas, unten mit schwarz. Sammet gebr. — 1 roth „Tamasch“ mit schwarz. Sammet gebr. — 1 leberfarb. Tamasch-Unterrock mit schwarz. Sammet gebr. — 1 braun „Karteck“ mit roth. Sammet gebr. — 1 roth „Schamlot“ (Kamelot, Wollzeug) mit drei „Strichen“ grün. Sammet gebr. — 1 schwarz „Schamlot“ mit drei Strichen grün. Sammet gebr. — 1 roth „Schamlot“ mit 5 Strichen grün. Sammet gebr.

Gefütterte Röcke: 1 roth gezog. gülb. Stück mit Zobel gefüttert. — 1 schwarz. Sammet mit Sammetborten gebr. u. mit Marder gefüttert. — 1 schwarz seiden Atlas mit Sammet gebr. u. mit „Marderkelen“ gefüttert. — 1 leberfarben Tamasch mit schwarz. Sammet gebr. u. mit „Grauwerkswammen“ gefüttert.

Mäntel: 1 schwarz. Sammetmantel mit e. gesteppt. „Bräme“ u. mit Marder gefüttert. — 1 roth seid. Atlasmantel mit roth. gülb. Stück gebr. u mit Hermelin gefüttert. — 1 schwarz. Sammetmantel mit schwarz. Sammetborten gebr. — 1 schwarz. Tamaschmantel mit Sammet gebr. u. das „Bräme“ gesteppt. — 1 schwarz seid. Atlasmantel mit Buntwerk gefüttert.

Wagentücher und Polster: 1 rothe goldgestickte Decke auf der Herzogin Wagen u. ein roth „Lundisch gewandt“-Wagentuch. — 6 rothe damast. Polster in den Wagen, mit roth. „Karteck“ gefüttert. — 4 rothe goldgestickte Polster, unten mit roth. Damast unterzogen, in der Herzogin Wagen. — 1 rothe Sammetdecke auf den Jungfern-Wagen und 6 rothe damast. Polster an den Seiten und hinten an

Digitized by Google

die abgeſandten Räthe: Mynſinger von Frundeck, Dietrich von Quitzow und Heinrich Grote vertreten, und erließ Befehle an die zum Mitziehen

den Rücken. — 1 roth „Lundiſch" Wagentuch auf den Jungfern-Wagen u. 3 rothe damaſt. Sitzpolſter.

Zwei goldene Wagen.

Zehn Wagenpferde vor beide Wagen.

Alles Geſchirr dazu mit rothem Tuch überzogen.

Ungemachtes goldenes u. ſeidenes Tuch, welches noch zu Röcken, gebrämten Tiſchteppichen, Bettdecken, Aufſchlägen u. Hauptpfühlen gebraucht werden ſoll: 13¼ Ellen roth gezog. gold. Tuch mit erhab. gold. u. ſilb. Blumen. — 25½ Ellen roth gezog. gold. Tuch mit doppelten Faden. — 23 Ellen braun gezog. gold. Stück mit doppelt. Faden. — 29½ Ellen grün gezog. gold. Tuch mit doppelt. Faden [1]). — 26 Ellen roth gezog. gold. Tuch. — 7¾ Ellen grün gezog. gold. Tuch. — 6¼ Ellen roth gezog. gold. Tuch. — 7¼ Ellen glanz gezog. gold. Tuch. — 1¾ Ellen gelb. gold. Tuch.

Sammet: 16¼ Ellen roth carmoiſin Sammet. — Noch 12¼ Ellen roth carmoiſin Sammet. — 6½ Elle braun Sammet. — 12½ Ellen ſchwarz Sammet. — 23½ Ellen ſchwarz doppelt Sammet.

Seiden-Atlas: 4 Ellen ſchwarz ſeiden Atlas.

Tamaſchen (Damaſt): 10 Ellen roth doppelt Tamaſch. — 18½ Ellen braun Tamaſch. — 44 Ellen Tamaſch, grün u. gelb, zu Vorhängen am Reiſebettlein.

Zindel (Seidenzeug): 3 Stück grün u. roth.

Laden u. Kaſten: 5 große grüne Laden mit meines Gn. H. u. meiner Gn. Fr. Wappen. — 3 ſchwarze Laden. — 2 gelbe Laden u. 1 ſchwarzer Kaſten. — 4 Kaſten zu den Kleidern, mit Leder bezogen.

Ein Reiſebettlein.

Hauben: 6 Hauben mit Perlen. — 8 „geknudte" (geſtrickte) Hauben von Silber u. Gold. — 1 gelbe „geknudte" Haube. — 1 genähte Haube, von rother Seide, Silber u. Gold. — 1 braune genähte Haube von Silber u. Gold. — 1 genähte ſchwarze, ſilb. u. gold. Haube. — 1 „geknudte" Haube von braun. Seide u. Gold. — 1 „geknudte" Haube von roth. Seide, Silber u. Gold. — 4 geklöppelte Hauben von Silber u. Gold. — 2 Flitterhauben von Silber u. Gold. — 5 „ſinderichte" Hauben (Schleier-Hauben) von Silber u. Gold. — 2 genähte Hauben von ſchwarz. Seide, Silber u. Gold. — 1 „geknupte" Haube von roth. Seide u. Gold. — 2 Hauben mit Borten, von roth. Seide, Silber u. Gold. — 1 ſchwarze Haube mit Borten, von Silber u. Gold. — 1 Haube mit bunten Glanzborten. — 1 Haube mit Glanzborten, von Silber u. Gold. — 1 Haube mit gelb. Glanzborten. — 1 Haube mit ſchwarz. Glanzborten. — 1 Haube mit gelb. gezog. Borten.

Bindichen: 5 Paar Bindichen mit Perlen. — 3 P. krauſe Bindichen von roth. Seide, Silber u. Gold. — 2 P. krauſe Bindichen, von ſchwarz. Seide, Silber u. Gold. — 1 P. rothe ſeid. krauſe Bindichen, mit Silber u. Gold. — 3 P. glatte Bindichen, von roth. Seide, Silber u. Gold. — 1 P. bunte Glanz-Bindichen. — 2 P. Glanz-Bindichen, von Silber u. Gold, mit Farbe. — 2 P. Glanz-Bindichen von Silber u. Gold. — 1 P. breite Bindichen, von Silber u.

[1]) Hierzu hat Herzog Julius im Inventar eigenhändig hinzugefügt: „Nota, ſeint allein 19 eln (Ellen) befunden."

nach Berlin aufgebotene Mannschaft: sich, ihre reisigen Diener und Pferde in einerlei Farben, roth und gelb, zu kleiden.

Gold, mit Farbe. — 1 P. gelbe Glanz-Bindchen. — 1 P. schwarze Glanz-Bindchen. — 4 P. gelbe gezog. Bindchen. — 1 P. glatte Bindchen, von Seide, Silber u. Gold. — 30 Loth orientalischer Perlen zu den Schleierbinden, auf Glanzborten. — 1 P. gezog. Schleierbinden. — 2 Stück Glanzborten von Silber u. Gold. — 1 Stück Glanzborte, eitel Gold.

„Bereidt": 2 Perlen-Bereidte. — 1 schwarz Bereidt gestickt mit Perlen. — 1 bestickt Bereidt mit Perlen. — 2 rothe Bereidt mit Stifften. — 1 braun Bereidt mit Stifften. — 1 grün Bereidt mit Stifften. — 3 schwarze Bereidt mit Stifften. — 2 schwarze hohe Bereidt mit Stifften.

„Kidtlichen": 3 Kidtlichen mit Perlenborten. — 3 Kidtl. mit roth. krauf. Borten. — 1 Kidtl. mit e. braun. krauf. Borte. — 4 Kitl. mit Glanzborten, von Silber u. Gold. — 1 Kidtl. mit e. Glanzborte, von Silber u. Gold, mit Farbe. — 3 Kidtl. mit gelb. gezog. Borten. — 6 Kidtl. mit gezog. Borten, mit Farbe. — 2 Kidtl. mit gold. Borten, von roth. Seide, Silber u. Gold. — 2 Kidtl. mit schwarz. Glanzborten. — 1 Kidtl. mit e. gelb. Glanzborte. — 1 Kidtl. mit e. schwarz. krauf. Borte.

Brustlatze: 4 Brustlatze mit Perlen. — 3 rothe krause Brustl. — 1 schwarzer krauser Brustl. — 1 brauner krauser Brustl. — 4 Brustl. von Silber u. Gold mit Glanzborten. — 1 bunter Glanz-Brustl. — 1 schwarzer Glanz-Brustl. — 4 Brustl. mit bunt. gezog. Borten. — 2 Brustl. von roth. Seide, Silber u. Gold. — 5 Brustl. mit gelb. gezog. Borten. — 2 Brustl. mit gelb. Glanzborten.

Gürtel: 2 kurze Gürtel mit Perlen. — 2 lange gelbe gezog. Gürtel. — 1 lang. gezog. Gürt. „flückweis". — 1 lang. Glanz-Gürt. von Silber u. Gold. — 1 lang. Glanz-Gürt., mit Farbe. — 1 kurz. krauf. Gürt. — 1 kurzer Gürt. von roth. Seide, Silber u. Gold. — 1 kurz. Glanz-Gürt. von Silber u. Gold, mit Farbe. — 1 kurz. Glanz-Gürt. — 1 kurz. gelb. gezog. Gürt. — 3 Sammet-Gürtel mit Silber beschlagen.

Schürzen: 1 silb. „Zindelschürze" mit Perlen. — 1 silb. „Zindelschürze" mit Glanzborten, von Silber u. Gold. — 1 silb. „Tobinschürze" mit gelb. gezog. Borten. — 2 Schürzen mit bunt. Glanzborten. — 1 Schürze mit gezog. Borten, mit Farbe. — 2 Schürzen mit gelb. gezog. Borten. — 1 Schürze mit roth. Seide u. Goldborten. — 2 Schürzen mit roth. seid. Borten. — 1 genähte Schürze mit roth. Seide. — 3 Schürzen mit schwarz. Seide u. Gold. — 17 Schürzen mit schwarz. seid. Borten. — 10 schlichte weiße Schürzen.

Nachthemden: 1 Hemd mit 8 bunt. Glanzborten mit Silber u. Gold. — 1 Hemd mit genähten Borten von roth. Seide u. Gold „mit 9 Bunden." — 1 Hemd mit glatt. Borten von roth. Seide, Silber u. Gold „mit 3 Bunden." — 1 Hemd mit gelb. gezog. Borten „mit 4 Bunden". — 1 Hemd mit schwarz. Glanzborten „mit 4 Bunden". — 1 Hemd mit gelb. gezog. Borten „mit 4 Bunden". — 1 Hemd mit bunt. Glanzborten mit 5 Bunden". — 1 Hemd mit braun. Seide u. Goldborten, „im Schwebischen Boden gewirkt mit 4 Bunden". — 1 Hemd mit schwarz. Seide u. Gold „in Schweb. Bod. gew. mit 4 Bunden." — 1 Hemd mit roth. Seide, Silber u. Gold „in Schweb. Bod. gew mit 5 Bunden". — 1 Hemd mit roth. Seide u. Gold „in Schweb. Bod. gew. mit 2 Bunden". — 1 Hemd mit roth. Seide, Silber u. Gold „in Schweb. Bod. mit 1 Bunde". — 1 Hemd mit

Digitized by Google

Der Rath der Stadt Braunschweig übersandte dem Herzoge Julius als Hochzeitsgeschenk aus seinem Marstalle einen schwarzen Hengst nebst vier Stück Wein und zwei Faß Bier, und später in den neugegründeten Haushalt ein Geschenk im Werthe von 128 Mark, bestehend in 2 Lachsen, 11 Ohm 6 Stübchen Wein, 6 Tonnen Hamburger Bier, 8 Faß Mumme und 2 Ochsen.

Dem jungen Ehepaare ward auf dem Schlosse Hessen ein so bescheidenes Hoflager eingerichtet, „daß" — wie der treue Diener des Herzogs Julius, Algermann, sagt — „JJ. FF. GG. darauf, so gut sie könnten, sich behelfen möchten, wurden auch, so lange Herzog Heinrich lebte, enge und genau genug gespannt, daß sie andere Herrn und gute Freunde oftmals beklopfen müssen." Trotz der größten Einschränkung und der eigenen persönlichen strengsten Aufsicht in der Haushaltung konnte Julius doch ohne bedeutende Anleihen nicht auskommen. Erhalten ist uns von des Herzogs Hand ein interessantes „Verzeichniß etlicher Unordnungen, so Wir in der Haushaltung (zu Hessen) befunden": es fehle „in dieser sorglichen Zeit der Pestilenz ein gelahrter Gesell", Gottes Wort lauter und rein zu predigen; — Junker und Knechte sollen sonntäglich mit ihm und seiner Gemahlin in die Kapelle gehen; — während der Predigt solle man nicht vor der Kapelle stehen bleiben und „unnütze Geschwänke und Reden führen", denn dazu habe man „sonsten den ganzen langen Tag"; — diejenigen von dem Gesinde, welche Sonntags nicht zur Predigt kommen, sollen auf den Tag einer Mahlzeit verlustig sein; — beim Tischgebet soll Jeder aufstehen; — zum Mittags- und Abendessen soll geblasen werden und Jeder rechtzeitig sich einfinden; — die Knechte sollen nicht so lange zu Tische sitzen wie die Junker; — bei Tisch soll an Speisen und Getränken kein Überfluß sein; — das „Voll-

roth. Seide u. Gold „in Schweb. Bod. mit 1 Bunde". — 1 ausgenähet Hemd mit schwarz. Seide u. Gold „mit 1 Bunde". — 1 Hemd mit roth. Seide u. Gold, erhaben „mit 1 Bunde". — 1 Hemd mit grün. Seide u. Gold, erhaben „mit 1 Bunde". — 6 schlichte weiße Hemden.

Unterhemden: 2 Hemden mit gold. Borten. — 2 Hemden mit roth. Borten. — 25 Hemden mit schwarz. Borten.

Actum Cöln an der Spree, in Beiwesen Christofs Sparn, Hofmarschalls, und Caspers von Klitzing, Haushofmeisters u. Hauptmanns auf dem Mühlenhofe. Urkundlich mit unsers gnädigsten Herrn des Churfürsten zu Brandenburg ꝛc. Secret besiegelt, Sonntags am Abend Johannis Baptistae, Anno 1560."

Digitized by Google

saufen" wird ernstlich verboten; — es soll nicht Jeder in die Küche, Fleisch- und Speisekammer und in den Bierkeller gehen, wer nicht dazu Erlaubniß hat; — die Silberkammer ist reinlicher zu halten, das Silber besser zu waschen; — es soll ordentlich gekocht werden, reichlich und gut; — der Becker soll die Semmeln besser backen; — es soll für genug Bier gesorgt werden; — es würde auf der Hofstube zu lange, oft bis in die Nacht von den Junkern gesessen; sie könnten anderwärts ihre Kurzweil treiben; im Winter würde sonst auch zu viel Holz verbrannt; — die Junker sollen des Nachts auf dem Schlosse schlafen.

Am 1. December 1561 ward auf dem Schlosse Hessen dem jungen Paare die erste Tochter, Sophie Hedwig, und am 15. Oktober 1564 der erste Sohn, Heinrich Julius, geboren. Dieses war selbst für den alten Herzog Heinrich ein freudiges Ereigniß, welches seine sonstige Lieblosigkeit zu wandeln schien, wenn sich auch seine Freude im gewohnten rauhen Tone äußerte. „Als Herzog Heinrich" — erzählt der schon erwähnte Algermann — „seinen neugebornen Enkel zu sehen, nach Hessen kommen und seiner gewöhnlichen Ungestümigkeit nach in das Zimmer getreten, hat er sofort die fürstliche Frau Mutter gefraget: wo ihr Krabbe wäre? welches sie dann ganz erschrocken in der Wiege gezeiget. Wie ihn nun das Herrlein angelächelt, hat er es darauf ganz ernsthaft aus der Wiege gezogen, den Degen entblößet und, indem die fürstliche Frau Mutter mit einem Fußfall und lautem Geschrei um Gnade bittet, weil sie nicht anders geglaubet, er würde das Kind in Stücken hauen, solchen auf des Kindes Brust geleget, sagend: „„Du saßt nu myn leeve Soen sien, averst dyn Vaer, de . . . ., nig"". Diesen jungen Herrn haben S. F. G. so herzlich geliebet, daß S. F. G. einstmals, als sie denselben auf dem Tische vor sich stehen gehabt und getänzelt, und er S. F. G. mit beiden Händchen in den Bart gegriffen und etwas hart gezogen, gesagt: „„Ziehe, ziehe, mein lieber Sohn, Du magst es wol thun, aber bei dem Leiden Gottes! es sollte mir kaiserliche Majestät wol daraus bleiben!""

Blieb auch das Verhältniß zwischen Vater und Sohn fortan frei von Ausbrüchen früherer väterlicher Lieblosigkeit und leidenschaftlichen Hasses, so blieb dasselbe doch ein gespanntes, kaltes, und zeigte stets, wie der Vater, besonders wegen der unwandelbaren Treue und Ent-

Digitized by Google

schiedenheit, mit welcher Julius beim evangelischen Bekenntnisse beharrte, gegen diesen unversöhnlich erbittert war und denselben mit den Seinen selbst an dem nothwendigen äußern Unterhalte Mangel leiden ließ, so daß dieser gezwungen war, bei verwandten Fürsten große Anleihen zu machen. Wie gedrückt die Lage des Herzogs Julius und sein Verhältniß zum Vater im Jahre 1563 war, ersehen wir aus einer Instruktion, welche Julius dem Karl von Bardeleben mitgab, als er diesen damals zu seinem Schwiegervater, dem Kurfürsten Joachim sandte, um bei demselben Unterstützung in seiner bedrängten Lage zu erwirken. Aus schwer bekümmertem Herzen klagt Julius seinem Schwiegervater, daß, weil er sowohl wie seine Gemahlin erklärt hätten, bei der Augsburgischen Konfession bis in's Grab verharren und davon sich weder durch Welt noch Hölle abwenden lassen zu wollen, der Vater sich wieder dermaßen gegen sie verbittert habe, daß er ihnen alle väterliche Liebe und Förderung abgesagt, ja erklärt habe, ihnen nimmermehr zu trauen noch zu glauben. Da nun für seinen und seiner Gemahlin fürstlichen Unterhalt vom Vater keine Hülfe zu erwarten wäre, er sich aber mit seiner Gemahlin und jungen Tochter nicht „aus leerer Hand erhalten" könne, so wende er sich nothgezwungen und vertrauensvoll um Hülfe an ihn, den Schwiegervater, wie er auch deshalb an andere verwandte Fürsten geschrieben habe, welche ihm auch bereits Geld zugesagt hätten. — Aus einem Schreiben des Herzogs Julius an den Herzog Ludwig von Würtemberg vom 23. Januar 1569 geht hervor, daß z. B. dessen Vater, Herzog Christoph, dem Julius in den Jahren 1558 bis 1567 die Summe von 22,000 Thalern geliehen hatte.

So mußte Julius noch mehrere Jahre ein Fürstenleben voll schwerer Sorgen und Entbehrungen mit den Seinen verleben, bis die Leidensschule durch den Tod des Vaters ein Ende fand.

Im Juli 1568 schwer erkrankt, ließ Herzog Heinrich seinen Sohn zu sich rufen und vom Todesbette aus reichte er diesem nun die versöhnliche väterliche Hand, und nachdem er an ihn noch ernste Lehren und Ermahnungen gerichtet hatte, starb er in der Abendstunde des 11. Juli im 79. Jahre seines vielbewegten, unruhvollen Lebens.

So trat Herzog Julius zum fürstlichen Regiment mit trüben, aber in ihren Nachwirkungen wohlthätigen Erinnerungen an schwere Prüfungen,

Digitized by Google

mit Entschiedenheit für die evangelische Glaubenslehre, mit dem festen Willen und nimmer ermüdenden Eifer als Landesvater seines Volkes Wohlfahrt zu fördern. Sein vierzigstes Lebensjahr hatte er nun erreicht, der größere Theil, die schönsten Jahre seines bisherigen Fürstenlebens waren ihm verflossen unter Sorgen und Leiden. Vielfältig geprüft wurden Geist und Herz durch Freunde und Feinde, am härtesten durch seinen Vater. Doch hat ihn das viele erlittene Unrecht nie verbittert und ermüdet, dem als recht und wahr erkannten Ziele hoffend zuzustreben. Ja, durch die lange Leidensschule gewann Julius schon früh eine seltene Reife und Gediegenheit; er lernte in allen Dingen mit eigenen Augen sehen, sich selbst und seine Kräfte kennen, und gewann ein Selbstgefühl, das sich in allen vorzüglichen Menschen findet, denen eine harte Jugend beschieden war. So ist das traurige Geschick seiner Jugend in der That auch für Julius eine heilsame Führung geworden: wie im Feuer geprüftes Gold ging er aus dem Elend hervor, um sein Erbfürstenthum aus tiefem Jammer zu erheben und den Grund zu seiner Wohlfahrt auf Jahrhunderte zu legen. Wie nach stürmischen Gewittertagen ein Sonnenblick, so tritt nach der kriegerischen, unruhvollen und trüben Zeit Heinrichs des Jüngern die friedliche und segensreiche Regierung des Herzogs Julius hervor.

Was Julius in dieser seiner 21jährigen Regierung öffentlich für seines Landes Wohl Großes und Segensreiches als wahrer Landesvater gewirkt und geschaffen, finden wir in der Geschichte seines Landes — freilich noch immer nicht eingehend, anerkennend und dankbar genug — verzeichnet und soll von uns hier nicht erörtert werden; wir wollen ihn auch in diesem neuen, wichtigern und freudevollern Abschnitte seines Fürstenlebens in seinem friedlichen Sinnen und Walten als Haus- und Familienvater kennen zu lernen suchen.

Was nun vor Allem des Julius Herz und Gemüth tief erfüllte, sein ganzes — öffentliches wie häusliches — Fürstenleben beseelte und bestimmte, und in allen Äußerungen und Beziehungen desselben sich ausprägte, das war eine tiefe Frömmigkeit, eine unerschütterliche Treue gegen Gott und Menschen, und es war mehr als Redensart, wenn er sich mitunter in Briefen unterschrieb: „treu bis die braunschweigische Löwenhaut sich wendet.“ Wir haben im Vorhergehenden bereits gesehen,

Digitized by Google

wie er während seiner trüben Jugend hinlänglich bewährt hat, daß er Gott mehr fürchte denn Menschen. Sein Herz und Gemüth kannten nichts Höheres, als die reine evangelische Lehre, für deren Erhaltung und Verbreitung er sein ganzes Leben hindurch in rastlosem Eifer sorgte; aber dieselbe war bei ihm auch in's Leben übergegangen und zu einer seltenen Reinheit der Sitten geworden. Seine Frömmigkeit war fern von aller Frömmelei, — wie seine ganze vortreffliche Regierung wahrlich keine Ähnlichkeit hat mit der sonst wohl sichtbaren schwachen und einsichtslosen Wirthschaft frömmelnder Naturen; — Luthers froher Muth und alles was die rechte Freudigkeit im Leben und im Tode giebt, das erfüllte sein Gemüth. Diese wahre, thätige Frömmigkeit ist es, was ihm jene Gewissenhaftigkeit in allen seinen Pflichten, jene Ausdauer, jene Furchtlosigkeit, jenen Muth gab, was seine ganze Denk- und Handlungsweise im Einklang zeigt.

Herzog Julius hat auch, wie alle Menschen, seine Fehler gehabt und hat selbst dagegen seine Augen nicht verschlossen. Aber gegen einen Vorwurf, den man ihm hie und da gemacht hat, müssen und können wir ihn hier vertheidigen. Man hat ihm als große Schwäche angerechnet, — welche allerdings manche seiner fürstlichen Zeitgenossen überschlich, — daß er gegenüber der Spaltung, welche im Protestantismus klaffte, in dogmatischer Befangenheit und in zu großer Abhängigkeit von den immer engherziger werdenden Theologen gewesen sei. Freilich in jenem Zeitalter der heftigsten Gährung darf man große Toleranz auch bei ihm nicht suchen; aber er war doch entfernt von damals so oft herrschender fanatischer Verfolgungssucht. Es war die unselige Zeit, wo die Theologen starr und fanatisch dem verdammenden und verfolgenden Symbolglauben eines neu begründeten papiernen Papstthums huldigten, in dessen Augen selbst Melanchthon der Hölle verfallen war, und wo es allerdings traurig um den Frieden der Kirche aussah, wenn Fürsten schwach genug waren, den Leidenschaften solcher Theologen als Werkzeuge zu dienen. Je ärger aber damals die Spaltung und Verwirrung war, welche in der evangelischen Kirche statt Friede und Einheit herrschte, desto schmerzlicher war Julius davon ergriffen und desto fühlbarer machte sich auch in ihm das Bedürfniß einer Einigung geltend; mit rastlosem Eifer und aufopferungsfreudiger Hingabe betheiligte sich Julius an dem damals unternommenen

Digitized by Google

Konkordienwerke und opferte diesem Friedenszwecke — wie wir von ihm eigenhändig haben verzeichnet gefunden — 54,000 Thaler. Aber die Theologen gingen dabei in einer Weise zu Werke, daß sich Julius von dem verfehlten Eintrachtsversuche zurückzog, ehe die sogenannte Konkordienformel zu Stande kam, jene spitzfindige Formel, welche damals den letzten großen Riß in die protestantische Welt wie in die Einigkeit der deutschen Nation machte, und die nicht mehr ein gemeinsames Bekenntniß in der Weise der Augsburgischen Konfession, sondern ein mit Zwangsmitteln handzuhabendes theologisches Gesetzbuch war. Zum Beweise aber, wie Herzog Julius wohl erkannte, daß die evangelische Kirche sich selber verderben werde, wenn sie es den Theologen gestatte, mit der allertröstlichsten Lehre des Evangeliums so zu verfahren, als sei dieselbe nicht zur Tröstung und Heiligung bekümmerter Sünderherzen, sondern auch dazu vorhanden, um Systeme scholastisch zurecht zu spitzen, und daß eine Einigung in der Kirche nicht erreicht werden könnte, wenn nicht die in der evangelischen Kirche schon vollständig aufgewucherte Scholastik ausgerottet und dem selbstsüchtigen ärgerlichen Treiben der Theologen gewehrt werde, und wie er durchaus nicht in großer Abhängigkeit von seinen Theologen stand, mögen hier einige interessante, bisher unbekannte Äußerungen desselben folgen. In einer Konferenz mit dem bekannten Theologen Timotheus Kirchner am 6. Juli 1582 erklärt Julius: „Wir lassen Uns von Unsern Theologen nicht regieren, denn sie ebensowohl als die Weltlichen Gottes Worte unterworfen sind; Gott wird auch den Himmel mit Theologen allein nicht füllen, denn er für die Theologen allein nicht gelitten, sondern insgemein für allerlei Stände der Welt, sowohl für den Jüngsten als für den Ältesten, den Ärmsten als den Reichsten, ohne Unterschied der Person. Wir gedenken sobald in den Himmel zu kommen als die Theologen. Wir befinden auch, daß die Theologen selber noch so weit von einander sind, als Himmel und Erde, denn leider keiner mit dem andern in friedlicher Liebe und Einheit leben kann, sondern es einem Jedem um eine Handvoll menschlicher Ehre zu thun ist, wie sie denn allein ihren menschlichen Gedanken und Opinionen in Vielem nachhängen. — Wir wollen Uns aber den Theologen nicht unter die Füße legen, die einen Fuß auf der Kanzel, und den andern auf der fürstlichen Rathstube haben wollen; — jedoch werden auch die

Digitized by Google

andern politischen Fürsten den hoffärtigen Theologen so weit nicht nachhängen, daß noch einmal ein protestierender Krieg und Blutbad über die Christenheit daraus werde. Denn mit hoffärtigen neidischen Köpfen kann man nicht Kirchen bauen und erhalten. Die Theologen wollen Andern eine Formulam concordiae vorschreiben, da doch einer dem andern im Grunde und von Herzen spinnefeind ist, denn einer vor dem andern das Beste gethan und die größte Ehre erlangt haben will, derwegen sie Andern übel zu Fried und Einigkeit rathen können. — Wie man die Formulam concordiae zuwege gebracht, und Einer dem Andern zu Gefallen unterschrieben, Solches werdet Ihr und Andere noch künftig inne werden, Wir haben's mit Schaden erfahren. — Die Theologen sollten dahin gedenken, daß Frieden bleibe, und zu ihrem Ehrgeiz Uns Fürsten an den Spieß nicht binden, denn da sie etwas anrichten werden, soll es über sie ausgehen und sollen sie die Kappen, die sie geschnitten, selber tragen und an der Spitze stehen und die Ersten sein, die das saure Kraut auseffen müssen." — Und als die drei Kurfürsten von Pfalz, Sachsen und Brandenburg dem Herzoge zur Unterschrift die Praefatio zur Konkordienformel überschickt haben, verwirft er diese und ermahnt die Kurfürsten ernstlich, „dahin zu sehen, daß nicht einem jeden zankstichtigen und ehrgeizigen Theologen frei stehe, ihres Gefallens und sobald es nicht stracks nach ihrem gefaßten Sinn und aufgesetzten vier Augen geht, etwas Neues zu erregen und ihre eigene Mißgunst auf den Kanzeln oder durch gedruckte Schriften feindseliger Weise auszugießen. Wie denn unter dem Scheine eines christlichen Eifers meistens Privataffekte bei solchen Leuten viel mehr als bei andern prädominieren, und den Knüttel bei den Hund zu legen ganz hochnöthig ist."

War nun des Herzogs vornehmste und Erstlings-Sorge, daß wahre Gottesfurcht und Frömmigkeit in seinem Lande wie in seinem fürstlichen Hause, bei den Unterthanen wie bei seinen Kindern — wie wir noch sehen werden — begründet und gefördert, und dazu auch Kirche und Schule nach reiner evangelischer Lehre gebessert werde, so leuchtet uns Julius aber auch nach anderer Richtung hin als Musterbild eines nur für das Heil und Wohl der Unterthanen thätigen Fürstenlebens entgegen.

Morgens nach dem Aufstehen ließ sich der Herzog bei dem Ankleiden von den Edelknaben einige Gebete und Kapitel aus der Bibel vorlesen;

Digitized by Google

darauf mußten seine Sekretäre erscheinen und über die ihnen zugewiesenen Angelegenheiten referieren, „ein Jeder zu seiner verordneten Stunde, daß also dieselben wußten, wann sie konnten gewisse Audienz haben und zu schleuniger richtiger Expedition kommen." Fast täglich besuchte er Morgens die Kanzlei- und Rathsstube und sah selber zu, ob Alles richtig zugehe und ein Jeder sein Amt ordentlich und mit gebührendem Fleiße versehe. „Dem Müßiggange" — erzählt des Herzogs treuer Diener Algermann — „waren S. F. G. spinnefeind und wußten einem Jeden, wenn er sich ledig oder spazierengehend finden ließ, bald Arbeit zu geben. Darum ließen S. F. G. auch eine Kanzlei-Ordnung machen und dieselbe jährlich einmal in Gegenwart des Kanzlers, der Räthe und aller Kanzlei-Verwandten auf dem burgundischen Saale auf dem Schlosse in Beisein S. F. G. öffentlich lesen, und mußte ein Jeder, groß und klein, geloben, sich darnach zu richten." Jeden Morgen, im Sommer um 6, im Winter um 7 Uhr mußten nach der Kanzlei-Ordnung alle Räthe auf der Kanzlei an ihrem Platze sein; lagen besondere Partei- oder andere Sachen vor, mußten dieselben erst beim Herzoge angemeldet, und gefragt werden, ob dieser selber bei der Verhandlung wollte zugegen sein, und je unansehnlicher und geringer die Parteien oft dabei waren, desto lieber erschien der Herzog im Gericht; er, der in seiner Jugend selbst so tief gefühlt, wie weh es thut, Unrecht zu leiden, er wollte auch nicht, daß dem geringsten Unterthanen Unrecht geschehe; er hielt dafür, daß er für Alle da sei, und wußte auch durch eigene Erfahrung, daß Fürsten die Lage ihrer Unterthanen aus Berichten allein nicht recht kennen lernen, daß es nöthig sei, jeden Stand selbst zu sehen und zu hören. Spitzfindige und weitläufige Erörterungen im Gericht, „disputationes und viele allegata juris", duldete Julius nicht, er verlangte einen schlichten, bündigen Vortrag und eine schnelle Expedition. — In den Abendstunden, wenn keine wichtige Geschäfte vorlagen, mußten oft die Kammermeister, Kämmerer und andere Beamte noch zu ihm kommen und über die verschiedenen — auch die geringsten — Ereignisse in der Verwaltung berichten; und am Schlußtage der Woche nahm er die von den Ämtern eingelaufenen Berichte entgegen und war im Schloß oder auf der Kanzlei besonders an diesem Tage für Jedermann zugänglich, hörte, meist in

Digitized by Google

Gegenwart des Großvoigts, alle vorgebrachten Beschwerden und ertheilte meist unverzüglich den Bescheid.

Aber nicht bloß in unmittelbarer Nähe beaufsichtigte und leitete Herzog Julius selber die Verwaltung, sondern er hielt auch öfter Umreisen auf die Ämter, „um" — wie er einmal bei solcher Gelegenheit (am 9. März 1575) an seine Stiefmutter, die Herzogin Sophie schreibt — „die Gelegenheit allenthalben selbst zu sehen und neben Unserer Belustigung vernehmen mögen, wie in diesen geschwinden traurigen Zeiten der lieben Armuth so viel als möglich gedient werde, auch um die Haushaltungen in bessere Ordnung zu bringen."

Gab so der Herzog selber das Beispiel treuer und gewissenhaftester Pflichterfüllung, verlangte er das Gleiche auch von seinen Untergebenen; gegen ungetreue Diener verfuhr er mit großer Strenge und belegte sie oft mit schwerer Strafe. „Einträger, Ohrenbläser und die etwas zu Hofe brachten" — erzählt uns sein Diener Algermann — „die höreten S. F. G. wohl, glaubten aber nicht leichtlich; wenn sie aber hinweg und abgefertigt waren, geschah Nachforschung; wurden sie dann unrichtig befunden, so traueten S. F. G. nicht mehr und durften dieselben nicht wiederkommen. Also begab es sich, daß S. F. G. einen Diener hatten, Amandus genannt, ein arger Fuchsschwänzer, und als derselbe auf faulem Pferde befunden ward, ließen S. F. G. ihn verstricken. Als er aber entkommen auf einem Vorwerke Feuer anlegen ließ und großen Schaden that, ward er zwischen Bettmar und Vechelde an der Heerstraße nach Hildesheim wohl geschmaucht und justificiert. Wie denn S. F. G. dergleichen Buben und Parasiten, einen Balbier, der Tag und Nacht auf S. F. G. wartete, solcher Händel halber und daß er den Weinkeller Nachts bestohlen, ausstreichen lassen."

So lag Julius treu und unverdrossen der Verwaltung ob, und wenn auch die Körperkräfte durch übermäßige Arbeit, durch Sorgen und Nachtwachen geschwächt wurden und oft Steinschmerzen von solcher Heftigkeit ihn quälten, „daß die Thränen über seine Wangen rannen", so wurde die Liebe zur Thätigkeit dadurch nicht gemindert und unermüdet sann er nur auf das Wohl seiner Unterthanen und Kinder; mit Recht gebührte ihm daher der Sinnspruch, den er sich erwählt: „Aliis inserviendo consumor." Durch solchen unermüdlichen Fleiß, durch die per-

Digitized by Google

sönliche Theilnahme und Aufmerksamkeit, die er allen Zweigen der Verwaltung schenkte, durch seine Ordnung und Betriebsamkeit gelang es aber auch dem Herzoge — wie ich an einer andern Stelle dieser Zeitschrift, B. I., S. 197—238, geschildert habe —, Forst-, Bergwerks- und Hüttenwesen, Handel und Verkehr zu größter Blüthe emporzubringen und dadurch zum Wohle und Gedeihen seines Landes noch solche Schätze zu gewinnen, daß er nicht nur die beim Antritte seiner Regierung vorgefundenen drückenden Schulden vom Lande abwälzen und viele verpfändete Häuser wieder vom Adel einlösen, sondern seinem Nachfolger noch einen Schatz hinterlassen konnte von mehr als neun Tonnen Goldes.

Das Geheimniß seiner Staats- und Volkswirthschaft, wodurch Julius wohl als Musterbild deutschen Fürstenlebens jener Zeit hervorleuchtet, bestand aber nicht bloß in jener fest geordneten und streng geleiteten weisen Verwaltung, sondern ganz besonders auch in seiner klugen und landesväterlichen Berücksichtigung der Kräfte seines Volkes und Landes, in seiner haushälterischen Sparsamkeit, in altdeutscher, mannhafter Sitte und Häuslichkeit, in bescheidener Hofhaltung und Vermeidung alles überflüssigen Gesindes, aller Verschwendung und Schlemmerei.

Das deutsche Leben befand sich damals in einer Krise; Hofleben und Hofsitten, Zierlichkeit und Verschwendung, Feinheit und Lüderlichkeit sammt allen nobeln Passionen, die dazu gehören, fingen an, das Volk für seine gewesene politische Größe zu entschädigen; die Sitte der Zeit begann schon derartig sich in Pracht und Verschwendung zu gefallen und war so mächtig, daß auch patriarchalische Naturen, wie Herzog Julius, bisweilen ihr ein Opfer bringen mußten; aber während bald die alte patriarchalische Sitte des 16. Jahrhunderts in einer wüsten, orientalischen Hofwirthschaft untergehen sollte, erfreuen wir uns in Julius wohl eines der letzten Fürstenleben alten Schlags. Er, der früher — wie wir sahen — kein zureichendes Auskommen gehabt, ja oft mit Mangel und Noth zu kämpfen hatte, behielt auch als regierender Fürst die größte Einfachheit bei und liebte für *seine* Person nichts weniger als Pomp und Pracht, wenn nicht fürstliche Besuche und feierliche Veranlassungen eine Ausnahme forderten. — Herzog Julius sieht gern Besuch, namentlich verwandtschaftlichen, an seinem Hofe und ladet auch oft dazu ein, vergißt aber auch fast nie, dabei zu bevorworten, daß die Eingeladenen

Digitized by Google

mit seiner bescheidenen Hofhaltung und einfachen Hausmannskost fürlieb nehmen müßten. So z. B. schreibt er am 30. Oktober 1578 an die Markgräfin Katharine zu Brandenburg: — „Wir bitten freundlich, E. L. wolle sich demüthigen und Uns mit derselben geliebten Herrn und Gemahl einmal allhier freundlich besuchen, damit Wir den Hafer etwas verfüttern und Uns die Ratzen denselben nicht gar verfressen mögen. Denn E. L. und Derselben Herr und Gemahl sollen Uns willkommen und allhier mit zu Hause sein. Es müssen aber E. L. mit der geringen engen Behausung und Gelaß freundlich vorlieb nehmen." — An den berühmten kaiserlichen Feldherrn und Rathgeber Lazarus von Schwendi, welcher an den Herzog ein Schreiben gerichtet hatte voll Anerkennung und Lob über alles, was er von seiner trefflichen Regierung gehört habe, schreibt Julius (am 7. December 1573): — „Auf Hörensagen aber, wie Ihr am besten wisset, ist wenig zu fußen und zu banen, hätten derowegen in Gnaden gar gern vorlängst gesehen und wünschen noch, daß Ihr einmal solltet gegenwärtig bei Uns sein, anherkommen und alle Dinge in Person vernehmen und alsdann davon urtheilen. — Was aber bis dahero Eure Ankunft gehindert haben mag, ist Uns verborgen, so viel doch wol wissend, daß Ihr verlaufener Zeit einst in der Nähe gewesen und fast so weit gekommen, daß Ihr Uns auf den Heerd habt sehen können, und Euch nichtsdestoweniger hinter- und anderwärts begeben; mag sein, daß Ihr in Sorgen gestanden, Wir könnten Euch dermaßen nicht, wie andere Kur- und Fürsten und sonderlich der hochgeborne Fürst, Unser freundlicher lieber Vetter, Schwager, Bruder und Gevatter, Landgraf Wilhelm zu Hessen, tractieren und Gnade bezeigen, wie Wir denn auch in dem sowohl als anderm Unsere Geringfügigkeit erkennen, auch wissen, daß Unsere — als die Wir von alten beständigen Deutschen, welche ohne Befleißigung der Dinge Ja und Nein rund und gerad belieben und dabei bleiben, geboren und erzogen sind — grobe braunschweigische Sachsen-Art Allen nicht gleich anmuthig ist. Dieweil Ihr aber vor Unserer Regierung, als Wir noch im Exilio, Bedrückung und Beschwerung, ja schier als in einem carcere Babylonico waren, mit Uns und Wenigem fürlieb genommen und Uns nicht vorbeigegangen, hätten Wir die gewisse gnädige Hoffnung geschöpft, Ihr würdet Euch niemals in Unserm Gottlob bessern Zustande Unser nicht entäußert haben, — — sind aber des

gnädigen Vertrauens zu Euch, Ihr werdet künftig nicht allein so eine Gelegenheit nicht versäumen, sondern vielmehr sie selbst wünschen und suchen und einmal so gern bei Uns ankommen, als Wir Euch in Gnaden gern bei Uns sehen und haben werden, und wenn nicht nach Unserer Person, doch nach Unserer jungen Herrschaft und jungen unerwachsenen Söhnen Verlangen tragen, damit Ihr sehen möget, ob die Leuen-Welfe großvätern wollen oder was sonst Gutes von ihnen zu erwarten." — Im Jahre 1571 ladet Julius den Landgrafen Wilhelm von Hessen nebst Gemahlin ein: „Uns einmal freundlich zu besprechen und heimzusuchen, auch was das Haus vermag, die geringe wenige Ausrichtung, so alsdann vorhanden sein möchte, Unserer jetzigen Gelegenheit nach von Uns als einem jungen und erst angehenden regierenden Fürsten und einem groben alten braunschweigischen Sachsen der alten deutschen Art nach vorlieb zu nehmen." Und am 11. April 1579 schreibt er demselben: — „Und soll Uns S. L. ein gar willkommener Gast sein, Wir wollen auch derselben, was das Haus, Unserer braunschweigischen Art nach, an Speck und Kohl vermag, gern mittheilen und Uns mit S. L. in Fröhlichkeit ergötzen, unangesehen, daß Wir Unsere liebe Tochter, die Herzogin zu Stettin-Pommern, wie auch Unsern freundlichen lieben Sohn, den postulierten und Gottlob eingeführten Bischof zu Halberstadt, beide nicht mit leerer Hand abgelegt." Daß bei diesem fürstlichen Besuche etwas mehr auf den Tisch kam, als Speck und Kohl, dafür wird nun freilich die gute Hausfrau, Herzogin Hedwig, gesorgt haben.

Wie einfach und bescheiden Herzog Julius für seine Person in seinen Ansprüchen und Bedürfnissen war, besonders in den letzten Jahren durch körperliche Leiden veranlaßt, schildert uns sein Diener Algermann: „Die Diät im Essen und Trinken belangend, sahen die Medici für gut an, weil S. F. G. eine schwerfällige Person und voller Phlegma waren, und dazu den großen Schmerzen vom calculo hatten, daß S. F. G. nur den Mittag eine gute Mahlzeit thäten, den Abend aber mußten S. F. G. etwa aus einer Quartierskanne, darin Dieselben Weißbrod schnitten, Hamburger Bier zu Winterszeiten essen, auch wol von gesottenem Ingwer dazu nehmen und einen guten Trank nachthun. Wer dann dazu kam, der mußte, wie Sie zu sagen pflegten, den Fuchs streifen. Es hätten aber Dieselben wol lieber eine gute Mahlzeit dafür gethan. Im Sommer

Digitized by Google

mußten S. F. G. der kleinen langen gemeinen Gläser zu Abend 4 oder 5 mit Einbecker Bier also in den nüchternen Magen trinken und Ingwer nachessen, zu Zeiten auch Citronenkerne kauen." — Wenn es aber die Gelegenheit erforderte, hohe Gäste bei ihm einkehrten, oder es einer Kindtaufsfeier in seiner zahlreichen Familie galt, so zeigte sich Julius auch als ein prächtiger Herr, der die Ersparnisse nicht rosten ließ und es gerne sah, wenn Fremde sich an dem fürstlichen Leben seines Hofes, an dem dann sich zeigenden Glanze und Überflusse erfreuten. „Wenn aber" — erzählt Algermann weiter — „S. F. G. von fremden Fürsten und Herrn besucht, oder sonst Fräulein- oder andere Aussteuerungen und Kindtaufen gehalten wurden, oder S. F. G. auf Reisen waren, so hielten Dieselben sich magnifique und fürstlich, und mußte Alles vollauf und überflüssig dasein. — Zu solchen Festtraktationen ließen S. F. G. sonderliche große Kannen von Silber, jedoch unvergoldet, zu 2, 1 und ½ Stübchen, auch Quartieren machen, die mußten auf der großen Eßstube nach einander in der Reihe fein ordentlich stehen, als breit der Saal ist, welches gar herrlich anzusehen war, und wurden dann den Fremden zum Willkommen verehrt." Alles eitle Gepränge aber, wie auch die Umständlichkeit des Etiquettenwesens mochte der Herzog nicht leiden; sein einfacher Sinn war immer nur auf den Kern der Sache gerichtet. „Darum" — sagt Algermann — „achteten S. F. G. keine sonderliche Ceremonien oder viel Gepränge und besamanos machen, sondern hielten dasselbe nur für Fuchsschwänzerei und konnten es nicht leiden."

Eine Schattenseite aber der damaligen Geselligkeit, eine Unsitte, die an den meisten Höfen jener Zeit eingerissen war: die Freude an Trinkgelagen, eine Zechlust, die sich im übermäßigen Zutrinken gefiel, kannte und duldete Julius nicht. „Dem Trunke" — schreibt Algermann — „waren S. F. G. spinnefeind und konnten keinen trunkenen und vollen Diener, welches Sie bald merkten, bei sich leiden. Dieselben waren aber wol zufrieden, wenn etwa ein Diener mit dem Trunke übereilet und gefordert wurde, daß er sich entschuldigen ließ. — Essen und Trinken zur Nothdurft sahen und gönnten S. F. G. gar wol, mochten auch wol leiden, daß, wenn Fischtag war, ein Diener vor den Weinkeller ging und wegen des Magens ein Tränklein Wein thäte, aber keine Station halten durfte." Und wenn Fürst Christian von Anhalt 1584

Digitized by Google

an den Kurprinzen von Sachsen schreibt, er sei bei dem Kurfürsten von Brandenburg und werde „sehr feucht gehalten, damit er nicht vertrockne", so war es gerade dies „Feuchthalten gegen das Vertrocknen", was Herzog Julius für seine Söhne besorgte, als sie in jenem Jahre den kursächsischen Hof besuchten; er bat daher den Kurfürsten August, er „möge sich dieselben zu allem Besten väterlich befohlen haben und sonderlich dafür sein, daß sie mit übermäßigem Trinken, welches denn denselben gar nicht dienlich, unbeschweret bleiben möchten."

Geselliger Heiterkeit und Belustigung war aber Herzog Julius durchaus nicht feind. Besonders in der Winterszeit zu Fastnacht belustigte man sich nach alter Sitte auch an seinem Hofe mit fröhlichen Spielen. Einladungen des Herzogs „zum Fastelabend" an die Ritter, Prälaten, Rathsherrn der Städte, auch an andere Fürsten liegen aus verschiedenen Jahren vor. Auch Turniere wurden zu dieser Zeit wiederholt gehalten. So schreibt Julius am 22. Januar 1573 an seinen Hofmarschall Levin von Mahrenholz: — „Demnach Wir entschlossen sind, auf die bevorstehende Fastnacht ein adelich Ritterspiel, als ein Turnier zu Fuß, halten zu lassen, befehlen Wir Dir hiemit, daß Du darauf von Unsertwegen verordnest und befehlest, daß solches nachbeschriebener Maßen anzustellen: daß nämlich erstlich die ehrbaren Unsere lieben getreuen Joachim von Blankenburg und Hilmar von Oberg zu Bahnverwaltern, die Nachbenannten aber zu dem Turnier und gegen einander verordnet werden wie folget: Werner v. Bortfeld gegen Fritz v. Oberg, Hilmar v. Oberg d. Jüngere gegen Heinrich v. Bortfeld, Curd v. Reden gegen Albrecht v. Alten, Ernst Wrampe gegen Balthasar v. Erxleben, Fabian Leßgewang gegen Michael Heinrichsdorf. Und sollen die auf der linken Seite blau, die auf der rechten aber schwarz gerüstet sein, und die Ordnung gehalten werden, daß ein jedes Paar drei Stiche im Spieß und fünf Streiche oder Schläge auf einander thun." — Zu dem „Fastelabend" 1584 erschienen die Ritter mit 48 Pferden, und auch der Erbprinz Heinrich Julius vom Schloß Gröningen mit 57 Pferden; zu dieser Feier wurden u. A. bei den Amtmännern zu Steinbrück, Liebenburg und Schöningen an Bier bestellt: „12 Tonnen gut Hannoverschen Broyhan, 4 Faß gut Goslarisch und 6 Faß gut Zerbster Bier." — Bisweilen

Digitized by Google

wurden auch wol theatralische Vorstellungen aufgeführt, bei denen auch — wie wir später sehen werden — die jungen Prinzen mitwirken mußten.

Waren dann die Winterfreuden verrauscht, kam der Frühling, der Sommer heran mit milden Abenden, dann sah man wol den Herzog auf dem Altane des Schlosses sitzen, „rings herum allerlei schöne auserlesene Sangvögel, als wenn es mitten in einem grünen Walde gewesen, und forderten dann, wen Sie begehrten, zu sich, und erlustigten sich im Brettspiel oder diskurierten sonst von allerlei Händeln und Künsten, die Zeit zu vertreiben. Sonsten aber hatten S. F. G. zum Dobbeln und Spielen keine sonderliche Beliebung." Oder der Herzog pflegte sich auch wol mit seiner Gemahlin Hedwig, auch mit seinen Räthen und deren Hausfrauen mit Lustfahrten auf der Oker zu ergötzen nach einem an diesem Flusse eine Stunde von Wolfenbüttel gelegenen Vorwerke (Steckelburg), welches der Herzog seiner Gemahlin für 6000 Thaler gekauft und ihr zu Ehren Hedwigsburg benannt hatte. Dazu ließ Julius ein besonderes Lustschiff nach dem Muster des Elbschiffes des Kurfürsten August erbauen, mit einem rings mit Fenstern versehenen Pavillon darauf, und ließ den Schiffsleuten eine besondere Bootskleidung machen, in rothen und gelben Farben. Zu Hedwigsburg wie auch beim Schlosse in Wolfenbüttel hatte der Herzog Lustgärten anlegen lassen, wo er mit seiner Gemahlin gern und oft Erholung suchte. Zu deren Einrichtung schickte ihnen der Landgraf Wilhelm von Hessen Pfropfreiser von großen Kirschen, auch andere Gewächse, und der Domdechant von Halberstadt übersendet der Herzogin auf ihre Bitte Rosen, Mandel- und Quittenbäume. Von des Herzogs Hand liegt die Anordnung vor: „In dem neuen Lustgarten soll man in den Kreuzgängen Grasbänke von allerhand vernünftigen Historien, nach der Vernunft und den Tugenden, Lastern und was des mehr in Blei gegossen aufstellen, desgleichen vierzehnerlei bleierne Pfosten, oben mit hohlen bleiernen Köpfen, Löchern und Röhren, so man nach dem Winde kehren und wenden kann, die Vögel darin zu nisten und zu hecken."

Gern lebte Julius auch in freundlichem Verkehr mit Adel, Prälaten und Städten, lud sie auf Martini oder Fastnacht zum Imbiß ein, verehrte ihnen auch wol, namentlich wenn sie zum Landtage berufen waren, ein Wildschwein. Gern nahm er auch Theil an den Lustbarkeiten

Digitized by Google

der Bürger, vorzugsweise an den „Schießen", welche er durch Aufforderung an die Städte zu deren Veranstaltung und durch Aussetzung von Prämien beförderte. Auch zu Kindtaufen und Hochzeiten seiner Unterthanen erschien Julius, so z. B. bei Heinrich von Bechelde und Christoph von Kalm zu Braunschweig im Jahre 1572, und des Bürgermeisters Achtermann Tochter daselbst führte er selber zur Kirche und Trauung. So begab sich Julius auch einst von Wolfenbüttel nach Hannover zu Johann von Alten's Hochzeit. Hiervon erzählt eine Chronik Hannovers: „Anno 1579 den 22. Februar ist der löbliche Fürst Julius zu Braunschweig von Wolfenbüttel gen Hannover kommen und Johann von Alten's Hochzeit auf der Neustadt besuchet. Die folgende Nacht ist Sr. F. G. das Leinthor geöffnet und in Tönnies Limborg's, jetzo Bünting's Hause am Markt logieret. Als der löbliche Fürst vor's Thor kommen, welches noch nicht geöffnet gewesen, haben Derselben Bergleute, welche Sie anstatt der Musikanten gebrauchet, gesungen und gespielet auf Zithern:

Traut Liebchen laß mich ein,
Ich bin so lang gestanden,
Erfroren möcht ich sein.

Es sind aber die Thore nicht alle auf einmal geöffnet, sondern wenn S. F. G. durch einen Flügel gefahren, ist derselbe gestracks wieder geschlossen und dann der nächste Flügel hinwieder geöffnet. Ehe S. F. G. in die Zingeln gelassen, ist der regierende Bürgermeister Heizo Grove an den Wagen getreten, hat hineingeleuchtet und gesaget: Gnädiger Fürst und Herr, seid Ihr auch im Wagen? Ich muß E. F. G. selbst sehen. Hat jener geantwortet: Ja, dein gnädiger Herr ist hier im Wagen."

Ein Vergnügen, damals bei fast allen Fürsten eine besondere Lieblingssache, die Jagd, betrieb Herzog Julius mehr zum Nutzen der Hofhaltung als aus besonderer Neigung, und duldete zu Gunsten derselben keine Beschwerung der Unterthanen; es sei besser, meinte er, daß in seinem Fürstenthume mehr vernünftige Menschen als wilde Thiere wohnten. An seine Stiefmutter, die Herzogin Sophie, schreibt Julius (am 29. November 1574): „Wir übersenden E. G. und L. hiemit zwei wilde Schweine und ein Reh, freundlich und sohnlich bittend, E. G. und L. wolle Solches mütterlich und freundlich aufnehmen. Was aber betrifft,

Digitized by Google

daß E. G. u. L. gehoffet, das gute Wetter werde Uns gereizet haben, in Person der Schweinehatz beizuwohnen, und daß, wenn E. G. u. L. auch darzu wären gefordert und gebeten worden, E. G. u. L. wollten Ihre Anzahl Schweine selbst haben fangen helfen, darauf können E. G. u. L. Wir sohnlich und freundlich nicht bergen: wie andere Kur- und Fürsten mehrentheils dem Jagdteufel anhängig, also hat's mit Uns die Gelegenheit, wie E. G. u. L. zum Theil wissen, daß Wir dem Bergteufel nachhängen. Wenn Wir aber einmal wieder auf die Jagd Uns wenden werden, wollen E. G. u. L. Wir nicht vergessen, Dieselben zu bitten, neben Unserer freundlichen herzlieben Gemahlin Uns Gefährten zu geben ꝛc." — Besonders wurde am Hofe zu Wolfenbüttel die heutzutage ganz vergessene, im Mittelalter so allgemein beliebte Falkenjagd betrieben. Die geeigneten Falken müssen schwer aufzutreiben gewesen sein, da wiederholt Herzog Julius bei andern Fürsten darum bittet. So ersucht er am 14. Oktober 1588 den Herzog Ludwig von Würtemberg um ein Paar „Blaufüßer" (eine Falkenart), einen für seine Gemahlin und den andern für seine in Helmstedt studierenden Söhne, nebst zwei Leuten, die mit solchen Vögeln umzugehen wissen, auch zwei zur Jagd abgerichteten Windhunden. — Auch Bärenhetzen kommt vor. So schreibt Julius am 7. September 1568 an die Herzogin Sophie: — „Dieweil Wir allhier jetzt einen Bären haben, den Wir gern hetzen lassen wollten, und es Uns zum Fangen an englischen Hunden mangelt, demnach bitten Wir sohnlich und freundlich, E. G. u. L. wollen Uns dazu unbeschwert Ihren Hund „„Schwan"" leihen und anhero senden; Wir wollen Uns versehen: er soll keinen Schaden dabei empfangen, denn Wir selbst ihn wollen vertheidigen und entsetzen helfen." Am 8. Januar 1570 wird Herzog Julius vom Markgrafen Johann von Brandenburg zu einer Bärenhetze nach Cüstrin eingeladen. — Zu Hedwigsburg hatte Julius auch, besonders zur Ergötzlichkeit für seine Gemahlin, einen Entenfang einrichten lassen, wo mit zahmen Lock-Enten oft an einem Tage etliche hundert wilde Enten gefangen wurden. — Schnepfen und Rebhühner scheinen besonders mit Netzen gefangen zu sein, denn vor uns liegt ein Befehl des Herzogs: „Da sehr viel Schnepfen in Unserm Lande, soll die Vorsehung geschehen, daß, wofern nicht Stecknetzlein genug vorhanden, der Küchenmeister deren mehr soll stricken lassen und in das

Digitized by Google

Inventarium setzen. Da aber die Schnepfen sich gern bei Abendzeiten, wenn Tag und Nacht sich scheiden, fangen lassen, so soll mit Fleiß dahin getrachtet werden, wie man einen erfahrenen Waidmann bekommen möchte, der mit solchem Schnepfen- und Rebhühner-Fang umzugehen weiß."

Einen eigenthümlichen Zeitvertreib an den Höfen jener Zeit finden wir auch zu Wolfenbüttel, nämlich den mit Narren und Närrinnen. Man gab sich oft große Mühe, solche zu bekommen; neben ihnen waren auch Zwerge eine Lieblingssache, mit denen sich die Fürsten auch oft Geschenke machten. Schon der Vater des Herzogs Julius, Heinrich der Jüngere, war der glückliche Besitzer „eines kleinen kurzweiligen und wohl singenden Männleins." Als die Kurfürstin Anna von Sachsen davon erfuhr, bat sie 1556 den Herzog, er möge denselben ihr „wo nicht gänzlich zukommen und folgen lassen, doch nur ein halbes Jahr leihen und vergönnen." Obgleich sie ihre Bitte mit einigen Flaschen ihres berühmten Aquavit unterstützte und Kurfürst August sich selbst bei dem Herzoge dafür verwandte, konnte sich dieser doch nicht von dem Männlein trennen; er erwiederte, seine Gemahlin sei „mit Leibesschwachheit behaftet", in der sie „die meiste Kurzweil und Zeitvertreib mit gedachtem Jungen gehabt." Endlich auf wiederholtes Andringen und nach Genesung der Herzogin „lieh" er denselben der Kurfürstin auf einige Zeit. — Herzog Julius bittet 1582 den Bischof Eberhard von Lübeck dringend um Überlassung seines „kurzweiligen Diener Johann Schon." Nach des Herzogs Tode finden wir unter der Hofdienerschaft seiner Wittwe Hedwig auf dem Schlosse Hessen auch drei Hofnarren („Dohren") und drei Hofnärrinnen („Dörinnen") aufgeführt.

Einen großen Theil der Zeit aber, welche der Herzog nicht auf politische Verhandlungen, auf die Landesverwaltung oder auf die erwähnten Vergnügungen und Festlichkeiten verwandte, nahm seine ausgedehnte Korrespondenz in Anspruch; wie ja überhaupt in jener Zeit die Fürsten sich sowol persönlich als auch besonders brieflich auf's häufigste zu „besuchen" pflegten, theils in Folge der großen zeitbewegenden Ereignisse in Staats- und Kirchensachen, theils weil sie sich auch direkt an einander wandten wegen der kleinen Bedürfnisse des Lebens, wegen Verschaffung von Lebensmitteln, Getränken, Gegenständen des Luxus und der Toilette. So ist auch der Inhalt der Korrespondenz des Herzogs

Digitized by Google

Julius ein sehr verschiedenartiger, theils freundschaftliche Mittheilungen, welche das nächste persönliche Interesse des Herzogs und seiner Angehörigen betreffen, theils Mittheilungen über die Ereignisse der Zeit. Alle Briefe desselben aber — wie schon verschiedene von mir mitgetheilte Auszüge aus denselben werden gezeigt haben — sind voll Herz und Natur; was wir von ihm lesen, das hat Alles das eigene Gepräge seiner Herzlichkeit und Biederkeit; seine Handschrift freilich ist wol mit die schlechteste des 16. Jahrhunderts, oft kaum zu entziffern und hat dem Verfasser dieses bei der Benutzung oft schwere Seufzer entpreßt. Zum Glück sind die meisten Briefe, der Sitte jener Zeit gemäß, einem Sekretär diktirt und vom Herzoge nur unterschrieben, sehr oft aber mit eigenhändigen Postskripten versehen. In dem Stil der Briefe herrscht, wie überhaupt in jener Zeit, — auch unter den nächsten Verwandten — große Steifheit und ungeschickte Künstlichkeit; des traulichen „Du" bedienen sich nicht einmal Gatten, Eltern, Kinder und Geschwister unter einander, sondern die Anrede lautet: Euer Liebden, Euer Gnaden und Liebden u. s. w. — Zu einer großen Anzahl Briefe gab auch der unter den Fürsten und Fürstinnen jener Zeit herrschende Gebrauch Anlaß, sich gegenseitig durch allerlei Geschenke zu erfreuen, sich auch solche zu erbitten. Besonders suchte man das freundschaftliche Verhältniß unter einander zu unterhalten und zu fördern durch die zahlreichen Geschenke, mit denen man sich regelmäßig gegenseitig zu bestimmten Jahrestagen erfreute, vornehmlich zu St. Niklastag, Weihnachten und Neujahr. Zu diesen Tagen pflegten nicht nur die Familienglieder unter sich, sondern auch die befreundeten Fürsten sich „Verehrungen" zu senden, oder man „spielte" oder „wettete" auch um dergleichen. So schreibt die Markgräfin Katharine zu Brandenburg (1577) der Herzogin Hedwig: sie habe den „verspielten St. Niklas" erhalten, dankt dafür und übersendet ihrerseits „den abgenommenen heilgen Christ." Hedwig übersendet derselben dann wieder als Gegengeschenk zu Neujahr einen Ring mit 7 Rubinen als „Unsern verspielten heilgen Christ." Seiner Stiefmutter, der Herzogin Sophie, schickt Herzog Julius zu Neujahr öfter Wildpret, einmal „eine geringe Hausapotheke", auch wohl „einen Trunk Weins." Die verschiedenartigsten, oft geringe und sonderbare Gegenstände werden da geschenkt oder erbeten. Der Landgraf Philipp von Hessen schenkt dem

Digitized by Google

Herzoge Julius vor seiner Verheirathung einen schwarzen Hengst; vom Landgrafen Wilhelm erbittet Julius 1563 als junger Hauswirth ein Hirschgeweih, um damit seinen Saal in Hessen zu zieren; späterhin schickt er ihm dann seltene Fische, Aschen und Forellen-Setzlinge. 1581 sendet der Landgraf Wilhelm dem Herzoge Julius ein Recept gegen sein Lendenstein-Übel: außer etlichen Wachholderbeeren das gelbe Häutlein vom Hühnermagen pulverisiert mit Wein vermischt, drei Morgen in den ersten Tagen des Neumonds zu gebrauchen, oder zur Abwechselung ein Gemüse von Hagebutten. Erhalten hat sich ein umfassender Briefwechsel des Herzogs Julius mit dem Doktor Jodocus Pellitius, der anfangs zu Lüneburg, später zu Hamburg als Arzt lebte, sich nicht nur auf die Gesundheit des Julius, sondern auf die verschiedenartigsten Lebensverhältnisse erstreckend. Will der Herzog ein warmes Bad besuchen, so holt er zuvor ein „vernünftiges Bedenken" von ihm ein; er dankt ihm für die Übersendung von Pomeranzen, bittet um Zibeth, der in der Apotheke zu Wolfenbüttel nicht zu haben sei, begehrt Violen-Zucker, wenn Hedwig „mit einem schweren Husten beladen ist", läßt sich Bier aus Hamburg schicken. Von Pellitius zu Gevatter gebeten, bedauert Julius, augenblicklich keinen Stellvertreter senden zu können, fügt aber für das Kind hinzu „eine Verehrung, so im rothen Zendall bewunden", und für des Kindes Mutter „einen spitzigen Diamantring." — Seiner Braut Hedwig übersendet Julius im Jahre 1559 nebst innigsten Liebesbetheuerungen als Geschenk: aus Mailand verschriebenen krausen Sammet. „Daß E. L." — schreibt Julius — „sich lassen die Probe des krausen Sammet wohlgefallen, ist an dem, daß Wir wollen daraus verursacht werden und Uns befleißen, solchen von Mellan aus Italien bringen zu lassen und E. L. damit zu bejahrmarkten. Daß E. L. weiter freundlich begehren thun, daß Wir E. L. in keinen Vergeß stellen wollten, haben E. L. leichtlich zu erachten und bei sich selber abzunehmen, daß bei Uns schwerlich ein Vergeß E. L. sein mag, demnach Uns von E. L. Willfährung geschehen ist, daß wir beiden, E. L. und Wir, keinerseits wieder zurücke denken können, mögen oder wollen, und nichts uns scheiden kann, mag oder soll als der natürliche bittere Tod ꝛc." — Als Herzog Julius sich verlobt hat, schickt ihm die Gemahlin des Herzogs Georg zu Liegnitz als Geschenk „einen Engel und ein Fläschlein", dessen Inhalt nicht angegeben

Digitized by Google

ist. Der glückliche Bräutigam antwortet darauf (30. April 1559): — „Wir nehmen den Engel sammt dem Fläschlein, so Uns E. L. überschickt, mit freundlichem Dank an und thun aus demselben vermerken, daß E. L. der geschlossenen Freundschaft noch nicht vergessen, sondern mit freundlichem schwesterlichen Willen gegen Uns geneigt sind. Wiewol auch E. L. Uns mit dem Engel zu dem Behuf bedenken und versehen, daß er Uns, bis Wir von Gott dem Allmächtigen Unsern tröstlichen und lebendigen Engel bekommen mögen, vor allem Übel behüten, schützen und bewahren wolle, so besorgen Wir doch, es sei Euer Engel, Uns vor allerlei Sünden und Anfechtungen zu bewahren, nicht genugsam und zu gering von Kräften. Wenn Wir aber durch göttliche Schickung Unser lebendiges Engelein bekommen und haben, so wollen Wir mit desselben Hülf dem Teufel und allen bösen Gedanken wol entfliehen." — Mit diesem Danke verbindet Julius zugleich eine Bitte, die, so sehr sie uns befremdet, doch in der damaligen Zeit häufig und wenig auffallend war. „Da E. L." — fährt Julius fort — „Uns etlicher Hemden halber vertröstet, bitten Wir E. L. als Unsere geliebte Schwester und Schwägerin ganz freundlich, Dieselbe wolle Uns mit einem Paar guter Hemden freundlich beikommen. Wenn Wir einmal verreisen und an Örter, da etwas für E. L. dienlich zu Kauf, kommen werden, wollen Wir Dieselben mit einem guten Jahrmarkt wiederum bedenken." So erhält auch Julius von seiner Braut als Geschenk zwei von derselben verfertigte Hemden; und im Jahre 1565 übersendet die Herzogin Hedwig an die Herzogin Sophie mit herzlichen Glückwünschen zum neuen Jahre zugleich ein Hemd, dasselbe „als Neujahr" von ihr dem Herzoge Heinrich dem Jüngern, ihrem Schwiegervater, zu überreichen. Ja, im Jahre 1575, als auf dem Schlosse zu Schöningen die mit den Herzoginnen verwandte Freifrau von Kurzbach, geborne Herzogin zu Liegnitz, entbunden wird, nimmt Hedwig keinen Anstand, derselben ihr „Sechswochenbett und ein Hemd" zu „leihen."

Die liebste Beschäftigung, Unterhaltung und Erholung suchte und fand aber Herzog Julius, von dessen Achtung und Liebe für die Wissenschaften die von ihm gegründete berühmte Universität das beste Zeugniß ablegt, in ernster und belehrender Lektüre. Schon vor Antritt seiner Regierung während seines stillen Lebens auf dem Schlosse Hessen legte

Digitized by Google

er eine Sammlung von Büchern aus allen Fächern der Wissenschaft an, so sehr auch seine Mittel bei Lebzeiten seines Vaters beschränkt waren. Nach dessen Tode nahm Julius seine Bibliothek mit nach Wolfenbüttel und ernannte im Jahre 1571 Leonhart Schröter zum Bibliothekar derselben. Dieser nahm aber die Stelle nur mit großen Bedenken auf ein Jahr an, denn ihm wurden von dem haushälterischen Herzoge noch viele Nebendienste und merkwürdige Bedingungen vorgeschrieben: „daß er die Bücher, so in Unserer Bibliothek befunden, in rechte Ordnung bringe und erhalte, auch darob sei, daß nicht allein, was in jeder Fakultät für Bücher vorhanden, bei einander bleiben, sondern auch daß die, so noch mangeln, neben andern feinen nützlichen Büchern, so artes und linguas betreffen, successive dazu gekauft werden mögen, daß er die Bücher alle Woche einmal fleißig besichtige und vor Staub und aller Unreinigkeit sammt der Bibliothek fein sauber und rein halte, und Niemandem ohne Unsere Bewilligung Bücher leihe oder folgen lasse, er habe denn dagegen schriftliches Bekenntniß auf gewisse Termine, — daß er sich auch in Unserer Kirche mit Musicieren unbeschwerdet erzeige und neben Unsern cantoribus daselbst jedesmal fleißig aufwarte, — sich auch, da Wir ihn in höheren christlichen Sachen und vielleicht zu Unserer jungen Herrschaft gebrauchen unweigerlich seinem besten Vermögen nach finden lasse. — Darentgegen und zur Ergötzlichkeit — versprechen Wir ihm solch Jahr über 50 gute gangbare Thaler, halb auf Weihnachten und die andere Hälfte auf Pfingsten, — sodann für seine Person eine Winter- und Sommer-Hofkleidung, dazu für seine und seines Knaben Person, welcher allezeit ein Discantiste sein und neben ihm, Unserm Bibliothecario, in der Kirche mit Singen jedesmal aufwarten soll, den freien Tisch zu Hofe, und letztlich eine freie bequeme Wohnung." — Schröter konnte aber nicht einmal das erste Vierteljahr aushalten und ging heimlich davon, weil ihm, wie er in seinem Entschuldigungsschreiben sagt, „so viele unerträgliche conditiones und leges auferlegt" seien und er „von dem übeln Gestanke, so er täglich in der Bibliothek gehabt, in Leibesschwachheit gerathen, darüber aber von S. F. G., wenn Sie ihn nicht stetig in der Bibliothek gefunden, mit harten Worten vor jedermänniglich angelassen sei." Mit Liebe und Eifer sorgte der Herzog für die Bereicherung seiner Bibliothek und wandte sich dieserhalb oft an die

Digitized by Google

befreundeten Fürsten, an seine Agenten und auswärtigen Diener. So erbittet er 1571 vom Herzoge Albrecht von Baiern „zu mehrer Zierung Unserer Liberey und E. L. zu stetem beharrlichen Gedächtniß" die Übersendung aller im dortigen Fürstenthume erschienenen kirchlichen und politischen Bücher und Schriften. Am 26. August 1570 schreibt Herzog Julius an den bekannten Johann Fischart, „Syndicus der Stadt Frankfurt a. M. und Prokurator des Kaiserl. Kammergerichts zu Speier": — „Auch thun Wir Uns hiemit für Euer überschicktes und verehrtes altes Historienbuch, daran Uns denn ein besonderes angenehmes Gefallen beschehen, ganz gnädiglich bedanken, mit ganz gnädigem Begehren, da Ihr ein alt Buch, so Religionssachen betreffend und auf Birkenborken geschrieben wäre, es sei hebräisch, papistisch, slavonisch, lateinisch oder deutsch, in Eurer Bibliothek hättet oder sonst zu bekommen wüßtet, Uns solches in Unsere Bibliothecam, wie Ihr wisset, daß Wir vorhaben, auch eine anzurichten, und sonderlich gerne mit dergleichen Büchern geziert sehen möchten, zu gnädigem Gefallen verehren." — So erhielt der Herzog noch als werthvolle Geschenke am 25. Juni 1573 vom Landgrafen Wilhelm „zur Bezierung der neu angestellten Bibliotheca" ein prächtiges, mit Miniaturen auf Goldgrund geziertes Evangelienbuch vom Jahre 1194, und am 10. August 1584 von Andr. Stang die für die Geschichte der Biblia pauperum so merkwürdigen, im 14. Jahrhundert auf Pergament gemalten und geschriebenen Figurae veteris et novi Testamenti. Besonders aber sorgte Herzog Julius für die Bereicherung seiner Bibliothek durch Einziehung von Klosterbibliotheken, so 1572 der Klöster Woltingerode, Steterburg, Dorstadt, Heiningen und Marienberg. Auch für eine kleine aber sichere Bibliothek der Rathstube sorgte Julius, indem er am 17. Januar 1589 bestimmt, „daß auch auf der Rathstuben etliche feine unterschiedene Pulten und darunter Trieforichen angerichtet und Bücher von allen vier Fakultäten, jegliche nach ihrer Gelegenheit, daran mit Ketten geschmiedet werden sollen."

Wenden wir uns schließlich noch zu den schönen Künsten, so wurden auch die von Herzog Julius gepflegt. Musik und Gesang sahen wir ihn selber schon während seiner Studienzeit zu Löwen üben und werden später sehen, wie er auch seine Söhne darin unterrichten ließ. Besonders war er ein Freund der Kirchenmusik: in seiner Hofkapelle ließ er von

Digitized by Google

Marmor einen schönen Altar und eine neue Orgel erbauen, schaffte „die chorales, so täglich vor dero Zeit die horas pflegten zu singen", ab und hielt an deren Stelle mit großen Kosten „die Musicos, so bei dem gefangenen Herzoge zu Sachsen und Gotha zuvor gewesen." — In der Malerei waren es vorzüglich Portraits, „Kontrafakturen" oder „Konterfeiungen", auf welche die Fürsten jener Zeit zum Andenken ihrer Angehörigen und Freunde großen Werth legten und die sie sich daher häufig gegenseitig ausbaten. So bittet Herzog Julius 1569 den Herzog Ludwig von Würtemberg um „E. L. und aller Ihrer löblichen Voreltern Kontrafakturen in Wasserfarben gefertiget"; und am 6. April 1569 schickt er an die Herzogin Sophie nach Schöningen einen Bildhauer mit der Bitte, durch diesen das Portrait Herzogs Heinrich des Jüngern abzeichnen zu lassen, wonach er dieses Bild seines Vaters für dessen Grabmal in Messing gießen oder in Marmor hauen lassen wollte. Auch einen Hofmaler hielt Julius; was aber damals von einem solchen verlangt wurde, darüber liegt uns ein interessantes und merkwürdiges Aktenstück vor, nämlich die Bestallungs-Urkunde des David von Hemmerdey als „Hofmalers und Konterfeiers" des Herzogs Julius vom 4. April 1572. Es heißt darin: „Von Gottes Gnaden Wir, Julius, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg ꝛc. thun kund und bekennen hiemit für Uns ꝛc., daß Wir Unsern lieben besondern David von Hemmerdey, von Breslau, zu Unserm Hofmaler und Konterfeier bestellt und angenommen haben ꝛc. dergestalt, daß Uns und Unsern Erben er getreu und hold sei ꝛc., insonderheit aber Uns etliche Stücke zur Probe anfänglich und zuvorderst mache, abreiße oder male, auf das artigste, schönste, ansehnlichste und billigste, als sich das für die Malerkunst gebührt und immer menschlich und möglich ist, und in Allem die Proportion und das Decorum zum genauesten in Acht habe und observiere, nämlich: 1) Unsere Bergwerke sammt allen derselben Herrlichkeiten, und wie die von Gott dem Allmächtigen gesegnet und erschaffen, auch in ihren an- und umliegenden Gebirgen, Thälern, Holzungen, Teichen, Wiesen und Landschaften, mit allen ihren Gebäuden, Werkstätten, Hüttenwerken und aller Gelegenheit über und unter der Erde, und wie ein jedes seiner Art nach bearbeitet wird, also daß man, was an einem jeden Ort hantieret wird, auf's schleunigste, artigste und eigentlich nach kontra-

Digitized by Google

feiischer Art besehen und vermerken kann; desgleichen die Stollen und Schachte ꝛc., auch alle Flüsse, Bäche und Bergwasser, die Wasserkünste, Poch- und Schmelzwerke, Unsere Münzschmiede, Amthäuser und Straßen, sammt dem ganzen Harz, und hin und wieder, da es sich leiden will, allerlei Wildpret und Vogelwerk, so am Harz ist, abmalen ꝛc., und es Alles in feine vier, mehr oder weniger, Tafeln zu Hauf fügen, in artigen architektischen Rahmen, und Alles perspektivisch verfertigen, wie sich das allenthalben eignet, und einem jedem seine unterschiedliche Farbe geben ꝛc.; weiter auch allenthalben an Orten, wo es sich fügen und leiden will, und wo bloße Felder in der Kontrafaktur sind, als bei Wüstungen, allerlei Parerga an Jagden, Kämpfen der Wildemänner, Helden und Zwerge, und mehre kurzweilige lustige Dinge machen ꝛc. — 2) Soll der ernannte David von Hemmerdey, Unser bestellter Hofmaler, Unser angerichtet Floßwerk (Julius-Schifffahrt) von der Stadt Goslar an bis anhero nach Unserer Festung Wolfenbüttel, und von hier bis gen Celle, sammt allen Umständen abreißen und malen ꝛc., und zugleich alle Gegend und Gelegenheit, was bei der Oker 6 Meilen Wegs um Unsere Festung Wolfenbüttel gelegen ist ꝛc.; — 3) Uns allerhand vierfüßige Thiere und Vogelwerk, ein jedes nach seiner Art und Eigenschaft abreißen und malen, und Solches in vier unterschiedliche Stücke theilen, und in das erste bringen allerhand Vogel- oder Federthier, beide, so sich zu Wasser und zu Lande halten, und wie die mit den Falken, Habichten und Blaufüßen gefangen werden, sammt anderm Waidwerk und Vogelgespiel, als Vogelheerd und anderm Fangwerk auf kleine und große Vögel, mit Leimruthen ꝛc.; in das andere: Hasen, Füchse, Togen (?), Kaninchen ꝛc., wie die gehetzt und getrieben werden; in das dritte: allerlei Hochwildpret an Hirschen, Rehen, Wölfen, Ebern und was dessen mehr ist, in das vierte: Bären, Schweine und anders, wie die in die Tücher und Garne oder Netze getrieben und gefangen werden; — 4) Uns auch verfertigen zuerst einen nackten, und darnach einen bekleideten Menschen, beide männlichen und weiblichen Geschlechts, wie die aus Mutterleibe erst geboren werden und darnach von Graden zu Graden, von Jahren zu Jahren nach ihrem Alter zu- und abnehmen bis an ihr Ende, und wo nicht mehr, doch die zehn Alter; und Alles erst nackend, darnach bekleidet, und wie sie letztlich mit Todtenkleidern

Digitized by Google

eingewickelt und begraben werden. — Und alle diese abgesetzten Stücke auf's artigste und schönste und also machen, wie Wir das haben wollen und ihm jedesmal heißen werden ꝛc. Darentgegen und zu Ergötzlichkeit solches seines Dienstes, Kunst- oder Probestücks, sollen und wollen Wir ihm für seine Person den freien Tisch in Unserm Kloster Rieffenberg oder auf Unserer Ämter einem geben, und nothdürftig Essen und Trinken, auch die Feuerung und Bettgewand reichen, und ihm, so lange er in solchem Unsern Dienst sein und bleiben und die obgesetzten Probestücke arbeiten wird, alle und jede Woche einen Thaler, und jährlich für eine Person ihm Unsere Sommer- und Winter-Hofkleidung ausschneiden lassen, dazu ihm Alles, was er an Farben, Gold, Silber und wie die sonst sein mögen, desgleichen auch alle nothdürftigen Instrumenta und Geräthe, als perspektivische Bücher, gedruckte Kupferstücke und was er zu seiner Kunst sonsten bedürftig ist, beschaffen ꝛc. — Wenn solche obbemeldete Kunst- und Probestücke, so ernannter David von Hemmerdey Uns zu machen sich verpflichtet, gefertigt und Uns überliefert sind, wollen Wir ihm über seinen ordinären Wochenlohn, nach seinem daran gespürten und befundenen getreuen Fleiße dermaßen mit einer gnädigen Verehrung und fürstlichen Beliebniß bedenken, daß er sich nicht zu beklagen, sondern Uns zu danken haben soll. Da er auch eines oder mehrerer Malergesellen zu desto schleunigerer Beförderung solches obgesetzten Werkes bedürftig würde, soll er solches an Uns gelangen lassen, und wann Wir ihm dieselben zu dingen vergönnen werden, mit einem jeden Gesellen der Kost, des Wochenlohns und alles Andern halber auf's genaueste handeln, und was also einem jeden Gesellen mit Unserm gnädigen Vorwissen versprochen wird, das wollen Wir denselben auch reichen und geben lassen ꝛc. Zur Urkund haben Wir diesen Unsern Bestallungsbrief mit eigener Hand unterschrieben und Unser fürstlich Sekret auf's spatium desselben drucken lassen. Geschehen ꝛc. Julius."

Digitized by Google

Korrespondenzen über Aufhebung eines Nonnenklosters im 16. Jahrhundert.

Von Gustav Schmidt.

Die jüngste klösterliche Stiftung in Göttingen war das sogenannte Süsternhaus S. Annen, an der Ecke der Barfüßer- und Burgstraße, wo heute die Aula der Universität und ihr Garten liegt, zu Anfang des 16. Jahrhunderts gegründet. Die Stifterin war Margarethe, die Witwe des Heinrich von Hardenberg. Da sich das Kloster der sogenannten 3. Regel des h. Franziskus anschloß und mit dem in nächster Nähe auf und an dem heutigen Wilhelmsplatze gelegenen Barfüßer-Kloster in enger Verbindung stand, so wurde der Vertrag zwischen dem Rathe der Stadt und dem Provinzial-Vikar des Franziskaner-Ordens für die Provinz Sachsen Peter Zillen geschlossen (1508 am Tage Lukas, Okt. 18., s. Gött. Zeit- u. Gesch. Beschr. III., 168—71). Der Rath befreite das Süsternhaus von Schoß, Wacht und anderer Stadtpflicht; dafür sollten die Schwestern fleißig für Rath und Stadt beten und alljährlich auf Katharinen-Tag eine Mark bezahlen. Weitere Häuser und Erbe in der Stadt und Feldmark durften sie nicht an sich bringen, Bürgertöchter, die in's Kloster gingen, mußten auf alles Erbe feierlich verzichten; fiel trotzdem ihnen etwas zu, so mußten sie das Erbe binnen Jahr und Tag verkaufen und zwar an steuerpflichtige Personen. Die Zahl der Klosterpersonen soll der Gardian des Barfüßerklosters und der Rath bestimmen, Witwen sollen nur ausnahmsweise aufgenommen werden und nicht ohne Zustimmung des Gardians und des Rathes. Sie sollen nichts gegen den Rath vornehmen und verträglich unter einander sein. Zur Handreichung dürfen sie eine fromme unberüchtigte Frauensperson aufnehmen. Wollen andere um Gottes Willen Wohnung und Herberge im

Digitized by Google

Kloster haben, so hat, wenn es Bürgerskinder sind, Gardian und Mater zu entscheiden, bei Auswärtigen Gardian und Rath. Bessern sich die äußerlichen Verhältnisse, so wird ihnen der Rath Vormünder und Verweser setzen.

Das sind die hauptsächlichsten Festsetzungen der Stiftungsurkunde. 1517 Juli 26. gestattete Papst Leo X. der Mutter und den Schwestern der h. Anna velum nigrum et scapulare stricta clausura et horas canonicas secundum ritum ecclesiae Romanae celebrare necnon recipere virgines et viduas honestas. 1523 beauftragte der Ordensgeneral der Franziskaner den Sächsischen Provinzial bei den Schwestern der 3. Regel in Göttingen und Stendal eine bestimmte Norm in Kleidung und Ritus einzurichten.

1529 reformierte die Stadt, die Klöster wurden zum Theil mit Gewalt ausgeleert, auch das verhältnißmäßig unbedeutende Annenkloster hatte durch wüstes Einbrechen zu leiden. Da warf sich Busse von Bartensleben, Hauptmann der Altmark, der Schwiegersohn des Heinrich und der Salome (Marg.) von Hardenberg, zum Beschützer der Schwestern auf. Er schrieb aus Wolfsburg am Mittwoch nach Quasimodogeniti 1530 (27. Apr.) an den Rath, er habe erfahren, daß man in den vergangenen heiligen Ostertagen ganz unbedächtig und mit großer Gewalt in das Barfüßerkloster gefallen sei, die Schranken und Thüren vor dem Chor zerbrochen, die Kisten geöffnet, die Kelche, Kleinode, Meßgewänder und was sie bisher zum Gottesdienste gebraucht, weggenommen und eingeschlossen, auch dem Süsternhause einige Kleinode, Kelche u. s. w. weggenommen und den Schwestern befohlen habe, Haus und Stadt zu räumen und sich zu verehelichen. Da sein Schwiegervater im Barfüßerkloster begraben liege (er ist nach Lubecus am 14. Mai 1492 gestorben), dem er einige Kleinode und Meßgewänder vermacht, und seine Schwiegermutter Haus und Hof in der Stadt zum Annenkloster hergegeben habe, so bitte er für solche Vergewaltigung Ersatz zu thun und fernere Gewalt zu meiden. Gleichzeitig schrieb er an Dietrich von Plesse und bat ihn, Rath und Gilden zu veranlassen, sich aller Gewalt gegen das Kloster zu enthalten. Dietrich von Plesse schrieb am 6. Mai an den Rath und schickte das Schreiben Busses im Original mit. Der Rath hatte aber schon zwei Tage vorher dem Herrn von Bartensleben geantwortet. Seine Be-

Digitized by Google

hauptungen über Plünderung der beiden Klöster, schrieb er, seien irrig, würde auch dem Rath nicht lieb sein, wenn es so zugegangen wäre, es hätten nur einige Leute am Feste die Trallien und Thüren im Barfüßerkloster, die dem Volke bei Anhörung der Predigt hinderlich gewesen, weggenommen und so dem Anhören des göttlichen Worts nothdürftig Raum verschafft. Rath und Bürgerschaft hätten einige aus ihrer Mitte ins Kloster geschickt und Inventar über die Ornamente und Meßgewänder aufgenommen und diese in Verwahrung genommen und die wenigen Kelche auf das Rathhaus bringen lassen, aber nicht mit Gewalt, sondern auf Wunsch der Brüder, damit sie sicher seien. Es möge auch wohl den Schwestern ein Kelch, den ihnen die Barfüßer geliehen, abgenommen und aufs Rathhaus gebracht sein, sonst aber sei ihnen nichts von Werth genommen.

Bis zur Mitte des folgenden Jahres (1531) ist alles still. Weitere Gewaltthätigkeiten geschahen nicht. Aber der Rath warf dem Kloster vor, die Fundations-Artikel (s. o.) seien vielfach verletzt, und gab ihnen auf, auf 10 Punkte zu antworten: 1) sie hätten Güter gekauft; 2) die Schwestern hätten nicht auf ihr Erbe verzichtet; 3) sie hätten fremde Personen aufgenommen; 4) sie hätten zu viel Schwestern; 5) sie hätten Witwen aufgenommen; 6) sie hätten keine Vorständer; 7) sie hätten ein Haus dazu erworben und neugebaut, auch eine Kapelle; 8) sie hätten zu ihrer Handreichung nicht eine alte Frau, sondern 3 Mägde; 9) sie hätten Besuch von Kaplänen gehabt; 10) sie hätten andern Besuch gehabt. Diese Anklage des Rathes ist nicht erhalten, aber die einzelnen Punkte derselben gehen aus der Antwort der Mater Margarethe Bockholt und der Sammnung des Süsternhauses vom 7. Juli 1531 hervor (Freitag nach visit. Mariae). Das Kloster erklärte, sie hätten sich keiner „inweddinghe“ irgend welcher Güter unterstanden und würden es auch ungern ohne Mitwissen des Raths thun; die Verzichtleistung in Betreff des Erbes (affertycht) sei stets in Gegenwart von Rathspersonen geschehen, wie es das Gedenkbuch (dechtes bok) des Rathes ausweisen müsse. Fremde Personen hätten sie allerdings aufgenommen, aber stets nur mit Konsens des Rathes: übrigens sei das auch nicht gegen die Fundation, laut welcher nur Bürgerskinder den Vorzug haben sollten, aber im Anfange seien deren wenig oder gar keine gewesen, so daß sie

Digitized by Google

fremde hätten annehmen müssen. Die Zahl der Schwestern sei freilich größer als zulässig, aber auch hier habe der Rath nachgegeben, weil einige Bürger dringend um Aufnahme ihrer Kinder gebeten hätten; übrigens erklärten sie sich bereit, die Zahl zu verringern. Witwen hätten sie nur einmal, auch mit Bewilligung des Rathes, aufgenommen, wollten es aber nicht wieder thun. Vorständer hätten sie wegen ihrer Armuth nicht, sie könnten nichts geben und doch die Dienste nicht umsonst verlangen. Das Eckhaus hätten sie mit Konsens des Raths erworben, auch die Kapelle mit Erlaubniß des Raths, des Erzbischofs und des Pfarrers zu St. Jacobi gebaut. Daß das Haus mit Wissen des Rathes erbaut sei, gehe daraus hervor, daß sie doppelten Hausschoß zahlten, auch hätten beide Bürgermeister, die beiden Rathsbauherrn, 6 andere Rathsherrn und der Schultheiß mit dem Rathsmaurermeister die Maße an beiden Straßen gezogen und den Eckstein selbst gelegt. Daß sie zur Handreichung (werf) keine alte Frau hätten, sondern 3 Mägde, daran sei ihre Armuth Schuld, sie hätten schwache und alte Schwestern, die Dienste verlangten, welche eine alte Frau nicht allein besorgen könne. Die Kapläne seien nicht im Hause gewesen, noch hätten andere Messe gelesen, nur hätten sie von Nordheim oder sonst Seide und dergleichen zu ihren Arbeiten an die Pforte gebracht, auch wohl eine Kanne Bier geholt. Andere hätten sie besucht, aber nur Leute, die gemachte Arbeiten abgeholt, oder Kranke, die Rath und Trost gesucht hätten. Sie erklären sich jedoch bereit, diese Besuche abzustellen, und bitten den Rath, auf diese Erklärungen günstige Rücksicht zu nehmen, ihre Armuth anzusehen und zu schonen.

In seiner Antwort vom 21. Juli (VI. post divisionis apostolorum) erklärte sich der Rath nur wenig befriedigt: Haus und Kapelle sei mit List hergestellt, der Verzicht stehe in keinem Denkbuche des Rathes, wäre das Haus Arm und Reich offen gewesen, so hätten sich Bürgerskinder genug gefunden, die Zahl der Schwestern sei nicht mit Konsens des Raths erhöht, ebenso wenig habe er die Aufnahme von Witwen gestattet, doch wolle er darauf keinen Werth legen. Die Armuth entschuldige es nicht, daß keine Vorsteher da seien, desto leichter sei die Verwaltung, auch sonst führten Bürger umsonst die Aufsicht über Hospitäler. Die Unrechtmäßigkeit der 3 Mägde gestänben sie selbst zu,

Digitized by Google

über die vielen Besuche wollten sie nichts sagen, aber es sei stadtbekannt, daß in ihrem Sprechhause den ganzen Tag viel „Plengen, Waschen und Treiben" geschehe. Danach habe der Rath zwar volles Recht über sie zu verfügen, weil sie die Bestimmungen der Stiftung nicht halten, aber er will ihnen zunächst ein Jahr Frist geben und dann weiter mit ihnen verhandeln. Unter folgenden Bedingungen: 1) der Rath schickt ihnen einen guten Prediger, der ihnen das heilsame Wort unserer Seligkeit vorträgt, auf sie achtet und ihnen die Sakramente reicht. Dafür haben sie ihm etwas zu zahlen; 2) die nicht am hiesigen Orte eingekleideten Schwestern gehen dahin, wo sie Profession gethan; 3) wer nicht im Hause bleiben will, kann frei abziehen; 4) ihre Briefe und Urkunden liefern sie dem Rath aus und erhalten weltliche Vormünder; 5) das Haus ist allen Bürgertöchtern offen, um schreiben, lesen, singen, nähen ꝛc. zu lernen, wozu die Schwestern Personen und Lokal hergeben, und zwar für die Armen umsonst, es soll die Jungfrauenschule sein; 6) statt 3 Mägde halten sie nur eine; sie können im Chor und wo ihnen beliebt, singen und lesen, wie ihnen der Prediger verordnen wird, deutsch oder lateinisch, und müssen sich stets nach Anweisung des Rathes halten.

In ihrer Noth wandte sich das Kloster auf's Neue an Busse von Bartensleben und ersuchte ihn um seine Vermittlung. Dieser bat denn noch am 4. August (Freitag nach inventionis Crucis) den Rath dringend, nichts gegen das Süsternhaus vorzunehmen, verwies auf die kaiserlichen Erklärungen beim Reichstagsabschied (von Augsburg) und auf die Fundationsurkunde. Zugleich schrieb er (5. Aug. Oswaldi) in der Sache noch einmal an Dietrich von Plesse.

In seiner Antwort vom 12. August (sabb. post Laurentii) faßt der Rath alle seine Bedenken gegen das Kloster, wie wir sie oben schon mitgetheilt haben, in Kürze zusammen, namentlich die vielfachen Verstöße gegen den Stiftungsbrief, und fügt hinzu, es trete jetzt zu Tage, daß die klösterliche Absonderung von Menschen erdacht, wider Gottes Befehl und in seinem Worte unbegründet sei. Daher sei in Göttingen wie an andern Orten die Gemeine gegen die Klöster entrüstet, und um diese zu schützen, hätten sie ihnen wiederholt Artikel zur Annahme vorgeschlagen, aber die Schwestern seien von Tage zu Tage halsstarriger geworden, hätten zuletzt ihre Kapelle zugeschlossen und sich geweigert, das göttliche

Digitized by Google

Wort zu hören und christliche Werke der Liebe zu beweisen. Der Rath habe also alles versucht und werde auch in Zukunft keinen Fleiß sparen: er bitte ihn deshalb, unwahrhaftigen Anträgen keinen Glauben zu schenken.

Gleichzeitig hatte sich das Kloster auch an den Amtmann des Eichsfeldes gewandt und auf diese Weise den Stellvertreter des Erzbischofs auf dem Rusteberge für seine Sache zu gewinnen gesucht. In Folge davon fand am 16. August eine Zusammenkunft zwischen diesem und einigen Rathsmitgliedern vor der Stadt Statt, die aber zu keinem Resultate führte. Der Rath verwahrte sich schriftlich am 17. gegen die bei dieser Verhandlung gestellten Zumuthungen: dies Schreiben schickte er am folgenden Tage nach dem Rusteberge.

Endlich glaubte auch Dietrich von Plesse auf die Fürbitte des Busse von Bartensleben etwas thun zu müssen und lud (22. Aug.) den Rath zu einer Besprechung auf den 24. August nach Radolfshausen. Es werden auch die Rathsherren Hermann Witzenhausen und Hans Engelhard deputiert: sie erfuhren aber erst an Ort und Stelle, daß es sich um das Süsternhaus handle, und waren natürlich ohne Vollmacht. Deshalb wurde einige Tage später schriftlich in der Sache geantwortet.

Mittlerweile hatte, durch die Fürsprecher ermuthigt, das Kloster einen weiteren Schritt gethan. Es erklärte in Beantwortung der vom Rath am 21. Juli [1]) gestellten Forderungen am 24. August: sie wollten unverehelicht bleiben, denn sie hätten das gelobt und „S. Paul leth fry der juncfruwenschopp na synem rade to blyvende"; auch könnten sie nicht aus dem Kloster zurück, da sie auf ihr Erbe verzichtet hätten. Am meisten erbittert waren sie wegen der Forderung, daß die auswärtigen Schwestern an den Ort zurückkehren sollten, wo sie Profeß gethan. Das traf namentlich die Mater; sie schreiben deshalb: daß die würdige Mutter weggeschickt werden solle, gehe nicht an, denn sie sei aus ihrer Vaterstadt weggeholt, wo sie „b:sorgt, bestätigt und wohl begeben" gewesen sei, sie hätte sich hier viel Mühe gegeben, ihre Jugend und Stärke geopfert, auch 4 Mark an Gold gegeben, die man ihr nicht zurückzahlen könne. Wisse der Rath etwas gegen sie, wodurch sie so etwas verdient

[1]) Möglicher Weise liegt auch noch eine kategorische Forderung des Rathes dazwischen, die speciell die Verheirathung der Schwestern und die Entlassung der Mater betonte.

Digitized by Google

habe, so möge er das zur Verhandlung mittheilen, sonst würden sie treu zu ihr halten. Übrigens würden sie bei weiterem Vorgehen des Raths an Herzog Erich appellieren, ihr Kloster sei eine Freistätte, an der sich Niemand vergreifen dürfe.

Man sieht, der Widerspruch ist viel stärker geworden, als er zu Anfang gewesen.

Am 7. September (vig. nativ. Mariae) schreibt Busse von Bartensleben auf's Neue, beruft sich auf den Konsens des Rathes zur Stiftung und weist dessen Behauptungen zurück. Er erinnert an den Augsburger Reichstagsabschied, den nur fünf Fürsten und etliche Städte nicht annähmen, die sich durch einen verlaufenen Mönch betrügen ließen, zu denen doch der Rath gewiß nicht gehören wolle. Er fordert dringend, sie möchten gegen die Schwestern keine Gewalt üben und die vertriebenen wieder aufnehmen, sonst werde er klagen.

In einem köstlichen Schreiben verwahrt sich der Rath gegen diesen Brief (17. Sept.), in dem er alle Vorwürfe mit Entrüstung zurückweist und voll Stolz der That Luthers und des Schmalkalder Bundes gedenkt: er werde sich nicht vom Evangelium abbringen lassen und sehe getrost einem Angriff entgegen. Dieser Brief athmet so recht das evangelische Siegesbewußtsein, wie es so manche niedersächsische Stadt in jenen Tagen hatte.

In dieser Weise abgewiesen, wandte sich Busse von Bartensleben an seinen Landesherrn Kurfürst Joachim und bat ihn am 10. Oktober (Dienstag nach Francisci), bei Herzog Erich von Calenberg Schutz für das Süsternhaus zu erwirken. Der Kurfürst schrieb denn auch am 13. Oktober an seinen Schwager Erich und dieser schickte originaliter das kurfürstliche Schreiben und einen Brief des Busse vom 2. November am 12. November an den Rath, indem er die Erwartung aussprach, daß der Rath unziemliches und eigenwilliges Vorhaben gegen das Kloster abstelle und seine Briefe halte.

Hierauf erwiederte der Rath dem Herzoge am 20. November, sie hätten sich schon Busse gegenüber zu rechtlicher Verhandlung erboten, thäten übrigens den Schwestern nichts unrechtes, die doch ihre Fundation nicht hielten und sich auf ihre Vorschläge nicht einlassen wollten: sie verstellten die ganze Sache zur Entscheidung des Herzogs.

Digitized by Google

Die nächsten anderthalb Jahre hindurch schweigen die Akten, es muß also wohl eine weitere Frist den Schwestern vergönnt worden sein. Ein späterer Brief Busses erwähnt, daß seit seine Hausfrau in Göttingen gewesen sei und für die Schwestern gebeten habe, diese eine Zeitlang nicht weiter molestiert seien.

Indessen es mußte einmal eine Entscheidung erfolgen, und so wurden am 10. Juli 1533 die Schwestern im Auftrage des Rathes und der Gilden auf's Neue aufgefordert, binnen 8 Tagen sich zu erklären, ob sie die ihnen früher vorgelegten Artikel annehmen wollten oder nicht; wenn sie nicht annähmen, könne der Rath für nichts stehen. Darauf erwiederten dieselben genau am 8. Tage (17. Juli), sie hätten zwar in 3 oder 4 Artikeln die Fundation nicht gehalten, aber es dürfe sich der Rath doch nicht einmischen, da sie in den betreffenden Fällen die Zustimmung des Rathes gehabt hätten. Dies stellten allerdings die Abgeordneten des Rathes und der Gilden, die beauftragt waren, die Erklärung der Schwestern entgegenzunehmen, in Abrede.

In ihrer Noth rufen die Schwestern auf's Neue die Hülfe Busses an, der aus Wolfsburg am 21. Juli mit seiner Frau als fundatores gegen das Verfahren des Raths protestiert und diesen vielmehr bittet, sie gegen die Gewalt von Seiten der Bürger zu schützen und in ihrer Gewohnheit zu belassen, sonst werde er weder Leib noch Gut sparen und seine Freunde gegen die Stadt aufbringen. Er beruft sich auf den Kaiser und auf Herzog Erich; da die Jungfrauen freie Wahl der Mutter hätten, so dürfe diese unmöglich vertrieben werden.

Gleichzeitig schrieb auch Hans von Hardenberg, der (neue?) Amtmann des Eichsfeldes, auf den Wunsch seines Schwagers Busse in dieser Sache an den Rath, er habe eigentlich persönlich mit ihm verhandeln wollen, sei aber behindert und bitte deshalb um schriftliche Mittheilung, was er seinem Schwager antworten solle.

Den Vorschlag des Raths (24. Juli), die Städte Magdeburg und Braunschweig entscheiden zu lassen, ob sein Vorgehen ungerecht sei, lehnte Busse (4. Aug.) ab, weil die Städte nicht unparteiisch seien, er wünschte eine Entscheidung des Kaisers oder des Kammergerichts oder des Herzogs Erich. Für die Schwestern sei es unmöglich, einen lutherischen Prediger anzunehmen, das Haus offen zu halten ꝛc., denn das sei gegen die

Digitized by Google

Regel des h. Franziskus. Wenn der Rath vernünftige Wege einschlage, so wolle er selbst kommen, um die Sache beizulegen, sonst bleibe er bei seiner früheren Drohung.

Die Antwort des Rathes vom 18. August läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: auf seine Rechte als Fundator gebe er nichts, die Entscheidung der Städte abzulehnen sei verkehrt, offenbar verstehe er von der Sache nichts: von einem lutherischen Prediger sei nicht die Rede, sondern von einem frommen gelehrten Prädikanten, der ihnen das Wort rein und nicht nach der Möncherei vortrage; die Mater sei fremd und könne entbehrt werden: wenn sie Kinder unterrichteten, so sei das sehr zweckmäßig ꝛc. Die Stadt sei in ihrem Rechte, denn die Schwestern hätten die Fundation nicht gehalten, Gewalt würde nicht geübt. Übrigens solle er willkommen sein, wenn er mit guten Vorschlägen kommen wolle.

An demselben Tage wie Busse hatten auch die Herren von Steinberg an den Rath geschrieben und gegen die Gewalt, die den Barfüßern und dem Schwesterhause geschehen solle, das doch von ihren Verwandten fundiert und dotiert sei, protestiert, man solle warten, bis von der Obrigkeit (d. h. dem Herzoge) eine Veränderung und christliche Ordnung gemacht werde. Der Rath antwortete ihnen den 20., die Mönche seien aus eigenem Antriebe weggezogen, von einer Fundirung durch die Steinbergs sei in Göttingen nichts bekannt, die Schwestern hätten einfach die Fundation nicht gehalten und alle Vorschläge des Raths abgewiesen, sie blieben in ihrem Muthwillen und ließen sich nicht in christliche Wege weisen: wovon sie sich durch den Augenschein überzeugen könnten.

Mittlerweile war wirklich von unruhigen Leuten im Süsternhause ein Exceß verübt worden. Am 8. August (Freitag nach Sixti) dringen gegen Abend 6 oder 7 Leute in das Haus, darunter der städtische „uptoger" und der Ziegelmeister, setzen sich da nieder und lassen sich Einbecker Bier zum Zechen holen. Der Rath läßt ihnen durch seinen Knecht sagen, sie möchten weggehen, Rath und Gilden ständen mit den Schwestern in Unterhandlung, sie könnten sonst der Stadt und sich großen Schaden thun. Sie thun als wollen sie weggehen, bleiben aber da. Nun erscheint der Stadtschreiber Johann Stein und fordert sie auf, wegzugehen: aber sie geben verächtliche Antwort und holen noch andere

Digitized by Google

herbei, der „uptoger" Heinrich Kastemaker wird besonders verwarnt, er erklärt aber, es könne ihm nicht mehr als den Hals kosten. Zuletzt gehen einige von den Rathsherren und Gildemeistern selbst hin, um den Leuten Vorschläge zu machen: einige ziehen ab, andere aber geben erst noch widerspenstige und grobe Worte. Das Protokoll über das Verhör von 10 Excedenten ist noch vorhanden, es fand am 18. August Statt. Einer hat gesagt: ich will das Meine wohl verantworten, verantwortet ihr das Eure, ein Anderer: sie haben uns ausgetrieben und sollen nun andere kommen, die siebenmal ärger sind, ein Dritter hat gescholten, sie hätten die Bürgerskinder hinausgetrieben, ein Vierter, Stein wäre ein Verräther ꝛc. Vorläufig erhielten die Excedenten Hausarrest, die Bestrafung geht aus dem Protokoll nicht hervor.

Erst im Jahre 1538 erneut sich der Briefwechsel. Am 5. Januar fordert Busse von Bartensleben die Schwestern auf, ja keinen lutherischen Prediger anzunehmen, er werde sie schützen. An demselben Tage theilt er dem Rathe mit, er habe die Schwestern in ihrem Widerstande gegen den lutherischen Prediger bestärkt, der Erzbischof und der Herzog müßten entscheiden. Ähnlich schreiben auch wieder warnend und drohend die von Steinberg. Der Rath lehnte mit Bestimmtheit (15. Januar) jede Einmischung ab, denn er handele nach Recht und Gewissen.

Schließlich haben die Schwestern doch die vom Rathe verlangte Reformation angenommen. 1545 quittirt Magdalene, die Frau Peter Lippens, über 12 Mark, die sie vom Annenkloster als einigen Ersatz des zugebrachten Vermögens erhalten hat, nachdem sie bei der Reformation ausgetreten ist und sich verheirathet hat.

Verschiedene Rentenkäufe beweisen, daß die Stiftung in veränderter Form (sie ist wirklich zu einer Mädchenschule und schließlich zu einem Asyl für alte Frauen geworden), so viel sich ermitteln läßt, noch im 17. Jahrhundert bestanden hat.

Digitized by Google

Bücherschau.

Kritische Geschichte der französischen Kultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten von J. J. Honegger. Berlin, R. Oppenheim. 1875.

„In drei Epochen hat der Einfluß französischer Kultur gegipfelt: zu Ludwigs XIV. Glanzzeit wirkten der Geschmack in Schrift und Kunst, der gesellschaftliche Glanz, die Politik und die Waffen zusammen; im Verlaufe des 18. Jahrhunderts traten die ungebundene skeptisch-philosophische Meinung und die socialen Verbesserungstheorien siegend ein; unter der Revolution und Napoleon waren's die welterobernden Waffen, trügerisch verbrämt mit dem sprungweis erblassenden Schimmer der revolutionären Freiheit." Die Darstellung behandelt im 1. Abschnitt das Aufsteigen der französischen Macht bis auf Ludwig XIV. herab; im 2. die französische Weltmachtstellung auf ihrer Höhe: Ludwig XIV. bis zur Scheide des Jahrhunderts; im 3. den politischen Verfall des Staates, die Herrschaft der revolutionären Literatur; und schließlich im 4. Frankreich seit der Revolution. Die reichen Kenntnisse einerseits und andererseits die geistvolle Auffassung des Verfassers der „Grundsteine einer allgemeinen Kulturgeschichte der neuesten Zeit" sind hinlänglich bekannt, beide Seiten treten auch in dem vorliegenden Werke hervor, welches auf einer umfassenden, im Vorworte namhaft gemachten Literatur beruht. Die Ausführungen berücksichtigen alle in Frage kommenden Beziehungen unter weiten Gesichtspunkten und zugleich mit einer die geschilderten Zustände lebendig veranschaulichenden Fülle von Einzelzügen; der Verfasser spricht sein Urtheil unumwunden, aber in objektivem Geiste aus, Lob und Tadel, Verdienst und Schuld, Vortheil und Nachtheil nach Recht und Billigkeit abwägend. Sein Urtheil ist selbstständig und hierauf, während das Material der Darstellung schon bekannt geworden ist, legt er selbst den größten Nachdruck für sein Werk, dessen ganze Anlage überhaupt sein Eigenthum ist. Die Darstellung der neuesten Entwicklung hätten wir ausführlicher gewünscht, es wird diese leider sehr kurz abgefertigt. „Gewiß ist der Zeitpunkt, unmittelbar nachdem die Geschichte jenes Staates einen eben so unerwarteten als verhängnißvollen Abschluß genommen, nachdem derselbe in eine ihm ganz ungewohnte gewaltsame Zurückdämmung eingetreten, wohl geeignet, um einen zusammenhängenden Rückblick zu halten. Diese Geschichte ist reich an Lehren." Ohne Zweifel ist gerade jetzt ein solches Spiegelbild besonders zeitgemäß, aber eben deswegen wäre eine Darstellung der wechselnden Physiognomie bis zur Gegenwart sehr dankenswerth gewesen, wiewohl wir gern einräumen, daß der Eindruck des Selbsterlebten eine völlig unbefangene Würdigung desselben nur sehr schwer gestattet.

Geschichte der Gesellschaft von Dr. Joh. Jos. Roßbach, VII. Theil, der vierte Stand, III. Abtheilung, der Kommunismus und Socialismus. Zur Lösung der socialen Frage. Würzburg, A. Stuber, 1875.

Dieser 7. Theil des trefflichen geistvollen Werkes hat für die Gegenwart eine ganz besondere Bedeutung, weil er Fragen behandelt, die als „brennende" im Vordergrunde des heutigen Interesses stehen. Wie in dieser Richtung jeder wissenschaftliche, auf die historische Betrachtung begründete oder die bestehenden Verhältnisse nach Ursprung, Wesenheit und Entwicklung darstellende Beitrag willkommen ist, so zweifeln

Digitized by Google

wir nicht, daß das hier gebotene reiche, wohlgegliederte und lichtvoll bearbeitete Material, das sich zu einer klaren Übersicht des bisherigen Entwicklungsganges, der verschiedenen Systeme und Lösungsversuche abrundet, für Viele eine ebenso erwünschte wie nützliche Gabe sein wird. „Wir haben uns, von dem Gedanken beseelt, daß es die höchste menschliche Aufgabe sei, an der Lösung der socialen Frage theilzunehmen und mitzuarbeiten, eine doppelte Aufgabe vorgesetzt, zunächst die Mittel und Wege, auf welchen man bisher die Lösung der socialen Frage anstrebte, kennen zu lernen und zu prüfen, dann die andere, nach dem Ergebnisse der bisherigen Forschungen unsererseits selbst eine Beantwortung dieser Frage zu versuchen." In Bezug auf den historischen Theil erhalten wir eine Darstellung des Kommunismus von Thomas Morus bis Cadet; des Socialismus, zunächst des ökonomischen, von Saint Simon bis Lassalle und seine Anhänger; dann des religiösen von Buchez bis Ketteler. Angefügt ist eine Kritik des Kommunismus und Socialismus. Hierauf wendet sich der Verfasser zu der zweiten Aufgabe, zu seinem Versuche der Lösung der socialen Frage, indem er in systematischer Weise den einzelnen Faktoren ihren Antheil an dieser Lösung zuweist und in eingehender Weise erörtert, was davon dem Arbeiterstande, der Gesellschaft, dem Staate und der Kirche zufalle. Mit Klarheit und Wärme geschrieben, die Aufgabe historisch, praktisch und christlich erfassend verdient dieser Theil die Beachtung des Einzelnen und Aller, welche davon durchdrungen sind, daß die befriedigende Lösung der socialen Frage für eine künftige gedeihliche Entwicklung unseres Lebens eine unabweisbare Bedingung ist.

Buntes.

Auf Sr. Königl. Majest. in Preußen Special-Ordre sollen nachstehende Zeug-Hauß- und Artillerie-Stücke an nächstbenannten Örtern in Ostfriesland durch gewöhnliche Ausmienerey öffentlich verkaufft und die Conditiones denen Käuffern sowohl vorher, als in Termino vorgeleget werden.

I. In der Stadt Aurich. 1. Ein vollständiger Harnisch nebst allen Zubehör. 2. Vier Fahnen, als eine rothe mit einen Mohren-Kopf, und zwey weisse, und noch eine kleine mit Fürstlichen Wapen. 3. Eilf kleine von Meßing gegossene Canonen, von der ersten und gröbsten Sorte. 4. Acht dergleichen so etwas geringer. 5. Vier noch kleinere. 6. Vier dito Feuer-Mörser von unterschiedenen Sorten, wobey einer von Bley. 7. Eine Musquete mit vier schüssen. 8. Zwey grosse Feuer-Röhre. 9. Zehen Schwedische Kugel-Büchsen. 10. Zehen Carabiners. 11. Ein Carabiner mit ein paar Pistolen so gantz bunt ausgearbeitet. 12. Sechs und dreyßig gezogene Büchsen von allerhand Grösse. 13. Funfzehn glatte und ungezogene Kugel-Büchsen. 14. Zwey gantz gleiche Kugel-Büchsen, so gezogen und mit Ebben Holtz geschäftet. 15. Zwey Büchsen daran die Schäfte gantz mit Meßing beschlagen sind. 16. Zwey Büchsen jede mit zwey Schüssen. 17. Zwey Büchsen die eine von drey, die andere von sieben glatten Löchern. 18. Eine Büchse mit einen schmalen Lauff von zwey Schüssen. 19. Fünf Stutzers. 20. Zwey paar meßinge Musquedons. 21. Ein Musquedon von Metall, so gantz kurtz ist. 22. Ein langer Musquedon von Kupfer. 23. Fünf eiserne Musquedons. 24. Vier Wind-Büchsen mit Meßingen Lauffen. 25. Eine Büchse mit Masholder, oder gantz bunten Holtz geschäftet. 26. Eine Büchse mit einen schwartzen Schäft, und bunt ausgearbeiteten Schlosse. 27. Eine Büchse so

Digitized by Google

am Schäft ganz sauber ausgelegt, und am Anschlag das Zeichen der Sonne. 28. Drey Büchsen mit teutschen Schlössern, so besser als die vorigen. 29. Eine Büchse mit einen frantzösischen Schlosse und schiesset eine dreyeckigte Kugel. 30. Eine Büchse mit halben Schäft. 31. Zwey Stutzers mit frantzösischen Schlössern. 32. Vier Flinten mit doppelten Lauffen. 33. Eine Flinte. 34. Eine Flinte mit halben Schäft, nebst zwey à parten Ladungen. 35. Eine Gürtel-Pistole. 36. Eine Pistole mit teutschem Schlosse, und zwey Lauffen. 37. Ein schiessendes Beil. 38. Sechs paar Pistolen mit teutschen Schlössern. 39. Eine Gürtel-Pistole. 40. Zwey Pistolen-Schäfte mit Schlössern ohne Lauffen. 41. Eine Pistole mit einem Schwedischen Schlosse. 42. Eine dito mit teutschem Schlosse. 43. Ein paar Sack-Pistolen mit eisernen Schäften. 44. Drey eintzelne Sack-Pistolen. 45. Eine Sack-Pistole, worin ein grosser Lauf, so einen Stocke ähnlich und kann geschroben werden. 46. Ein teutsch Vexier-Schloß. 47. Vier à parte teutsche Schlösser. 48. Fünf gantz egale Säbel mit meßingen Griffen. 49. Zwey Scharfrichters Schwärdter. 50. Sieben Hau-Degens mit Maulkörben. 51. Vier Degens mit platten Klingen. 52. Vier kleinere Degens. 53. Ein Hirschfänger. 54. Zwey bloße Klingen die eine als ein Säbel, und die andere ist platt. 55. Vier Dolche. 56. Ein Degen woran zugleich ein kleiner Lauf, daß man damit schießen kann. 57. Ein kurtz Seiten-Gewehr mit einem Maulkorbe. 58. Zwey Lauffe mit Leder überzogen. 59. Eine Form von Meßing zum Soldaten gießen. 60. Eine eiserne Sprütze als ein Stock. 61. Ein bundt-vergoldeter Stock, mit einen weissen Knopff. 62. Drey Stock-Degens. 63. Ein hohler Stock. 64. Vier spanische Röhre. 65. Eine Piecke, von Ebbenholtz die Stiehle. 66. Zwey kleine dito. 67. Eine Sturm-Sense. 68. Ein Schweine-Eisen. 69. Drey türckische Bogen. 70. Zwey Pallasters. 71. Verschiedene Pfeile zu den Bogens. 72. Ein gezogener Lauff mit einem teutschen Schlosse. 73. Allerhand Zeug zur Fauconerie gehörig. 74. Zwey Sturm-Hauben. 75. Fünf Stücke allerhand Pulver-Hörner. 76. Ein Horn daraus zu trincken. 77. Ein paar Stangen. 78. Eine kleine Pistolen-Patron-Tasche. 79. Zwey türckische Bogens. 80. Zwey Röhre von Wallfisch, von einen ist etwas abgeschnitten. 81. Ein Einhorn. 82. Ein Stück Einhorn. 83. Ein Vexier-Sessel. 84. Drei Hirsch-Geweihe. 85. Vier kleine Geweihe. 86. Eine Kiste mit Feuerwerck Geräthschafft. 87. Ein klein Schifgen. 88. Ein eiserner Waldhammer. 89. Ein hölzerner Stuhl. 90. Ein viereckigter Tisch. 91. Zwey Büchsen mit frantzösischen Schlössern, die eine mit einen meßingenen Lauf. 92. Acht Kugel-Büchsen mit teutschen Schlössern. 93. Eine Wind-Büchse. 94. Eine Kugel-Büchse mit teutschen Schlosse. 95. Ein Stutzer. 96. Eine links geschäfftete Kugel-Büchse, mit einem Hacken-Schlosse ohne Nahmen. 97. Eine dito sehr kurtze, von Joh. Melchior von Wisbade. 98. Noch eine dito Linckesgeschäfftete, gezeichnet A. Tom. M. L. 99. Eine Liefländische sechseckigte ausgezogene Kugel-Büchse. 100. Drey Grenadier Officier Bajonets. 101. Acht und funfzig Musquetier-Flinten, mit meßingen Beschlag. 102. Siebenzehn Stück Musquetiers-Flinten mit Eisen Beschlag. 103. Acht und viertzig Stück Bajonets ohne Scheiden. 104. Fünf Piquen mit meßingen Beschlag und Spitzen. 105. Eine Standarte mit dem Auricher Wapen. 106. Zwey Machinen zum Scheiben-Schießen. 107. Drey Stück Degen-Klingen so noch gut. 108. Zwey grosse Schlacht-Schwerdter. 109. Zwölf Stück Helleparthen, so noch gut. 110. Achtzehn Stück kleine meßinge Schellen. 111. Neun Stück Doppelhacken. 113 Ein Feld-Bette daran die Füsse, Stollen, und Stangen von Eisen, alles mit Schrauben, damit es kann zusammen geschroben werden.

Ferner in Aurich an Metallernen Canonen. 114. Drey halbe Cartaunen, schießen 24 ℔, samt ihren Laveten und Rädern, nebst dem dazu gehörigen

Digitized by Google

Lade-Zeug, und 383 Kugeln, auch 24 hölzerne Cartätschen. 115. Eine zwölfpfündige, mit die dazu gehörige Laveten, Ladezeug, und 356 Kugeln, nebst zwölf hölzerne Cartätschen. 116. Eine fünfpfündige, nebst der Lavete und dem Lade-Zeug, wie auch 285 Kugeln, und 24 hölzerne Cartätschen. 117. Zwey 4pfündige Canonen, nebst ihren Laveten, und Ladezeug, sodann 100 Kugeln und 12 hölzerne Cartätschen. 118. Drey 3pfündige, wovon nur zwey auf Leveten liegen, mit ihrem Ladezeug, und 267 Kugeln nebst 33 hölzerne Cartätschen. 119. Zwey $1^1/_2$pfündige Schlangen, auf ihren Laveten, Ladezeug und 308 Kugeln. 120. Vier 1pfündige mit ihren Laveten, Ladezeug, und 160 Kugeln.

An Feuer-Mörsers von Metall. 121. Ein Mortier schießet eint 80pfündige Bombe, auf ihrer Lavete nebst 20 Bomben. 122. Drey Mortiers schießen jede eine 60pfündige Bombe, samt ihren Stüllen und 50 Bomben. 123. Ein Mortier so eine 80pfündige Bombe schießet, auf ihrer Lavet benebst 4 Bomben. 124. Sodann sind noch einige hölzerne Spiegel um Steine und Granaten zu werffen.

An Eisernen Canonen sind vorhanden. 125. Zwey 8pfündige Feuer-Katzen auf ihren Laveten, samt dem dazugehörigen Ladezeug. 126. Zwey 5pfündige auf ihren Laveten nebst dem Ladezeug. 127. Eine 4pfündige mit ihrer Lavete und dem Ladezeug. 128. Drey $^3/_4$pfündige wovon zwey auf Laveten stehen. 129. Fünf 3pfündige ohne Laveten. 130. Zwey $^3/_4$pfündige zu bleierne Kugeln. 131. Eine 4pfündige ohne Laveten.

Im Magazien sind folgende Sachen vorhanden. 132. Vier und achtzig gefüllete Cardusen zu denn Canonen. 133. Zwey Fäßer Salpeter wiegen plus minus 200 ℔. 134. Ein Faß Schwäfel wieget plus minus 100 ℔. 135. Ein Rieß Cardus papier. 136. Sieben Rieß Patron-Papier. 137. Dreyßig Busch Lunten. 138. Neun Blocken Bley wiegen plus minus 1400 ℔. 139. Fünf hundert und funfzig gefüllete Hand-Granaten. 140. Sieben hundert und dreyßig ledige Granaten. 141. Vier Kugel-Formen. 142. Zwey Zangen zu Kugeln abzubeissen. 143. Sechs eiserne Kuh-Füse. 144. Neun Boltzen zu denen Vorwagen. 145. Ein eiserner Röster um Kugeln darauf zu gluen, nebst drey Zangen, drey Löffeln, und eine Feuer-Zange. 146. Drey kupfferne Pulvermaßen. 147. Zehen Pulver Horns. 148. Zwölf Lunten Stöcke. 149. Fünf und zwantzig Handspeichen. 150. Funfzehn Patron-Kasten. 151. Etwas alt Eisen.

II. Zu Leeroort.

Modell en Divisen van het Canon, met haer Wapens en Vercierfselen.	Lengde.	Calibre.	Door wie, waer en in wat Jaer se gegoten.
1. Dit is een vierde Cartouw, in het ronde verciert met Looff-en Beeld-Werck, twee Dolphyns, de Druyff die op een Goedron gestaen heeft, is afgeschooten met een Duyck in de Broeck.	9 Voet 11 Duym.	12. ℔.	Geerd Powels me fecit.
2. De Edele en Welgebohrene Heer Balthasar zu Esens hat mir lassen giessen, syne wederwyrdigen en archgönnern will ich hassen und schiessen. Deese Slang voert het Wapen van de Heer van Esens, op de Broeck staen drie Edel-Tacken, en is in't ronde met Looffwerck verciert, de Steert is als een Handvadsel	15 Voot 1 Duym.	14. ℔.	
3. Deese Slang is negenkantig, midden geruyt en voor geslingert; voert drie blinde Schilden, en is in het ronde met Loofwerck verciert, heeft twee Baertmantjes in plaets van Dolphyns, de Druyff is als de Mond van een Canon komende uit de Mond van een Satier	11 Voot $1^1/_2$ Duym.	6. ℔.	Meester Marten to Mecheln.

Digitized by Google

Modell en Devisen van het Canon met haer Wapens en Versierselen.	Lengde.	Calibre.	Door wie, waer en in wat Jaer se gegoten.
4. Deese Slang voert het Wapen van de Heer van Esens, op de Broeck staen drie Eckel-Tacken, de Steert is als een Handvadsel.	15 Voet 4 Duym.	14. ℔.	Anno Domini 1526.
5. Dit is een vierde Cartouw, in het ronde met Looff- en Beeld-Werck, is de weergarde van No. 1.	9 Voot 11 Duym.	12. ℔.	Geerd Powels me fecit.
6. Rond om de Broeck van deese Slang staat de Naem: Hans Derborg goet my; voert een Schild, is in de lengde en ronde verciert met Looff- en Beeld-Werck en twee Dolphyns, de Druyff staet op een Godron, en is egael met No. 21. en No. 25.	11 Voot 2 Duym.	2½ ℔.	1576.
7. David so is myn Naem, die Kryg en Oorlog voert, heb gy het also ben ick bequaem, de myn Princen Gramschap voert. Deese Slang is agter 7. in't midden 6 en voor 11kantig, is tüschen de vorste Kanten en in 't ronde met schoen Looff- en Beeldwerck verciert, heeft twee Krollen in plaets van Dolphyns, heeft agter een Leewenhooft in plaets van een Druyff.	10 Voot 7½ Duym.	3. ℔.	Jan Vollhuis T. Uitrecht.
8. Die van Samaria doe ick verslaen, Om dat se Affgoden anbaden, Dat sy verschrikelyk son vergaen, Om dat sy haeren God verschmaeden. Deese Slang is egael met No. 7.	10 Voot 7½ Duym.	3. ℔.	
9. Daerom las mir giessen und bald heissen, daer ick kom te stüüren breck ick Wallen en Müüren. Dit is een 5kantig Slang, is agter, in 't midden en voor in het ronde verciert met Touwen Loofwerck, heeft voer een Visier agter een platte Steert.	15 Voot.	10. ℔.	
10. Gods gnadige Hand beschermt Harlinger Land. Voor op de Slang legt een Slange en is in de lenge en ronde verciert met Looff- en Beeldwerck en twee Dolphyns, heeft agter een Dolphyn staende op een Godron.	14 Voot 2½ Duym.	6 ℔.	Sebald Groning Ervort goos mie. 1577.
11. Enno Graff und Herr zu Ostfriesland. Deese halve Cartouw voert het Emder Wapen, is agter in 't midden en voor in 't ronde verciert met Looff en Beeldwerck en twee Dolphyns, de Druyff en Broeck is agter ook met Looffwerck.	9 Voot 3½ Duym.	24. ℔.	Hinrich Caffman me fecit, 1601.
12. Deese halve Cartouw is egael met No. 11.			
13. Deese Slang is 7 en 8 kantig, heeft agter en voor een Visier en eenen groeten Dracken-Kop met groete Tauden, en eenen open Mond, is midden en voor in het ronde verciert met Looffwerck en agter met Granat-Appeln, de Druyff gelyk een Bell en weegt 3350 ℔.	11 Voot 8½ Duym.	8. ℔.	Meester Marten Pastenar, goot my te Mecheln.
14. Bystant is myn Naem gestelt, Flux laet hier want u Leven velt. Dit Stück heeft vor een Visier, en is agter en voor in het ronde verciert met Loof- en Beeldwerck en twee Dolphyns, agter een Dolphyn staende op een Godron, heeft een platte Steert.	9 Voot 8½ Duym.	7. ℔.	Anno 1432.
15. Johan Graff und Heer zu Ostfriesland hat mir lassen giessen. Deese Slang voert het Vorsten Wapen, en is in het ronde verciert met Looff- en Beeldwerck, en twee Dolphyns, agter een Dolphyn staende op een Godron.	13½ Voot.	10. ℔.	Sebald Groning Ervort, goos my. 1585.

Digitized by Google

Modell en Devisen van het Canon met haer Wapens en Vercierſſelen.	Lengde.	Calibre.	Door wie, waer en in wat Jaer ſe gegoten.
16. Deeſe Slang is midden 6. en agter 5 kantig is anders in alles egael met No. 13. weegt 3118 ℔.	11 Voot 8½ Duym.	8. ℔.	Meeſter Marten Paſtenar goot my te Mechelu.
17. Dit is een 10 kantige Slang, voort het Wapen van Emden, heeft voor een Viſier, de Steert is als een Handvadſel met Tacken, weegt 1250 ℔.	9 Voot 2 Duym.	2½ ℔.	O.
18. Johan Graff und Herr zu Oſtfriesland hat mir laſſen gieſſen. Deeſe Slang voort het Vorſten Wapen, en is in het ronde verciert met Loof- en Beeldwerck en twee Dolphyns, heeft agter een Dolphyn, ſtaende op een Godron.	9 Voot 3½ Duym.	2. ℔.	Sebald Groning Evvort, goos my. 1585.
19. Deeſe Slang heeft ſelve Naem en Vercierſſelen als No. 18.	—	—	—
20. Dit is een 5 kantige Slang, voort twee blinde Schilden, is midden en voor in het ronde verciert met Lelienwerck, heeft een platte Steert.	9 Voet 9½ Duym.	4. ℔.	1577.
21. Rond om de Broeck van deeſe Slang ſtaet de Naem: Hans Derborg me fecit. Is egael met Nro. 6. weegt 1465 ℔. voort een blind Schild.	10 Voet 2 Duym.	9½ ℔.	Jan Folhuis te Uitrecht. 1540.
22. De Niniviten door Jonas roepen, syn in 't Verſchricken omgekeert, als ick met Schieten myn Stem doe open, ſo is er niemand geſalveert. Deeſe Slang voort het Vorſten Wapen, en is egael met No. 7.	11 Voot 7½ Duym.	3. ℔.	—
23. Den ſchoenen Valck ben ick geheeten, dicke Wallen en Muuren kan ick doorſchieten: Daerom gy Naebuuren laet u seggen, oft ick will met myn Broeder den ſtolten Jürgen vwe vaste Wallen en Muuren nedderleggen. Deeſe Slang is agter 9 kantig midden geruyt, voor geſlingert, voort het Vorſten Wapen en twee blinde Schilden, is agter in het ronde verciert met Granatappel Tacken en voor met Roeſen, heeft twee Baertmantjes is placts van Dolphyns, de Druyff als de Mond van een Canon komende uit de Mond van een Satier.	13 Voot 2 Duym.	10. ℔.	Meeſter Marten Paſtenar te Mechel.
24. Alsoo Jesaias dien Prophet roept over Juda en Jerusalem, soo will ick balderen en roepen op myn Vyanden wreed, met lüiter Stem. Deeſe Slang is in alles egael met N. 7. en 22.	11 Voot 7½ Duym.	3. ℔.	
25. Rond om de Broeck van deeſe Slang ſtaet de Naem: Hans Derborg me fecit. Voert een blind Schild, is egael met No. 6. weegt 1440 ℔.	10 Voot 2 Duym.	3. ℔.	1577.
26. De Prophet Ezechiel straffe die God syn Woort ontſtellen, en stoeten Gods Schaepen uit haer Vell, en de Wolle en Melck van hen deelen. Deeſe Slang voort het Vorſten Wapen, is anders egael met No. 2.	11 Voot 7½ Duym.	3. ℔.	Jan Folhuis T. Uitrecht me fecit.
27. Den Dag doen ick verkondigen, en doen singen de Papen en Hoogmoedigen, met eene Stemme klaer en snell, daerom heet men myn den Nagtegael, en ick sing soo well. Deeſe Slang is agter 9 kantig, midden geruyt, voor geſlingert, voort het Vorſten Wapen, en twee blinde Schilden met een Nagtegael, is agter	16 Voot 3 Duym.	9 ℔.	Meeſter Marten Paſtenar goot my te Mechel.

Digitized by Google

Modell en Devisen van het Canon met haer Wapens en Vercierſſelen.	Lengde.	Calibre.	Door wie, waer en in wat Jaer ſe gegoeten.
midden en voor in het ronde verciert met Looffwerck, heeft twee Baertmantjes in plaets van Dolphyns, de Druyff is als de Mond van een Canon, komende uit de Mond van een Satier.			
28. Ick ben den stolten Jürgen des Valcken Broeder, des Graffen van Ostfriesland syn behoeder, daerom gy lapen en Nabühren maeckt geen gelnit, off ick en myn Broeder komen op u Lieden huyt. Dit Stück voort het Vorsten Wapen, is voor geslingert midden geruyt, heeft twee blinde Schilden, is agter, midden en voor in 't ronde verciert met Looffwerck, heeft twee Baertmantjes in plaets van Dolphyns, de Druyff is als de Mond komende uit de Mond van een Satier.	12 Voet 8 Duym.	28. ℔.	—
29. Roesche ben ick genant, in Ostfriesland ben ick wol bekant, was de Nagtegael heeft vergessen, dat will ick met Ellen messen. Dit Stück is voor geslingert, voort het Emder Wapen, is rond om de Mond met Lelien verciert, de Steert is als een Handvadsel met Tacken.	11 Voet 5 Duym.	14. ℔.	D. M. M. v. U. unrun. Meester
30. Dit Stück is voor geslingert, heeft agter en voor een Visier, het voorste is een Crocodil, voort het Vorsten Wapen en twee blinde Schilden, is verciert met een ouden Patriarch, met eenen langen Rock, op het Hoofd eenen Tulband, in de regter Hand eene Roese, in de linker een Boeck, heeft twee Baertmantjes in plaets Dolphyns, de Druyff is als de Mond van een Canon komende uit de Mond van een Satier.	12 Voet 7 Duym.	28. ℔.	Marten Pastenar te Mechel.

III. Zu Stickhausen. 1. Ein Metallen Canon schießet 5 Pfund. 2. Zwei Schlangen schießen $2^1/_2$. und $1^1/_2$ ℔. mit gehörigen Laveten. 3. Zwey eiserne Canonen schießen 8 ℔. 4. Zwey dito schießen 7 ℔. 5. Eine dito schießet 3 ℔. 6. Eine dito schießet $2^1/_2$ ℔. 7. Eine dito schießet 2 ℔ und eine schießet $1^1/_2$ ℔. Diese liegen ebenfalls auf Laveten, die vier kleinesten aber auf Schif-Laveten. 8. Ein klein Falconet schießet $1^1/_2$viertel Pfund. 9. Zwey eiserne Canonen schießen 6 ℔. 10. Zwey dito schießen 5 ℔. 11. Eine dito schießet $2^1/_2$ ℔. 12. Zwey schiessen 2 ℔. so demontiret liegen. 13. Ein von 6 Doppel-Hacken lauffen zusammen, geschmiedetes Geschütz. 14. Zwölff alte Flinten. 15. Drey eiserne Canonen schießen 5 ℔.

IV. Zu Esens. Eilf eiserne Canonen worunter drey so 4 bis 5 Pfund drey so 2 ℔. Fünfe so 1 Pfund schießen. Neun Stück der Canonen liegen noch auf Laveten.

V. Zu Friedeburg. Dreyzehn eiserne Canonen als Zwey von 18 Pfund. Zwey, davon die eine halb abgeschossen von 6 ℔. Eine von 4 ℔. Drey von 3 ℔. Zwey von 2 Pfund, Eine von 3 Pfund, ohne Laveten. Ein eiserne Feld-Schlange schießet $1^1/_2$ ℔. Eine kleine dito von $^3/_4$ Pfund. Fünf kleine Musquedons von $^1/_2$ Pfund.

VI. Zu Wittmund. Fünf eiserne Canonen.

Digitized by Google

Zur Geschichte der Universität Münster in den Jahren 1802—1818.

Nach archivalischen Quellen [1]) von R. Wilmans.

Das höchst eigenthümliche, wenn auch specifisch katholisch gefärbte Kulturleben, welches sich am Ausgange des vorigen und im Beginne des jetzigen Jahrhunderts im Münsterlande entfaltet hatte, ist im Wesentlichen das Verdienst des Freiherrn Franz von Fürstenberg [2]) gewesen.

Hatte er in den Jahren 1763—1780 als Minister des Fürstbischofs von Münster und Kurfürsten von Köln Maximilian Friedrich aus dem Hause der Grafen von Königseck-Rothenfels sich unvergeßliche Verdienste um die Hebung des öffentlichen Wohlstandes im Bisthume Münster und die Verbesserung der Justiz, des Militair- und des öffentlichen Unterrichtswesens erworben, so durfte als geistiger Mittelpunkt dieses Kulturlebens die von ihm neu begründete Universität gelten, auf der zwar schon 1774 und 1775 juristische und medicinische Vorlesungen begonnen, deren eigentliche Eröffnung aber erst 1780 stattgefunden hatte. Doch nahm

[1]) Die uns zum großen Theil durch die geneigte Unterstützung des Direktoriums der Staatsarchive, des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin und des Oberpräsidiums von Westfalen erschlossen wurden. Die Akten des Geheimen Staatsarchivs waren um so werthvoller, als für die Jahre 1802—1806 die betreffenden Verhandlungen der Preußischen Behörden zu Münster fast ganz verloren sind. Die Wirksamkeit des Freiherrn vom Stein für die Reorganisation der Münsterschen Universität hat Pertz nicht berührt; sie war eigentlich vollkommen unbekannt, bis daß vor zwei Jahren ein in der Westfälischen Provinzial-Zeitung vom Jahre 1874 Nr. 350 reproducirter Artikel des Crefelder Rheinischen Wochenblatts auf Grund von Aufzeichnungen eines älteren Gelehrten darauf hingewiesen hat.

[2]) Geboren am 7. August 1729 auf dem Schlosse Herdringen im Herzogthum Westfalen, gestorben den 16. September 1810 zu Münster als General-Vikar.

Digitized by Google

man auch damals noch Abstand von einer förmlichen und feierlichen Inauguration, weswegen das Recht zur Ertheilung von akademischen Würden nicht zur Ausführung gelangte. Dies schwächte indessen das Ansehen der neuen Universität nicht und selbst evangelische Gelehrte, wie Gatterer, standen nicht an, ihr und ihrem Schöpfer hohe Lobsprüche zu ertheilen; im katholischen Deutschland gäbe es keine besser organisirte Universität.

Diese Ansicht hat auch die öffentliche Meinung bisher beherrscht. In der That muß man zugeben, daß Fürstenberg von *seinem* Standpunkte aus Bedeutendes leistete. Sein Streben ging darauf hin, die Resultate der Bewegungen im wissenschaftlichen und literarischen Leben des evangelischen Deutschlands für seine Universität einzuheimsen, aber mit *der* Beschränkung, daß man, wie Krabbe [1]) sich ausdrückt, „die Philosophie und die Kunst nicht an die Stelle des positiven Christenthums setzte, sondern daß man sie vielmehr mit der wahren christlichen Religion, wie sie auf ihrem alten Fundamente fest begründet allein noch in der katholischen Kirche sich vorfand, in Einklang brachte." Fürstenberg handelte hierin ganz der Bulle Clemens XIV. vom 28. Mai 1773 gemäß, welche dem Fürstbischofe Max Friedrich die Aufhebung des Frauenklosters Überwasser und die Verwendung seiner Güter zur Begründung einer Universität und eines Priesterseminars wesentlich aus Sorge für das Seelenheil der Münsterländer und der katholischen Unterthanen der benachbarten akatholischen Fürsten gestattete. Sollten die ersteren durch Stiftung einer katholischen Universität vor den Gefahren bewahrt werden, daß sie, wie es in der Bulle heißt, aus dem vergifteten Wasser der falschen Lehre der Heterodoxen schlürfen möchten, so würde diesen dort eine Zufluchtsstätte offen stehen, wo sie unter katholischen Professoren in Wissenschaften und Künsten zur Erhöhung der streitenden katholischen Kirche sich ausbilden könnten. Fürstenberg ging bei Aufrechthaltung des strengkatholischen Charakters der Universität so weit, daß er in einem Berichte vom 4. Oktober 1781 dem Fürstbischofe vorschlug, einen dahin gehenden Befehl zu erlassen, daß alle Juristen, bevor ihnen an einer protestantischen Universität zu studieren erlaubt würde, „um sie gegen

[1]) Gesch. Nachrichten über die höheren Lehranstalten in Münster. 1852. S. 174.

Digitized by Google

Irrbegriffe zu versichern", erst zwei Jahre in Münster studirt und daselbst jus canonicum gehört haben müßten.

In dem engen Umkreise dieses exklusiv katholischen Standpunktes leistete die Münstersche Universität in den ersten 20 Jahren ihres Bestehens allerdings Anerkennenswerthes. Sie brachte es mit zu Wege, daß Graf Leopold von Stolberg im Jahre 1800 nach Münster übersiedelte, als der Hauptstadt der einzigen Provinz in Deutschland, wo, wie sein evangelischer Biograph Nicolovius sagt, „die gebildeten Stände niemals dem Unglauben gehuldigt haben." Als nun die Krone Preußen am 2. August 1802 schon vor Erlaß des Reichsdeputations-Hauptschlusses im Jahre 1803 mit der Stadt Münster den ihr zufallenden Theil des Münsterlandes in Besitz nahm, mußte es fraglich erscheinen, ob unter Preußischen Gesetzen und Einrichtungen ein so specifisch katholisches Institut, wie die damalige Universität war, ohne Alteration ihres eigentlichen Wesens auch ferner bestehen könne.

Schon bei der am 6. August 1802 erfolgten Besitzergreifung der Universität durch den zur Civilbesitznahme des Erbfürstenthums Münster deputirten Preußischen Regierungsrath Schmidt suchte zwar Fürstenberg als deren Kurator ihren exklusiv katholischen Charakter zu wahren, indem er sie allerdings in etwas dunkler Weise der Huld des Königs befahl „besonders in Rücksicht der bei derselben bloß allein gestifteten katholischen Fakultäten und die Aufrechthaltung der Freiheit, die katholischen Religionsgrundsätze sowohl öffentlich als privatim von den Professoren ferner vortragen zu mögen [1])." Doch ließ der Staatskommissar sich zu einer bindenden Versicherung nicht herbei, sondern bemerkte nur im Allgemeinen: der König werde der Universität in Religionsangelegenheiten den kräftigsten Schutz angedeihen lassen und sorgen, daß jede Kränkung in Glaubenssachen verhütet werde.

Welche Stellung aber die Preußische Staatsregierung der katholischen Kirche in den neuerworbenen Gebieten anzuweisen gesonnen war, ergab schon das Besitzergreifungspatent Friedrich Wilhelms III. vom 6. Juni 1802, wonach die Stadt und der östliche Theil des Stifts Münster ihm dergestalt zugetheilt worden sei, daß „Wir in denselben alle solche landes-

[1]) Wörtlich.

Digitized by Google

herrliche und obrigkeitliche Gewalt, als es in unsern andern Staaten geschieht, besitzen und ausüben." In näherer Beziehung zur katholischen Kirche erklärte die Kabinetsordre vom 3. August desselben Jahres sodann, daß „die katholische Geistlichkeit nur insofern im Besitz ihres geistlichen Amtes und der geistlichen Gerichtsbarkeit verbleibe und verbleiben könne, als dadurch nicht unsere Souverainitätsrechte leiden." Daß dem Staate das strengste Aufsichtsrecht über die katholische Kirche zustehe, entsprach namentlich auch durchaus der Ansicht des 1802 zum Behuf der Reorganisation der Erbfürstenthümer Münster und Paderborn als Ober-Kammer-Präsident nach Münster versetzten Freiherrn vom Stein [1]).

Man kann nicht sagen, daß die katholische Geistlichkeit, insbesondere der General-Vikar und Universitäts-Kurator von Fürstenberg dem Staate in der Durchführung dieses Standpunktes, namentlich in den ersten zwei Jahren, irgend welchen Widerstand entgegengesetzt habe. Die Erfolglosigkeit seines ersten Protestes scheint ihm den Muth zu fernerem Widerspruch genommen zu haben. Von der Organisationskommission am 6. September 1802 aufgefordert, über die Einkünfte der Universität, des Gymnasiums und des Seminars, deren Ursprung und Verwendung so wie über das Verhältniß, in dem diese drei Institute zum Bischof und zum Hochstift gestanden, zu berichten, betonte er in dem noch im Koncepte vorliegenden Referate nirgends den exklusiv katholischen Charakter dieser Stiftungen. Ebensowenig findet sich in seinem der Preußischen Regierung über die Lehranstalten des Münsterlandes erstatteten Berichte [2]) irgendwo angedeutet, daß es sich um eine specifisch katholische Universität handele.

Hiermit stimmte dann auch seine anderweitige Haltung überein. Nicht allein, daß er die Kabinetsordre vom 11. August 1802 in Betreff des staatlichen Aufsichtsrechts über die katholische Kirche selbst publicirte und deren genaue Befolgung überwachte, so fügte er sich auch in die vom Könige befohlene Besetzung der vakant gewordenen Pfarrstellen mit Geistlichen aus den aufgehobenen Klöstern.

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz in der Zeitschrift für Preuß. Gesch. und Landeskunde 1873, Bd. X. S. 659—684. „Der Freiherr vom Stein und die Organisation der Erbfürstenthümer Münster und Paderborn in den Jahren 1802—1804."

[2]) Abgedr. bei Esser, Leben Fürstenbergs, Anhang S. 145. Leider trägt dieser Bericht kein Datum, das auch aus dessen Erwähnung im Haupttexte S. 265 sich nicht ergiebt.

Digitized by Google

Doch sollte es Fürstenberg nicht beschieden sein, durch solche fügsame Nachgiebigkeit einem ernsten Konflikte aus dem Wege zu gehen. Dieser trat mit einer gewissen inneren Nothwendigkeit in dem Augenblick hervor, als Steins unter dem 10. Mai 1803 wegen Einrichtung der Münster-Paderbornschen Kammer erstatteter Bericht die Sanktion des Königs gefunden und Stein dann mit dem dem Westfälischen Departement des Generaldirektoriums vorgesetzten Minister von Angern, der in der Mitte Juli 1803 nach Münster gekommen, das Nähere über den Zeitpunkt (1. December 1803) und die Art und Weise, wie diese Behörde in's Leben zu rufen wäre, verabredet hatte.

Denn von der Rundreise im Paderbornschen gegen Ende Septembers nach Münster zurückgekehrt, glaubte Stein die ihm übertragene Organisation jener Landestheile nicht erledigt zu haben, wenn er nicht auch ihr Unterrichtswesen einer durchgreifenden Reform unterzöge [1]). Er that dies aus eigenster Initiative. Zwar hatte Friedrich Wilhelm III. in einer Kabinetsordre vom 24. März 1803 seine dahin gehende Absicht ausgesprochen, daß in der Stadt Münster eine vollständige Universität für Westfalen und vollkommenere Unterrichtsanstalten für seine neuen katholischen Unterthanen errichtet und die Universität Duisburg damit verbunden werden solle [2]). Doch ist nicht anzunehmen, daß dieselbe zu Steins Kenntniß gelangt ist, weil er sonst wohl darauf Bezug genommen hätte. Er thut dies aber nicht und beginnt vielmehr sein an den Staatsminister v. Angern d. d. Münster den 30. September 1803 eingereichtes Promemoria mit den Worten:

---

[1]) Von hieran aus den Akten des Geh. Staatsarchivs zu Berlin. Unsere Darstellung wird auf die mit peinlichster Gewissenhaftigkeit von den höchsten Behörden in Berlin geführten Verhandlungen schon aus dem Grunde näher eingehen müssen, um den Beweis zu erbringen, wie unbegründet eine Angabe im schon erwähnten Buche Krabbes ist, wo sich S. 188 folgender den aktenmäßig konstatirten Thatsachen gegenüber unglaublich leichtfertiger Passus findet: „Der Protestantismus sollte in diese specifisch katholischen Lehranstalten sofort und ohne Weiteres gewaltsam eingeschoben werden. Es fehlt aber hier, wie auch sonst nicht an *schmeichelhaften täuschenden Vorspiegelungen*. Man wollte die Universitäten Duisburg, Paderborn und Erfurt mit der Münsterschen vereinigen, so daß dieselbe ein Einkommen von 60,000 Thaler erhalten werde. *Es waren dies eben nur Vorspiegelungen.*"

[2]) Die Kabinetsordre selbst liegt nicht vor; die angegebenen Daten sind dem Immediatberichte der Minister von Angern und von Massow vom 18. Juni 1804 entnommen.

Digitized by Google

„Das lebhafte Interesse, welches Ew. Excellenz an den Fortschritten der wissenschaftlichen Kultur nehmen, überzeugt mich, daß Hochdieselben geneigt sein werden, Ihre Aufmerksamkeit auf den Zustand der hiesigen öffentlichen Unterrichtsanstalten zu wenden." Wir sehen hier von dem ab, was Stein in Bezug auf Hebung des Gymnasialunterrichts vorschlägt und behalten nur seine Entwürfe in Bezug auf Erweiterung der Münsterschen Universität im Auge, die im Wesentlichen auf folgende Punkte hinauslaufen.

Die Stadt Münster eignet sich vorzüglich zur Anlage einer Universität wegen ihrer centralen Lage in Westfalen, des Verfalls der benachbarten Universitäten zu Mainz, Bonn und Köln, der Entfernung der größeren vollständigen wie Göttingen und Halle, der Unbedeutendheit der näher gelegenen Duisburg, Rinteln, Gießen, endlich wegen des Einflusses, welchen die Kultur der Wissenschaften auf die hier sich aufhaltenden zahlreichen oberen und mittleren Volksklassen, auf den Gang der Landesverwaltung und die Bildung der verwaltenden Personen selbst hat.

Zwar besitzt Münster eine Universität, aber nur eine unvollständige, denn es fehlt an Vorlesungen über Naturgeschichte, Zoologie, Mineralogie, Astronomie, Maschinenlehre, Hydrotechnik, Baukunst, so wie endlich über Staatswissenschaft und ihre einzelnen Zweige. Die Universitätsanstalten, wie Bibliothek, physikalischer Apparat, Theatrum anatomicum sind mangelhaft und ein botanischer Garten, Observatorium, Mineralien-Kabinet, Klinikum und Accouchiranstalt überhaupt nicht vorhanden. Doch fehlt es nicht an Mitteln, um diesen Mängeln abzuhelfen.

Nachdem der Gymnasial- (Jesuiten-) und der Universitäts- (Überwasser-) Fonds nunmehr kombinirt und der Leitung des thätigen und einsichtsvollen Domdechanten von Spiegel anvertraut worden, könne man mit Sicherheit auf einen daraus sich ergebenden beträchtlichen Überschuß rechnen. Auch nach Umwandelung der Universität Paderborn in ein gutes Gymnasium und Anlage eines Schullehrerseminars würde sich aus dem Paderborner Universitäts- und dem Bürenschen Jesuitenfonds eine erhebliche Summe auf die Münstersche Universität übertragen lassen, wozu dann noch die Hälfte der Duisburger Universitätseinkünfte (mit 3000 Thaler) und des Emmericher katholischen Seminars kämen, so daß

Digitized by Google

man im Ganzen den Münsterschen Universitätsfonds um 64,000 Thaler verstärken könnte.

Die Bibliothek würde durch die Duisburger Universitätsbibliothek, so wie die Büchersammlungen der aufgehobenen Klöster und Stifter, und endlich auch durch die des Münsterschen Domkapitels den reichsten Zuwachs erhalten. Das Männerhospital der barmherzigen Brüder so wie das im Kloster Verspohl zu etablirende Frauenhospital müßten als Klinikum benutzt und bei der aus Landesmitteln bisher unterhaltenen Hebammenlehranstalt eine Accouchiranstalt errichtet werden.

Überhaupt aber wäre es ein Leichtes, „allen religiösen, pädagogischen und sonstigen das Elend der Menschheit lindernden Anstalten, wie Irrenhäusern ꝛc. Dasein und Ausdehnung zu geben", wenn man auf Grund des § 35 des Reichsdeputationsschlusses die Einkünfte und Güter der Kollegiatstifter zu Emmerich, Rees, Soest, der Klöster Hamborn und Scheda, so wie des Benediktinerklosters zu Minden, gleichwie es im benachbarten Bergischen geschehe, zu solchen gemeinnützigen edlen Zwecken verwenden und der Landesverwaltung die Mittel zur Beförderung der Civilisation und Verminderung des allgemeinen Elends gewähren wolle.

War sich Stein in diesen Vorschlägen unbewußt mit den Intentionen der Kabinetsordre vom 24. März begegnet, so mußten seine Vorschläge in Berlin um so mehr sich empfehlen, als ein den alten Rheinisch-Westfälischen Landestheilen [1]) Preußens entstammender Berliner Schulmann, der Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin, Snethlage, kurz darauf ganz ähnliche Entwürfe dem Staatsministerium vorlegte. Auch seine Vorschläge liefen auf eine Kombinirung der Fonds der verschiedenen kleinen Universitäten hinaus, die in ihrer Zersplitterung nichts wirkten, und trafen mit den Ansichten Steins, dessen unermüdeter einsichtsvoller Thätigkeit hier rühmend erwähnt wird, auch darin zusammen, daß nach der Ansicht des Verfassers der edle Kurfürst von Pfalzbaiern von der zweckmäßigen und wohlthätigen Verwendung der Einkünfte der für unsere Zeiten ganz zwecklosen geistlichen Stifter und Klöster ein so schönes Beispiel gebe. „Die Gründung dieser Institute", fährt Snethlage fort, „geschah von den frommen Vorfahren in der guten Absicht, das zeitliche

[1]) Der Grafschaft Tecklenburg.

Digitized by Google

und ewige Wohl der Menschen in diesen Ländern dadurch zu befördern; es ist daher auch ihr Eigenthum und daher recht und billig, daß es ihnen, wenngleich in einer andern Gestalt, verbleibe und nicht zu andern Zwecken als zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt dieser und nicht anderer Provinzen verwendet werde."

Man würde aber irren, wenn man annähme, daß diese von den Humanitätsgedanken ihrer Zeit erfüllten Vorschläge Steins und Snethlages an maßgebender Stelle in Berlin sofort eine unbedingte Zustimmung gefunden hätten. Vielmehr betonte man dort zunächst den formellen Rechtspunkt.

In seiner Antwort vom 10. Oktober 1803 drückte der Minister von Angern dem Oberpräsidenten zwar seinen Dank für die mitgetheilten vorläufigen Vorschläge aus, äußerte sich aber im Allgemeinen dahin, daß deren ausführliche Bearbeitung nunmehr Sache der Kriegs- und Domainenkammer sein würde, „welche jedoch bei Anlegung des Planes darauf wird Bedacht nehmen müssen, ob die angezeigten Fonds nach § 63 und 65 des Hauptschlusses der Reichsdeputation dergestalt disponibel sind, daß sie mit einander in Verbindung gestellt werden können."

Hierin konnte Stein dem Minister nicht beipflichten. Seine Vorschläge, erwiedert er ihm am 10. November 1803„ gingen nicht dahin, die Universitäts- und Schulfonds aufzuheben, sondern vielmehr nur sie zweckmäßig zu verwenden. Wenn auch Münster immerhin in Hinsicht auf die theologische Fakultät eine katholische Universität bleibe, so müsse man diese doch in Ansehung der übrigen Fakultäten als eine den Wissenschaften und nicht der einen oder der andern Religionspartei gehörige Anstalt betrachten. Insofern die Güter des aufgehobenen Jesuitenordens bei dieser Frage in Betracht kamen, theilte Stein unzweifelhaft die Ansicht aller freisinnigen Staatsmänner und Staatsrechtslehrer der damaligen Zeit, daß dadurch, daß der Reichstag nach der Aufhebungsbulle vom 21. Juli 1773 den Jesuitenorden für erloschen und verboten erklärt hatte, dessen Güter als bona vacantia dem Staate zur Einziehung verfallen seien.

Es machten sich aber noch andere Schwierigkeiten geltend.

Steins und Snethlages Vorschläge hatte Angern als Chef der Berliner Haupt-Organisationskommission in den Entschädigungsprovinzen

Digitized by Google

unter dem 28. Oktober 1803 dem Justizminister von Massow als Chef des geistlichen Departements eingesandt.

Dieser fand (8. December) gegen die beabsichtigte Verlegung der Universität Duisburg um so weniger etwas einzuwenden, als diese Idee so ganz in seinen Plan eingreife und Münster ihm auch überall der zweckmäßigste Ort für die neue Universität zu sein scheine. Zuvor aber müsse die Frage entschieden werden, ob den Kleve-Märkschen Landständen nicht das Recht des Widerspruchs gegen diese Translokation zustehe.

Zu diesem Zwecke erbat Massow sich zunächst die Ansicht des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Grafen Haugwitz, der sein Votum (vom 21. December 1803) dahin abgab, daß der Verlegung kein Hinderniß in politischer Hinsicht oder aus Verträgen entgegenstehe. Dagegen urtheilte der Präsident der Münsterschen Regierung von Rohr, den Ständen stände allerdings ein Widerspruchsrecht zu. Trotzdem sich nun auch der Staatsminister von Reck dieser Auffassung anschloß, stimmte Massow derselben nicht zu und ersuchte unter dem 27. März 1804 den Minister von Angern, daß er dem Ober-Kammerpräsidenten Freiherrn vom Stein den Auftrag ertheile, nunmehr in Ausarbeitung seines Planes wegen Verlegung der Universität Duisburg nach Münster fortzufahren.

Mittlerweile aber hatte das Gerücht von dieser Translokation sowohl in der Stadt Duisburg als bei der dortigen Universität Unruhe erzeugt. Als der Magistrat so wie Rektor und Professoren hiergegen bittweise beim Könige einkamen, wurde Ersterer durch die Kabinetsordre vom 9. März 1804 beschieden, daß über diese Verlegung bis jetzt noch Nichts bestimmt sei; sollte es dazu kommen, so würde dabei mit aller für die dortige Stadt zu nehmenden Rücksicht in Verbindung mit dem allgemeinen Besten der höheren Schulen in den Westfälischen Provinzen verfahren werden.

Die Duisburger Petitionen brachten die Angelegenheit aber in ein neues Stadium.

Der König nahm hiervon Veranlassung, in einer am 12. April 1804 an die Minister von Massow und von Angern gerichteten Kabinetsordre ihnen die Prüfung der Frage zu empfehlen, ob bei der durch die Abtretung des linken Rheinufers und die Acquisition der Entschädigungslande dort gänzlich veränderten Lage der Dinge die Universität Duis-

Digitized by Google

burg ferner nöthig und nützlich oder vielmehr mit der Universität zu Münster, welcher Ort in jeder Beziehung zu einer Universität für Westfalen am geeignetsten zu sein scheine, zu verbinden sein möchte. Da letztere Universität katholisch sei, so würde es nur darauf ankommen, diese Bestimmung zweckmäßig zu verändern. „Die Religion", fährt die Kabinetsordre fort, „kann eigentlich nur auf die theologische Fakultät und auf verschiedene Hülfswissenschaften bei der Einrichtung einer Universität Einfluß haben und zwar so, daß selbst in Rücksicht der beiden protestantischen Konfessionen nur insofern ein Unterschied zu machen ist, daß jede Konfession wenigstens einen Lehrer aus ihrer Mitte haben muß. Bei allen übrigen Fakultäten kommt es nur auf die für das besondere Fach erforderlichen Kenntnisse und Eigenschaften an, ohne weiter zu entscheiden, welcher der drei christlichen Religionsparteien der Lehrer angehöre." Hinsichtlich der theologischen Fakultät erscheine es nicht rathsam, die Protestanten und Katholiken in derselben zu vereinigen. Wenn die Bildung der katholischen Theologen nicht einem gut eingerichteten bischöflichen Seminare überlassen werden könne, müsse man entweder bei einer Universität zwei ganz von einander abgesonderte theologische Fakultäten stiften oder zwei verschiedene Universitäten dafür bestimmen.

Entschieden nothwendig aber sei die Aufhebung der Universität Erfurt, dort würde, bei der Nähe von Halle, eine höhere Schulanstalt genügen, und der Überschuß aus ihren Fonds zu anderen nützlichen Zwecken verwendet werden können. Es war wohl selbstverständlich, daß die Kabinetsordre hierbei eben nur Münster im Auge hatte, wenn sie dies auch nicht ausdrücklich aussprach.

Diese erweiterten Gesichtspunkte — Errichtung auch einer evangelisch-theologischen Fakultät zu Münster und Heranziehung auch der überflüssigen Fonds der Erfurter Universität zur Neubegründung der dortigen Universität — wurden indessen in den maßgebenden Kreisen nicht sogleich recipirt. Das in seinem Wortlaute uns nicht überlieferte Reskript der Haupt-Organisationskommission vom 15. Juni 1804, welches Stein aufforderte, nunmehr einen generellen Organisations- und Studienplan für die Münstersche Universität zu entwerfen, ging, wie Steins sogleich zu erwähnender Bericht beweist, jedenfalls davon noch nicht aus.

Aber bevor der Oberpräsident diesen Auftrag erhielt, hatte derselbe

Digitized by Google

schon in jeder Weise darauf Bedacht genommen, bedeutende Kräfte für die neue Universität zu gewinnen. Doch war dies nicht so leicht. Die Reorganisation der Universitäten Dorpat, Wilna und Würzburg, die damals vorgenommen wurde, die große Zahl neuer Anstellungen und viele dadurch in den Verhältnissen der deutschen Gelehrten veranlaßte Veränderungen machten die Beschleunigung ihrer definitiven Berufung nöthig, wenn man nicht die Aussicht, solche verdienstvolle Männer für Münster zu gewinnen, überhaupt aufgeben wollte. Indem Stein dies dem Minister von Angern am 14. April 1804 in eindringlichster Weise vorstellte, beantragte er den Professor Cappel von Göttingen als Ordinarius der medicinischen Fakultät und Direktor des Klinikums und den Professor Merrem von Duisburg als ordentlichen Professor der Kameralwissenschaften und der angewandten Mathematik, jeden mit einem Gehalt von 1000 Thaler, aus dem Grunde sofort an der Universität Münster anzustellen, weil sie sonst den an sie ergangenen vortheilhaften Berufungen nach Moskau, beziehungsweise nach Marburg, wie sie ihm mitgetheilt hatten, Folge geben müßten.

Der Minister von Angern ging bereitwillig darauf ein, wogegen von Massow (9. Mai 1804) Bedenken trug, ihre Anstellung schon jetzt beim Könige zu beantragen. Auch als Angern in seiner Erwiederung vom 18. desselben Monats und in dringendster Weise „zur Vermeidung aller künftigen Verantwortlichkeit" nochmals Steins Vorschläge befürwortete, konnte Massow (23. Mai) sich nicht entschließen, bevor der Organisationsplan der Münsterschen Universität nicht eingekommen wäre und sich sowohl die Geldmittel, welche durch Kombinirung der verschiedenen Fonds disponibel wären, als auch die übrigen Verhältnisse und Bedürfnisse übersehen ließen, für die Berufung jener beiden Professoren mit „so hohen Besoldungen" zu stimmen. Er schlug deshalb dem Minister von Angern vor, daß dieser in einem mit ihm gemeinschaftlich zu vollziehenden Immediatbericht dem Könige sowohl seine Gründe für den Antrag als auch Massows Bedenken vorträge.

Diesen Immediatbericht erstattete Angern in der angegebenen Weise unter dem 18. Mai 1804 und betonte es darin vor Allem, daß der vom Oberpräsidenten Freiherrn vom Stein „nach seiner ausgebreiteten Kenntniß auf dem gesammten Gebiete der Wissenschaften und seiner Liebe

Digitized by Google

für deren Beförderung" entworfene Plan aus den vereinigten Fonds von Münster, Paderborn, Emmerich und Duisburg eine vollständige, alle Wissenschaften umfassende Universität zu Münster zu begründen, mit den Absichten des Königs ja vollkommen übereinstimme und um so leichter auszuführen sei, als dazu künftig Sr. Majestät Absicht gemäß nach Aufhebung der Universität Erfurt auch deren Fonds kommen sollten. Da nun zudem die Besetzung und reichliche Dotirung der Universitäten Würzburg, Dorpat und Wilna jetzt „alle geschickten deutschen Gelehrten wegnähmen", so läge Gefahr im Verzuge. Auch vor Ausmittlung der künftig für Münster disponiblen Fonds müsse ein beschleunigter Beschluß gefaßt und Cappel und Merrem unter den von ihnen gestellten Bedingungen nach Münster berufen werden, was um so thunlicher sei, weil der Münstersche Studienfonds unter der sorgsamen verständigen und mit der größten Uneigennützigkeit geführten Verwaltung des Domdechanten von Spiegel schon jetzt einen disponiblen reinen Überschuß von jährlich 4200 Thaler ergäbe.

Doch drang von Angern mit seinen Gründen nicht durch; beide Berufungen erfolgten nicht und Massow ertheilte am 21. Juli 1804 dem Merrem die erbetene Entlassung von seiner Duisburger Professur.

Auf den Erlaß vom 15. Juni 1804, welcher, wie schon erwähnt, die Errichtung auch einer evangelisch-theologischen Fakultät in Münster und die Heranziehung der Erfurter Universitätsfonds noch nicht in's Auge faßte, konnte Stein seinen Entwurf zur Reorganisation und den generellen Studienplan erst am 22. Oktober 1804 von Münster aus dem Minister von Angern einreichen. Auf Steins Antrag vom 10. Nov. 1803 hatte dieser durch Verfügung vom 25. November desselben Jahres den Oberamtmann von Beughem beauftragt, das in den Provinzen Münster und Paderborn zu wissenschaftlichen Zwecken vorhandene Vermögen zu veranschlagen. Doch war es Beughem wegen seiner sonstigen Geschäfte dies auszuführen nicht möglich gewesen und Stein mußte sich begnügen, als Grundlage zu seinen Vorschlägen die in unsern Akten befindlichen, vom damaligen Kammerkalkulator Berghaus [1]) mit großer Sorgfalt aus-

[1]) Dem Vater des Geographen; er hat sich selbst auch literarisch bekannt gemacht. Vgl. Raßmann, Nachr. von Münsterl. Schriftst. Münster 1866. S. 16.

Digitized by Google

gearbeiteten Rechnungsauszüge einzusenden, deren approximativ gegebene Durchschnittssumme bei der bisherigen fehlerhaften Verwaltung einen sich fortwährend steigernden Ertrag mit Sicherheit erwarten ließ.

Es würde zu weit führen, Steins Darstellung der Geldverhältnisse im Einzelnen zu verfolgen. Es genügt hier wohl die Notiz, daß er glaubte, für die in seinem Sinne reorganisirte und erweiterte Münstersche Universität jährlich eine Summe von 35,180 Thlr. zu bedürfen, von der indessen nur 27,302 Thlr. disponibel waren, so daß also 7878 Thlr. noch zu decken sein würden, die sich indessen durch Überweisung einiger Präbenden an den „wenig nützlichen" Kollegiatstiftern zu Soest, Rees und Emmerich und durch bessere Benutzung des Vermögens des Münsterschen Studienfonds mit Leichtigkeit dürften beschaffen lassen.

In acht Paragraphen bespricht Stein sodann 1. den bisherigen Zustand der Münsterschen Universität, 2. giebt die Grundsätze zur Verbesserung derselben an, 3. macht Vorschläge über die zu errichtenden Lehrstühle, sowie nebst 4. einer Charakteristik der Professoren, 5. über die Besetzung der Lehrstühle und 6. die einzurichtenden wissenschaftlichen Anstalten und schließt 7. unter Specifikation des Geldbedarfs für die öffentlichen wissenschaftlichen Anstalten, 8. mit einem Entwurfe der der Universität zu gebenden Verfassung.

Diese umfangreiche, bisher völlig unbekannte Denkschrift zeigt uns den geistigen Mitbegründer des neuen Deutschlands von einer bisher wenig beachteten Seite seiner großartigen Wirksamkeit, als eifrigsten Förderer freier deutscher Wissenschaft und erfüllt von deren hohen Aufgaben für das Volksleben unserer Nation. Sie rechtfertigt zugleich aber auch die hohe Meinung, die der Minister von Angern, wie wir oben sahen, in der angegebenen Beziehung von Stein hegte.

Gegenüber den lobpreisenden Stimmen, welche man bisher einzig und allein gewohnt war über die Münstersche Universität in der Literatur zu vernehmen, darf die herbe Kritik, der Stein die Fürstenbergsche Schöpfung unterwirft, wohl einen begründeten Anspruch auf publicistische Berücksichtigung erheben.

Nachdem er einen kurzen Überblick über die Entstehung der Münsterschen Universität gegeben, bemerkt er, daß, da das Vermögen des Klosters Überwasser gering und mit vielen Ausgaben und Pensionen belastet ge-

Digitized by Google

wesen sei, man gleich anfänglich die Absicht gehabt habe, das Prämonstratenserkloster Cappenberg aufzuheben. Auch Friedrich der Große, an den sich der Fürstbischof Max Friedrich wegen der in der Grafschaft Mark belegenen Güter dieses Klosters gewendet, habe durch Schreiben vom 17. April 1772 seine Bereitwilligkeit erklärt, ihm dessen Märkische Besitzungen für diese so rühmliche Absicht zu überlassen. Diesen Brief theilte Krabbe in der Rede mit, die er am 23. April 1856 im preußischen Abgeordnetenhause hielt [1]), und bemerkte dabei noch, daß die Aufhebung nicht zur Ausführung kam und im Lande selbst Schwierigkeiten gefunden zu haben scheine. Während Krabbe aber in den wenige Jahre zuvor erschienenen geschichtlichen Nachrichten über die höheren Lehranstalten in Münster S. 170 selbst gesteht, daß uns specielle Nachrichten darüber fehlen, insinuirt ein kürzlich im Westfälischen Merkur [2]) erschienener Artikel, unter vollkommener Ignorirung des Briefes Friedrichs des Großen, daß Fürstenberg befürchtet habe, der König möge bei Aufhebung der Propstei deren Güter in der Grafschaft Mark als herrnlos ansehen und für Staatsgut erklären, und daß diese Befürchtung ihn in seiner Absicht schwankend machte. Wenn Stein in dieser Denkschrift im Gegentheil die Nichtheranziehung der Cappenbergschen Güter Fürstenberg zum schweren Vorwurf macht und gradezu sagt: „Es ist unbegreiflich, was ihren ersten Stifter verhindert hat, dieser Lehranstalt, ohnerachtet er ihr seit 24 Jahren vorstand, nur die bei allen Akademien herkömmliche Verfassung zu geben und sie mit dem ansehnlichen Vermögen des Klosters Cappenberg zu bereichern", so dürfen wir nicht zweifeln, daß Stein bei der genauen Information, die er sich von allen Verhältnissen zu verschaffen wußte [3]), genügenden Grund zu diesem Vorwurf gehabt haben wird [4]). Aber Stein verurtheilt überhaupt Fürstenbergs Verfahren bei

[1]) Stenogr. Berichte über die Verhandlungen des Hauses der Abgeordneten 1855—1856 III. S. 1197.

[2]) Vom 11. December 1874 Nr. 340.

[3]) Vgl. meinen oben erwähnten Aufsatz über Stein.

[4]) Auch meinerseits angestellte Nachforschungen haben diese Frage nicht aufzuklären vermocht. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte die Einziehung der Propstei, gegen welche auch eine große Minorität des Münsterschen Domkapitels sich erklärte, daran gescheitert sein, daß die Mönche von Cappenberg sich direkt (wohl durch den Ordensgeneral der Prämonstratenser) an den Papst gewandt und, wie die Clevesche Regierung am 8. Oktober 1770 an den König berichtete, ein Inhibitoriale ausgebracht hatten.

Digitized by Google

Begründung und Leitung der Universität. Es sei einleuchtend, daß sie sich in einem höchst kränkelnden Zustande befinde. Denn vergleiche man den Münsterschen Lektionsplan mit den in einer Anlage von ihm auszugsweise zusammengestellten Verzeichnissen der an den Universitäten Halle, Dorpat und Würzburg gehaltenen Vorlesungen, so falle diese Parallele in Hinsicht auf Vollständigkeit des Vortrags der Disciplinen, und auf Thätigkeit und den Ruf der Lehrer auffallend zum Nachtheile Münsters aus. Auch seien die wissenschaftlichen Anstalten äußerst unvollkommen, die Bibliothek veraltet, das anatomische Theater ohne Kadaver, ohne gute Präparate und in einem dunklen Gebäude, Klinikum, Accouchiranstalt, mineralisches und zoologisches Kabinet, Observatorium und botanischer Garten fehlten ganz. Die Universität habe keine Statuten, keine akademischen, die Pflichten und eigenthümlichen Verhältnisse der Studierenden bestimmenden Gesetze, keine richterliche und polizeiliche Gewalt, keine Wohlthätigkeitsanstalten für Studierende und Professoren. Überhaupt sei alles Stückwerk geblieben und hierzu seien noch die falschen Maximen gekommen:

1) „Die philosophische Fakultät hauptsächlich mit jungen Geistlichen, die als Lehrer am Gymnasium gestanden hätten, zu besetzen und

2) Die Anstellung auswärtiger Gelehrter möglichst zu vermeiden und sich auf Münsterländer einzuschränken."

„Eine nothwendige Folge der Anwendung dieser Grundsätze", fährt Stein fort, „war Lähmung des philosophischen liberalen Geistes der Untersuchung durch die Theologie des Katholicismus und des Priesterthums, und Besetzung der Lehrstellen mit einer Menge mittelmäßiger Subjekte, denen Protektion, Nepotismus, Frömmelei den Weg dazu eröffneten. Aus diesen Gründen läßt es sich leicht erklären, warum die hiesigen Lehranstalten solche kümmerliche Resultate geben, da sie selbst in der ersten Einrichtung unvollkommen waren und ihre Impulsion von einem verengten Geiste erhielten, der den freien Gang des menschlichen Wissens lähmte. Man hatte um so mehr Veranlassung, fremde Gelehrte auf die neue Universität zu berufen, da man die durch die Menge geistlicher Versorgungsanstalten genährte Schwerfälligkeit des Münsterländers zu überwinden hatte."

Solle Münster eine vollständige Universität werden, so müsse man

Digitized by Google

den bisherigen illiberalen Maximen entsagen, die fehlenden Lehrstühle errichten, die vorhandenen Unterrichtsanstalten verbessern, die Professoren der philosophischen Fakultät nicht ausschließlich aus den Theologen und Lehrern des Gymnasiums wählen, sich nicht auf Münsterländer allein beschränken, sondern auf alle Gelehrte Deutschlands Rücksicht nehmen, die literarischen Ruf und didaktisches Talent besitzen.

Im Besondern schlägt Stein dann vor, folgende Lehrstühle zu errichten.

I. Theologie vier: 1) für Dogmatik und Encyklopädie der theologischen Wissenschaften, 2) für praktische Theologie, christliche Moral, Pastoralanweisung, Homiletik und Liturgik, 3) Exegese, 4) für Kirchengeschichte und Geschichte der Dogmen und der kirchlichen Verfassung. Die theologische Fakultät würde zugleich den Unterricht im Seminar zu leiten haben.

II. Jurisprudenz fünf: 1) und 2) zwei Lehrstühle für Encyklopädie, Rechtsgeschichte, Institutionen und Pandekten, 3) für Staats- und Völkerrecht, deutsches Staatsrecht und Lehnrecht und Processuale practicum, 5) Jus canonicum, Kriminalrecht, Naturrecht.

III. Medicinische Fakultät: Sieben für 1) Physiologie, 2) Anatomie, Entbindungskunst, 3) und 4) Pathologie, Semiotik, Therapie, 5) Materia medica und Pharmacie, 6) Chirurgie, 7) Thierarzneikunst.

IV. Philosophische Fakultät.

A. Philosophische Klasse: Drei Lehrstühle für 1) Geschichte der Philosophie und der neuen Systeme, 2) Logik und Metaphysik, 3) Aesthetik und Beredtsamkeit.

B. Mathematische Klasse: Zwei Lehrstühle für 1) reine Mathematik, 2) angewandte Mathematik.

C. Naturgeschichte: Vier Lehrstühle für 1) Physik, 2) Chemie, 3) allgemeine Naturgeschichte und Zoologie, 4) Botanik.

D. Staats- und Kameralwissenschaften: Zwei Lehrstühle für 1) Staatswirthschaft, Polizei, Kameral- und Finanzwirthschaft, 2) Ökonomie und Handwerkskunde.

E. Geschichte und Geographie: Zwei Lehrstühle für 1) Universal- und Staatengeschichte, 2) Geographie, Statistik, Reichsgeschichte.

F. Philologie. Drei Lehrstühle für 1) orientalische Sprachen, 2) griechische und lateinische Literatur, 3) deutschen Stil und Literargeschichte.

Digitized by Google

Indem Stein dann die ad IV. D. 2 und E. 2 erwähnten Disciplinen vorläufig den Professoren der Chemie, resp. des deutschen Staatsrechts überträgt, reducirt er die Zahl der zu errichtenden Lehrstühle auf 29 und nimmt zu den zwischen 600 und 1000 Thlr. sich bewegenden Besoldungen der Professoren im Ganzen 25,338 Thlr. und für die Erfordernisse der literarischen und öffentlichen Anstalten, worunter die Bibliothek mit 1500, das Observatorium mit 1000 Thlr., die Reitbahn auffallenderweise mit 2000 Thlr. figuriren, 9800 Thlr., im Ganzen also 35,138 Thlr. in Anspruch.

Hinsichtlich der Besetzung der Lehrstühle will er aus dem Personal der Münsterschen Universität nur folgende Professoren in seine neue Schöpfung hinübernehmen: aus der theologischen Fakultät nur Kistemaker für die Exegese; aus der juristischen den geistlichen Rath Schmedding [1]), „ein heller ausgebildeter Kopf und ein Mann von äußerst liberalen Gesinnungen, wie Ew. Majestät aus seinen Arbeiten bekannt ist", sodann Meyer und Sprickmann, doch müßten sie ihre Stellung als Regierungsräthe aufgeben, ebenso wie Waldeck [2]) seinen Leinenhandel; aus der medicinischen Lüders, Friese, Bodde und Werneking; aus der philosophischen den Philosophen Überwasser, den Mathematiker Gerz, den Philosophen Schlüter.

Bei den neuen Berufungen betont er es, daß für die Theologie die Wahl sich auf „katholische Geistliche von gemäßigten und liberalen, aber auch von aller übertriebenen Neologie entfernten Grundsätzen" lenken müsse, und daß er mit zwei ausgezeichneten Theologen, dem geistlichen Rathe Wreden zu Darmstadt und dem Prior in Altendorf bei Crefeld, Hoogen, über die Berufung solcher Gelehrten schon Unterhandlungen angeknüpft habe. Für die Jurisprudenz macht Stein nur bedingte und eventuelle Vorschläge, desgleichen auch für die Medicin und die Thierarzneikunst. Dagegen empfiehlt er für den Lehrstuhl der Geschichte der Philosophie den Professor Blessing aus Duisburg und für die Ästhetik und Beredtsamkeit Möller ebendaher, dessen Berufung er schon beantragt habe; für die Naturgeschichte Professor Link aus Rostock oder Fabricius aus Kiel; für die Staats- und Kameralwissenschaften Lüders

[1]) Starb als wirklicher Geheimer Oberregierungsrath den 18. April 1846 zu Berlin.
[2]) Es ist der Vater des bekannten Ober-Tribunalraths.

Digitized by Google

vom Karolinum zu Braunschweig, oder Professor Schramm aus Düsseldorf; für Geschichte und Geographie seien auswärtige Gelehrten zu berufen und vielleicht Professor Eichhorn zu gewinnen, der Lehrstuhl der orientalischen Sprachen dem Professor Grimm aus Duisburg, und der der klassischen Literatur den Professoren Krummacher aus Duisburg und Schlüter aus Münster zu übertragen.

Die bessere Einrichtung, beziehungsweise Neubegründung der mit der Universität verbundenen wissenschaftlichen und öffentlichen Anstalten lag Stein insbesondere am Herzen; für das dauernde Wohl der Universitäten sind sie seiner Ansicht nach von eben so großer Wichtigkeit als die Auswahl der Lehrer und die Bildung der Lehrstühle. So will er auch für die Münstersche Universitätsbibliothek, der die Duisburger einzuverleiben sei, eine größere Summe zur Beschaffung der vorzüglichsten neueren Werke flüssig gemacht haben und schlägt als ersten Bibliothekar den eben erwähnten Professor Grimm aus Duisburg, als zweiten den als Bibliographen bekannten Prediger Fuhrmann aus Mark bei Hamm vor. Es würde zu weit führen, wollten wir hierbei in's Einzelne gehen. Ein allgemeines Interesse dürften seine Vorschläge in Bezug auf das Klinikum beanspruchen. Indem er dies mit dem Kloster und Männerhospital der barmherzigen Brüder vereinigen will, geht seine Absicht dahin, die Fonds der Frauenklöster Ringen, Verspohl, Hofringen und Rosenthal dem Frauenhospital zuzuwenden. Da diese aber mit Pensionen sehr belastet seien, so scheine es am rathsamsten, „das (Cistercienser-nonnen-) Kloster S. Ägidii, welches eine Bruttoeinnahme von 6839 Thlr. hat, in eine Anstalt für die soeurs de la charité zu verwandeln, und deren Einrichtung der Prinzessin Gallitzin zu übertragen, die bereits Pläne zu einem solchen Institute entworfen hat und selbst einen ansehnlichen Beitrag zu seiner Einrichtung aus eigenem Vermögen zu leisten bereit war." Diese Wendung läßt es zweifelhaft erscheinen, ob diese Pläne der Prinzessin der vorpreußischen Zeit angehören oder erst aus einer Besprechung mit Stein hervorgegangen sind. Doch haben wir aus andern Quellen Nichts darüber zu ermitteln vermocht, ob und welche nähere Beziehungen zwischen ihr und Stein obgewaltet haben. Die tiefe Verehrung, welche die Prinzessin für Fürstenberg erfüllte, läßt aber nicht voraussetzen, daß sie für dessen Gegner und seine Entwürfe sehr sym-

Digitized by Google

pathisch gestimmt gewesen sei. Zu den neu einzurichtenden Universitäts-Instituten rechnet Stein sodann noch eine chirurgische Bildungsanstalt so wie ein philologisches und pädagogisches Seminar, indem er dabei die Nothwendigkeit hervorhebt, die Stipendien des Kritinianum von nun an nur solchen jungen Theologen zu verleihen, die sich philologischen und pädagogischen Studien widmen würden und für deren Übung dann das Gymnasium und das Institut für Landschullehrer ausreichende Gelegenheit darbieten könnte.

Die erforderlichen Summen zur Einrichtung der Gebäude, Anschaffung der Kabinette und Instrumente schlägt er dann merkwürdigerweise vor, auf den Meliorationsfonds des Staats zu übernehmen. „Warum", fügt er hinzu, „sollte die Melioration der menschlichen Begriffe, die Verdrängung des Aberglaubens und der Unwissenheit nicht auch einen Platz auf jenem Etat finden, wo Wegebau, Wasserbau, Spanische Schaafböcke ꝛc. stehen?"

Die Verfassung, die er seiner Schöpfung zu geben wünschte, kam im Ganzen auf die der damaligen evangelischen Universitäten hinaus [1]; sie sollte zugleich alle den vom Staate privilegirten Gesellschaften zukommenden und ihnen in dem Allgemeinen Landrechte Th. II. tit. 6 beigelegten Rechte erhalten und nach Vollendung der Organisation dem Minister des geistlichen Departements, „der in der preußischen Monarchie als der Minister des öffentlichen Unterrichts anzusehen ist", unterstehen [2]. Die Universität müsse insbesondere die Gerichtsbarkeit über die Lehrer und Studirenden haben und in Betreff der Letzteren, wie er es treffend bezeichnet, ein Gemisch von väterlicher und richterlicher Gewalt, von Sitten- und Civilgericht sein. Die Professoren sollten censurfrei sein und die Universität die Censur über alle in Münster gedruckten wissen-

[1] Insbesondere bezieht er sich hierbei auf das Buch von Brandes „Über den gegenwärtigen Zustand der Universität Göttingen."

[2] Wenn Krabbe S. 188 dagegen eifert, daß die Universität Münster der Kriegs- und Domainenkammer untergeordnet gewesen, so übersieht er, daß dies nur eine provisorische Maßregel war. Es liegt auch eine Ministerialverfügung vom 21. Febr. 1805 vor, wonach dieses auf dem Ressortreglement vom 3. April 1803 beruhende Verhältniß bis zu dem Zeitpunkte dauern sollte, wo die Organisation der Universität vollendet wäre, und dieselbe dann in der höhern Instanz dem geistlichen Departement übergeben werden sollte. — Die Kriegs- und Domänenkammer hatte übrigens, was häufig übersehn wird, die Stellung und die Befugnisse der heutigen königl. Regierungen.

Digitized by Google

schaftlichen Werke und Schriften und über sämmtliche Lese- und Leihbibliotheken des Orts haben.

In der Überzeugung, daß die vollständige Ausführung seiner Entwürfe nicht sofort erfolgen könne, will Stein aber doch nicht zögern, von dem damals disponiblen Überschuß des Studienfonds im Betrage von 12,000 Thlr. auf der Stelle gegen 10,000 Thlr. zur Besoldung der neu zu berufenden Professoren, beziehungsweise zur Verbesserung der den beibehaltenen Münsterschen und Duisburger Universitätslehrern von früherher zustehenden Gehälter und etwas mehr als 2000 Thlr. für die Bibliothek und andere wissenschaftliche Anstalten zu verwenden.

Als Stein am 22. Oktober 1804 zu Münster diesen Bericht unterzeichnete, wußte er bereits, daß seine Thätigkeit als Westfälischer Ober-Kammerpräsident zu Ende ging. Die Kabinetsordre, die ihn an Struensees Stelle zum Staatsminister für Accise-, Zoll- und Kommerz-Sachen ernannte, ist nur fünf Tage später datirt. Er hielt es aber nicht für angemessen, daß die fernere Organisation der Universität dem mit vielen andern Verwaltungsarbeiten überladenen Kammerkollegium übertragen würde. Nach seiner am Schlusse des Berichts motivirten Ansicht würde vielmehr eine größere „Einheit und Geschwindigkeit" in dies Geschäft kommen, wenn man es einer aus dem Kammerpräsidenten von Vincke, dem Domdechanten von Spiegel und dem geistlichen Rath Schmedding bestehenden Immediatkommission übertrüge.

Den Organisationsentwurf selbst hatte Stein ausgearbeitet ohne Kenntniß, oder doch ohne Berücksichtigung der durch die Kabinetsordre vom 12. April 1804 aufgestellten neuen Gesichtspunkte. Indem Augern daher am 13. December 1804 denselben dem Minister von Massow mit der Bitte um Mittheilung seines „erleuchteten Sentiments" übergab, betonte er es zugleich, daß die weiteren Verhandlungen darauf Bedacht zu nehmen hätten, daß eine besondere theologische evangelische Fakultät in Münster konstituirt werde.

Andererseits bemerkte Massow in seiner Erwiederung vom 15. Jan. 1805, daß er mit Errichtung der von Stein vorgeschlagenen Universitätskommission zwar einverstanden sei, da aber nach der allegirten Kabinetsordre auch die Universität Erfurt in den Organisationskreis zu ziehen sei, so erscheine es zweckmäßig, die Kommission durch einen mit der

Digitized by Google

Universität und dem Schulwesen zu Erfurt vertrauten Beamten zu verstärken und den Organisationsplan auf die Gymnasien und gelehrten Schulen auszudehnen, „damit ein vollständiges System über das gesammte Universitäts- und Erziehungswesen in den Entschädigungsländern entworfen werden könne."

Angern pflichtete dem unter dem 21. Februar 1805 bei und brachte für Untersuchung der Erfurter Verhältnisse den Landrath von Resch und den Kammerrath von Reinhard in Vorschlag. Doch dürfe durch dies Geschäft nicht die Organisirung der Münsterschen und die Einverleibung der Duisburger und Paderborner Universitäten, so wie die Bearbeitung des vollständigen Plans für Verbesserung der Schulanstalten leiden.

Der Minister von Massow deferirte ihm und am 1. März 1805 wurde sowohl das Kommissorium für Vincke, Spiegel und Schmedding in Bezug auf Münster und für Resch und Reinhardt in Betreff Erfurts, als auch die Instruktion für die Immediatkommission zur Organisirung der Universitäten und Gymnasien in den Entschädigungsländern ausgefertigt und von beiden Ministern unterzeichnet.

So anziehend und kulturhistorisch interessant es nun auch wäre, diesen Entwurf in der Allgemeinheit seiner leitenden Gesichtspunkte hier zu reproduciren, so müssen wir uns doch auf Hervorhebung der unmittelbar auf die Münstersche Universität Bezug nehmenden Weisungen beschränken und bemerken in Betreff der gelehrten Schulen nur, daß zu Münster, Erfurt, Paderborn, Duisburg, Emmerich, Hamm und Soest, als den Hauptorten, Gymnasien theils neu begründet, theils die schon bestehenden einer ihrem Zwecke mehr entsprechenden Vollkommenheit entgegengeführt und ebenso wie die Schulen *für Kinder aller Religionsparteien* eingerichtet werden sollten, indem es in Ansehung der Lehrer, wie bei den akademischen Professoren (mit Ausschluß der theologischen Fakultät) auf die Religion keineswegs ankomme.

Als neu im Verhältnisse zum Steinschen Organisationsplan tritt uns in der Instruktion die Errichtung auch einer evangelisch-theologischen Fakultät an der Universität zu Münster sofort bedeutsam entgegen.

Die Instruktion geht nämlich von dem Fundamentalsatze aus, es solle „zu Münster die Universität für alle drei Religionsverwandte fundirt

Digitized by Google

und die Universitäten Duisburg, Paderborn und Erfurt aufgehoben und mit derselben vereinigt werden."

In näherer Beziehung zu der konfessionellen Frage wird dann weiter bestimmt, da Theologen von allen drei Konfessionen dort gebildet werden sollten, so müsse außer der katholisch-theologischen Fakultät auch eine solche für Reformirte und Lutheraner dort errichtet werden. Wäre nun für die Reformirten durch Versetzung der Professoren Grimm und Krummacher gesorgt, so müsse wegen der lutherischen Religion auf das Personal der Erfurter Universität — wo schon unter der milden Kurmainzischen Regierung in der That Professuren der evangelischen Theologie bestanden hatten — Rücksicht genommen und daraus zwei der qualificirtesten lutherischen Theologen in Vorschlag gebracht werden. Mit beiden theologischen Fakultäten würden Seminarien für die Bildung katholischer und protestantischer (lutherischer und reformirter) Geistlicher zu verbinden sein, von welchen das Letztere unter Zutritt der Professoren der Philologie auch die Bildung künftiger Lehrer für die gelehrten und mittleren Schulen zu übernehmen habe. Über die Einrichtung beider Seminarien seien von einem „aufgeklärten katholischen Geistlichen" und einem protestantischen Sachverständigen Pläne auszuarbeiten, die aber die kostbare Naturalverpflegung auszuschließen und ihre Entwürfe auf Verabreichung von Geld an die Seminaristen einzurichten hätten.

Hinsichtlich der juristischen Fakultät fordern die Minister auf, in Erwägung zu ziehen, ob unter ihren Mitgliedern nicht eine geeignete Persönlichkeit sich fände, welche als Direktor der Universität zu bestellen sei, der dem Rektor mit seinem Rathe assistiren, auch bei dem aus dieser Fakultät zu bildenden Spruchkollegium den Vorsitz und die Oberaufsicht über das Universitätsvermögen zu führen habe. Der Rektor selbst wird von dem Oberkuratorium der Universitäten ernannt, das auch die Dauer des von ihm zu verwaltenden Rektorats bestimmen werde.

Während die Universität selbst nur dem Berliner Oberkuratorium der Universitäten untergeordnet sein würde, sollte das Universitätsgericht unter den beiden Münsterschen Landeskollegien stehen, insofern der Gegenstand zum Ressort der Regierung oder der (Kriegs- und Domainen-) Kammer gehöre. Zur Ausübung der Jurisdiktion sei ein Syndikus, ein Sekretär, der zugleich die Registraturarbeiten übernähme und zwei

Digitized by Google

Pedelle, zur Verwaltung des Kassenwesens ein Rendant nebst einem Kontrolleur erforderlich.

Das Kommissorium vom 1. März 1805 ging Vincke erst am 24. desselben Monats zu. Es umfaßte die Organisation nicht nur der Münsterschen Universität, sondern auch der Seminarien und gelehrten Bildungsanstalten sowohl im Münsterschen als auch im Cleve-Märkischen Kammerdepartement. Vinckes Antwort ist schon am 26. März datirt. Indem er selbst den Auftrag als ein Zeichen des allerhöchsten Zutrauens entgegennimmt, kann er hinsichtlich Spiegels und Schmeddings nicht deren unbeschränkte Zustimmung melden. Da Letzterer selbst Mitglied der Universität sei, so würde seine Mitwirkung dort zum größten Anstoß gereichen und ihm viele persönliche Unannehmlichkeiten bereiten. Der Domdechant Spiegel, der in keinem öffentlichen Amte stehe, finde sich darin gekränkt, daß ihm das Kommissorium ohne einige vorherige Mittheilung übertragen werde; auch fürchte er, so lange Fürstenberg das Universitätskuratorium führe und die Diöcesaneinrichtung nicht erfolgt sei, auf unüberwindliche Schwierigkeiten zu stoßen. Eine solche sei überhaupt eben so wie die Anordnung eines anderen General-Vikars schon aus dem Grunde durchaus nothwendig, weil das jetzige Vikariat sich nie dazu entschließen werde, von Rom die zur dringend nöthigen Aufhebung verschiedener Nonnenklöster nöthigen Fakultäten kommen zu lassen. Ebenso wenig dürften aber von ihm und dem Bischof von Paderborn die Zustimmung zur Umformung der theologischen Seminare zu Münster und Paderborn zu erwarten sein.

Um nun wenigstens die der Organisation der Universität entgegenstehenden Schwierigkeiten gründlich zu beseitigen, schlägt Vincke überhaupt Auflösung sämmtlicher Universitätskuratorien vor, sowohl in Duisburg, das unter dem Berliner Oberkuratorium stehe, und in Erfurt, wie in Paderborn, wo der Bischof sich dasselbe anmaße, als auch in Münster, wo Fürstenberg sich in demselben gegen die Kammer zu behaupten gewußt habe, und in Lingen [1]), wo es dem reformirten Kirchendirektorium unter-

[1]) Soviel ich habe sehen können, hat Vincke zuerst den Gedanken angeregt, auch Lingen in den Organisationskreis der Münsterschen Universität zu ziehen. Er führt weiter an, daß die dortige Akademie nur 18 Studenten, 15 Theologen und 3 Juristen, zähle und ein ganz überflüssiges zweckloses Institut sei, zumal nach Bildung einer protestantisch-theologischen Fakultät in Münster.

Digitized by Google

geordnet sei. Vor allem sei es nöthig, Fürstenberg seines Kuratoriums förmlich zu entlassen, wenn man die Kommission nicht den unangenehmsten Kollisionen aussetzen wolle.

Vincke's Antrag führte die Lösung des Verhältnisses herbei, in dem Fürstenberg so lange Jahre hindurch zur Münsterschen Universität gestanden. Man hat dies bisher nicht gewußt und seine Entlassung in einen falschen Kausalnexus gebracht mit der Berufung Möllers [1]). Mit dieser verhielt es sich aber folgender Gestalt.

Schon Stein hatte, wie wir oben bei Gelegenheit seines Berichtes vom 22. Oktober 1804 erwähnten, beantragt, den Professor der Theologie an der Universität Duisburg Möller als Konsistorialrath nach Münster zu berufen, um zugleich an der dortigen Universität Ästhetik und Beredtsamkeit zu dociren. Diesem Antrage hatte der König durch Kabinetsordre vom 18. Februar 1805 Folge gegeben, worauf die Münstersche Kriegs- und Domainenkammer durch Reskript vom 22. März 1805 die Universitätskasse anwies, dem als „reformirten Konsistorialrath für die Provinzen Lingen und Tecklenburg und Professor der hiesigen philosophischen Fakultät, vorzüglich im Fache der Ästhetik und Beredtsamkeit" angestellten ꝛc. Möller zur Vervollständigung seines Gehalts ad 1200 Thlr. den Betrag von 101 Thlr. 3 Gr. 4 Pfg. aus dem Münsterschen Universitätsfonds vom 1. März 1805 ab zu zahlen [2]).

Von dieser Berufung benachrichtigte die Kammer den Kurator unter dem 13. April 1805 und theilte ihm zugleich die Anzeige der von Möller im bevorstehenden Sommersemester zu haltenden Vorlesungen [3]) mit dem Auftrage mit, dieselbe in den zu veröffentlichenden Lektionskatalog aufzunehmen. Mochte nun die von der Kammer hierbei gebrauchte unklare Wendung [4]) Fürstenberg Anstoß geben, oder es seinem Gefühle überhaupt widerwärtig erscheinen, einen Professor der evangelischen Theologie,

[1]) So namentlich Krabbe a. a. O. S. 188, 189.

[2]) Nach den Münsterschen Akten.

[3]) Lectiones rhetorices et aestetices — instituet.

[4]) „Wir communiciren Euch zugleich anschließend die von dem Konsistorialrath und Professor theologiae et philosophiae Möller zu Duisburg eingegangene Anzeige seiner während des bevorstehenden Semesters hierselbst zu haltenden Vorlesungen, um davon bei Promulgation der Lektionen Gebrauch zu machen, indem wir Euch benachrichtigen, daß derselbe auch als Professor bei hiesiger Universität angestellt worden ist."

Digitized by Google

wenn auch als Lehrer philosophischer Disciplinen an der seiner Sorge befohlenen, bisher streng katholischen Universität wirken lassen zu müssen — genug er fand sich veranlaßt, am 1. Mai 1805 der Kriegs- und Domänenkammer die bekannte, durch Esser [1]) theilweise publicirte Antwort zu ertheilen. Wenn aber Esser behauptet, daß jene Anzeige der Kammer besagt habe, daß der Professor Möller zu Duisburg als Konsistorialrath und Professor der Theologie angestellt sei, wenn Krabbe [2]) sogar daraus macht „als Professor der protestantischen Theologie", so ist dies eine vollkommene Verdrehung der Wahrheit. Dies hatte Fürstenberg auch keineswegs aus der Verfügung der Kammer gefolgert, wie die von Esser nicht mitgetheilten Eingangsworte, es sei ihm eröffnet worden, daß der Konsistorialrath und Professor Möller bei der hiesigen Universität angestellt sei und dessen Ankündigung dem künftigen Lektionskatalog inserirt werden sollte, in Hinblick darauf beweisen, daß diese Ankündigung doch eben nur philosophische Vorlesungen betraf. Übrigens konnte ihm auch in seiner amtlichen Stellung der wahre Sachverhalt, der in der Verfügung an die Universitätskasse so klar an den Tag trat, nicht unbekannt geblieben sein. Dennoch versprach er in der Antwort zwar, daß er „die Erfüllung der Allerhöchsten Befehle beeifern werde", hielt es aber doch für seine Pflicht anzumerken, „daß gegenwärtiger Schulfonds der katholischen Religion gehöre und daß insonderheit hier niemalen andere als katholische Lehrer die Theologie gelehrt haben."

Es wird dieser Protest aber wohl weniger gegen die Wirksamkeit Möllers als vielmehr gegen die, wie wir sahen, schon am 1. März 1805 in Berlin beschlossene und am 1. Mai wohl auch schon zu Fürstenbergs Kenntniß gelangte Gründung einer evangelisch-theologischen Fakultät in Münster gerichtet gewesen sein. Und deswegen fühlte Fürstenberg, wie es scheint, sich auch verpflichtet, ebenfalls am 1. Mai 1805, dem Oberkuratorium der Universitäten zu Berlin abschriftlich das Reskript der Kammer so wie seine Antwort einzusenden und weitere Befehle zu erbitten.

Diese sind ihm in dieser Angelegenheit aber nicht ertheilt worden. Vielmehr waren Massow sowohl wie Angern in ihren Resoluten vom 9. und 13. Mai übereinstimmend der Ansicht, daß man diese Bemerkung

[1]) Franz von Fürstenberg. 1842. S. 265.
[2]) S. 188.

Digitized by Google

Fürstenbergs um so mehr mit Stillschweigen übergehen und seine Berichte ad acta legen könne, als die Erweiterung der Universität durch die neu zu errichtenden Lehrstühle demnächst doch durch ein Publikandum werde bekannt gemacht werden müssen.

Wenn nun Krabbe [1]) in Bezug auf Möller weiter sagt, er habe niemals als Professor der protestantischen Theologie zu Münster Vorlesungen gehalten, noch aus dem Universitätsfonds irgend ein Gehalt bezogen, so ist das Letztere eben so falsch, als das Erstere eine in sich ganz nichtige Behauptung enthält. Allerdings als Professor der evangelischen Theologie hat Möller zu Münster nie wirken können, da seine Berufung als solcher in Wirklichkeit nicht existirt und nur auf Krabbes Amplifikation der irrigen Angabe Essers [2]) beruht. Wohl aber hat er als Professor der Philosophie zu Münster ästhetische, rhetorische und pädagogische Vorlesungen gehalten, wie die Lektionskataloge für das Wintersemester 1805/6, das Sommersemester 1806 und das Wintersemester 1806/7, die sämmtlich in den Berliner Akten vorliegen, klar darthun. Diese seine akademische Thätigkeit hat er auch nach dem Sturze Preußens unter französischer und Bergischer Herrschaft fortgesetzt [3]) und, wie aktenmäßig feststeht, bis ultimo Mai 1810 die vorerwähnten 101 Thlr. aus der Universitätskasse bezogen [4]).

Hinsichtlich Fürstenbergs aber darf als feststehend betrachtet werden, daß Krabbe Unrecht hat zu behaupten, seine bescheidene Äußerung in dem Berichte vom 1. Mai 1805 habe seine Entlassung als Kurator der Universität zur Folge gehabt. Wir sehen vielmehr, wie Vincke dieselbe schon am 26. März in der energischsten Weise in Berlin beantragte. Nach längeren Verhandlungen zwischen den Ministern von Angern und

---

[1]) S. 189.

[2]) S. 265. „Auf die Anzeige, daß Möller als Konsistorialrath und Professor der Theologie in Münster angestellt sei."

[3]) Einige neuerdings aus der Registratur des K. Ober-Präsidiums avocirte Akten enthalten auch mehrere Lektionskataloge der Münsterschen Universität von 1807—1810; sie erweisen, daß Möller in dieser Zeit neben den genannten Disciplinen auch Vorlesungen über die alte klassische Literatur gehalten hat.

[4]) Am 20. Mai 1810 hielt er seine Abschiedsrede vor der hiesigen evangelischen Gemeinde und ging als Konsistorialrath nach Königsberg, kehrte aber 1816 im gleichen Amte nach Münster zurück. Im Jahre 1835 zum Oberkonsistorialrath ernannt, starb er hier am 10. Mai 1846. Vgl. Raßmann S. 216.

Digitized by Google

von Massow, in welchen indessen Fürstenbergs Protest nicht mit einem Worte erwähnt wurde, bestimmte das unter dem 29. Juni an Vincke erlassene Ministerialreskript, daß erhebliche Bedenken obwalteten, seinem Antrage gemäß sämmtliche Universitäts- und Schulkuratorien aufzulösen. Dagegen sei es zur Vermeidung mancher unangenehmen Kollisionen für nothwendig erachtet worden, den Freiherrn von Fürstenberg von dem Münsterschen Kuratorium durch ein besonderes Reskript zu dispensiren. Dies, gleichfalls vom 29. Juni 1805 datirt, liegt abschriftlich in unseren Akten vor und stimmt ganz mit dem Auszuge, den Esser [1]) daraus gegeben hat. Die von Schmedding gegen seine Zuziehung zur Universitäts-Einrichtungskommission erhobenen Bedenken erkannte die Kabinetsordre als begründet an. Da auch der Geheimrath Graf von Merveldt den ihm gemachten Antrag, der Kommission beizutreten, abgelehnt hatte, so sollte diese Stelle überhaupt nicht besetzt werden, sondern es Vincke und Spiegel überlassen bleiben, nicht nur die Hülfe des Konsistorialraths Möller und des Predigers Offelsmeyer [2]) zu benutzen, sondern auch das Gutachten verschiedener Gelehrter über einzelne Gegenstände ihrer besonderen oder allgemeinen Sachkenntniß einzuholen; sonst wurde Vinckes Anträgen wegen Hinzuziehung noch anderer Kräfte nicht deferirt, indem ein zu großes Personal das Organisationsgeschäft eher aufhalten, als befördern würde.

In Betreff des Domdechanten Spiegel wurde aber dem Wunsche Vinckes entsprochen und er in einem besonderen Schreiben ebenfalls vom 29. Juni 1805 zur Theilnahme an den Arbeiten aufgefordert. Dasselbe ist in höchst schmeichelhaften Ausdrücken abgefaßt. Spiegel besitze neben den zu dem Organisationsgeschäfte erforderlichen allgemeinen gelehrten und tiefen pädagogischen auch die Lokalkenntnisse und Erfahrungen [3]) von den Bedürfnissen des dortigen römisch-katholischen Publikums in Betreff der Erziehung und geistlichen Ausbildung. Wie er schon bisher aus Liebe zum Gemeinnützlichen an der Studienkommission gearbeitet habe, so ersuchen die Minister ihn auch jetzt sich diesem zwar mühevollen, aber

[1]) S. 266.

[2]) Von 1805—1809 Konsistorialrath und evangelischer Prediger zu Münster, wurde er 1809 zum Feldpropst ernannt, in welcher Eigenschaft er die Freiheitskriege mitmachte und 1835 in Potsdam starb. Raßmann S. 243.

[3]) Vgl. was ich in der vorerwähnten Abhandlung S. 663—665 über die politischen und kirchlichen Anschauungen dieses bedeutenden Mannes gesagt habe.

Digitized by Google

auf die Beförderung des Wohles der Menschheit so vorzüglich abzielenden Geschäfte freudig zu unterziehen.

Spiegels Annahmeschreiben vom 24. Juli 1805, das im Originale vorliegt, ist von dem sittlichen Pathos jener Zeit erfüllt. Er verspricht mit regstem Eifer mitzuwirken an der Ausbildung der Jugend und der Kultur der Menschen. Es träten aber in Münster der Organisation von Unterrichtsanstalten, wenn sie den Anforderungen „unseres großen Zeitalters" genügen und den Bedürfnissen der Menschheit entsprechen sollten, viele Lokalhindernisse entgegen, insbesondere „die bisherige Einseitigkeit im Gymnasialunterricht, der das Gepräge der Jesuitenschulen noch ganz an sich trägt, dann die eingerissene Tendenz zur Frömmelei anstatt wahrer Religiösität", so wie der Umstand, daß die Lehrer des Gymnasiums sämmtlich geistlich seien.

Überblicken wir den Umfang der der Einrichtungskommission übertragenen Geschäfte, so lag es auf der Hand, daß dieselben für die Arbeitskräfte nur zweier, auch sonst vielfach in Anspruch genommener Männer zu groß waren. Sollte etwas Ersprießliches erreicht werden, so mußten sie in etwas entlastet und ein Theil der Geschäfte Andern übertragen werden.

Deswegen dispensirte das Ministerialreskript vom 29. Juni 1805 Vincke und Spiegel von der Organisation des Erfurtschen Schulwesens, die einer andern Kommission überwiesen wurde, und gab ihnen nur auf, mit der Kammer in Heiligenstadt darüber Rücksprache zu nehmen, ob und welche Professoren und Beamte mit Nutzen von Erfurt nach Münster versetzt werden könnten. Sodann sollten sie mit der Organisation der Gymnasien in den Ressorts der Kammern von Münster und Hamm zur Zeit sich noch nicht befassen, sondern sich zunächst nur darauf beschränken, die Einrichtung der Universität Münster, so wie die damit zusammenhängende Auflösung der Duisburger und Paderbornschen zu bearbeiten. In Bezug auf die Umformung der katholischen Seminare zu Münster und Paderborn könnten die Pläne zwar entworfen werden, doch sei deren Realisirung bis zu dem Zeitpunkt hinauszuschieben, wo das Diöcesanwesen regulirt sein würde.

Zugleich wurde auch die Administrationskommission der Bürenschen Jesuitengüter der Universitätseinrichtungs-Kommission direkt unterstellt

Digitized by Google

und angewiesen, die Aufnahme des Vermögens dieses Fonds möglichst zu beschleunigen.

Mit diesen Erlassen der Centralstellen erlahmt die Kraft des ganzen Unternehmens. Es finden sich in unsern Akten zwar noch manche Berichte Spiegels und Vinckes sowie die darauf erlassenen Bescheide der Minister, doch eigentlich geschieht nichts Wesentliches mehr zur Förderung der Sache. Hatte die Einrichtungskommission, und vor Allen Spiegel, ihr Streben darauf gerichtet, der theologischen Fakultät neue Kräfte zuzuführen, so mußte sie sehr bald sich überzeugen, „wie schwierig es sei, wissenschaftlich ausgebildete Subjekte zu Lehrern der Theologie für Katholiken zu finden." Wohl schlug der „berühmte" Professor Oberthür in Würzburg ihnen Einzelne vor. Theils lehnten diese aber, wie ein gewisser Mauer, den Ruf ab, und mochten hierbei, wie Spiegel klagt, von dem die Oberländer überhaupt beherrschenden Vorurtheile gegen Westfalen geleitet sein; theils aber konnten auch Massow und Angern es keineswegs für zweckmäßig und der Lage der Sache angemessen erachten, schon jetzt noch mehrere andere katholische Theologen und besonders auswärtige Gelehrte nach Münster zu berufen, bevor man noch mit den Bedürfnissen und den Fonds ganz bekannt sei, der Einrichtungsplan vollständig vorläge und man zu übersehen vermöchte, welche von den inländischen Professoren beizubehalten sein würden. Einen solchen Einrichtungsplan hat die Kommission aber bis zum Ausgang des Sommers 1806 nicht eingereicht. War das Material zu umfassend und zu verwickelt, als daß zwei Beamte es in wenigen Monaten bewältigen konnten, so fanden sie sich in ihrer Thätigkeit insbesondere dadurch gehindert, daß es ihnen, wie sie unter dem 13. März 1806 berichteten, an dem zum regelmäßigen Geschäftsgange erforderlichen Personale ganz fehlte, da nicht einmal ein Universitätssekretär existirte, überhaupt keine Geschäftsführung von Seiten des vorigen Kurators eingeleitet worden war, so daß eine Universitätsregistratur überhaupt nicht vorhanden war, und nur einzelne Bruchstücke von Akten hatten aufgefunden werden können. — Es ist dies eine Illustration zu Steins hartem Urtheile über den lässigen Charakter der Fürstenbergschen Verwaltung, der neuerdings auch anderweitig bestätigt worden ist [1]).

[1]) Vgl. Ernst Friedlaender: Geschichte der Trappisten im Münsterlande. Zeitschr. für Preuß. Gesch. u. Landeskunde 1875, S. 77, 107.

Digitized by Google

Der Druck der politischen Lage, die Verwickelungen mit Frankreich äußerten aber jetzt schon in den leitenden Berliner Kreisen ihre Wirkung auf die Münstersche Universitätsfrage. Der sehr bescheidenen Beschwerde wegen des fehlenden Universitätssekretärs wurde nicht entsprochen, sie vielmehr aus dem Grunde einfach zu den Akten gelegt, weil die Zeitumstände nicht erlaubten, einer festen Bestimmung über die Universität für die Westfälischen Provinzen näher zu treten.

Wohnt nun den letzten Verhandlungen der Centralbehörde mit der Universitätseinrichtungs-Kommission, die seit dem Beginne des Jahres 1806 gewöhnlich sich Interims-Universitäts-Kuratel nennt, ein allgemeines Interesse nicht bei, so enthalten sie doch über die Konflikte, in welche zwei Universitätslehrer mit dem General-Vikariate geriethen, beziehungsweise schon früher gerathen waren, Nachrichten, welche ihres kulturhistorischen Inhalts wegen aufbewahrt zu werden verdienen.

Das Minoritenkloster zu Münster hatte sich schon im 18. Jahrhundert durch eine rege wissenschaftliche, namentlich der Erforschung der älteren Geschichte Westfalens zugewendete Thätigkeit ausgezeichnet. Ging doch die Bearbeitung der Kleinsorgenschen Kirchengeschichte von diesem Konvente aus und hatte Kindlinger in ebendemselben den größten Theil seiner damals Epoche machenden und auch jetzt noch unentbehrlichen Geschichtswerke verfaßt. Das historische Studium scheint nun auch eine theologisch freisinnigere Richtung angebahnt zu haben. Das Tagebuch eines Münsterschen Bürgers [1]) unterrichtet uns, daß im Jahre 1803 ein Minoritenprediger Apollinaris Sammelmann, weil er etwas frei von Religionssachen gepredigt hatte und einen besonderen (sic!) freien Lebenswandel führte, vor das General-Vikariat gefordert worden sei, aber bei der preußischen Organisationskommission Schutz gesucht habe. Wir erfahren hier nun allerdings Nichts über den weiteren Verlauf dieses Konfliktes, dürfen aber aus dem in derselben Quelle von späterer Hand aufgezeichneten Umstande, daß Sammelmann am 26. September 1803 zum Guardian erwählt worden, schließen, daß der Minoritenkonvent zu Münster sowohl seine freisinnigen als auch seine preußenfreundlichen Gesinnungen theilte. Als Guardian hatte er häufig Veranlassung, mit

[1]) Staatsarchiv zu Münster Msc. VII. 1605, S. 290.

Digitized by Google

der Kriegs- und Domänenkammer über eine Frage zu verhandeln, die wohl jetzt nicht mehr als innerhalb der Kompetenz der Verwaltungsbehörden liegend erachtet werden möchte. Von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß der Staat die Klosterleute als wirkliche Volkslehrer betrachten dürfe und deshalb die Überzeugung haben müsse, daß sie die zu einem so wichtigen Amte nöthigen Kenntnisse besäßen, daß aber die Privatvorlesungen in den Klöstern diese Sicherheit nicht gewährten, beauftragte die Kammer das General-Vikariat durch Verfügung vom 12. März 1804, den Entwurf eines den Klostergeistlichen zu ertheilenden akademischen Unterrichts sofort in Berathung zu nehmen, unter Hinweisung darauf, daß in Köln und Mainz schon zu einer ähnlichen Maßregel mit Erfolg übergegangen sei.

Der Bericht des General-Vikariats vom 17. April 1804 lautete zustimmend und auch die Klöster der Dominikaner, Observanten, Kapuziner und Minoriten fügten sich willig, als die Kammer den 6. November 1805 bestimmte, daß die jungen Ordensleute theologische Encyklopädie, Dogmatik und Exegese bei Kistemaker und hebräische Alterthümer bei Wecklein hören sollten; insbesondere erachteten es die Kapuziner für strenge Pflicht, den väterlichen Verordnungen des Königs auf's Pünktlichste zu entsprechen. — Es war unter den gegebenen Verhältnissen wohl natürlich, daß ein Mann von den Fähigkeiten Sammelmanns die in einer liberalen Umgestaltung begriffene Universität als den erwünschtesten Wirkungskreis betrachten mußte. Die Universitätskommission meldete den 23. September 1805 nach Berlin, daß Sammelmann das dringende Verlangen habe, als ordentlicher Lehrer in der theologischen Fakultät angestellt zu werden. Indem Vincke und Spiegel gleich im Anfange ihres Berichts erwähnten, daß er eben jener durch die unverschuldet erlittenen Verfolgungen des General-Vikariats bekannt gewordene Guardian sei, den nun das Responsum der Würzburger Juristen-Fakultät vollständig gerechtfertigt habe [1]), erkannte sie zwar seine „vorzüglichen Rednertalente, aufgeklärten Gesinnungen und gelehrten Kenntnisse" unbedingt an, beantragten jedoch, bevor sie Sammelmann zur Niederlegung seiner Ordenswürde veran-

[1]) Das Nähere ist leider nicht bekannt und nach der Versicherung des Domkapitulars Dr. Tibus auch aus dem Archive des hiesigen General-Vikariats nicht zu ermitteln.

Digitized by Google

lassen wollten, ihn zunächst einen Versuch machen zu lassen und ihm zu gestatten, als außerordentlicher unbesoldeter Lehrer an der Universität Vorlesungen über Dogmatik zu halten. Diesen am 3. December 1805 von der Kommission wiederholten Antrag genehmigten die Minister unter dem 19. December und in der That führt das gedruckte „Verzeichniß der Vorlesungen, die im Sommersemester 1806 auf der Universität zu Münster gehalten werden", am Schlusse der theologischen Fakultät des P. Guardians Sammelmann täglich einstündige Vorlesungen über specielle Dogmatik nach Klüpfels Lehrbuch auf.

Hatte dieser liberale Geistliche mit Erfolg den Schutz der Würzburger Universität gegen die Bedrängung durch das Münstersche General-Vikariat angerufen, so gehörte auch der andere öffentliche Lehrer, der mit dieser Kirchenbehörde in einen viel ernsteren Kampf gerathen sollte, den Kreisen dieser Hochschule an, welche, wie es scheint, im Anfange des 18. Jahrhunderts eine Pflegstätte des freiern wissenschaftlichen Lebens in der katholischen Kirche Süddeutschlands bildete. Michael Wecklein, 1778 zu Bergrheinfeld bei Schweinfurt geboren, 1801 zum Doktor der Theologie kreirt, war unter der Zahl der vom Professor Oberthür dem Freiherrn von Spiegel zur Berufung in die theologische Fakultät empfohlenen Gelehrten. Krabbe [1]) scheint ihn als einen Illuminaten verdächtigen zu wollen; doch liegt anderweitig ein Grund für diese Annahme nicht vor. Nachdem die Anträge der Kommission (vom 26. April, 23. Mai und 12. Juni 1805), ihn mit 700 Thlr. Gehalt und 200 Thlr. Reisekosten an Forkenbecks Stelle zu berufen, höheren Orts am 29. Juni genehmigt worden waren, war sie am 8. September in der Lage zu melden, daß dieser „durch mehrere Schriften [2]) rühmlich bekannte Gelehrte" den Ruf angenommen habe und noch im Herbste des Jahres 1805 seine Lehrstelle antreten werde. Die Bestallung ist vom 17. Oktober 1805 datirt. Am 27. desselben Monats konnte die Kommission berichten, daß Wecklein in dem beginnenden Wintersemester über theologische Encyklopädie und Methodologie nach eigenen Heften, über hebräische Alterthümer nach

[1]) S. 189.

[2]) Raßmann S. 360 führt von früheren Schriften Weckleins nur an: das tentamen historico-criticum circa diversas de insigni oraculo Isaiae L. II. 13. L. III. 12. sententias. Würzb. 1801.

Digitized by Google

Tychsens Abriß und allgemeine Dogmatik nach Klüpfel lesen würde, indem sie dabei bemerkte, daß sie wegen Pensionirung Forkenbecks ihm für das bevorstehende Universitätsjahr die für den Theologen ganz unentbehrliche Vorlesung über Dogmatik hätte zumuthen müssen, daß für die Folge aber ihm die biblische Exegese und orientalische Literatur als Hauptfächer angewiesen wären. Sie betrachtete seine Berufung als einen großen Gewinn und bemerkte in einem Schreiben vom 3. November ausdrücklich, daß die Organisation der Universität wenigstens in Absicht der katholisch-theologischen Fakultät durch Anstellung eines neuen geschickten und thätigen Lehrers, eben des Dr. Wecklein aus Würzburg, einigermaßen vorgeschritten sei.

Weckleins Vorlesungen erzeugten aber sofort eine große Gährung in Münster. Wenn man indessen festhält, daß dieselben erst nach dem 27. Oktober 1805 begonnen hatten, daß aber schon am 3. Januar 1806 die Untersuchung eingeleitet wurde, so kann man nicht umhin, der Ansicht des Kriegs- und Domänenraths Schmedding beizupflichten, daß die Besorgnisse des theologischen Publikums vor Weckleins Irrlehren künstlich geweckt worden seien. Es wurden alle Mittel in Bewegung gesetzt, auf den Fanatismus der Massen zu wirken. Ein Pfarrkaplan hielt von der Kanzel eine sehr heftige Predigt gegen ihn; einige Pfarrer denuncirten ihn bei der Kammer wegen irriger Lehrsätze und sprachen gleichfalls ihre Absicht aus, gegen dieselbe öffentlich predigen zu wollen, wenn er von seinem Lehrstuhle nicht entfernt würde. Dies nöthigte die Kammer, die Kriegs- und Domänenräthe Metting und Schmedding mit der Untersuchung der Sache zu beauftragen. Die Untersuchung begann, wie erwähnt, am 3. Januar 1806; bis zum 7. März waren schon gegen 30 Verhöre gehalten worden, von denen die meisten über 4 Stunden dauerten. Aber während die Untersuchung noch schwebte, drang der Geheime Kriegs- und Domänenrath Graf von Merveldt in einem unter dem 22. Februar schriftlich eingereichten Votum darauf, Wecklein nicht eher wieder zu Vorlesungen an der Universität zuzulassen, als bis die Untersuchung dargethan, daß er sich weder neuer Irrlehren noch der ihm vorgeworfenen Unanständigkeiten schuldig gemacht hätte. Dies Separatvotum fügte die Kammer zwar ihrem Berichte vom 25. Februar bei, sandte den 8. März aber auch einen vom Tage zuvor datirten Gegen-

Digitized by Google

bericht Schmeddings ein. Obwohl auch damals die Unterſuchung noch nicht zum Abſchluſſe gelangt war, ſo konnte Schmedding doch ſchon jetzt konſtatiren: 1) noch von keiner der vielen über Weckleins Vorleſungen verhörten Perſonen ſei bekundet worden, daß er ein kirchliches Dogma geläugnet oder direkt angegriffen habe; 2) in Rückſicht der anſtößigen Lehrſätze drehe ſich Alles um die Frage, ob ihr Contrarium Dogma ſei, oder ob aus ihnen Schlüſſe gebildet werden könnten, wodurch die feſtſtehenden Kirchendogmen Gefahr liefen, und 3) in Betreff der ihm zur Laſt gelegten Unanſtändigkeiten ſeien ſelbſt die verhörten Zuhörer nicht alle darüber einverſtanden, ob die als ſolche bezeichneten Äußerungen dieſen Namen verdienten, oder als Ingredienz des abzuhandelnden Lehrſtoffs, die der Docent nicht hintenanſetzen dürfe, Rechtfertigung oder doch Entſchuldigung verdienten.

Der Finalbericht der Unterſuchungskommiſſion, den Schmedding am 7. März in nahe Ausſicht ſtellte, liegt leider nicht vor. Es ſcheint aber nicht, daß ſie ihn für ſchuldig befunden, weil der Lektionskatalog für das Sommerſemeſter 1806 ſonſt ſchwerlich Wecklein an der Spitze der theologiſchen Profeſſoren nicht bloß mit Vorleſungen über die hebräiſche Sprache, ſondern auch über die bibliſche Hermeneutik aufgeführt hätte. Auf die nämliche Disciplin wird ſich auch ſein 1806 erſchienenes Buch [1]) bezogen haben, das ſofort aber Gegenſchriften von Molkenbuhr und Kiſtemaker hervorrief [2]). Nach der Angabe Krabbes [3]) unterſagte im Frühjahr 1806 ein Erlaß des General-Vikars von Fürſtenberg den Theologie Studirenden den Beſuch jener „Glauben und Sitten verderbenden Vorleſungen.“ Trotz dieſer „unrechtmäßigen unmittelbaren Einſchreitung“, von der Spiegel in ſeinem Berichte vom 29. Juli 1806 es beklagt, daß ſie bis dahin ohne Ahndung geblieben ſei, konnte Wecklein auf Grund einer Seitens der Kammer an die Kandidaten der Philoſophie und Theologie am 28. April erlaſſenen Weiſung die Vorleſungen über Hermeneutik eröffnen. Doch wurden die Zuhörer ihm ungetreu, als Fürſtenberg ihnen eine Zurückweiſung bei nachgeſuchter Beförderung in den

[1]) Momenta praecipua ad liberaliorem veteris Testamenti interpretationem etc. Essendiae 1806.

[2]) Raßmann l. c. S. 361.

[3]) S. 190.

Digitized by Google

geistlichen Stand androhen ließ und Wecklein mußte diese Vorlesung noch vor Ablauf des Semesters schließen.

Während der preußischen Herrschaft ist die Frage dann nicht zum Austrage gebracht worden; sie schwebte noch am 24. September 1806, wo das Westfälische Departement des General-Direktoriums dem Minister von Massow darüber berichtete, indem sie demselben zwei in dieser Sache ergangene Schreiben des General-Vikars von Fürstenberg vom 5. März und 3. Mai 1806 mittheilte, die leider in den Berliner Akten nicht enthalten sind. Wenn aber Wecklein in seinem in den Münsterschen Archivalien im Originale vorliegenden Schreiben vom 12. März 1815 direkt sagt, daß ihm über theologische Gegenstände keine Vorlesungen erlaubt seien, so müssen wir annehmen, daß diese Entscheidung von dem ersten französischen oder von dem Bergischen Gouvernement getroffen worden. In der That hat Wecklein seine Professur in der theologischen Fakultät behalten. Aber die Lektionskataloge führen vom Wintersemester 1807—1808 ab ihn nur mit hebräischen und syrischen Vorlesungen auf.

Die Schlacht bei Jena und der Fall Preußens rücken auch die Münstersche Universitätsfrage aus dem Kreise des allgemeinen Interesses. Von hier ab bis zur Aufhebung im Jahre 1818 liegen nur wenig bedeutende Nachrichten — und nur in Münsterschen Archivalien — uns vor.

Vincke hatte ausgehalten auf seinem Posten als Präsident der Kriegs- und Domänenkammer zu Münster und Hamm. Schon 9. August 1806 war ihm mit dem Befehl, die Kassen zu sichern, die „völlige Gewißheit des langersehnten Krieges [1])", die er mit einem lauten Vivat der König! begrüßte, zugleich die schmerzliche Nachricht geworden, daß Westfalen einstweilen dem Feinde preisgegeben werden sollte. Blücher verließ Münster am 15. September und — am 22. Oktober rückten die ersten Franzosen in Münster ein [2]). Vinckes Verhältniß zu den ersten französischen und holländischen Befehlshabern, die in Münster kommandirten, den Generalen Michaud und Daendels war ein ziemlich gutes; auch mit deren Nach-

[1]) E. von Bodelschwingh, Leben des O. Pr. Freiherrn von Vincke I. 282.

[2]) Eine Verfügung des „Administrations-Kollegii" vom 26. Oktober 1806, von Vincke und Schlechtendahl eigenhändig unterzeichnet, weist den Landrath von Blomberg zu Lengerich auf Michauds Befehl citissime an: „Sämmtliche Preußische Adler und Zeichen sind, wo sie sich befinden, wegzunehmen, auch dürfen keine Preußische Uniformen mehr getragen werden."

Digitized by Google

folger Loison war es noch erträglich. Aber als General Canuel gegen Ende Februar 1807 Loison ablöste, begannen die heimlichen Denunciationen, die schon früher hin und wieder aufgetaucht waren, sich auf's Neue gegen ihn zu erheben, daß sein Entschluß zurückzutreten bald feststand. Einen ganz unbegründeten Tadel, den Canuel in herbster Weise am 27. März gegen ihn aussprach, benutzte Vincke, um am folgenden Tage seinen Abschied zu erbitten, den Canuel ihm dann am 30. März in kleinlichster Weise ertheilte [1]).

Die durch Vinckes Abgang in der Universitätskuratel entstandene Vakanz sah Canuel sich veranlaßt, durch folgendes Arrêté auszufüllen:

Grande Armée Nr. 35. Au quartier général à Münster le 9. Avril 1807.

Le général de division gouverneur général du 1er gouvernement des pays conquis.

Ayant à pourvoir au remplacement de Monsieur Vinck comme curateur de l'université arrête:

Art. 1.

Monsieur le comte de Merveldt est nommé en remplacement de Mr. Vinck curateur de l'université.

Art. 2.

Le nombre de curateurs de l'université sera augmenté d'un membre.

Art. 3.

Mr. le vicaire général adjoint Baron [2]) de Droste est nommé curateur de l'université conformément à l'article cy-dessus.

Art. 4.

Expédition du présent sera adressée au Collège administratif qui est chargé de son execution.

Fait au palais du 1er gouvernement le 9. Avril 1807.

Canuel.

So bestand das Universitätskuratorium nunmehr aus drei Mit-

[1]) Bodelschwingh l. c. 295.

[2]) Im Gegensatz zu dieser vollen Titulatur ist es bemerkenswerth, daß der altwestfälische Freiherr von Vincke hier nur Mr. Vinck oder Vincke, wie in den Aktenstücken bei Bodelschwingh l. c., genannt wird.

Digitized by Google

gliedern; neben dem freisinnigen Domdechanten Freiherrn von Spiegel war die strengkatholische Anschauung vertreten durch eben denselben Geheimenrath Grafen von Merveldt, der es nach Steins Abgange verschmäht hatte, dem Kuratorium beizutreten, der in der Untersuchungssache gegen Wecklein jenes übereifrige Votum abgegeben hatte und der dann Vinckes Nachfolger in dem Collège administratif (der frühern Kriegs- und Domänenkammer) geworden war, und durch den Freiherrn Clemens August von Droste Vischering, der später Spiegels Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhl zu Köln werden und den Kampf der katholischen Kirche gegen den Preußischen Staat einläuten sollte.

In dieser Zusammensetzung ist das Kuratorium bestehen geblieben, auch nachdem Münster durch Dekret Napoleons vom 5. Mai 1808 zum Großherzogthum Berg und durch weiteres Dekret vom 13. December 1810 zum Kaiserreich Frankreich geschlagen worden war.

Von der Universität verlautet nicht viel; bemerkenswerth erscheint allein ein Erlaß des Großherzoglichen Präfekten vom 29. Mai 1809, der einem Professor der Medicin eine Gratifikation bewilligt „einstweilen und mit Vorbehalt des bei Einrichtung der allgemeinen Landesuniversität zu regelnden Besoldungsfußes" — ein Beweis, daß der Gedanke, in Münster eine vollständige Universität zu errichten, auch unter der Fremdherrschaft nicht aufgegeben wurde.

Von dem wissenschaftlich ziemlich dürftigen Leben der damaligen Universität geben die aus dem Wintersemester 1807/8, dem Sommersemester 1808, dem Wintersemester 1808/9 und dem Wintersemester 1810/11 vorliegenden gedruckten Lektionskataloge ein gewisses Bild. Krabbe freilich behauptet in seiner am 23. April 1836 im Hause der Abgeordneten gehaltenen Rede [1]), daß die Universität selbst im Jahre 1818 in blühendster Wirksamkeit und vollständig besetzt gewesen wäre. Allerdings müssen wir anerkennen, daß sie im Jahre 1814 von 210, 1815 von 241 und 1816 von 267 Studirenden besucht wurde. Unter den Studenten des Jahres 1814 waren 88 Theologen, 15 Juristen, 46 Mediciner, 61 Philologen. Wenn aber auch die Brodstudien eifrige Pflege fanden, so fehlte doch ein eigentlich wissenschaftliches Leben.

[1]) Verhandlungen d. H. der A. 1835/6. S. 1197.

Digitized by Google

Denn Vincke, den der General v. Bülow im November 1813 zum Generalkommissar in den Westfälischen Provinzen der Krone Preußen ernannt und ein Erlaß Hardenbergs vom 21. desselben Monats sodann zum Civilgouverneur der Westfälischen Provinzen zwischen Rhein und Weser bestellt hatte und der schon am 17. November 1813 in Münster an die Spitze der Verwaltung getreten war, sprach sich, sobald die politischen Geschäfte ihm Zeit ließen, auch der Universität seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, entschieden in diesem Sinne aus. „Ich habe", schreibt er am 16. September 1814 dem Kuratorium, das ihm den Lektionskatalog überreicht hatte, „bei dessen Durchlesung den Wunsch nicht unterdrücken können, daß das philosophische Fach mannigfacher, besonders durch geschichtliche Vorlesungen ausgestattet und auch der schönen Künste darin Erwähnung gethan sein möchte." Um diesem Mangel augenblicklich, so gut es eben anging, abzuhelfen, richtete Spiegel, der auch jetzt wieder in treuer, immer gleicher Freundschaft ihm ebenso wie in der trüben Zeit des Jahres 1807 [1]) zur Seite stand, im März 1815 an Wecklein die Anfrage, ob er für das bevorstehende Sommersemester die vermißten Fächer der Geschichte und Pädagogik zu übernehmen bereit wäre. Wecklein, der nach den Maßregelungen der fremdländischen, unter dem Einflusse der strengkirchlichen Partei handelnden Behörden jetzt geistig wieder freier athmete, erklärte sich für die Folge hierzu bereit. In der That hat er im Wintersemester 1815—1816 über Theorie der Erziehungslehre, im Sommer 1817, wo er zuerst unter den Professoren der philosophischen Fakultät aufgeführt wird, über Universalgeschichte, und im Winter 1817—1818 über allgemeine Literaturgeschichte gelesen, dabei stets aber auch seine hebräischen Lektionen fortgesetzt.

In demselben Sinne sprechen sich aber auch Vinckes Berichte an die Centralbehörden aus. Leider sind unsere Akten hier nichts weniger als vollständig. Es ergiebt sich indessen, daß unter den Mitgliedern des Universitätskuratoriums, das in der angegebenen, aus der französischen Zeit herrührenden Zusammensetzung fort fungirte, eine bedenkliche Spannung eingetreten, daß auch Spiegel mit der Geistlichkeit in Zwistigkeiten gerathen war. Die Stellung dieses freisinnigen Prälaten war aber über-

[1]) Bodelschwingh S. 297.

Digitized by Google

haupt damals eine sehr eigenthümliche. Von Napoleon am 14. April 1813 zum Bischof von Münster ernannt, hatte er sein Amt am 31. August desselben Jahres angetreten und bis zum 31. März 1815 [1]) innegehabt, wo er es in Folge der Nichtanerkennung Seitens des Papstes niederlegen mußte [2]). Vincke hatte unter dem 17. April 1815 über das Kuratorium an den Minister des Innern von Schuckmann berichtet. Dessen Bescheid vom 20. Mai sprach sich auf's Entschiedenste aus gegen das „Fortbestehen eines Kuratoriums von solchen Gerechtsamen, wie das dortige, welches an die Stelle der akademischen Gewalten tritt und die inneren Angelegenheiten der Universität leitet, mit der in den Gesetzen des Staats vorgeschriebenen Universitätsverfassung nicht vereinbar und überhaupt nicht heilsam ist." Zugleich forderte er Abschrift der Privilegien der Münsterschen Universität ein.

Vinckes Bericht vom 14. Juni verbreitet sich in gründlichster Weise über die Geschichte der Entstehung und Entwicklung der Münsterschen Universität und die von Preußen in der Zeit von 1803—1806 beabsichtigte Reorganisation derselben, so wie über seine eigene Betheiligung daran. Indem er sein Votum dahin abgiebt, daß die durch den französischen General Canuel vorgenommene Einsetzung des Kuratoriums unmöglich jetzt als zu Recht bestehend anerkannt werden könne, beantragt er, dessen Geschäfte dem Freiherrn von Spiegel, der sich in diesem Amte durch seine mit Würde und Einsicht verbundene Thätigkeit die allgemeine Zufriedenheit erworben, allein zu übertragen.

In Nichtanerkennung des ganzen Kuratoriums ging Vincke aber, bevor noch die Entscheidung aus Berlin eintraf, selbstständig vor und überwies dessen Geschäft vorläufig der Münsterschen Regierungskommission. Nachdem vom General-Vikar von Droste Vischering hiergegen unter dem 31. Mai beim Ministerium des Innern, Abtheilung für den Kultus und öffentlichen Unterricht, Beschwerde eingelegt worden, entschied dieses in zwei Erlassen vom 27. Juni an Vincke und vom 4. August an Droste, trotz der vorerwähnten persönlichen Aversion des Ministers

[1]) Ernst Friedlaender, Geschichte der Trappisten l. c. S. 106 nach einer Mittheilung von Dr. Sauer.

[2]) Ein vom 9. Mai datirtes eigenhändiges Koncept Vinckes, das wahrscheinlich dem Jahre 1815 angehört, ist aber noch an den Herrn Bischof von Spiegel gerichtet.

Digitized by Google

gegen das Kuratorium, auf Grund des Cannelschen Dekrets, welches der Minister als zu Recht bestehend anerkannte, daß die Überweisung der Geschäfte an die Regierungskommission nicht weiter Statt zu finden, vielmehr das bisherige, aus dem Grafen von Merveldt, dem Domdechanten von Spiegel und dem Generalvikar von Droste zusammengesetzte Kuratorium bis auf weitere Verfügung wieder einzutreten habe. Dasselbe ist dann in der That bis zum Jahre 1818 in Funktion geblieben.

In dem erwähnten Berichte vom 14. Juni 1814 spricht sich Vincke über den wissenschaftlichen Charakter der damaligen Universität folgendermaßen aus: „Die hiesige sogenannte Universität ist ein unvollkommenes Mittelding zwischen Gymnasium und Universität geworden, auf welcher bloß katholische Theologen ihre Ausbildung nach dem beschränkten Maße des Erfordernisses nothdürftig befriedigen können. In der ganzen juristischen und philosophischen Fakultät giebt es zusammengenommen nur einen einzigen mit dem Doktorgrade ausgestatteten Professor, in der theologischen Fakultät zwei. Ein Rektor oder Prorektor ist nie gewesen, so wenig als Jurisdiktion und deren Zubehör. Es fehlt so ganz an allen äußern Kennzeichen einer Universität, daß Fremde Jahre lang hier verweilen können, ohne deren Existenz zu ahnen." Diese Worte, die Dieterici in seine Geschichtlichen Nachrichten über die Universitäten aus dem Berichte Vinckes übernahm, haben Krabbe in seiner mehrerwähnten Rede im Abgeordnetenhause [1]) zu der Insinuation veranlaßt, daß durch diese ungenauen Angaben, die er nicht näher charakterisiren wolle, die Verstümmelung der Universität im Jahre 1818 motivirt worden sei. Doch ist Nichts der Wahrheit mehr zuwider als die Annahme, daß Vincke die Aufhebung gewünscht und betrieben habe. Vielmehr spricht er sich am Schlusse desselben Berichts grade im entgegengesetzten Sinne aus: „Wenn indessen des Königs Majestät in dem Besitznahme-Patente den Niederrheinischen Provinzen eine neue Universität verheißt, so ist dennoch zu hoffen, daß die hiesigen und übrigen Westfälischen Fonds dazu nicht verwendet werden, sondern die früheren Absichten und Verheißungen wegen Errichtung einer Universität hier oder in Paderborn in Erfüllung gehen werden." Noch ent-

[1]) Verhandlungen 1855—1856 S. 1198.

Digitized by Google

schiedener äußert er sich in einem Berichte vom 12. August 1815: „Ich halte mich verpflichtet, die Angelegenheit der hohen Schule zu Münster und daß dieselbe endlich zur Finalorganisation gelangen möge, der speciellen Aufmerksamkeit, dem Wohlwollen und der Verwendung Ew. Excellenz angelegentlichst zu empfehlen. Auch in ihrer bisherigen allerdings unvollkommenen Gestalt hat die Universität bei geringen Mitteln unstreitig viel geleistet. Juristen und Mediciner konnten zwar ihre Bildung hier nicht vollenden, aber die Zeit ihres Besuchs auswärtiger Universitäten wurde doch durch die hiesige Vorbereitung bedeutend abgekürzt. Die hier vollendete Bildung der Theologen hätte freilich vollkommener sein können; sie entbehrte vornehmlich einer gehörig ausgestatteten philosophischen Fakultät. Allein es wurde doch auch dafür hier mehr geleistet als auf den meisten katholischen Universitäten und die Namen Sprickmann, Jumkley, Bruchhausen, Overberg, Kistemaker, Schlüter, Überwasser, Bodde werden in der Literatur immer mit Achtung genannt werden. Die von mir im Berichte vom 14. Juni c. bemerkten Defekte der äußeren Form haben mir als Protestanten, der weniger mit der Verfassung katholischer Universitäten bekannt ist, besonders auffallend sein müssen. Ich muß auch noch dafür halten, daß die höhere Bestimmung, es bei der bisherigen Form bis zur Organisation zu belassen, unter den dermaligen Umständen überaus angemessen ist, es hat indessen mir nie beifallen können, das Verdienst der Lehranstalt selbst dadurch herabzusetzen. Ich muß vielmehr deren Fortdauer in verbesserter Gestalt recht sehr wünschen."

Man sieht aus diesen schönen Worten Vinckes, die seiner Wahrheitsliebe wie seinem Herzen zu gleich hoher Ehre gereichen, wie falsch und völlig unbegründet die auf oberflächlicher und dreister Kombination einiger aus ihrem Zusammenhange gerissenen Sätze beruhende Insinuation Krabbes ist.

Wenn Vinckes warme, vom lebhaftesten Interesse für die Erhaltung der Münsterschen Universität eingegebene Worte ihre Auflösung nicht haben aufhalten können, so ist dies in der That nicht seine Schuld. Der Grund dürfte vielmehr vorzugsweise in der Beschränktheit der für Unterrichtszwecke damals in Preußen disponiblen Geldmittel liegen.

Schon in seiner Erwiederung vom 1. September 1815 wies der

Digitized by Google

Minister von Schuckmann darauf hin, daß die Erhaltung der Universität „in veredelter Gestalt, deren sie allerdings bedürftig ist", von der Entscheidung der Vorfragen abhänge, ob nach Errichtung einer hohen Schule für die rheinischen Länder, deren Stiftung des Königs Majestät öffentlich verheißen haben, eine besondere Universität für Westfalen noch erforderlich und ob in den Westfälischen Ländern hinlängliche Fonds zur Ausstattung einer solchen Anstalt vorhanden seien, und forderte zugleich eine Übersicht über die Größe der Münsterschen und Paderbornschen Universitäts- und des Bürenschen Jesuitenfonds ein.

Die Erörterung dieser beiden Fragen fiel zu Ungunsten Münsters aus. Unter dem 28. Juli 1818 zeigte der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten v. Altenstein dem Oberpräsidenten v. Vincke an, daß der König nunmehr die Errichtung der neuen rheinischen Universität in Bonn und damit zugleich die Aufhebung der Münsterschen, welcher eine zu nahe Kollision mit jener bevorstand, beschlossen habe. Die hierüber erlassene Kabinetsordre d. d. Aachen den 18. Oktober 1818 [1]) spricht die Aufhebung der fast ausgestorbenen Universität zu Duisburg, der nur dem Namen nach in Paderborn bestehenden, und der noch sehr mangelhaft ausgebildeten in Münster aus, indem sie in Bezug auf Letztere feststellt, daß daselbst „ein theologisch wissenschaftlicher und zur Vorbereitung darauf ein philosophischer und allgemein wissenschaftlicher Kursus für künftige Geistliche der Münsterschen Diöcese noch bleiben" sollte. Die Kabinetsordre wurde sodann am 16. November 1818 den zusammenberufenen Professoren in der Aula bekannt gemacht und ein Protokoll darüber aufgenommen.

Dieser theologisch-philosophische Kursus hat in dieser Gestalt sodann bis zum Jahre 1832 bestanden. Als Gesammtbezeichnung für beide Fakultäten ist aber, wenigstens von Seiten der Professoren, seit 1826 der Ausdruck Akademie in Gebrauch gekommen, den die Statuten vom 12. November 1832 sanktioniren, indem sie von einer akademischen Lehranstalt sprechen.

[1]) Abschriftlich in den Akten des hiesigen Oberpräsidiums. Es ist aber die Angabe Krabbes S. 192, daß eine Kabinetsordre nie zum Vorschein gekommen, um so unbegründeter und leichtfertiger, als der Abdruck der neuen Statuten im Amtsblatte der K. Regierung zu Münster 1833 Nr. 88, Beilage, ausdrücklich derselben Erwähnung thut.

Digitized by Google

Diese Statuten hielten die Akademie freilich noch in dem engen Rahmen der 1818 begründeten Lehranstalt, doch wurde in Bezug auf die Lehrer der philosophischen Fakultät nur für die Docenten der theoretischen und praktischen Philosophie der ausschließlich katholische Charakter aufrechterhalten, in Betreff der übrigen aber es absichtlich vermieden, eine Bestimmung über ihre Konfession in die Statuten aufzunehmen. Der Hauptzweck der Lehranstalt sollte allerdings zunächst die wissenschaftlich und religiös sittliche Ausbildung derjenigen Jünglinge sein, welche sich in der katholischen Kirche Preußens und insbesondere in der Provinz Westfalen dem geistlichen Stande widmen wollten. Doch wurde als Nebenzweck gleich damals auch die Bildung der künftigen Gymnasiallehrer geltend gemacht, wenn auch mit großen Beschränkungen.

Wie diese vor etwa zwanzig Jahren aufgehoben und die philosophische Fakultät der Art mit Lehrmitteln ausgestattet wurde, daß die jungen Philologen seitdem ihr Trienninm vollständig in Münster absolviren konnten, so ist in diesen Tagen ein weiterer bedeutungsvoller Schritt erfolgt in der Richtung auf Entwicklung der Münsterschen Akademie zu einer vollständigen Universität durch Begründung von sechs neuen ordentlichen Professuren für die Mineralogie, Botanik, Mathematik, neueren Sprachen, Geschichte und Chemie [1]), sowie von zwei außerordentlichen Professuren für die Kunstgeschichte und die Staatswissenschaften.

Zu dem obersten Leiter unserer Provinz, dem Oberpräsidenten von Kühlwetter, dürfen wir das Vertrauen haben, daß er die jetzt von ihm so erfolgreich angebahnte Ausbildung der Münsterschen Akademie zu einer Universität zu glücklichem Ende führe in dem Sinne, in welchem wir seine unvergeßlichen Vorgänger Stein und Vincke an diesem hohen und edlen Werke thätig sahen. Erst wenn die Akademie zu einer vollständigen Universität mit allen vier Fakultäten erweitert worden ist, wird auch Steins Wunsch, daß sie lebendigen Antheil an den Fortschritten der wissenschaftlichen Kultur nehme, seine wirkliche Erfüllung finden.

[1]) Unter Aufhebung der für die Mineralogie, Botanik, neueren Sprachen und Geschichte bisher bestandenen außerordentlichen Professuren.

Digitized by Google

Friedrich Karl von Moser.

Ein deutscher Publicist und Patriot im Zeitalter der französischen Revolution.

Von Julius Großmann.

Man begegnet so häufig bei der Betrachtung der deutschen Kulturgeschichte des vorigen Jahrhunderts der Vorstellung und hält es für ein Zeichen der allgemeinen moralischen Verkommenheit der deutschen Nation, daß ein deutschnationaler Gedanke im heutigen Sinne des Wortes damals kaum zu finden gewesen sei. Die deutschen Geistesheroen, sich dem nationalen Gedanken als einer liebenswürdigen Schwachheit geflissentlich entziehend, suchten ihre Befriedigung in kosmopolitischer Schwärmerei; man schloß von ihnen auf ihre Nation und fand nur den Ansatz zu einem politischen Patriotismus in der durch Goethe und Schiller, Klopstock und Herder hervorgerufenen Entwicklung deutscher Poesie und Prosa.

Es wäre nun freilich überaus traurig mit dem deutschen Nationalgefühl jener Zeit bestellt gewesen, wenn man es unseren großen Dichtern schon als ein gewisses Verdienst und als Fortschritt gegen noch schlimmere Zeiten in dieser Beziehung hätte anrechnen müssen, daß sie so gütig waren, wirklich in ihrer eignen Muttersprache zu schreiben und zu singen und den Stoff dazu ihrem eignen Volke zu entlehnen. Aber ist es denn auch richtig, aus dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines gewissen Gefühls bei einer gewissen, eng begrenzten — allerdings hervorragenden, aber eben darum eine Ausnahmestellung einnehmenden — Gattung von Leuten auf das Dasein oder Nichtdasein desselben Gefühls bei deren ganzer Nation zu schließen? Grade die Thatsache, daß diese Geistesheroen es liebten, von ihrer, freilich unleidlichen, Gegenwart hinweg sich in das Luftgebilde einer Weltbürgerrepublik zu schwingen,

Digitized by Google

kann wohl auf den Gedanken führen, daß andere, weniger phantasiereiche deutsche Erdenkinder in ihrer Beschränktheit auch eine weniger kosmopolitische, vielleicht sogar eine nationaldeutsche Gesinnung gehabt haben könnten. Und in der That kommt man bei einer Betrachtung dieser Art zu einem weniger pessimistischen Resultate.

Schon ein kleiner Seitenblick auf die politische Bewegung der beiden letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts konnte in jener Anschauung irre machen. Die 80er Jahre waren die des vielgerühmten Fürstenbundes; und wenn sein Gründer — Friedrich II. — auch vielleicht nicht so nationalliberale Absichten dabei hegen mochte, als man sie ihm heutzutage so gern unterschieben möchte, so rief doch diese Schöpfung eine Bewegung hervor, welche zeigte, daß ein deutschnational aussehendes Unternehmen auch damals nicht ganz ohne Weiteres nur ein todtgebornes Kind sei. Schrieben Leute wie Joh. von Müller als Vertreter der öffentlichen Meinung über „Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbunde", und hoffte er alles Ernstes von ihm die Anbahnung besserer Zeiten, so reiste Karl August von Weimar, der Großvater der jetzigen Kaiserin von Deutschland, als „Courier des Fürstenbundes" umher, um demselben zunächst unter den Häuptern der Nation Verbreitung zu verschaffen: Bestrebungen, welche deutlich zeigen, daß auch in jenen Zeiten ein — freilich erst aus tiefem Schlummer zu weckendes — Nationalgefühl in Deutschland vorhanden, aber eben doch da war.

Allerdings darf man das Nationalgefühl jener Tage nicht mit einem heutigen Maßstab messen wollen; denn ein alle Schichten der Bevölkerung gleich tief durchdringender Patriotismus, wie es heut der unsrige ist, kann seiner Natur nach nur ein Ergebniß der neuesten Zeit sein; denn erstens ist ein solcher Patriotismus nur das Resultat allgemeiner Bildung, und dann gehören auch noch gewaltige äußere Anstöße, Zeiten gemeinsamer Noth oder gemeinsam vollbrachte Thaten dazu, um ihn hervorzurufen und lebendig zu erhalten. So datirt denn unser jetziger politischer Patriotismus erst seit den Franzosenkriegen vom Anfange dieses Jahrhunderts; vordem hatte sich das deutsche Nationalgefühl, der Geistesbildung der Nation entsprechend, in völlig andrer Gestalt gezeigt, bald in dieser, bald in jener Form auftretend, aber

Digitized by Google

immer vorhanden und immer sich dem gebildetsten Theile der Nation anschmiegend. Zeigte sich der deutsche Reichspatriotismus in den Zeiten der Ottonen in glänzender Weise bei den Bischöfen, welche mit den Kaisern als deren treueste Vasallen nach Italien zogen, gleichviel ob als Freunde oder Feinde der Päpste, so schien er unter den Hohenstaufen und im späteren Mittelalter vorzüglich in den Reichsstädten gepflegt zu werden. In der zweiten Hälfte des fünfzehnten und im sechszehnten Jahrhundert findet sich eine Reihe patriotisch gesinnter Fürsten, Erzbischof Berthold von Mainz an ihrer Spitze, welche gern zu Gunsten der Allgemeinheit sich ihre Fürstengewalt beschränken ließen. Erst der 30jährige Krieg vernichtete dieses ständisch gewordene Nationalgefühl, ohne jedoch fähig zu sein, es überhaupt auszurotten; es änderte auch jetzt nur die äußere Gestalt.

Durch die sich widerstreitenden Interessen der europäischen Nationen, welche sich dreißig Jahre lang auf dem deutschen Reichsboden herumtummelten, war *eine* Seite der deutschen Geistesbildung — vielleicht als das einzige positive Resultat dieser furchtbaren Zeit — bis zu einer gewissen Vollendung ausgebildet worden: die deutsche Publicistik. Die Fluth von Streitschriften jener Zeiten, welche in unseren Bibliotheken aufgestapelt sind, giebt einen augenfälligen Beweis hiervon. War nicht mehr zu erwarten, daß die gänzlich ruinirten Fürsten und Völker Deutschlands — kaum selbst noch im Stande sich zu erhalten — für die Noth weit entlegner Reichsglieder ein Herz haben würden, etwa mit alleiniger Ausnahme des großen Kurfürsten von Brandenburg, so werden die geringen Reste eines gesammtdeutschen Gemeinsinns, wenn deren überhaupt noch vorhanden waren, sich in jener flüchtigen Literatur finden müssen, dem Erzeugniß gebildeter, gelehrter und manchmal interesseloser Männer. Was damals in politischer Beziehung gedacht worden ist, findet sich hier niedergelegt; gab es noch Patriotismus in deutschen Landen, so muß er sich hier ausgesprochen finden. So finden sich in der That seit dem westfälischen Frieden unter der Masse Tendenzschriften verschiedenster Art auch hier und da „Ermahnungen an die deutsche Nation", doch wenigstens in Zeiten der Noth zusammenzuhalten und Alle für Einen zu stehen, oder „Strafreden an die ungetreuen Patrioten", die es sogar mit den Feinden des Reichs hielten. Namentlich

Digitized by Google

die beständig drohende Franzosengefahr und die Nothwendigkeit, sich gegen den mächtigen Feind zusammenzuschließen, hinderte das gänzliche Verschwinden eines gewissen Gemeingefühls. Freilich waren jene Ermahnungen und Strafreden nur Stimmen aus der Wüste, von denen man nicht einmal immer weiß, wer sie ausgestoßen hat; aber auch das waren doch unzweifelhafte Spuren eines politischen Gemeinsinns, und die wenigen Männer, welche sich zu dessen Erhaltung berufen fühlten, nach dem westfälischen Frieden namentlich Pufendorf, die Gebrüder Wassemberg und auch Leibniz, an welche sich im 18. Jahrhundert Andere, immer Einer den Andern ablösend, anschlossen, haben das deutsche Nationalgefühl in den Zeiten tiefster Erniedrigung vor dem gänzlichen Untergange bewahrt und schließlich auf unsre Tage hinüber gerettet. Der Letzte in der Reihe dieser Männer war Moser.

Freilich hatte Moser ganz andre Lehr- und Wanderjahre durchzumachen, als Klopstock und Herder, Schiller und Goethe. Während diese aus den vollen Bechern der schönen Wissenschaften und Künste aller Kulturvölker schöpften und mit dem Leben der eignen Nation sich kaum mehr beschäftigten, als zur Anfertigung eines Epos oder Dramas nöthig war, und auch das nur thaten, weil es eben das Zunächstliegende und Bequemste war, studirte Moser das deutsche Staatsrecht oder Staatsunrecht, war als Verwaltungsbeamter in deutschen Kleinstaaten, als Reichshofrath in Wien und schließlich als Minister in Darmstadt thätig (bis 1780). Naturgemäß mußten beide zu sehr verschiedenen Resultaten ihrer Erfahrungen gelangen: Jene konstruirten sich das Phantasiegebilde einer Weltbürgerrepublik, in der Alles in Friede, Freude, Glückseligkeit schwelgte; dieser sah nur, wie sich die Menschen plagten. Jene empfanden den Unterschied der Nationen als eine hemmende Schranke zur Verwirklichung ihrer Träume, dieser erklärte den Mangel des Nationalgefühls beim deutschen Volke grade für die Wurzel alles Übels. Während Lessing die Liebe zum Vaterlande für „eine heroische Schwachheit, die recht gern zu entbehren sei", erklärte, hatte Moser „eine starke Überzeugung von dem Vorzug des deutschen Namens." Der deutsche Patriot, meint er, dürfe nie vergessen, daß er ein Deutscher, also weder ein Grieche und Römer noch ein Britte sei. Er beklagt auf's Tiefste, daß in Deutschland jeder Staat seinen eignen Patriotismus, so viele

Digitized by Google

Arten davon als Münzfüße habe; er erklärt die deutschen Fehden für Brudermord und nur den das ganze Deutschland umfassenden Patriotismus für den „einzig wahren." Sein Nationalgefühl war so lebhaft, daß er sogar einmal, im seltsamen Kontrast mit der Ohnmacht des Reichs, die Wiedereroberung von Elsaß und Lothringen forderte. Der wahre Patriotismus ist zu allen Zeiten derselbe gewesen: der Patriotismus, wie ihn Moser beschrieb, ist auch jetzt wieder der unsrige.

Von dieser Gesinnung nahm Mosers publicistische Thätigkeit ihren Ausgang. Sein tiefes Gefühl für die Leiden seiner Nation brachte ihn auf den Gedanken, seine reichen Diensterfahrungen zum Nutzen des deutschen Volkes zu verwerthen; er meinte durch rücksichtslose Aufdeckung aller Gebrechen die Erkenntniß des Übels und damit die Möglichkeit der Besserung anzubahnen. So wurde Moser Publicist. Eine unbefangene scharfe Beobachtungsgabe, für welche kein Übel zu verborgen und unbedeutend war, um nicht entdeckt zu werden, ein klarer Verstand und eine gewandte Feder befähigten ihn allerdings dazu wie kaum einen Andern.

Es ist nun hier nicht der Ort, weder das Bild deutschen Elends vorzuführen, welches Moser entrollte, um auf seine Landsleute damit zu wirken, noch auch seine publicistische Thätigkeit im Einzelnen zu verfolgen: uns interessirt hier nur die Thatsache, daß auch in jener Alles umkehrenden Zeit der deutsche Patriotismus Bekenner fand, zunächst die Entwicklung von Mosers Patriotismus und die Art und Weise, wie er auf Grund dieses Patriotismus die Leiden seiner Nation zu beseitigen suchte. So wandte sich denn Moser, seinem scharf ausgeprägten Nationalgefühl ganz entsprechend und auch hier im Gegensatz zu jenen kosmopolitischen Schwärmern, denen eine Nation als Lesepublikum zu klein war, „an alle Deutschen", aber nicht nur an die Deutschen im römischen Reiche, sondern auch an die in den verlorenen Provinzen Elsaß, Lothringen, Livland, Estland, Kurland. Er wollte damit den Sinn der Zusammengehörigkeit Aller wieder erwecken.

Was Moser nun schrieb, waren freilich keine „patriotischen Phantasien"; nur bittere Wahrheiten wußte er zu sagen. Wer einmal seine Schrift „Der Herr und der Diener, geschildert mit patriotischer Freiheit"

Digitized by Google

(1759) gelesen hat, muß der Überzeugung werden, daß nur eine begeisterte Liebe zu seinem Volke den Verfasser zu dem Wagniß getrieben haben kann, die bestehenden Gewalten in dieser Weise mit Keulenschlägen zu behandeln. In allen deutschen Gauen von Metz bis Riga wurde diese Schrift mit Begierde gelesen; Alles staunte den Mann an, der es wagte, in solcher Weise mit den deutschen Regierungen in's Gericht zu gehen. In seinen „Beherzigungen" (1761—1763) und den „gesammelten moralischen und politischen Schriften" fuhr Moser fort, in dieser Richtung zu wirken. Freilich wuchs mit jeder Schrift die Zahl seiner Feinde, Verfolgungen kamen, aber nichts konnte ihn bewegen, seiner einmal ergriffenen Lebensaufgabe untreu zu werden.

Auf welchem Wege war nun aber die Besserung der Zustände praktisch anzubahnen? Die Verfolgung der Ideen, welche Moser hierbei hatte, bezeichnet zugleich den Verlauf seiner Lebensschicksale; und nach mancherlei Wanderungen und Wandelungen gelangte er auch hier zu einer damals durchaus originellen und — modernen Anschauung.

Bekanntlich blieben die Reichspublicisten, selbst so hervorragende wie Joh. von Müller, Schlözer u. A., fast bis zum Untergange des Reichs der Überzeugung, daß durch energische Reformen an Haupt und Gliedern dem Reiche noch aufgeholfen werden könne; sie waren daher warme Anhänger jenes Fürstenbundes, der eine Zeitlang auch reichsreformatorische Tendenzen zu verfolgen schien.

Dieser Ansicht war ehedem auch Moser gewesen. Noch im Jahre 1764 erklärte er die deutsche Reichsverfassung für „eine bei großen Mängeln noch immer schätzbare Verfassung" und machte in einem kräftigen Neujahrsgruß an den ewigen Reichstag zu Regensburg (1765) seinem Drange nach Besserung Luft. Als nun — 1765 — der vielersehnte Kaiser Joseph den Thron seiner Väter bestieg, der es noch einmal unternehmen wollte, das todtkranke Reich durch Reformen wieder gesund zu machen, stimmte auch Moser in den allgemeinen Freudenruf mit ein. In seinen Schriften „Vom deutschen Nationalgeist" (1765), „Was ist gut kaiserlich und nicht gut kaiserlich" (1766) und in den „Patriotischen Briefen" (von 1767) legte er noch einmal die ganze Erbärmlichkeit der Zustände dar, gab noch einmal umfassende Reformen an die Hand und wies die Nation zu ihrer Ausführung an den Kaiser. Mit allem Feuer für die

Digitized by Google

Erfüllung seiner Hoffnungen siedelte Moser — für den kaiserlichen Dienst gewonnen — 1767 nach Wien über.

In Wien wurde Moser bei der von ihm selbst so heiß ersehnten Justizreform beschäftigt; aber er hatte auch Gelegenheit, dem neuen Reichsreformator näher zu treten. Er erkannte nun bald, daß Joseph trotz alles guten Willens doch nicht der geeignete Mann war, die tiefgewurzelten Schäden des Reichskörpers zu heilen, und beklagte tief, daß „durch die übereilende Hastigkeit die guten Absichten Josephs nicht nur vereitelt, sondern sogar nachtheilig" wurden. Mit getäuschten Hoffnungen verließ Moser schon 1770 wieder den kaiserlichen Dienst und Wien; und als nun in den siebenziger Jahren die Übergriffe Josephs im Reiche die altösterreichische Hauspolitik in unveränderter Gestalt zeigten, begann er sogar, auch an den guten Absichten des Kaisers zu zweifeln, und meinte: der Kaiser habe den Plan gefaßt, die deutschen Fürsten mit lauter Justiz zusammenzupeitschen und zu demüthigen, während man im Reiche nach Mosers eignem Geständniß über die Reformen des Kaisers „lachte". Konnte der deutsche Patriot nicht mehr mit Vertrauen auf das Oberhaupt der Nation blicken, und war der bestgewillte Kaiser nicht mehr im Stande zu helfen, von wo war dann noch Rettung zu hoffen?

Daß eine Reform des Reichs auch von Preußen ausgehen könne, daran hat Moser nie gedacht. Zwar war er ein gewaltiger Bewunderer des großen Königs, aber theils sein staatsmännischer Sinn, theils seine Strenggläubigkeit hinderten ihn, einen solchen Gedanken auch nur im Entferntesten zu hegen. Er mußte sich sagen, daß vom Könige von Preußen, der in drei siegreichen Kriegen das Kaiserhaus Österreich gedemüthigt und geschwächt hatte, wohl nicht zu erwarten war, daß er seine Souveränität zu Gunsten von Kaiser und Reich wieder aufgeben werde — eine Selbstlosigkeit, welche die erste aller Reformen gewesen wäre. Dann aber war dem strenggläubigen Moser auch das „philosophisch-despotische Regiment" Friedrichs II. auf's Höchste zuwider. Mit dem von Friedrich ausgehenden religiösen Indifferentismus, dem „Berlinismus", stand er in heftigster Feindschaft; er weissagte die schlimmsten Folgen davon und erklärte Berlin für „Satans Schule und Thron." Einem solchen Fürsten wollte er die Reichsreform, bei welcher seiner

Digitized by Google

Meinung nach die Religion — wenn nicht in erster, so doch in zweiter Linie — in Betracht kommen sollte, nicht anvertrauen. So kam Moser allmählich dazu, an der Möglichkeit, das alte Reich zu besseren Zuständen zu führen, zu zweifeln; es waren eben keine Werkzeuge dazu vorhanden. Für den viel gefeierten Fürstenbund, welcher, nach dem Sinne Karl Augusts von Weimar durchgeführt, den deutschen Fürsten außer andern großen Opfern die geliebte Souveränität gekostet hätte, ohne daß irgend welche sichtbare Vortheile nachzuweisen gewesen wären, hatte Moser nur Worte des Spottes; „denn der Patriotismus, wobei nichts zu verdienen ist, ist keine Sache für deutsche Fürsten." Er erklärte Joh. von Müllers Darstellung und Erwartungen vom Fürstenbunde (1788) für den „schönsten politischen Roman dieses Decennii, für den schönsten Pendant zu Mori Utopia." Was sollte nun aber aus dem Reiche werden, wenn in dieser höchsten Noth noch kein Retter geboren zu sein schien? Am 23. April 1791 schrieb Moser aus Ludwigsburg in Würtemberg an den Grafen Lynar: „Ich halte nur noch die einige und magere Stuttgarter Zeitung, bloß um allenfalls zu wissen, ob die Russen oder Türken oder Franzosen zuerst meine hiesigen Kirschen und Erdbeeren essen werden." — Der beste Patriot war von dem Untergange seines Vaterlandes überzeugt.

Aber bei alledem war Moser nicht einseitig genug gewesen, die ganze Schuld dieser unheilbaren Zustände nur allein den „unverbesserlichen Volksbedrückern" aufzubürden; er wußte sehr wohl, daß die gleiche Schuld das Volk treffe, welches sich selbst „als ein zum Tragen, Dulden, Leiden und Schweigen erschaffenes subalternes Geschöpf und seinen Herrn als ein Gott auf Erden" ansehe. Wollten die Fürsten keine Reformen, als gegen ihr Interesse gerichtet, so war das Volk unfähig für jede Änderung des altherkömmlichen Lebens. Aber was nun? Sollte die Zukunft der Nation dem Zufall überlassen bleiben? Oder war noch möglich, wenigstens für die Zukunft zu sorgen? Moser erkannte diese Möglichkeit mit scharfem Blicke und zwar als die einzige, die noch helfen konnte und mußte, falls die Nation nicht überhaupt zu Grunde gehen sollte: War dem lebenden Geschlechte nicht mehr zu helfen, so lag der Gedanke nahe, nun wenigstens die Träger der Zukunft, die Kinder zu besseren Menschen zu erziehen. Kaum hatte Moser die Unmöglichkeit des Ersteren erkannt, als er sogleich daran ging, im Sinne des Letzteren

Digitized by Google

zu wirken. So änderte denn Moser von diesem Augenblick — etwa 1783 — an die Tendenz seiner publicistischen Thätigkeit dahin, daß er zwar in der rücksichtslosen Aufdeckung aller Schäden des Reichs, der Bekämpfung der „Despoten“ und der heillosen Wirthschaft ihrer Beamten fortfuhr, aber nun nicht mehr wie ehedem Reformen der Gesetze, sondern — Reform der Schule verlangte. Mit dieser, meinte er, müsse jede Besserung der Zustände beginnen. Er verlangte nun Schulanstalten „an allen Enden und Ecken“; denn vom Buchstabiren komme man zum Lesen und Denken; wenn es dann stufenweise so fortgehe, werde aus Dämmerung Tag, aus Morgen Mittag werden; dem Menschen werde dann die Binde von den Augen fallen; er werde sich selbst und seine Lage erkennen zum großen Ärger der Despoten. Er erklärte die Volksschulen für „besser, nützlicher und nothwendiger als die Universitäten.“

An dieser Überzeugung konnte auch die ausbrechende französische Revolution mit ihren glänzenden Resultaten von Freiheit und Gleichheit nichts mehr ändern. Mochte Moser, der für Freiheit und Menschenrechte sein Leben lang gekämpft hatte, eine tiefe Sympathie für die wahren Resultate der französischen Revolution haben, mochte er „mit stiller, froher Vorempfindung“ ahnen, „daß auch unsre Stunde einst schlagen werde“, durfte er aber als gewissenhafter Patriot dem deutschen Volke, welches unfähig war, auf dem ruhigen Wege der Reformen zu besseren Zuständen zu gelangen, den unberechenbaren Weg der Revolution empfehlen? Oder sollte er etwa gar seine Landsleute mit jenen glänzenden Resultaten locken? Man dürfe nicht — meint Moser — mit dem Lichte auf Heu- oder Strohböden oder in Pulverkammern gehen, weil das Licht dann zum vernichtenden Brande werden könne. Mit Bewußtsein und Energie trat er daher dem auch in Deutschland auftretenden Freiheitsschwindel einiger hitziger Köpfe entgegen, brandmarkte die illusorische französische Freiheit und benutzte die Wuthausbrüche in Frankreich als Abschreckungsmittel gegen eine Revolution in Deutschland. Er glaubte durch Beförderung revolutionärer Ansichten sich „weniger an den Fürsten selbst zu versündigen (denn wie viele Fürsten kennen ihre wahre Würde nicht?), als an ihrem Volk sich eines Hochverrathes schuldig zu machen“, und hielt für besser, „lieber bei unsrer ewigen Verwirrung, genannt Reichsverfassung, die nächsten 100 Jahr zu bleiben, als einen

Digitized by Google

französischen salto mortale zu wünschen." Moser wollte nicht mehr die als unheilbar erkannten Staatseinrichtungen, sondern — die Menschen verbessern. Er wollte seinen Landsleuten nicht die Freiheit geben, sondern sie der Freiheit würdig machen; dann könnten auch die politischen Reformen nicht ausbleiben; denn „was Vernunft, Gewissen, Neigung und Pflicht über die Fürsten nicht vermocht, dazu werden sie bei zunehmender allgemeiner Volksaufklärung durch die Noth gezwungen werden." Er schrieb „zum Leuchten, nicht zum Zünden."

Inmitten der unermeßlichen Gährung jener Zeiten blieb Moser allein in unerschütterlicher Ruhe; mit klarem Blicke erkannte er seine Aufgabe und führte sie durch — immer auf den wahren Nutzen seiner Nation bedacht. Das vollste Bewußtsein von der Wahrhaftigkeit seiner Sache und die freudige Hoffnung auf eine bessere Zukunft haben ihn in seiner traurigen Gegenwart aufrecht erhalten und seine Thätigkeit belebt; denn von den besseren Zuständen des kommenden Jahrhunderts hatte er eine hohe Meinung. Überall in seinen späteren Schriften tritt die feste überzeugungsvolle Zuversicht hervor, daß die Zeit *nach* ihm ganz andre Menschen, ganz andre Verhältnisse sehen werde. Was zu seiner Zeit kaum gedacht werden dürfe, werde man dann laut sagen, hören und lesen; die jetzt noch finsteren Köpfe würden dann hell sein, und der Mensch werde gegen die Majestät der Gewalt die Majestät seiner Menschenrechte abwiegen.

Ein andres Deutschland freilich als das mit Kaiser und Reich konnte sich Moser nicht denken; und auch gegen eine Mehrheit deutscher Staaten hatte er nichts einzuwenden, weil er „nur *einen* Gemeingeist" und eine dem entsprechende „politische Koalition" für nicht gut hielt, da „in dem beständigen Reiben der Kräfte, in der steten Wirkung und Gegenwirkung das Princip und Mittel unsrer Erhaltung liegt." Aber natürlich will er von der Souveränität der deutschen Fürsten nichts wissen, sondern er verlangt einen mächtigen, guten und weisen Kaiser, der in Wahrheit des Reiches Richter sei, Beschützer der Schwachen, Bekämpfer der Willkür. Eine beständige, alle Rechte und Pflichten bestimmende Wahlkapitulation und eine gewissenhafte Justiz sollen Ruhe und Ordnung halten, die Verhältnisse zwischen hoch und niedrig bestimmen. Volksvertretung und Civilliste sollen die Macht der Fürsten

Digitized by Google

beschränken. Die Beamten in dem neuen Deutschland sollen Staatsbeamte sein, nicht Fürstenknechte; und die Fürsten selbst sollen — gleichsam als die hohe Reichsaristokratie — die höchsten Stellen im Reiche bekleiden, um ihr Leben nicht mehr nutzlos wie bisher zuzubringen. Damit hatte Moser so ziemlich das Richtige getroffen.

Waren Patriotismus und Nationalgefühl von den deutschen Regierungen verbannt und von den deutschen Geistesheroen geächtet worden, so hatten sie in den niederen Regionen der Literatur eine Zuflucht, aber auch da nur wenige Bekenner gefunden, deren eifrigster allerdings Moser war. Als einer der fruchtbarsten Schriftsteller seiner Gattung ist er der Verfasser einer ungezählten Anzahl größerer und kleinerer Schriften, welche bis zu seinem 1798 erfolgten Tode reichen. Aber freilich, wie die Thätigkeit des Publicisten vorzüglich auf die Bedürfnisse des Augenblicks berechnet ist, so wird auch Mosers Andenken, je weiter wir uns von seiner Zeit entfernen, immer schwächer werden; aber wird sein Verdienst darum geringer?

Sichert die klare Auffassung und vorzügliche Ausführung seiner Lebensaufgabe, der freie Muth, mit welchem er, ohne nach Beifall zu haschen, die Wahrheit suchte, immer im Gegensatz zu andern Berufsgenossen, welche gleichwohl dieselben Ziele erstrebten, ihm einen ehrenvollen Platz unter den wirkenden Kräften seiner Zeit, so erweckt der edle Patriotismus, von welchem seine ganze Thätigkeit getragen wird, eine warme Sympathie in dem Herzen eines jeden Deutschen. Den letzten Rest von Patriotismus, der noch in deutschen Landen vorhanden war, hat er treulich gehütet und gepflegt; mit Mühe und Noth hat er ihn als der letzte Publicist des achtzehnten Jahrhunderts und verhöhnt von den gefeierten Geistern der Nation durch die fruchtbarsten Zeiten hindurchgeführt. Dann folgten die großen Umwälzungen, die Moser vorhergesagt hatte; aber als das Alte vergangen und Alles neu geworden war, erfüllten sich auch seine Wünsche: Ein neues Deutschland blühte auf, ein neuer Patriotismus, ein neues Reich [1]).

[1]) Eine Anzahl der oben angeführten Citate ist nicht den Werken, sondern etlichen eigenhändigen — bisher noch nicht publicirten — Briefen Mosers entnommen, welche in einem schlesischen Adelsarchive entdeckt wurden.

Digitized by Google

Herzog Julius von Braunschweig.

Kulturbild deutschen Fürstenlebens und deutscher Fürstenerziehung im 16. Jahrhundert.

Von Eduard Bodemann.

II.

Über deutsche Fürstenerziehung jener Zeit hat die historische wie pädagogische Literatur nur sehr wenig aufzuweisen; es ist auch wol nur wenig archivalisches Material darüber vorhanden und daher so wenig mitgetheilt. Und doch ist das Studium derselben ebenso für die politische Geschichte von Wichtigkeit, als für die Kulturgeschichte von großem Interesse. Namentlich in jenem Zeitalter der Reformation hatte die Erziehung der Fürsten große Wichtigkeit, wo des Fürsten eigenthümliche Überzeugung im Glauben und seine sonstigen persönlichen Ansichten von großem Gewicht und oft maßgebend für Volk und Land waren. Der allgemeine Aufschwung des geistigen Lebens, welchen die Reformation erweckt hatte, bemächtigte sich auch der herrschenden Klassen und trieb sie zu einem edlen Wetteifer mit den bürgerlichen an. Luthers bekannter Mahnruf in dieser Beziehung blieb nicht ohne Erfolg. Immer mehr verschwand die früher geltende Meinung, daß es für einen Mann von adelicher Geburt sich nicht gezieme, mit Büchergelehrsamkeit sich zu plagen, und daß es selbst für einen Fürsten wol hinreiche, seinen Namen unterschreiben und sein Gebetbuch lesen zu können, wenn er vor allem nur in ritterlichen Künsten wohl geübt sei. Jetzt sehen wir Edelleute und selbst auch die jungen Fürsten zu den neu aufblühenden Schulen und Universitäten strömen und, von edlem Ehrgeiz entflammt, nicht bloß die für ihren nächsten Beruf nothwendigen Kenntnisse, sondern auch die Elemente allgemeiner Bildung sich anzueignen suchen.

Digitized by Google

Eine jetzt sorgfältigere Ausbildung und Erziehung der Fürsten lag auch mit begründet in der höhern Machtstellung, zu welcher die Fürsten jener Zeit in Folge der Reformation gelangt waren. Als Landesbischöfen mußte nun den Fürsten auch als wichtig erscheinen, ihre Nachfolger wie für die Regierung des Staates so auch für das Regiment der Kirche vorbereiten zu lassen.

Aber wohl an keinem deutschen Hofe des 16. Jahrhunderts hat sich eine solche umfassende Sorgfalt hinsichtlich der Erziehung der Prinzen kundgegeben, als am Hofe des Herzogs Julius von Braunschweig. Mit jener Treue und Gewissenhaftigkeit, welche wir als den Grundzug seines innersten Wesens kennen gelernt haben, überwachte und leitete Julius auch die Erziehung und Ausbildung seiner Söhne. Die von ihm in dieser Beziehung erlassenen und uns erhaltenen Bestimmungen und Ordnungen bilden noch einen wesentlichen Beitrag zur Charakteristik des Herzogs, interessante historische Dokumente der Fürstenerziehung im 16. Jahrhundert, und einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik des Geistes und der Kultur des 16. Jahrhunderts überhaupt.

Vier Söhne sind dem Herzoge Julius aus seiner Ehe mit Hedwig von Brandenburg entsprossen: 1) Heinrich Julius, der Nachfolger in der Regierung, geboren den 15. Oktober 1564, starb 1613; 2) Philipp Sigismund, geb. den 1. Juli 1568, starb als Bischof von Verden und Osnabrück 1623; 3) Joachim Karl, geb. den 23. April 1573, Domprobst zu Straßburg, starb 1615, und 4) Julius August, geb. den 9. Februar 1578, Abt zu Michaelstein und Probst zu St. Blasien in Braunschweig, starb 1617.

Sobald die Söhne soweit herangewachsen waren, daß eine strengere geregelte Erziehung und Unterweisung stattfinden mußte, wurden vom Herzoge damit Männer betraut, von deren Tüchtigkeit und Treue er überzeugt war. Die Oberaufsicht und Leitung des gesammten Erziehungswesens ward einem Hofmeister übergeben, wozu meistens ein durch sittenreines Leben und reiches Wissen sich auszeichnender Mann von Adel gewählt wurde. An seine Anordnungen und Befehle waren alle andern dabei betheiligten Personen gewiesen. Neben diesem ward ein Präceptor angestellt, welcher auch die Pflichten eines Erziehers mit zu erfüllen, insbesondere aber — zuweilen noch neben andern Lehrern

Digitized by Google

— den Unterricht zu ertheilen hatte. Unter den Befehlen des Hofmeisters standen auch die Junker, die den Prinzen als Hofstaat, und die „Jungen", meist Edelknaben, die ihnen als Gesellschafter beigegeben wurden, und die ganze Dienerschaft. Mit pädagogischer Weisheit und kluger Fürsorge ordnete Herzog Julius an, daß alle seine Söhne schon von früh an fern von allem Hofgeräusch, entzogen den Zerstreuungen und leicht schädlichen Einflüssen des Hofes, wo die von uns kennen gelernte schlichte und scharf geordnete Lebensweise doch auch manche Störung erlitt, in ländlicher Stille zu Gandersheim, auf den Schlössern Schöningen und Gröningen und später — bei den jüngern Söhnen — auf der Universität Helmstedt ihren Unterricht und ihre Erziehung genossen.

Als der Erbprinz Heinrich Julius sein sechstes Lebensjahr erreicht hatte, erbat sich Herzog Julius (im August 1570) von dem berühmten Theologen Jakob Andreä ein Gutachten, wie am besten die Lehre und Zucht des Prinzen anzustellen sei. Nach dem von jenem eingesandten Gutachten soll der Prinz täglich nicht über 3 Stunden zum Studieren angehalten werden, 1½ Stunden Vormittags und 1½ Stunden Nachmittags. Wenn derselbe um 7 Uhr aufgestanden, soll er neben dem gewöhnlichen Gebet angehalten werden, den Katechismus auswendig zu recitieren; darnach soll der Präceptor seine letzte Lektion mit ihm repetieren und ihm, wenn er dieselbe recht gelernt hat und aufsagen kann — aber nicht eher — eine andere Lektion aufgeben, die er in der Stunde lernen soll; alle Tage soll der Präceptor ein paar Stücke aus der Nomenklatur vorschreiben und diese vom Prinzen Abends, wenn er schlafen geht, aufsagen lassen; vor dem Essen soll dem Prinzen erlaubt sein, eine halbe Stunde „umzugehen und sich ein wenig zu üben": nach dem Essen aber soll derselbe nicht gleich zum Studieren angehalten werden, sondern ein oder zwei Stunden wieder „umgehen" dürfen, bis die Speise ein wenig verdauet sei, und dann erst um 1 oder 1½ Uhr wieder zur Schule gehalten, die letzte Lektion repetiert und, wenn dieselbe wohl gelernt ist, eine neue aufgegeben werden; nach dem Nachtessen soll der Prinz nicht wieder zum Studieren angehalten werden, sondern „umgehen oder kurzweilen" dürfen; ehe derselbe aber zu Bette geht, soll neben dem gewöhnlichen Gebet wieder ein Theil des Katechismus mit ihm repetiert und er alsdann zum Schlafen geführt werden. — Die erste

Digitized by Google

Leitung und Unterweisung erhielt Heinrich Julius von einem Theologen, Heimbertus Oppechinus, den er auch in der Folge noch immer hoch achtete und lieb behielt, und so oft er sich später in der Nähe von Wegeleben befand, wo Oppechin als Prediger angestellt war, ließ er ihn zu sich rufen und hörte ihn auch wohl predigen. Schon in den ersten Jahren zeigte der Prinz die vorzüglichsten Anlagen; Herzog Julius freute sich des raschen, reichbegabten Knaben — nach dessen Fortschritten sich die Stände zweimal im Jahre zu erkundigen pflegten — und sorgte nun früh ernstlich dafür, daß er die tüchtigsten Erzieher und Lehrer erhielt, die es sich mit größestem Eifer und treuester Gewissenhaftigkeit angelegen sein ließen, des Prinzen Kopf und Herz zu bilden.

Im Jahre 1571, als Heinrich Julius 7 Jahre alt geworden, wählte Herzog Julius für ihn als Hofmeister: Heinrich von der Luhe, einen Mecklenburgischen Edelmann, einen klugen, gelehrten und beredten Mann, und als Präceptor: Joachim Arentsehe [1]). Denselben ward von Herzog Julius folgende Instruktion gegeben:

„Instruktion und Punktierung, welchergestalt Wir, Julius, von Gottes Gnaden zu Braunschweig und Lüneburg Herzog, den hochgebornen Fürsten, Herrn Heinrich Julius ꝛc. Herzogen, Unsern freundlichen geliebten Sohn ꝛc. durch Sr. L. jetzigen Hofmeister Heinrich v. d. Luhe und Joachim Arentsehe, Präceptorn, zur Zeit zu formieren und zu erziehen verordnen. — Nachdem der Allmächtige Uns mit diesem Pflänzlein gesegnet, will Uns als dem Herrn und Vater zuvörderst obliegen, — weil Wir leider selbst mit Schaden inne worden, wie viel und hoch an diesem Werk gelegen — gebührliche Sorgfältigkeit, Fleiß und väterliche Treue anzuwenden, damit dasselbe jetzt eben in der Blüthe nicht vernachlässigt noch von Säuen zerwühlet werde, sondern, so viel möglich und menschlich, in der Furcht Gottes, fürstlicher Geschicklichkeit und Wohlstand, sammt den leiblichen Kräften, dem Allerhöchsten zu Ehren, Uns selbst und dem Vaterlande zu Gedeihen, zunehmen und erwachsen möge.

1) Als wollen Wir anfänglich, daß der Hofmeister und Präceptor sammt dem edlen Kammerknaben aus allerhand beweglichen Ursachen bei

[1]) Verfasser der „Comoedia des geistlichen Malafitzrechtenn, wie in der Person Adams das ganze menschliche Geschlecht fur Recht gestalt" ꝛc. 1587. Vgl. Goedeke, Grundriß ꝛc. S. 329; Hagens Germania III. 150 ff.

Digitized by Google

Sr. L. alle Nacht in der Kammer schlafen und die nothwendige Aufsicht haben sollen, daß weder bei Tag noch Nacht fremde Jungen oder sonst kein Fremder, — es wäre denn Jemand Unserer Land- und Hofräthe oder vornehmen Unterthanen und Diener, so zu S. L. nach Gelegenheit der Zeit und nach verrichteter Schularbeit durch den Hofmeister, und sonsten nicht, mögen geführt werden, — desgleichen Unsere und Unsers geliebten Gemahls abgefertigte Edelknaben, so der Gebühr nach von Unser oder J. L. wegen etwas zu verrichten und zu expedieren, in S. L. Zimmer noch zu S. L. selbst ohne ihr Beisein gestattet werden.

2) Insonderheit aber soll der Hofmeister die ernste und fleißige Aufachtung haben, daß in Sr. L. Zimmer oder Gegenwart keine unziemliche, ärgerliche Worte oder Gebehrden getrieben werden, und daß Sr. L. Person sauber und reinlich sammt Deroselben Zimmer und Edelknaben jederzeit gehalten, und zur Furcht Gottes, guten Sitten und Geschicklichkeit erzogen werden.

3) Sintemal aber vernünftige Ordnung zu allerhand nützlichen Verrichtungen ganz heilsam, nöthig und für halbe Arbeit geachtet wird, wollen Wir folgende Richtschnur mit Unserm geliebten Sohne durch Sr. L. Hofmeister und Präceptor in exteriori disciplina noch zur Zeit mit Fleiß fortgetrieben haben.

4) Anfänglich weil die Furcht Gottes aller Weisheit Hauptquell, Ursprung und Anfang ist, soll S. L. im Sommer des Morgens etwa ¼ nach 6, im Winter um 7 Uhr ermuntert, wie sich's gebührt angezogen und in Gegenwart des Hofmeisters und Präceptors den Morgensegen nebst den Hauptstücken des Katechismus und etlichen vortrefflichen Sprüchen der heil. Schrift beten und sprechen, auch mit der Zeit die vornehmsten Psalmen dazu beten; darauf der Präceptor Sr. L. noch etwa ein Kapitel aus dem alten Testamente vorlesen und einbilden soll.

5) Im Sommer um 7, im Winter um 8 Uhr an den Sonn- und heiligen Tagen, desgleichen Mittwochs und Freitags soll S. L. durch den Hofmeister und Präceptor zur Kirche geführt, und nach gehörter Predigt jederzeit examiniert werden, ob und was S. L. aus derselben angemerket, damit das göttliche Wort mit den Jahren täglich in S. L. wachsen und zunehmen möge. Darnach soll der Präceptor die exercitia

Digitized by Google

declinationum et conjugationum fleißig treiben, damit bei S. L. der Grund, hernach um so viel beständiger darauf zu bauen, befestiget werde.

6) Um ½8 Sommers-, um ½9 Winterszeit soll S. L. die Suppe essen und darnach bis um 8 und 9 Uhr müßig und unbeladen bleiben.

7) Wann es 8 und 9 geschlagen, soll der Präceptor die abrumpierten Declinationes und Conjugationes mit Fleiß wieder zur Hand nehmen bis um ½9 und ½10, und dann

8) sofort Nomenclaturam rerum et verborum, davon bereits ein ziemlicher Anfang gemacht, inter deambulandum treulich inkulieren.

9) Nach 9 Uhr im Sommer und 10 Uhr im Winter geht S. L. zum Essen und mag nach demselben etwa bis um 12 die Zeit ohne Schularbeit im Gemach vertreiben.

10) Um 12 Uhr soll S. L. durch Unsern Organisten auf dem Instrument angebracht werden.

11) Von 1 bis 2 Uhr soll der Präceptor S. L. im Schreiben fleißig unterweisen, damit derselbe eine grobe, wohl leserliche lateinische und gute deutsche Kurrendhand gewinnen möge.

12) Die Stunde aber von 2 bis 3 soll abermals der Präceptor mit S. L. im Deklinieren und Konjugieren fortfahren, und

13) von 3 bis ¼4 Sr. L. schöne Sprüche aus der Biblia und dem Catone, oder auch die Familiaria aus dem Bonus dies auslegen. Darnach soll S. L. durch Unsern Organisten etwa eine halbe Stunde auf dem Instrument angebracht werden.

14) Besonders aber soll der Präceptor neben dem Hofmeister dahin arbeiten, daß S. L. eine möglichst reine, verständliche hochdeutsche und lateinische Pronuntiation fassen und führen möge.

15) Die übrige Zeit bis zum Nachtessen kann S. L. im Gemach umgehen und von dem Hofmeister in moribus formiert werden.

16) Da aber S. L. in der Lehr ungehorsam oder unfleißig sein und Wort oder Bedrohung nicht stattfinden wollten, soll dem Hofmeister und in dessen Abwesenheit dem Präceptor hiermit ferula, und nicht concussionibus oder colaphis ziemlicher Maßen zu disciplinieren erlaubt sein.

17) Die Zeit nach dem Nachtessen soll Sr. L. gehören, sich im Zimmer mit Spazieren, auf dem Instrument zu schlagen ꝛc. zu erholen.

Digitized by Google

18) Zuletzt um 8 Uhr soll der Präceptor in Beisein des Hofmeisters ein Kapitel aus dem Neuen Testament vorlesen und aus demselben jederzeit einen vornehmen Hauptspruch mit in's Bett zu nehmen befehlen. Darauf, wann S. L. den Nachtsegen sammt den Hauptstücken des Katechismus gebetet, soll derselbe entkleidet und im Namen Gottes zur Ruhe gelegt werden.

19) Jedoch sollen die corporis exercitia nicht ausgeschlossen, sondern, wenn Wetter, Zeit und Gelegenheit dazu, kann S. L. zur Erfrischung und um Überdruß des Studierens zu verhüten, in Gegenwart des Hofmeisters und Präceptors in dem Garten oder auf dem Saale sich ziemlich movieren, auch mit der Zeit zum Reiten und Fechten angebracht werden.

20) Und soll auch sonsten dem Hofmeister und Präceptor frei stehen, je nach Sr. L. Gesundheit und sonsten die corporis und animi exercitia zu moderieren, remittieren, welches Wir ihrer Beiden Diskretion und Gescheidenheit befehlen.

Daß nun diesem allem also gelebet werde, soll der jetzige Hofmeister gebührliche, ernste Einsehung und Beschaffung thun ꝛc. Urkundlich ꝛc. Wolfenbüttel den 4. Oktober 1571. Julius ꝛc."

Nach dieser Edukationsordnung sollten also Hofmeister und Präceptor vor Allem darauf bedacht sein, daß der Prinz in Gottesfurcht, fürstlichen Tugenden und guten Sitten auferzogen würde. Neben dem Religionsunterricht und den religiösen Übungen sehen wir die höfische Pädagogik jener Zeit hier schon bei dem siebenjährigen Knaben großes Gewicht auf den Unterricht in der lateinischen Sprache legen, aus Gründen, auf die wir später werden zu sprechen kommen. Daneben finden wir noch Unterricht in Schreiben, Musik und körperlichen Übungen. Die Disciplin war eine strenge, und sehen wir den Erziehern eine weite Befugniß zu strafen eingeräumt; als außerordentliches Zuchtmittel dürfen sie bei dem siebenjährigen Prinzen noch die Ruthe, aber keine Stöße und Ohrfeigen anwenden. Zuweilen wurden aber auch als — freilich bedenklicheres — Erziehungsmittel und als Sporn zum Fleiß Versprechungen von Geschenken angewandt, selbst von dem Vater, dem Herzoge Julius. So schreibt dieser z. B. am 17. Juli 1572 an seinen Sohn Heinrich Julius: „Wir haben aus Deiner Liebden Hofmeisters Schreiben vernommen, daß

Digitized by Google

D. L. künftigen Sonntag zu Unsers Wachtmeisters Kinde daselbst Gevatter zu stehen gebeten worden. Zu dem Behuf Wir denn D. L. beiverwahrt zwei Thaler überschicken, mit gnädigem Begehren, D. L. wolle solche dem Kinde und der Mutter zu Gevattergeld geben, auch daneben fleißig studieren und lernen, auf daß Wir Deiner Liebden Fleiß spüren mögen, und am Tisch nicht in Gedanken sitzen, sondern ein frisch, fröhlich Gemüth haben. Alsdann soll das bunte Buch und Pock bald kommen. So sind Wir dann auch in Gnaden gemeint, Dictus Rundt und Christoph Krocher zu D. L. abzufertigen, damit D. L. beide, den Stallmeister und Sattelknecht bei einander haben mögest."

Der junge Prinz machte nun die erfreulichsten Fortschritte in seinen Kenntnissen und berechtigte die Eltern, die mit Freude und Stolz auf den jungen Erbherrn blickten, zu den schönsten Hoffnungen. Seine herrlichen Anlagen entwickelten sich bald auf eine glänzende Weise, und er zeigte schon früh eine für sein Alter überraschende Reife des Urtheils. Im Jahre 1574, als Heinrich Julius im zehnten Jahre seines Alters war, sollte auf dem Pädagogium zu Gandersheim eine theologische Disputation angestellt werden. Die Sache ward dem Herzoge Julius vorgetragen und die Thesen der Disputation wurden ihm zugeschickt. Er ertheilte seine Genehmigung mit dem Wunsche, daß sein Sohn daran Theil nehmen möge, und beschloß, der Disputation selber beizuwohnen. Heinrich Julius opponierte an dem bestimmten Tage mit dem größten Scharfsinne und erregte die größte Bewunderung.

Aus demselben Jahre ist uns auch noch von dem zehnjährigen Prinzen, der auch als Fürst später bekanntlich der Dichtkunst hold war, und dessen dramatische Dichtungen in der deutschen Literatur jener Zeit keinen unbedeutenden Platz einnehmen, ein Gedicht erhalten, welches er in dem genannten Jahre (1574) am Schlusse der Fastnachtsfeier vor versammeltem Hofe vortrug [1]).

[1]) Dies Gedicht ist uns von des Prinzen Hand in einem Briefe desselben an seine Großmutter, die Herzogin Sophie, erhalten und lautet:

„Meine fürstliche Schlußrede zur Danksagung in der Fastnacht."

Hochgeborner Fürst, gnädiger Herr Vater,
Hochgeborne Fürstin beid, gnädige Frau Mutter,
Auch Frauenzimmer tugendhaft,
Und ihr, die edle Ritterschaft,
Sammt Andern, so ihr uns verwandt,
Oder sonst auher seid gesandt.
Nachdem euer Gabermahl (?)
Und ihr in diesem Fürstenjaal

Digitized by Google

Der damalige Hofmeister des Prinzen, Heinrich von der Luhe, widmete seinem wichtigen Amte zwar alle Zeit, welche ihm die vielen andern Geschäfte, zu denen Herzog Julius ihn gebrauchte, übrig ließen; allein da er zu oft abwesend sein mußte und der Herzog ihn damals auch wegen der Begründung der Universität Helmstedt zum Kaiser nach

---

Uns habt favieret gnädiglich
Und vernommen guthwilliglich,
Was wir in unsern studiis
Und andern exercitiis
Nach unsers Alters Gelegenheit
Jetzund in dieser Fastnachtszeit
Mit euer Gnaden Gunst und Will'n
Geübet haben an Ritterspiel'n,
Als daß wir alte Geschicht agiert,
Gekämpft, gefochten und turniert,
Und was dergleichen Ritterthat
Sich mehr von uns begeben hat.
So will uns auch gebühren zwar,
Daß wir uns erzeigen dankbar.
Weil aber Dankbarkeit geschicht
Mit Worten, Werken, Herzen, Pflicht,
Und diesmal mein Vermögen nicht,
Daß All's zugleich werd' ausgericht,
So stell ich's billig an seinen Ort;
Doch mein Gemüth sei kund durch Wort'.
Erstlich den lieben Eltern mein
Für alle Gnad will dankbar sein;
Nächst Gott sie mir haben gegeben
Das weltlich Licht und zeitlich Leben,
Dadurch ich in die Christenheit
Verleibet bin zur ewigen Freud.
Dabei sie es nicht bleiben la'n,
Haben mir noch mehr Gutes gethan,
Daß ich nach mein' fürstlichem Stand
Erzogen werd, beiden, Städt und Land
Zum Besten, in aller Tugend,
Zucht, Ehrbarkeit, bald von Jugend,
Kunst, Lehr und allen Ritterspiel'n,
Sprachen, Alles nach Gottes Will'n.
Welches nicht geringe Gnaden sein,
Die ich habe von den Eltern mein.
Weil ihr auch, liebe Ritterschaft,
Und andere uns verwandt' Mannschaft,
So fleißig uns gewohnet bei,
Dank, Lob und Ehr euch gleichfalls sei.
Demnach ihr auch berühmet seid
Als Kriegs- und Hofleut weit und breit,
Wie denn nun ist durch alle Land
Der Braunschweig'sch Adel wohl bekannt,
Wegen daß ihr durch Ritterwehr
Gefochten habt nach Lob und Ehr,
Wie solchs kundbar vor wenig Jahren
Von unseren und eu'rn Vorfahren,
Daß wir die alten Geschichten umgehn,
Welche sind vor langen Jahr'n geschehn
Von unsern Urahnen fürstenlich
Und euren gleichfalls ritterlich.

So sollt ihr euch gewiß versehn,
Daß ich und meine Brüder zween,
Wofern uns Gott das Leben läßt,
Bei euch auch halten wollen fest;
Allein daß eure Kinder lern'n
Auch streben, wie ihr thut, nach Ehr'n;
Wo das von ihnen also geschicht,
Umzusetzen wir sind verpflicht't,
Denn eben von demselben Holz,
Daraus man drehet Ritter stolz,
Wir auch, gottlob, gepflanzet sein,
D'rum wir billig All' stehen für ein'.
Wo uns nun Gott das Leben gönn',
Wir bei euch fürstlich wollen stehn,
Es sei in welcherlei Gefahr,
Leib, Gut und Blut woll'n setzen dar,
Zu Schutz und Schirm des Vaterlands
Und euers ritterlichen Stands.
Darauf wann mein' Kräfft' stärker werd'n,
Ich neben jetzigen fünf Wehrn
Den langen Spieß will zwittern lern'n,
Und mit euch streben nach Lob und Ehr'n.
Des werf' ich auf meine rechte Hand
Zu einem gewissen Zeug' und Pfand,
Jetzunder sei Gott Lob und Dank.
Amen.

Digitized by Google

Wien schicken wollte, mußte der Herzog sich nach einem andern Hofmeister umsehen und hatte das Glück, in dem edlen, biedern und gelehrten Curd von Schwicheldt 1576 einen neuen tüchtigen Erzieher des Erbprinzen zu finden, welcher das angefangene Werk seines Vorgängers rühmlichst fortsetzte und bis zu seinem Tode bei dem Prinzen blieb. Als Präceptor ward der tüchtige, besonders als Jurist bekannte, Heinrich Grünfeld ernannt. Als Edelknaben und Gesellschafter des Prinzen in jener Zeit werden uns besonders Ludwig v. Alvensleben und Levin v. Borstel genannt.

Die Bestallungsurkunde für Curd v. Schwicheldt lautet: „Von Gottes Gnaden Wir Julius, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg ꝛc. thun kund und bekennen hiemit für Uns, Unsere Erben ꝛc., daß Wir den ehrenfesten, Unsern lieben getreuen Curdten von Schwicheldt den Jüngern, Curdt's Sohn, für Unserer jungen Herrschaft Hofmeister und Inspectorem morum, auch Kammer- und Hofrath auf die nächsten 5 Jahre bestellt und angenommen haben ꝛc., dergestalt und also, daß Uns und Unsern Erben, auch Fürstenthum, Land und Leuten er getreu und hold sei, Unser Bestes wisse, thue ꝛc., insonderheit sich allhier bei Hofe, auf Unserm Hause Schöningen, in Unserer Stadt Helmstedt, oder wohin Wir sonst Unsere junge Herrschaft jederzeit nach Unserer Gelegenheit verordnen und haben werden, die gesetzten 5 Jahre lang wesentlich enthalte und auf Unsere junge Herrschaft und Söhne, als Herzog Heinrich Julius, Postulierten zu Halberstadt, Herzog Philipp Sigismund und Herzog Joachim Karl ꝛc. ein getreuliches und fleißiges Aufsehen habe und auf J. J. L. L. warte, und vor allen Dingen dahin sehe und trachte, daß J. J. L. L. sammt und sonderlich von ihm und den verordneten Präceptoren in Gottesfurcht und löblichen freien Künsten, nützlichen Sprachen und allen rühmlichen fürstlichen Tugenden unterrichtet und auferzogen werden, desgleichen auch, so viel ohne Versäumniß Unserer jungen Herrschaft und seines Hofmeisteramts geschehen kann, sich in Unserer Kammer, auch auf Unserer Rathstube, in der Regierung, Unserm fürstlichen Hofgericht, dem anzurichtenden Schöppenstuhl, Gränz- und andern ehrbaren billigen Sachen gebrauchen lasse ꝛc. und sonst Alles thun soll und will, was einem getreuen, fleißigen junger Herrschaft Hofmeister, Kammer- und Hofrath, angebornen Unterthanen, Land-

Digitized by Google

fassen und Lehnsmann, auch andern Redlichen vom Adel gegen seinen Herrn zu thun gebührt und wohl anstehet ꝛc.

Dargegen und zu Ergötzlichkeit solches seines Dienstes zusagen und versprechen Wir ihm zu seinem jährlichen Dienstgelde 200 Thaler, halb auf Pfingsten, und die andere Hälfte auf Weihnachten, desgleichen auf drei Personen, als ihn, einen Schreiber und einen Jungen, und auf drei Pferde frei Futter, Mahlzeit und Kleidung Unserer Hofordnung nach ꝛc. Dagegen soll er und die Seinen Unsere Hoffarben führen, auch mit Rüstung und Wehren wie andere Unsere adeliche Räthe vermöge Unserer Hof- und Stallordnung staffiert und versehen sein, wie Wir ihm denn auch nothdürftige Stallung, Stuben und Kammer verschaffen, oder aber für Stuben und Stall 9 Thaler jährlich verordnen und geben lassen, dazu, wenn er in solchem Unserm Dienst heirathen würde, ihm als Deputat vermachen, was Unser Marschall an Roggen, Gersten, Ochsen, Schweinen und Anderm jetzt hat; und wenn Unser freundlicher, lieber Sohn, Herzog Heinrich Julius zu Halberstadt als ein regierender Bischof eingeführt wird, ihn mit einer goldenen Kette und einem Ehrenkleide gnädiglich und fürstlich begaben, auch, da Wir seine getreulichen, fleißigen, ersprießlichen und beharrlichen Dienste bei Uns und Unserer jungen Herrschaft im Werk spüren und befinden, ihn in dem Stift Halberstadt zu einem fallenden geistlichen oder weltlichen Lehen bei gedachtem Unserm Sohne als künftigem regierenden Bischofe und einem ehrwürdigen Domkapitel mit väterlicher freundlicher und gnädiger Intercession möglichst befördern helfen ꝛc. Alles getreulich und ungefährlich; zur Urkund haben Wir diesen Brief mit eignen Handen unterschrieben und Unser fürstlich Kammer-Sekret darauf wissentlich drucken lassen. Geschehen und gegeben Heinrichstadt bei Unserm Hoflager am 10. Aprilis Anno 1576. Julius ꝛc."

Vor der Bestallung mußte Curd v. Schwicheldt aber erst dem Herzoge Julius seine Ansichten und Grundsätze, nach denen er die jungen Fürsten „zu instituieren und aufzuziehen" gedenke, schriftlich vorlegen. Dieses gelehrte und umfangreiche — 10 Bogen füllende — Erziehungs-Programm, welches des Herzogs vollste Anerkennung und Billigung fand, ist uns erhalten; dasselbe ist ein interessantes und wichtiges Dokument für die Geschichte der Fürstenerziehung, durch welches wir genau den

Digitized by Google

ganzen Umfang, den Gang und das Ziel des Unterrichts der Fürstensöhne jener Zeit kennen lernen. Wir müssen daher dasselbe hier wenigstens dem Hauptinhalte nach kurz mittheilen, und werden dann die nöthigen Bemerkungen darüber ihm folgen lassen.

Nach Curd v. Schwicheldt ist die richtige Erziehung junger Fürsten von größter Bedeutung und Wichtigkeit. Daß die jungen Fürsten einst wohl regierten und zu tüchtigen Regenten erwüchsen, sei vornehmlich einer christlichen, wohlangestellten Edukation zuzuschreiben. „Gleichwie die jungen Zweiglein, so unbeschnitten aufsprießen, zu großen, rauhen Bäumen erwachsen, so erwächst auch die ungezogene Jugend, welche in allem ihrem Muthwillen lebt, und sonderlich junge Fürsten, zu rohen, wilden Menschen und Regenten; und gleich wie die unartigen Zweige durch Fleiß eines getreuen Gärtners von den jungen Bäumlein abgeschnitten und weggethan werden, so werden auch durch fleißige Edukation viel angeborne vitia, Mängel und eingerissene Unarten von der zarten, blühenden Jugend weggenommen, damit sie desto besser in Gottesfurcht und allen Tugenden auferwachsen möge." Die gute Erziehung junger Fürsten gereiche auch nicht allein ihrer eignen Person und den Eltern zu Ehre, Ruhm und Freude, sondern viel mehr Kirche, Land und Leuten zum Segen. Deshalb sei dies auch für die fürstlichen Eltern ein christliches und hochnöthiges Werk, und sollten dieselben sich auch keine darauf gehende Kosten gereuen lassen, denn diese würden durch Gottes Segen reiche Frucht schaffen.

Nach Curd v. Schwicheldt besteht nun die rechte Fürstenerziehung in zwei Stücken: „in industria ac doctrina paedagogi" und „in voluntate ac diligentia discipuli." Fürstenerzieher müßten vornehme, erfahrene und gelehrte Männer sein, welche auch selbst den Staat kennten und die Staatsgeschäfte verständen, und von gutem Leben und Wandel; die Prinzen selber müßten dann aber guten Willen und Fleiß in den Studien hinzubringen. Denn wie es ein schlechter Brunnen sei, wo man das Wasser hineintragen müsse, so geriethen auch die „ingenia" selten wohl, die erst mit Gewalt zu den Studien zu treiben wären. Aber solchen guten Willen, solche Lust sollten die Präceptoren den Prinzen einflößen, ihnen die Studien erleichtern, damit sie durch deren Schwierigkeit und Weitläufigkeit nicht abgeschreckt würden, sie vor allem in denjenigen Studien sorgfältig instituieren, welche das künftige Regiment be-

Digitized by Google

träfen, und sie durchaus nicht mit grammatischen, dialektischen und rhetorischen Spitzfindigkeiten beschweren und martern, nicht mit Kleinigkeiten die Zeit verbringen, „denn mit den Studien großer Herren muß man eilen, weil es leider jetzt so zugeht, daß, wenn andere Leute erst anfangen recht zu studieren, Fürsten damit aufhören. Wenn sie nun in der verlaufenen Zeit nicht rechtschaffen in nothwendigen studiis erzogen sind, so fällt ihr Regiment auch in Haufen, denn wenn den Herrn der Muth so hoch wächst, daß sie wissen: sie seien Herren, so lernet und studiert sich's sehr übel, deshalb muß man die Zeit gebrauchen, weil man sie haben kann."

Die jungen Fürsten sollen nun nach Schwicheldt in folgenden Studien instituiert werden: „in sacra scriptura, in studio linguarum, in praeceptis ethicis vel in doctrina de moribus et in studio historiarum."

1) Weil die heil. Schrift ein Brunnquell alles Guten und aller Weisheit sei, müßten auch die Studien von der Gottesfurcht ihren Anfang nehmen. Demnach sollen die Prinzen erstlich in dem Katechismus fleißig gehalten werden, auch Morgens, Mittags und Abends, ehe sie ihre Studien anfangen, ein Kapitel aus der Bibel lesen, daneben alle Sonnabend und Sonntag in der Augsburgischen Konfession, deren Apologia in den Schmalkaldischen Artikeln und in dem Examine Chemnitii unterwiesen werden; überdies sollen sie das Nicäische und Athanasische Symbolum sammt den vornehmsten Psalmen auswendig lernen.

2) Neben diesen „exercitiis pietatis" sollen die jungen Fürsten in den Sprachen, ganz besonders in der lateinischen, sorgfältig unterwiesen werden. Weil aber die Jugend dabei oft mit Regeln überhäuft und dadurch von den Sprachstudien abgeschreckt würde, sollten die Präceptoren sich dabei der größten Kürze befleißigen. Hätten die Schüler die grammatischen Regeln gefaßt, solle man bestimmte Autoren lesen lassen und explicieren, aber „weil leider die Jugend mehr zu Wollüsten, denn zu Tugenden geneigt ist", solle man nur solche Autores lesen lassen, die nicht ärgern oder zu andern bösen Gedanken Ursach geben, „denn das lernen sie wohl noch sine praeceptore." Da die ganze Fürstenerziehung stets das künftige Regiment im Auge haben müsse, solle man den jungen Fürsten nicht allein züchtige, sondern auch solche Autores tradieren, aus

Digitized by Google

denen sie lernen könnten, was ihnen zu ihrer künftigen Regierung ersprießlich und dienstlich wäre. — Sodann sollten die Prinzen das Latein „eleganter et pure“ reden und schreiben lernen. Zu alle diesem wird besonders das Studium des Cicero, vornehmlich seine Bücher de officiis ernstlich empfohlen, außerdem Cäsar, Salust, Livius, Terentius und Plautus. — „Und weil unter großen Herrn jetzt die französische Sprache so allgemein wird, möge man die jungen Fürsten auch in dieser unterweisen; jedoch discretis temporibus ne una impediat alteram.“

3) Die jungen Fürsten sollten aber ja nicht glauben, wie es leider gebräuchlich sei, daß wenn sie etwas Latein verstehen und reden könnten, sie ihre Studien absolviert hätten; die lateinische Sprache sei nur ein Anfang. Deswegen solle man die Prinzen, sobald sie einigermaßen die lateinische Sprache gefaßt hätten, in das Studium der Sittenlehre einführen „tanquam in campum aliquem omnibus virtutibus exornatum“, damit sie die Tugenden lieben und üben lernten. Denn der rechte fürstliche Adel bestehe nicht allein in altem fürstlichem Herkommen, sondern vor allem in Übung der Tugend. Mit welchen Tugenden aber ein Fürst geziert sein, und wie er sich in der Regierung, im öffentlichen wie im privaten Leben löblich verhalten müsse, lehre wieder am besten Cicero in seinen Büchern de officiis, welche dem Prinzen zu wiederholten Malen müßten eingepflanzt werden.

4) Da nun aber jede Wissenschaft und Kunst wie durch Regeln, so durch Beispiele zu lehren sei, so müßte auch nothwendig zur Sittenlehre die Geschichtskunde hinzukommen, wodurch jene expliciert würde. Und wenn Jemand nöthig hätte, die Geschichte zu kennen, so seien es wahrlich vornehmlich die Fürsten und Regenten, denn die Geschichte sei „nihil aliud quam magistra vitae, item verissima institutio ac praeparatio ad actiones politicas, et illustris magistra ad perferendas fortunae vices.“ Den jungen Fürsten solle aber die Geschichte nicht, wie in den Schulen gebräuchlich, so gelehrt werden, daß man einen Geschichtschreiber etwa lese, sondern man solle ihnen ein Kompendium der ganzen Weltgeschichte vortragen, und daraus erläuternde Beispiele zu den 10 Geboten geben („ad praecepta Decalogi tanquam normam vitae illustranda.“) So sollen sie lernen aus den Beispielen des David, Salomo, Cyrus ꝛc.: Gott über Alles fürchten und lieben, seine Kirche

Digitized by Google

befördern und so ein glückliches Regiment erlangen; aus der Geschichte des Cambyses, Antiochus Epiphanes ꝛc.: sich vor Abgötterei, Gotteslästerung und Verfolgung hüten; aus den Beispielen des Camillus, Scipio, Epaminondas, Aristides ꝛc.: Eltern, Vaterland, Land und Leute lieben und schützen, Tugend, Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Wahrheit und Demuth üben; aus der Geschichte des Xerxes, Alexander d. Gr., Hannibal, Sulla und Marius: sich vor Hoffart, Zorn, Haß, Raub, Aufruhr, Eidbruch ꝛc. hüten. Vor allen Dingen sollten aber die jungen Fürsten aus der Geschichte die „causae mutationum“ lernen: wie und warum Gott die Regimente zu ändern und zu stürzen pflege, damit sie lernen, daß Gott so lange Regimente und Regenten halte, als sie in Gottesfurcht und Tugenden lebten, sonst aber die Strafe nicht ausbleibe, und daß Gott die Fürsten nicht strafe und stürze, wenn sie am niedrigsten, sondern wenn sie am höchsten stehen. „So sollen die Historien den jungen Fürsten als ein heller, klarer Spiegel vor die Augen gestellt werden, in welchem sie aus den herrlichen, schönen Tugenden, Thaten und Anschlägen maximorum heroum sich beschauen und besehen können, wie sie ihr Regiment und Wandel auch mit dergleichen Thaten, Tugenden und vernünftigen Anschlägen zieren und schmücken sollen.“

„Es sollen aber die jungen Fürsten in diesen vorgesetzten Studien nicht Tag und Nacht mit Überdruß gebläuet werden, sondern wenn sie eine Stunde oder vier täglich fleißig studieren, haben sie die Zeit wohl angeleget. Sie sollen auch täglich ihre ordinatas recreationes animi et corporis mit Fechten, Springen und andern züchtigen exercitiis haben, denn dieses macht sie hinfort frendig und lustig zum Studieren. Jedoch sollen auch bei diesen exercitiis gebührliche Zucht und Disciplin gehalten werden, damit sie nicht in Wildheit oder Frechheit degenerieren und in summa soll diese disciplina keine tyrannis vel servitus sed liberalis ac laudabilis quaedam educatio sein.“ —

Wir sehen, auch nach diesem von Herzog Julius genehmigten Programm des Curd v. Schwicheldt wird bei der Erziehung und dem Unterricht der Prinzen das größte Gewicht dem Religionsunterrichte beigelegt; aber — erklärlich aus den heftigen Bewegungen, welche damals im 16. Jahrhundert innerhalb der evangelischen Kirche stattfanden, und aus dem theologischen, auf eine todte Schulweisheit basierten Wesen jenes

Digitized by Google

Zeitalters — sehen wir den Präceptor auch angewiesen, neben Katechismus und Bibel auch die verschiedenen Symbole den Zöglingen einzuüben und, wie seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in der lutherischen Kirche jene systematisierende und polemisierende Richtung herrschend wurde, die endlich in einen leeren Scholasticismus ausartete, und wie man glaubte, daß die jungen Fürsten als die künftigen Schützer und Streiter der Kirche schon früh auch mit jenen Definitionen kirchlicher Satzungen, Thesen und Antithesen und ihrer Widerlegung bekannt gemacht werden müßten, will Schwicheldt auch das streng lutherische Examen Chemnitii mit seinen polemisierenden und apologetischen Tendenzen den Prinzen sorgfältig beigebracht wissen.

Neben dieser kirchlichen Bildung und den „exercitiis pietatis" sehen wir die größte Wichtigkeit dem Unterrichte in der lateinischen Sprache beigelegt. Wir wissen, wie auch in den öffentlichen Schulen jener Zeit die lateinische Sprache fast alleinherrschend über alle andern Lehrgegenstände hervortrat, und wird uns dies erklärlich, wenn wir erwägen, daß das Lateinische in jener Zeit die Verkehrssprache nicht blos der Gelehrten, sondern der Gebildeten überhaupt war, daß diese Sprache vor allem aber — bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts hinein — die Sprache der Diplomatie und den Fürsten in ihrem Verkehre mit auswärtigen Höfen unentbehrlich war. So sehen wir auch hier bei dem Gewicht, welches auf den Unterricht in der lateinischen Sprache gelegt wird, das Motiv keineswegs aus der Betrachtung des Werthes humanistischer Studien hervorgegangen, sondern nur aus der Rücksicht auf den politischen und äußerlichen Nutzen der Sprache.

Wodurch aber das Gutachten des Curd v. Schwicheldt — obwohl von dem Geiste des Zeitalters, wie wir sahen, nicht frei — sich vor andern bisher bekannten Edukationsordnungen für die Fürstenerziehung jener Zeit auszeichnet, ist der höhere Gesichtspunkt desselben, die Erwägung, daß es sich um die Erziehung eines künftigen Regenten handelt. Durch ernste Behandlung der Sittenlehre soll der Prinz früh zur Zucht und Demuth gehalten und darauf hingewiesen werden, daß er sich seines Standes nicht überhebe und bedenke: „der rechte fürstliche Adel bestehe nicht allein in altem fürstlichen Herkommen, sondern vor allem in Übung der Tugend."

Digitized by Google

Als ganz besonders nothwendig aber für eine Fürstenerziehung wird hervorgehoben der Unterricht in der Geschichte „als der rechten Lehrmeisterin für das Leben überhaupt wie für die Regierungskunst insbesondere." Freilich Forderungen, wie wir sie heutzutage an den Geschichtsunterricht stellen, können für jene Zeit des 16. Jahrhunderts nicht geltend gemacht werden. Die Geschichte soll der Prinz studieren wegen des praktischen Nutzens, damit er ethica und politica exempla daraus lernen könne; dieselbe soll ihm als Spiegel vorgehalten werden, „in welchem er aus den schönen Tugenden und Thaten der Helden sich beschauen könne, wie er sein Regiment und Wandel auch schmücken solle." Aber selbst bei aller Rücksicht auf den mangelhaften Ausbau der Wissenschaften in jener Zeit erscheint uns doch sehr auffallend, daß ein Unterrichtszweig, der doch bei der Fürstenerziehung als Vorbedingung einer künftigen geeigneten Regententhätigkeit hätte erkannt werden müssen, nicht in den Lehrplan aufgenommen ist: die vaterländische Geschichte und Heimathskunde, die Kenntniß von der Beschaffenheit des Landes und den Verhältnissen seiner Bewohner.

Schließlich sehen wir über den wissenschaftlichen Studien auch des Prinzen Übung und Ausbildung in ritterlichen Künsten nicht verabsäumt, denn in diesem wie auch noch in dem folgenden Jahrhundert bilden Ritterspiele, wie Turniere, Ringrennen ꝛc. neben der Jagd den Hauptgegenstand fürstlicher Belustigung.

Gleich in dem ersten Jahre seiner Thätigkeit als Hofmeister 1576 sehen wir Curd v. Schwicheldt mit dem 12jährigen Erbprinzen Heinrich Julius der Inauguration der Universität Helmstedt beiwohnen, welche am 15. Oktober, dem Geburtstage des Prinzen, eingeweiht und als deren erster Rektor dieser erwählt wurde. Bei Antritt dieses Rektorats hielt nun der 12jährige Prinz eine lateinische Rede frei aus dem Gedächtnisse. Ob diese Rede aber von ihm selber verfaßt war, wird sehr fraglich, denn wir finden einen Brief des bekannten, gelehrten David Chyträus, worin dieser am 25. September 1576 von Rostock aus an den Herzog Julius schreibt: — Es hat E. F. G. Superintendens und Vicerektor in E. F. G. neugestifteten Juliusschule zu Helmstedt D. Timotheus Kirchner vor 14 Tagen von mir begehrt, E. F. G. herzlieben Sohne, dem Herzoge Heinrich Julius eine Oration zu stellen, neben Vermeldung,

Digitized by Google

daß E. F. G. dessen und anderer Ursach halben vielleicht auch in wenig Tagen an mich gnädiglich schreiben würden. Wiewohl nun von E. F. G. nichts an mich gelanget, hab ich dennoch diese Oration, wie ich vermeinet, daß in Beisein E. F. G. des Herrn Vaters dem Herzoge Heinrich Julius als einem jungen Fürsten, der von seinem Herrn Vater zu den studiis gehalten, und einem designato episcopo und rectori Academiae bei den Studenten der neuen Julius-Universität zu reden gebühret, unterthäniglich entwerfen wollen. Unterwerfe solches alles E. F. G. hohem fürstlichem Verstande, und stelle in Derselben Bedenken und Willen, ob Herzog Heinrich diese oder eine andere Oration auswendig lernen und vor der Introduktion vor E. F. G. und Andern in einem Saal ein- oder zweimal recitieren soll, damit J. F. G. hernach desto beherzter und freudiger in der ganzen Landschaft und Universität Gegenwärtigkeit dieselbige Oration fein hell, langsam und unterschiedlich pronunciieren und ausreden könne."

Aus demselben Jahre liegt ein interessantes Schreiben des Herzogs Julius an Hofmeister und Präceptor vor in Betreff der Erziehung seines zweiten, damals achtjährigen Sohnes Philipp Sigismund. Danach soll der Prinz Morgens 6 Uhr aufstehen, von 7—8 Uhr soll nach Gebet Bibel und Katechismus gelehrt, und von 8—9 Uhr die lateinische Sprache tüchtig traktiert werden; Nachmittags von etwa 2—4 Uhr soll er im Schreiben und wieder in der lateinischen Sprache unterrichtet werden; Morgens von 9, und Nachmittags von 4 Uhr an „soll J. F. G. veniam haben, spazieren fahren oder reiten, mit kleinen Bogen schießen oder sonst Kurzweil haben." Sonntags soll er in die Kirche geführt werden und die Predigten aufmerksam hören. — Dann heißt es am Schluß: „Über Tisch ist noch nicht rathsam, daß man J. F. G. etwas lese oder Dieselbe auch in Predigten zum Protokollieren halte, denn Sie können's noch nicht einnehmen und verstehen und deswegen keinen rechten Verstand fassen und auch keinen richtigen Kontext in scribendo erlangen, und würden dadurch Sich gewöhnen, daß Sie Ihr lebenlang eitel zerstumpelte Dinge möchten; aber man muß zuweilen fein ehrbare Leute zu Demselben bringen, damit Sie der Leute inne werden; so sollen Sie auch über Tisch von fröhlichen, höflichen Sachen, sonderlich des Abends reden, damit F. G. lustig und nicht melancholisch werden (dazu scheint dieser

Digitized by Google

Prinz geneigt gewesen zu sein; wir werden bald noch einmal sehen, wie der Vater dagegen ankämpfen läßt), sondern mit fröhlichem Gemüth aufstehen und zu Bette gehen. Sonst soll J. F. G. in allem Wandel, Reden und Wesen zur Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Sanftmüthigkeit, Liberalität, Humanität, Höflichkeit und Leutseligkeit erzogen und vor allen Dingen vor Fluchen, Schwören, Hoffart, Vorwitz, Zorn, Verachtung der Leute und Unterthanen, Fressen, Saufen, Buhlerei und übermäßigem Spielen behütet, und insonderheit J. F. G. das vierte Gebot und wie Sie gegen Bruder, Schwester und Jedermännichlich Sich verhalten soll, wohl eingebläuet werden. In Gebehrden und Kleidung sollen J. F. G. höflich und säuberlich gehalten, und unterwiesen werden, wie Sie absque superbia sollen Ihre fürstliche Reputation halten. J. F. G. sollen auch in studiis mit den praeceptis nicht überhäuft werden, praesertim in studio grammatices ac syntaxeos, und wäre gut, man proponierte Demselben propter brevitatem commendabilem die praecepta Sturmii. — Es soll aber der Hofmeister gute Aufachtung haben, daß er in educatione principum den Herrn den Zügel nicht zu kurz oder zu lang lasse, sondern das medium halte, soll sich auch der Arbeit nicht entschlagen und selbige nicht den praeceptoribus allein aufhängen, sondern mit Hand anlegen, denn sonst geben die jungen Herren nicht viel auf die praeceptores, wie denn dieses und anderes eurer Bescheidenheit muß anheimgestellt werden."

Der Erbprinz Heinrich Julius war schon als Kind von zwei Jahren 1566 zum Bischof von Halberstadt postuliert, unter der Bedingung, daß die Regierung 12 Jahre lang bei dem Kapitel verbleiben, er jährlich mit 1000 Thalern zufrieden sein und die übrigen Intraden zur Tilgung der bedeutenden Stiftsschulden verwandt werden sollten. Als nun nach Ablauf dieser 12 Jahre der jetzt 14jährige, aber vom Kaiser für volljährig erklärte Heinrich Julius am 7. December 1578 als Bischof zu Halberstadt eingeweiht und introduciert war, wurde ihm vom Herzoge Julius mit seinen Brüdern, dem zehnjährigen Philipp Sigismund und dem erst fünfjährigen Joachim Karl, ein eigener Hofhalt auf dem Schlosse Gröningen bei Halberstadt eingerichtet, jedoch blieb derselbe noch unter der erziehenden Leitung seines Hofmeisters Curd von Schwicheldt und mehrerer Präceptoren, besonders des Heinrich Grün-

Digitized by Google

feld. Der Herzog Julius behielt aber auch selber die Söhne unter treuen väterlichen Augen und that öfter persönlich Einblicke in das Leben zu Gröningen. Als bei einem solchen Besuche daselbst schon im folgenden Jahre 1579 der Herzog manche Ungehörigkeiten und Fehler in der Erziehung und Disciplin der Söhne wahrgenommen hatte, erließ er gleich bei seiner Rückkehr nach Wülfenbüttel am 15. August dieses Jahres ein ernstes Schreiben an Hofmeister und Präceptoren und schrieb ihnen streng eine Ordnung vor, die er bei der Erziehung der Söhne von ihnen genau befolgt sehen will.

Darin heißt es u. A.: — „Anlangend aber ordinem lectionum und wie viel mit einem jeden Unserer Söhne in literis weiter zu verfahren, lassen Wir es bei dem, was früher befohlen — und sollen mit allen drei Unsern Söhnen, wie früher auf Unserm Hause Schöningen, hier und sonsten geschehen, für und für die ordinariae lectiones fortgetrieben werden, ausgenommen was die Nothdurft mit Sr. des Herrn Postulierten L. des Sonnabends wegen Einnehmung der von der Regierung auf den Tag verordneten Relation erfordert und des Tages nicht geschehen kann. Vor allen Dingen aber sollen die bei Unserer jungen Herrschaft verordneten Hofmeister, Marschall, Kämmerlinge und Präceptoren das studium pietatis und honestorum principibus dignorum morum sich zum höchsten befohlen sein lassen und daneben mit allem getreuen Ernst und Fleiß daran sein, daß Unsern Söhnen, zuvörderst hochermeldetem Herzoge Heinrich Julius, Bischofe zu Halberstadt, nicht allein nicht gestattet werde, daß J. J. L. L. sich keinsmals mit einigem übrigen Trunk beladen und zu Völlerei oder anderm unordentlichen Wesen und wildem Leben gerathen, sondern auch von ihnen allen, auf Unsere junge Herrschaft Verordneten und andern Fremden, es sei wer es wolle, in J. J. L. L. Beisein kein Gesäuf noch andere Unordnung, rohes und wildes Wesen mit Worten, Gebehrden, Werken oder sonst angerichtet und J. J. L. L. also geärgert und zu Gleichem gereizet werden. Wie denn auch sie, Unserer jungen Herrschaft Hofmeister, Marschall ꝛc. sich ernstlich eines eingezogenen, nüchternen Lebens befleißigen, auch das Hofgesinde dazu halten, und so viel möglich alle Trunkenheit und Völlerei meiden, auch bei Andern abwenden und Ihrer Liebden desfalls sowohl als sonsten in löblichen Tugenden ein gut Exempel geben, und wenn ja

Digitized by Google

die Gelegenheit es also geben und erfordern würde, daß zu Unsers Sohnes, des Herrn Postulierten L. fremder Kur- und Fürsten Gesandte, desgleichen jemand Vornehmes von S. L. Domkapitel, Landständen oder sonst Ansehnliche vom Adel kämen und denen Ehren halben, oder vielmehr des bei uns Deutschen leider allzuviel eingerissenen bösen Gebrauchs halben ein geselliges Trinkgelag gestattet und angerichtet werden sollte und müßte, beschaffen sollen, daß der Herr Postulierte und Unsere andern jungen Herrschaften dabei nicht gelassen, viel weniger dazu gezogen, sondern sobald die Mahlzeit gehalten und das Tischtuch aufgehoben, oder wann sonsten das Gesäuf angehen will, J. J. L. L. ab- und in Deroselben Gemach und Zimmer geführt werden. — Sonderlich aber hat an Unserm Sohne, dem Herrn Postulierten, Uns noch mehr als an den andern beiden fürstlichen Kindern mißfallen, daß S. L. über Tisch und sonsten sich weniger Höflichkeit und fürstlicher Gebehrden befleißigen, sondern darin schier mehr ab- denn zunehmen, also daß S. L. es darin etlichen wohlgezogenen Bürgerskindern nicht gleich thun, und zuvörderst sich über Tisch mit oftmaligen Hin- und Wiederreden, vielfältigem Zutrinken und Zuentbietung durch die umstehenden Diener und Jungen, und dergleichen Übelstand mehr, fast unhöflich und ungebehrdig erzeigen, auch sonsten allerhand Gölerei und Leichtfertigkeit, so einem solchen jungen Fürsten fast übel geziemen, an sich merken lassen; dazu auch über Tisch, in Beisein anderer fremder Herrn, allerhand unnöthiges Geschwätz treiben, auch wohl darin denen, so älter und erfahrener sind, vorgreifen. Deshalb wollen Wir und befehlen hiermit ernstlich, daß Hofmeister, Marschall, Kämmerling und Präceptoren Solches keineswegs ferner gestatten, sondern die angenommene böse Gewohnheit abschaffen ꝛc., auch keiner mit J. J. L. L. in solchem oder dergleichen Übelstande über oder durch die Finger sehn ꝛc. Auch sollen dieselben für und für fleißige Aufsicht haben, daß Unsere Söhne, zuvörderst der Herr Postulierte, als Dessen L. nunmehr zu Jahren reifen und ein regierender Herr sind, ein christliches, züchtiges, keusches und eingezogenes, rühmliches Leben führen, auch Ihren L. L. keineswegs nachgesehen noch gestattet werde, daß auf dem Hause Gröningen, noch auch sonsten, es sei wes Orts es wolle, weder heimlich noch öffentlich, Ihre Liebden zu keinen verdächtigen Weibsbildern gehen, noch die auch zu Ihnen in das Zimmer oder sonsten

Digitized by Google

kommen und Ihren Liebden durch schamlose Worte und Gebehrden, oder auch andere Unflätherei und grobe ärgerliche Possen zu keiner Geilsucht und anderer Ungebühr Anleitung und Ursache gegeben, desgleichen auch Ihren Liebden keine leichtfertige Lieder, Reime und was des Dinges mehr sein mag, zum Ärgerniß gegeben oder vorgeschrieben werde. Wie Ihren Liebden denn auch kein unzeitiges Spazierengehen, verdächtiges Baden, noch auch öfteres, den Studien hinderliches Verreiten auf die Ämter, Klöster oder sonsten gestattet werden soll. — Gleicherweise sollen Unsere Söhne, und vor den andern Beiden der Herr Postulierte öfter ermahnt und mit Ernst angehalten werden, daß S. L. sich auch gegen Ihre Ehrbaren: des Stifts Landschaft, die Prälaten, von der Ritterschaft oder Adel, aus den Städten und gemeinen Unterthanen auf dem Lande, wie gegen das Domkapitel, aller gnädigen Bezeigung fürstlicher Huld und Milde annehmen, jeden Ankommenden oder schriftlich Klagenden mit Gnaden und ohne Verdruß gerne hören und nach Gelegenheit gnädigen, unparteilichen Bescheid geben, Niemanden mit ungebührlichen, ungestümen Worten vor den Kopf stoßen, sondern allewege sanftmüthig, glimpflich und gnädig gegen Jedermann in Worten und Werken verfahren, die Prälaten, Vornehme vom Adel und ansehnliche ehrliche Bürger zu sich an Ihre fürstliche Tafel oder je bei Sr. L. Räthe und Diener Tisch ziehen, und sich in summa gegen einen Jeden alles gnädigen, zugethanen Willens fürstlich bezeigen, und es durchaus also machen, daß S. L. getreue, gehorsame und willige Unterthanen haben, auch mehr von Jedermann geliebet als gefürchtet werden."

Übrigens ließen der Hofmeister Curd von Schwicheldt und die Präceptoren, namentlich Grünfeld, es an treuer Pflichterfüllung nicht fehlen und spricht Herzog Julius ihnen auch wiederholt seine Anerkennung und Zufriedenheit aus; ihre Bestallungen wurden wieder auf mehrere Jahre erneuert; ihnen auch besondere Gnadenerweisungen vom Herzoge zu Theil. Als Curd v. Schwicheldt in dieser Zeit (1. Dec. 1580) sich mit Elisabeth von Hoym, Tochter des Anton von Hoym auf Reindorf, verheirathete, ließ der Herzog eine großartige, viertägige Hochzeitsfeier veranstalten, welche nach den uns erhaltenen Rechnungen 2985 Thlr. 5 Gr. 4 Pfg. kostete, bezahlte die Hälfte dieser Kosten und, da er selber zu kommen verhindert war, ließ er sich durch Fritz v. d. Schulenburg

Digitized by Google

und Hilmar v. Oberg vertreten und den Brautleuten zwei silberne Kannen überreichen. Es erschienen zu dieser Hochzeit Gäste mit 600 Pferden, und wurden an jedem der vier Tage 2 Fürstentische, 15 „Junker- und Jungfrautische", 58 „gemeine Tische", in summa 75 Tische gedeckt [1]).

Auch der Präceptor Heinrich Grünfeld ward im Jahre 1579 wieder auf 2 Jahre, und 1581 wieder auf 10 Jahre als solcher und zugleich als Hof- und Kanzleirath bestallt. Er erhielt jährlich 100 Thlr., halb auf Pfingsten, halb auf Weihnachten, eine Sommer- und Winter-Hofkleidung, „darzu den freien Tisch an der jungen Herrschaft Nebentisch, und sollen die bei der jungen Herrschaft verordneten Edelknaben in Fällen, da er einen Jungen gebrauche, auf ihn warten." Außerdem fügte der Herzog in der letzten Bestallungsurkunde noch hinzu: „Wie Wir ihm denn auch auf den Fall, daß er mit Unserm gnädigen Rath und Für-

[1]) Was bei dieser Hochzeit nach den aufgefundenen Rechnungen darauf ging, auch der damalige Preis, ist von kulturhistorischem Interesse und möge daher hier mitgetheilt werden. Es wurden verbraucht: 20 Ochsen à 15 ₰, 36 Schweine à 4 ₰, 80 Hammel à 1 ₰, 40 Kälber à 1 ₰, 80 Lämmer à ½ ₰, 32 Spannferken à ½ ₰, 240 Gänse à 4 gr., 580 Hühner à 2 gr., 12 Hirsche „und Stücke Wilds" à 7 ₰, 12 wilde Schweine à 4 ₰, 16 Rehe à 3 ₰, 50 Hasen à ½ ₰, 20 Speckseiten à 2½ ₰, 6 Schock große Hechte à 15 ₰, 8 Schock Karpfen à 5 ₰, 4 Schock Forellen à 5 ₰, 4 Schock Neunaugen à 1 ₰ 6 gr., 3 Lachse à 3 ₰, 6 Lampreten à ½ ₰, 60 Schock Krebse à 4 gr., 16 „Essen" kleiner Fische à 6 gr., 40 Schock Eier à 7 gr., 3 Tonnen Butter à 15 ₰, 2½ T. Käse à 6½ ₰, 30 ℔ Mandeln à 4 gr., 36 ℔ große Rosinen à 5 gr., 24 ℔ kleine Rosinen à 4 gr., 40 ℔ Reis à 2 gr., 24 ℔ Pflaumen à 2 gr., 26 ℔ Zwetschen à 1 gr., 8 ℔ Ingwer à 20 gr., 8 ℔ Pfeffer à 17 gr., 2 ℔ Nelken à 2½ ₰, 2 ℔ Zimmetrinden à 1 ₰ 8 gr., 2 ℔ Saffran à 8 ₰, 2 ß Muskatblumen à 2½ ₰, 10 Hütt Zucker, jeder Hut 10 ℔, à ℔ 12 gr., à Hut 5 ₰, 3 Stübchen Oliven à ½ ₰, 120 Lemonien à 1 gr., 12 ℔ Cappern à 6 gr., 15 ß Hausenblasen à 1 ₰, 2 ℔ Gartenkümmel à 4 gr., 14 ℔ Baumöl à 6 gr., 12 Ellen Haartuch à 2 gr., ½ Fäßchen „Kerfebierengemüse" 1 ₰. — Rechnungen für Getränke liegen vor, für Wein: 6 Fuder Wein à 84 ₰, 1 Tonne Weinsauer 12 ₰, 2 „Lagel" Malvasier à 21 ₰, 2 „Lagel" Alicantenwein à 16 ₰, 2 „Lagel" Rheinwein („Reinfall") à 16 ₰; für Bier: 12 Tonnen Hamburger Bier à 5 ₰, 8 Faß Einbecker Bier à 6 ₰, 24 Tonnen Hannoverschen Broihan à 2½ ₰, 6 Faß Zerbster Bier à 10 ₰, 10 Faß „Goslarisch Krug" à 5 ₰, 56 Faß „gemein Goslarisch Bier" à 6 ₰, 4 Faß Braunschweiger Mumme à 6 ₰, 1 Faß Biersauer 3 ₰. Verbacken wurden zu Brod: 2 Wispel Weizen à 18 ₰, und 8 Wispel Roggen à 17 ₰. — 600 Pferde verzehrten an den 4 Tagen: 331 Wispel 12 Himten Hafer, à Wispel 8½ ₰. Außerdem finden sich noch Rechnungen für: 50 ℔ Wachs „zu Tisch- und Windlichtern" à 7 gr., 230 ℔ Talglichte à 3 gr., 6 Fuder Kohlen à 2 ₰, 80 Fuder Brennholz à ½ ₰, 3 Stücke Salz à 2 ₰ 10 gr.; zuletzt noch eine Rechnung für allerlei Gartengewächse, Zipollen, Meerrettich, Petersilienwurzeln, Rüben, Sallat ꝛc. zu 3 ₰.

Digitized by Google

wissen sich mit ehrlichen guten Leuten (sic!) verheirathen wird, mit freier Wohnung für ihn und seine Hausfrau und das Hausgesinde der Gelegenheit nach versehen oder in Mangelung dessen 10 Thlr. Hausmiethe, wie auch 10 Thlr. Holzgeld jährlich geben, auch damit er sich und die Seinen desto besser unterhalten möge, zu seinem Deputat jährlich 4 Scheffel Roggen, 4 Scheffel Gersten, einen Ochsen und 4 Stoppelschweine folgen lassen wollen." Auch ward ihm gestattet, soweit es ohne Schaden seines Hofdienstes geschehen könne, sich als Jurist „advocando et consulendo" — aber nur bei Parteien, die dem Herzoge nicht aufsetzig oder widerwertig seien — „einen Nebenpfennig zu erwerben." Zugleich ward demselben vom Herzoge Julius eine besondere Gnadenverschreibung auf 1000 Thlr. zu Theil. Auch sonst erwies sich ihm der Herzog höchst gnädig. Als Grünfeld 1581 zu Helmstedt als Doctor juris promovierte, bezahlte der Herzog die Hälfte der Kosten, welche 279 Thlr. 13 Gr. 8 Pfg. betrugen [1]).

Als aber Herzog Julius erfuhr, daß Grünfeld sich mit einer Tochter seines Sekretärs Abel Ruck verlobt und schon für nächste Zeit die Hochzeit angesetzt habe, ward er sehr ungnädig und erließ am 5. August 1582 an Curd v. Schwicheldt den Befehl, dem Präceptor Grünfeld in seinem Namen auf's strengste zu verbieten, vor Beendigung der Erziehung und Studien des Herzogs Heinrich Julius an seine Verheirathung zu denken. Darauf wandte sich Grünfeld mit einem Bittschreiben an den Herzog, ihm die Hochzeit mit Anna Ruck, mit der er sich schon vor längerer Zeit verlobt habe, gnädig gestatten zu wollen „zu Verhütung allerhand Unraths, so der Teufel als ein Feind des heiligen Ehestandes zu erregen

[1]) Auch die Rechnungen dieser damaligen Doktor-Promotion sind uns erhalten und interessant; es findet sich darin u. A. berechnet: ein Ochse 7 ℳ, allerlei Gewürz 11 ℳ, eine Speckseite 2 ℳ, 46 ℔ Butter 4 ℳ, dem Koch für Auslagen 5½ ℳ, Konfekt 5 ℳ 14 *gr*, Rheinwein 42½ ℳ, 4 Faß Zerbster Bier 28 ℳ, vom Apotheker Ranscher 2 Tonnen Hamburger Bier 9 ℳ, dem Schneider Kroppenstedt für Mützen und „Spannier" zu machen 7½ ℳ, für Sammet, Seide und Fransen zu den „Bereidten" 31 ℳ 4 *gr*, für 6 „Gewanddereidte" und 14 Dutzend Handschuhe 24 ℳ 7 *gr*, für Zindel an die 12 Fackeln 3 ℳ 8 *gr*, dem Tischler „so die cathedram in's Chor gebracht" 12 *gr*, der Frau Dr. Bokel „zum Trankgeld" 4 ℳ, deren Dienerinnen 1 ℳ, dem Dr. Joh. Alexander für die carmina 1 ℳ, den Spielleuten 3 ℳ, den Cantoribus 1 ℳ, dem Koch Politz für sich, zwei Weiber, einen Knecht und Jungen 5 ℳ; convivium disputationis 20 ℳ; der Universität in fiscum, der Juristen-Fakultät und den Pedellen pro bonis novis 30 ℳ.

Digitized by Google

pflegt, wenn man nach gehaltenem Verlöbniß solch christlich Vorhaben auf die lange Bank zu spielen gemeint ist"; Alles, wozu er durch seine Bestallung verpflichtet sei, könne und wolle er auch im heiligen Ehestande wohl verrichten. Zugleich bat Grünfeld des Herzogs Kammersekretär Wolf Evers, sein Anliegen mit beim Herzoge befürworten zu wollen. „Ich weiß wohl — schreibt er — was ich diese Zeit über von männichlich für schimpfliche und höhnische Rede dieserhalb in mich habe fressen müssen und noch gratias dazu sagen und meine gnädigen Herren entschuldigen. Wenn man in Barbaria oder andern Orten, da man leibeigene Leute hat, lebete, wäre es genug, jedoch muß man es der Zeit befehlen und Besseres hoffen. Derwegen wollet doch so viel möglich helfen befördern, daß uns nachgegeben werden möge, demnächst in Halberstadt unsern Ehrentag anzusetzen." Endlich, auch auf dringende Fürbitte des Herzogs Heinrich Julius, gab der Herzog seine Einwilligung, und die Hochzeit Grünfelds ward vom 14.—18. Oktober 1583 zu Halberstadt großartig gefeiert. Dreihundert Gäste wurden an 30 Tischen gespeist; die Kosten, welche sich auf 550 Thlr. 32½ Mgl. beliefen, bezahlte Herzog Julius zur Hälfte und lieferte außerdem Hirsche, Rehe und Hasen.

Als Herzog Heinrich Julius sein 17. Lebensjahr erreicht, in den Studien ausgezeichnete Fortschritte gemacht hatte; jetzt aber als regierender Bischof zu Halberstadt nothwendig mehr und mehr zu der Regierung herangezogen werden mußte und so eine Änderung der bisherigen Studien-Ordnung nöthig wurde, erließ Herzog Julius am 22. August 1581 eine neue Instruktion für Hofmeister und Präceptoren: Heinrich Julius dürfte jetzt „nicht mehr so continue Tag für Tag über den Büchern und in den Schulen gehalten werden", Mittwochs und Sonnabends sollte der Unterricht ausfallen und der Herzog den Regimentssachen obliegen; an den übrigen Tagen aber sollte derselbe Morgens von 7—9 und Nachmittags von 3—4 Uhr studieren, von 9—10 Uhr Vormittags aber, auch zu gewissen Stunden Nachmittags, die Relationen der Kammersekretäre hören, Supplikationen ꝛc. entgegennehmen, einen Jeden, arm oder reich, selber hören und nach geschehener Berathung mit Hofmeister und Präceptoren auf alles Bescheid geben, die übrige Zeit aber bis zum Mittagsessen mit Fechten, Spazierengehen und andern „liberalibus et honestis studiis" zubringen; des Nachmittags könnte derselbe sich auch

Digitized by Google

mit allerhand Ritterspielen, Reiten, Ringrennen, Hetzen, Fechten, Ballschlagen, Schachspielen, Schießen und dergl. belustigen, jedoch alles „mit Bescheidenheit, daß auch das studium pietatis als recitatio precum Morgens und Abends et lectio sacra täglich kontinuieret werde." Hofmeister und Präceptor sollten aber auch dahin sehen, daß zu dem Ringrennen und andern Ritterspielen die Bahn recht zugerichtet, dem Herzoge dazu taugliche Rosse gegeben und die Rennspieße für des Herzogs Alter und Stärke passend gemacht würden; auch sollte noch nicht gelitten werden, daß der Herzog schon selber hetze oder die für ihn noch zu starken Windhunde selber führe, sondern zu dem Behuf sollte ein tüchtiger „Hetzer" gehalten werden. Für den Unterricht bestimmte Herzog Julius auch eine Erweiterung, indem seine Söhne jetzt auch in der Geometrie und Baukunst, namentlich in der Festungs-Baukunst unterwiesen werden sollten. Da die Präceptoren nicht dazu im Stande waren, auch selbst in Helmstedt kein Lehrer dazu scheint gefunden zu sein, wandte sich der Herzog (am 2. September 1581) an den Kurfürsten August von Sachsen: „Als Wir unlängst dem Examini Unserer freundlichen lieben Söhne in Person beigewohnt, haben Wir befunden, daß zu fernerer Continuation der gottlob wohl angefangenen Studien J. J. L. L. unter anderm nunmehr auch eines wohlerfahrenen Geometers, der im Abtheilen und Messen, auch „Reißen" und dergl. nützlichen künstlichen Dingen fertig ist, bedürftig werden, den Wir diesmal dieser Landart für Unsere junge Herrschaft dienlich nicht wohl antreffen können, bitten derhalben freundlich, wo der Örter oder sonst in der Nachbarschaft so eine Person, der solcher Dinge kundig und daneben guter Sitten und eines ehrbaren eingezogenen Wandels anzutreffen wäre, E. L. möchten denselben anher weisen lassen, und wenn der gleich beweibt ist, soll er nichts destoweniger zu obbemeldetem Behuf befördert werden." Kurfürst August befahl hierauf den Universitäten zu Leipzig und Wittemberg, sich „nach einer solchen Person umzuthun." Sie bezeichneten mehrere Gelehrte, welche dem Herzoge Julius zur Auswahl benannt wurden. Der Erwählte muß sich auch bewährt haben, denn ein fernerer Brief des Herzogs Julius vom 21. December 1582 enthält abermals die Bitte um einen solchen Lehrer: „Auch bitten Wir ganz freundlich, E. L. möchten Uns einen der Architektur geschickten und erfahrenen Gesellen zuweisen, so Unsern freundlichen lieben

Digitized by Google

Sohn, den Bischof zu Halberstadt, aus dem Euclide und Vitruvio des rechten liegenden und durchschneidenden geometrischen Grundes, auch von Festungen, zierlichen Gebäuden, nach den fünf Ordnungen des Vitruvii auf den verjüngten Schuh auf's Papier oder in's Große zu bringen, auch der Perspektiven nach der Lehre des Sebastian Serlius unterweisen könne."

In den Studien machte Heinrich Julius die herrlichsten Fortschritte, wie er sich ja später auch in allen Wissenschaften, namentlich der juristischen, auf's glänzendste hervorthat und dieselben schätzte und förderte, aber schon damals zeigte sich bei dem jungen Fürsten die Neigung zu Üppigkeit und Verschwendung, wie sich in dieser Beziehung auch seine spätere Fürstenwaltung als total verschieden von der väterlichen darstellte, auf des Julius weise Haushaltungskunst dann ein rücksichtsloses Verbringen und schwere Belastung der Unterthanen folgte und an die Stelle der früher geschilderten, überaus bescheidenen Hofhaltung des Julius eine prunkvolle und luxuriöse trat, welche die Ersparungen des haushälterischen Vaters bald vertilgte und die Kammergüter mit schweren Schulden belegte. Erhalten ist uns das genau geführte, lange Protokoll einer ernsten Konferenz, welche dieserhalb der Herzog Julius mit seinem 19jährigen Sohne Heinrich Julius in Gegenwart von dessen Hofmeister und Räthen am 5. Februar 1583 hatte. Der Herzog hielt ihm vor: wie väterlich er bisher für ihn gesorgt, die milde, treue Hand ihm nicht verschlossen und ihn dahin gebracht habe, daß er schon gleich andern Fürsten ein „reichlich Auskommen genieße"; der Sohn solle bedenken, was er vor der Einführung in Halberstadt mündlich und schriftlich versprochen habe: sich fürstlich und ritterlich zu halten und seine Studien bis zum 20. Lebensjahre treulich fortzusetzen. Als der Herzog nun neulich zu Gröningen Inspektion gehalten, habe er befunden: „wie Haushaltung und Regiment daselbst unordentlich und unwürdig gewesen, Jäger, Hundetrecker, Lakaien und Herr Omnes vor Küche und Keller gelegen und in S. F. G. Gemach aus- und eingelaufen seien"; er habe deshalb sorgenvolle Nächte gehabt und beschlossen, den Sohn und seine Räthe vorzufordern und väterliche Vermahnung zu thun. Vater und Mutter hätten dem Sohne eine stattliche Aussteuer gegeben, wenn dieser jetzt aber leichtsinnig verschwende und bald dies, bald das weggebe, so sei ihm nicht zu helfen. Vor

Digitized by Google

allem solle er sein fürstlich Regiment nicht „auf Schweißaustreiben, Bedrückung und Beschwerung der armen Leute richten“ und sich „der übermäßigen Jagdbegierde enthalten“; er sollte „Jäger, Hundetrecker, Lakaien und dergl. Herr Omnes“ nicht über sich regieren lassen, sondern dieselben an den Marschall verweisen, auf seine fürstliche Autorität und Hoheit sehen, die Studien „nicht verkalten lassen“ und sich „vor Hurerei, Ehebruch und andern Untugenden fleißig hüten.“ Sein Vorfahr, Bischof Hermann, sei auch ein gelehrter Herr gewesen und große Hoffnung auf ihn gesetzt, als er „sich aber zu Jagden, Hurerei und dergl. begeben“, hätte er resignieren müssen. Heinrich Julius habe dem Herzoge Franz, als dieser ihm vorgehalten: er werde ein rechter Jagdteufel werden, geantwortet: was wäre ihm alles Gut und Geld, wenn er keine Lust hätte! Er sollte Maaß halten und Alles mit Rath seines Hofmeisters und seiner Räthe anfangen, „sich auch auf leichtfertige Kleidung nicht begeben, noch Alles machen lassen, was er sehe und ihm gefiele, sondern zu Allem, was einem Fürsten wohl anstände, Lust und Liebe tragen.“ Dem Herzoge gefiele auch nicht, daß der Sohn ihm nie „die Küchenauszüge“ geschickt; er wolle ihm und den Seinen die Bissen nicht in den Mund zählen, aber gleichwol häuslich ordentlich Regiment gehalten wissen. Er habe durch den Kaiser sein Testament konfirmieren lassen und darin wohl vorgesehen: „welcher Sohn sich unter den Gebrüdern am fürstlichsten, gehorsamsten und rühmlichsten halten und ihm, dem Vater, mit sohnlicher Liebe und Treue unter die Augen gehen und sich zum besten schicken würde, der sollte sein Successor und Regent werden.“ Lebe und handle nun Heinrich Julius seinem Wunsche und Willen gemäß, so wäre er sein lieber Sohn, „wo nicht — erklärt Herzog Julius — haben Wir mehr Söhne und stehet bei dem lieben Gott, wer das Glück haben soll. Wir haben den Landständen an 50,000 Gulden vorgestreckt und dazu ihnen noch über 10,000 Thlr. Goldes werth vertestiert. Wen nun der liebe Gott unter Meinen Söhnen gleich dem König David von geringem Herkommen erwählet, dem wollen Wir es gönnen.“ Darauf ermahnt Herzog Julius seinen Sohn nochmals: „sich auf deutsche, ehrbare, fürstliche und nicht welsche, undeutsche Kleider zu begeben, und nicht elsterbunte Kleider, so splendosich und leichtfertig, zu tragen“, nicht in das Geld zu greifen als nur mit Rath des Hofmeisters und Mar-

Digitized by Google

schalls, und alles was er an Kleidern, Rüstungen und fürstlichem Zierrath begehre, nur im Fürstenthum Braunschweig machen zu lassen. Schließlich wendet sich der Herzog noch an seines Sohnes Hofmeister und Räthe, Curd v. Schwicheldt, Hans v. Bülow, Levin v. Borstel und Quirin Dauß: weil von ihnen keiner hätte „das Hütlein abziehen" und seinem Sohne Solches vorhalten wollen, hätte er als treuer Vater es thun müssen; sie sollten allen Fleiß anwenden, daß sein Sohn sich fortan fürstlich halte und seine Autorität in Acht nehme.

Als nun so das Leben am Hofe des Heinrich Julius zu Gröningen sich immer fürstlicher, ja üppig gestaltete und daher für die bis jetzt daselbst mit geleitete Erziehung der jüngern Söhne des Herzogs Julius: Philipp Sigismund und Joachim Karl manche Bedenken und Gefahren mit sich führte, beschloß der Herzog, dieselben von dort wegzunehmen und zu ihrer weitern Ausbildung auf die Universität Helmstedt zu schicken. Schon am 7. Oktober 1581 schreibt Julius an den Kurfürsten August von Sachsen: — „Unsere Julius-Universität florieret Gottlob jetzt wohl; nur dürfen die Pfaffen daselbst nicht regieren; Wir haben aber des Konsistorii Insiegel bei Uns, und dürfen sie nichts lassen ausgehen oder drucken, Unsere Räthe hätten's denn erst gelesen und durchgesehen. Es ist nun so weit kommen, daß auch die französische Sprache allda gelernt wird, und sind jetzt über 600 Studenten zur Stätte. Wir wollen nun auch Unsere beiden geliebten Söhne dahin ordnen und in unterschiedliche Häuser daselbst verdingen, denn es sind unterschiedliche ingenia: Herzog Philipp Sigismund läßt sich wohl an in Höflichkeit und dergl. Sachen, muß sonderlich institniert werden, ist sonst blöde; Herzog Joachim Karl ist bescheidener und weiter als Herzog Philipp kommen, will patrisieren. Deshalb wollen Wir die Unkosten daran wenden und sie auf die Universität schicken, darnach dann in die Welt: einen nach Straßburg und den andern nach Tübingen." Von der Absicht aber, die Söhne getrennt, in verschiedenen Häusern zu Helmstedt unterzubringen, ging Herzog Julius nach mehreren deshalb eingeholten Gutachten ab und beschloß, dieselben beide ihre Wohnung in dem Hause des Professor Dr. jur. Joh. Borcholt nehmen zu lassen. Am Sonntage nach Ostern 1582 ward mit diesem deshalb folgender Kontrakt abgeschlossen: — — „1) Sollen Ihre F. F. G. G. (Philipp Sigismund, jetzt 14, und Joachim Karl 9 Jahr alt) einen

Digitized by Google

Eßsaal und eine Schlafkammer zusammen, ein jeder aber eine besondere Studierstube und Geräthkammer, die beiden Hofmeister zusammen eine Stube oder Kammer, die Präceptoren auch zusammen eine Stube oder Kammer, und die Edelknaben, auch andere Aufwärter, ihre ziemliche Lagerstätte haben. 2) Sollen beide Fürsten an einer Tafel Mittags um 10 und Abends um 5 Uhr gespeist, und jedesmal 8 Essen aufgetragen werden. Doch sollen die Hofmeister und Medici darauf sehen, daß der jungen Herrschaft vor und zwischen der Mahlzeit oder zu sonstigen unordentlichen Zeiten Obst weder heimlich noch öffentlich beigebracht, noch sonsten Ihren F. F. G. G. etwas geschenkt oder verehrt werde, und sollen die Hofmeister stets aus der Küche, ehe angerichtet wird, die Eßzettel fordern, diese Illustrissimo wöchentlich, von beiden Fürsten, den Hofmeistern und Dr. Borcholt unterschrieben, zuschicken [1]), und so oft nöthig der Medicorum Bedenken bei und über jedem ferculo fordern, und die Einrichtung thun, daß die Essen für die Herrschaft erstlich in der Küche, zum andern durch die Trugsessen oder Edelknaben, und dann zum dritten durch den Vorschneider allemal gebührlich kredenzt werden. Neben den Fürsten sollen zur Tafel gezogen werden: die beiden Hofmeister, Dr. Borcholt und seine Hausfrau, und — wenn die Herrn allein sind, auch Platz ist — die Präceptoren, sonderlich die ältesten und vornehmsten, auch daneben öfter, wenn es füglich geschehen kann, einer

[1]) Von den vorgefundenen Speisezetteln mögen hier die der drei ersten Tage nach der Ankunft der Prinzen in Helmstedt mitgetheilt werden. Am 14. Juni 1582, Mittags: 1. Rindfleisch mit einer Suppe. 2. Gesottene Hühner. 3. Gebratenes. 4 Gemüse. 5. Trocken Fleisch. 6. Hammelfleisch. 7. Fische aus dem Salze gesotten. 8. Schwarz Hasenfleisch. 9. Gebackenes. 10. Krebse, Butter, Käse und Erdbeeren. — Abends: 1. Gebratene Hühner mit einer kalten Weinsuppe. 2. Hammelfleisch mit Petersilien. 3. Warm Gebratenes. 4. Zwetschen. 5. Schwarz Hasenfleisch. 6. Fische mit Butter gekocht. 7. Kalbfleisch. 8. Gebratene Tauben, Butter, Käse und Erdbeeren. — Am 15. Juni, Mittags: 1. Eine Mandelsuppe. 2. Stockfisch mit einer Suppe. 3. Warm Gebratenes. 4. Gebacken Wild. 5. Vögel in Butter gebraten. 6. Rindfleisch. 7. Krebse. 8. Gebackenes, Butter, Käse und Erdbeeren. — Abends: 1. Hühner mit Weinrahm. 2. Rindfleisch. 3. Stockfisch. 4. Gebratener Hecht. 5. Gebratene Tauben. 6. Karpfen aus dem Salz. 7. Gekochte Schollen. 8. Krebse, Butter und Käse. — Am 16. Juni, Mittags: 1. Erbssuppe. 2. Trockener Hecht. 3. Warm Gebratenes. 4. Zwetschen. 5. Fische mit Butter gekocht. 6. Gekochte Vögel. 7. Rindfleisch. 8. Krebse und Gebackenes, Butter und Käse. — Abends: 1. Eier in Schmalz. 2. Gekochte Hühner. 3. Hammelfleisch. 4. Gebackene Fische. 5. Warm Gebratenes. 6. Butterfische 7. Gebratene Neunaugen. 8. Krebse, Butter und Käse.

Digitized by Google

von den Profeſſoren, wobei aber die Ordnung gehalten werden mag, daß an einem Tage ein Theologus, am andern ein Juriſt, am dritten ein Medicus, am vierten ein Philoſophus oder Artiſt, und alſo auf die Reihe alle Profeſſores nach einander, wie auch bisweilen Dr. Mynſinger, desgleichen der franzöſiſche Schulmeiſter, der den Fürſten zu der franzöſiſchen Sprach Anleitung geben, und dann auch neben den Präceptoribus und dem Fechtmeiſter dieſelben im Schreiben zum beſten unterweiſen helfen ſoll. Und ſoll, wann man zum Letzten kommen, alsdann von vorn und beim Erſten wiederum angefangen werden. Dieſelben Profeſſores ſollen aber ſchuldig und daneben befehligt ſein, ein fleißiges Mitaufſehen zu haben, wie es mit und bei der jungen Herrſchaft gehalten wird und was etwa zu verändern und zu verbeſſern ſein möchte. — Bei Tiſch ſollen die Herren, auch die Andern, ein jeder ſeinen eigenen Pokal oder Becher haben und daraus ſeine Nothdurft trinken, und ſoll in dem kein Übermaaß gebraucht, auch für jede Mahlzeit auf den ganzen Fürſtentiſch in allem nicht mehr denn ein Stübchen Wein oder auch weniger, je demnach viel Perſonen vorhanden, und die ziemliche Nothdurft an Bier von Dr. Borcholt verabfolgt werden, und einer dem andern nicht zutrinken zu halben, vollen, noch ſonſten. Doch ſollen die Fürſten ihren beſondern eigenen gelinden Mundwein, die Andern auch ihren verordneten Wein haben, den Edelknaben aber und andern Aufwartenden gar kein Wein, ſondern Helmſtedtiſch Bier auf ihren Tiſch gegeben werden. Die Eſſen, ſo von der Herren Tiſche kommen und nicht für Ihre F. F. G. G. zur künftigen Mahlzeit oder von einem Tag zum andern kalt ausgeſetzt werden, ſind den Präceptoren, Edelknaben und andern Aufwartenden zum Beſten aufzuheben, und ſollen ſie, wenn die Herren aufgeſtanden, damit geſpeiſet und ihnen darneben des Helmſtedtiſchen Biers die Nothdurft, auf jede Perſon etwa ein Quartier zur Mahlzeit, und nicht mehr, gegeben werden. Und ſoll Dr. Borcholt alle Viktualien beſchaffen und ſie durch ſeine Hausfrau und Geſinde zurichten laſſen. Dargegen ſoll und will hochgedachter Fürſt ihm, dem Dr. Borcholt, für jede Perſon, Herrn und Diener ohne Unterſchied, für jede Mahlzeit als Koſtgeld entrichten: drei, thut des Tages ſechs Mariengroſchen, worin die Morgenſuppen oder das Morgenbrod für die Herrn und Edelknaben mit eingeſchloſſen ſind. Was aber das Getränk, als Wein und Bier

Digitized by Google

auf den Fürstentisch betrifft, das will hochgedachter Fürst entweder von Wolfenbüttel oder sonst dahin nach Helmstedt beschaffen, oder aber, wie auch das Bier für die Edelknaben und Aufwärter, zu Helmstedt durch Dr. Borcholt einkaufen lassen und das sonderlich bezahlen. — 3) Sollen die Fürsten ihr eigen Bettgewand und Bettspunden, auch Tisch-, Hand- und Tellertücher und anderes Leinengeräthe auf Ihrer F. F. G. G. Leib haben, Dr. Borcholt aber soll für die Hofmeister, Präceptoren und der jungen Herrschaft Leibknaben nothdürftig Bettgewand halten, sonst aber ein Jeder sich selber Bettgewand beschaffen. — 4) Soll Dr. Borcholt durch sein eigen Gesinde in seinem Hause der Fürsten eigenes Leinengeräth — und solches allemal besonders, daß dazu kein fremdes Zeug kommt — waschen, auch fein säuberlich trocknen, zusammenlegen und mangeln, und darnach durch der Herren verordneten Schneider in den dazu geordneten Kasten verwahrlich beilegen lassen, und die Herren damit also versorgen, daß Ihre F. F. G. G. wo nöthig täglich ein frisch Hemd, auch ein frisch Tisch-, Hand- und Tellertuch haben mögen. Was aber der Hofmeister, Präceptoren, Edelknaben und anderer aufwartender Diener Geräth belangt, das mag ein jeder seiner Gelegenheit nach anderswo um seine Gebühr waschen lassen; jedoch soll den Edelknaben an Schuhgeld so viel als hier bei Hofe alle Quartal gegeben werden. — 5) Soll und will Dr. Borcholt darüber, was an Licht und Holz in Küche, Kachelofen und Kamin zur Nothdurft und ohne Überfluß aufgehet, alle Wochen ein ordentliches Verzeichniß einschicken und hochgedachter Fürst ihm das alles sonderlich bezahlen. Was an Wildpret, das man zu Helmstedt sonsten nicht haben kann, S. F. G. dahin verordnen werden, das soll bis auf weitere Vergleichung Dr. Borcholt zu Gute kommen. — Die Thüren des Hauses soll Dr. Borcholt, sobald es finster wird, sorgfältig verschließen lassen, so daß Niemand als sein Gesinde sie öffnen könne; im Sommer nach 9, im Winter nach 8 Uhr sollen sie bis zum folgenden Morgen nicht geöffnet, noch Jemand ein- oder ausgelassen werden, solches erfordere denn die höchste Nothdurft und geschehe mit der Hofmeister und Dr. Borcholt's Vorwissen. Inmaßen auch sonsten neben den Hofmeistern Dr. Borcholt die Inspektion auf die junge Herrschaft mit führen, sie auch nicht weniger als die Hofmeister mit Worten und Ruthen nach ihrem Verdienen zu züchtigen haben soll; jedoch

Digitized by Google

sollen die Hofmeister, so darauf sonderlich besoldet und verpflichtet sind, der Fürsten Institution und Inspektion zu verantworten haben; Dr. Borcholt aber so praecise nicht obligiert sein."

Für den Unterhalt der beiden Prinzen und der ihnen beigeordneten Personen hatte der Herzog nach der uns vorliegenden Berechnung des Dr. Borcholt für das erste Jahr zu zahlen die Summe von 1517 Thlr. 19 Gr. 8 Pfg.

Am 14. Juni 1582 trafen die beiden Prinzen mit ihrem Gefolge von 16 Personen, den Hofmeistern Franz von Behr und Gottschalk Damitz (später treten als Hofmeister auf: Heinrich Grünfeld und Jakob von Arnstedt), den Präceptoren Conrad Becker und Heinrich Weingärtner, den Edelknaben Joh. von Issendorff, Ernst von Lethow, Moriz von Arnim, Joh. von Grapendorp, Ludolf von Gittelde, Wolf Spitznase, Caspar Wrampe u. A. in Helmstedt ein und wurden vom Rektor und der ganzen Universität mit einer lateinischen Rede empfangen. Der Rath der Stadt hatte die Bürger gewaffnet vor dem Thore sich aufstellen lassen und verehrte hernach den Fürsten 1 Faß Zerbster Bier und ein Fäßchen Wein; die Universität kredenzte 8 Stübchen Wein, wie der Hofmeister Franz von Behr dem Herzoge Julius am 18. Juni meldet in einem Briefe, welchem Prinz Joachim Karl gleich die Bitte beigefügt hat: „Gnädiger und freundlicher, lieber Herr Vater. Ich bitte, E. G. wollen mir ein Pferd schicken, damit ich möge spazieren und in die Kirche reiten, so will ich desto fleißiger studieren. Hiermit E. G. Gott dem Allmächtigen befehlend." — Auch bedauert der Hofmeister, gleich melden zu müssen, daß der von dem Herzoge für die Prinzen überschickte Wein nichts tauge: „Der Wein ist fast sauer und trübe, und den Herren meo et medicorum judicio gar nicht dienlich, besorge auch, daß Herzog Philipp sich bald übel danach befinden werde und hielte es für sehr nöthig, daß E. F. G. den Herren einen guten rheinischen oder andern guten Wein überschickten. Bis anhero aber haben die Herren auf Gutachten der medicorum den Wein, welchen der Rath verehrt, getrunken."

Über die Studien dieser Prinzen in Helmstedt haben sich bisher gar wenige Aktenstücke vorgefunden; doch werden dieselben nach Ordnungen und Instruktionen geschehen sein, die mit den von uns bereits kennen gelernten wohl ziemlich gleichen Inhalt und Charakter hatten. Überhaupt

Digitized by Google

findet sich über die Erziehung der jüngern Söhne des Herzogs Julius weniger Material als über die des Erbprinzen Heinrich Julius.

Gleich in dem ersten Jahre, als die genannten Prinzen in Helmstedt eingetroffen waren, 1582, ward diese Stadt von der Pest schwer bedroht, und als nun einer der Edelknaben von einem ähnlichen Anfalle heimgesucht ward, ergriff der Hofmeister Franz von Behr mit den Prinzen die Flucht und brachte sie nach dem Kloster Marienthal in der Nähe. Sobald aber Herzog Julius hiervon Meldung erhielt, schrieb er sogleich (am 14. November 1582) an Franz von Behr: „Unsere Gunst zuvor. Ehrenfester Rath und lieber Getreuer. Wir haben Dein Schreiben von wegen der einschleichenden Pest und daß Du, als der eine Junge, Wolf Spitznase, mit Leibesblödigkeit befallen, Unsere beide junge Herrn nach Marienthal gebracht, empfangen ꝛc. Wir sind aber diesen Morgen aus Dr. Bokel's und Dr. Nauwald's Schreiben unterthänig berichtet worden, daß es mit angeregtem Jungen keine Gefahr haben solle. Nun ist Unser Wille, daß Du gedachte Unsere junge Herrn ungesäumt wieder nach Helmstedt bringest, denn Wir sie nicht wie feige, weibische Memmen erzogen haben wollen; man hat auch noch nicht viel gehört, daß ein Fürst von Braunschweig an der Pest gestorben, sondern wol vielmehr in Schlachten, Spießrennen und dergleichen tapfern Thaten christlich und rühmlich umgekommen. Jedoch wollen Wir auch vorwissentlich nichts verhängen, und sehen für gut an, daß nicht allein obgemeldeter kranke Junge Spitznase, sondern auch, da künftig ihrer mehr mit Schwachheit befallen würden, dieselben ungesäumt, von Stund an aus Dr. Borcholt's Haus in andere Häuser gebracht und allda kuriert werden sollen, wollen aber durchaus keine Trennung und schädlichen Riß oder Fall in Unserer Julius-Universität angerichtet und verursacht, sondern das und kein anderes haben: daß Unsere Söhne in christlicher Zucht andern Studenten zum Exempel allda lange zu perseverieren erzogen, und man sich, bis der Allmächtige es anders verhängen würde, festiglich zusammenhalte. Du kannst auch alte Schuhe zu kleinen Riemen, mit Löchern durchbohrt, schneiden, oder darzu eine oder mehrere Theertonnen klein hacken, und solches mit Pulver und Schwefel zurichten lassen, damit die Kleider und das Haus, auch auf den Gassen, zu beräuchern, welches dann keine

Digitized by Google

pestilenzische Luft leidet. Was es kostet, wollen Wir bezahlen. Sind Dir auch zu Gnaden wol gewogen."

Der nun 15jährige Prinz Philipp Sigismund ward aber schon in dem nächsten Jahre (1583) wegen Kränklichkeit und weil er wieder „von melancholischer Schwachheit befallen", von dem Vater auf ein Jahr zu seiner ältesten, an den Herzog Ludwig von Pommern-Stettin verheiratheten Schwester Sophie Hedwig geschickt, um dort zu Ukermünde und Wolgast ganz der Gesundheit zu leben; zugleich wünscht aber der praktische, hausväterliche Herzog, daß sich der Sohn dort auch in der Land- und Hauswirthschaft gehörig umsehe. So schreibt er am 17. November 1583 an seine Tochter Sophie Hedwig: — „Daß Unser Sohn, Herzog Philipp Sigismund fromm sei, sich wol anlasse und gehorche, was man Sr. L. sagt, ist Uns mit väterlicher Freude zu hören, und können S. L. in fürstlichen Sitten und Tugend nicht zu viel zunehmen; Wir erachten aber, wo S. L. der braunschweigischen Art nachschlachte, gleich wie E. L., so werden S. L. gleich der Schwester arg und schalk genug werden. E. L. wollen S. L. in Vermahnung behalten und auf E. L. Herrn Gemahls Wirthschaft, Haus- und Hofhaltung gute Acht haben lassen, daß S. L. Uns bald Bericht schreiben können: wie der Orte im Lande Pommern, da S. L. mit E. L. Herrn Gemahl bisweilen ausziehen, die Ackerhöfe in's Gevierte oder sonst anderer Gestalt gebauet, die Äcker beackert und die Viehzucht an Kühen, Schafen und Schweinen zum nützlichsten angerichtet seien, von welcher Anzahl Kühe und Schafe man so und so viel Tonnen Butter, Käse und Steine Wolle jährlich haben könne. Weil S. L. auch korpulent und die Leibesübungen Sr. L. dabei nöthig und dienlich, sehen Wir gern, daß S. L. zu Zeiten lustweise das Tanzen („Dreien") lernen, wenn einer wäre, der S. L. dazu anweisen könnte, damit S. L. desto mehr aus der Melancholie kommen, anderweit sich auch im Fechten und Ringrennen üben, auch Abrisse nach der Architektur, Gebäude in den Grund zu legen, auch perspektivisch machen zu lernen sich beilassen möge." — Darauf antwortet Herzogin Sophie Hedwig am 29. December: „Was ich aus kindlicher Treue vermag, jederzeit zuvor. Hochgeborner Fürst, gnädiger, freundlicher, herzallerliebster Herr Vater und Gevatter. Ich habe E. G. Schreiben empfangen und von Herzen ungern vernommen, daß E. G. wiederum

Digitized by Google

am Beinschaden schwach gewesen sind und das Podogra („Potagla") E. G. dazu geschlagen ist, und Gott weiß: wenn ich E. G. mit meinem Blute helfen könnte, so wollte ich's herzlich gern thun ꝛc. Daß E. G. ein väterliches Wohlgefallen daran tragen, daß sich Herzog Philipp Sigismund wohl anläßt, ist mir gar lieb und ich hoffe, wenn ihn E. G. sehen werden, so wird E. G. noch größer Wohlgefallen daran tragen, denn S. L. sind fromm und gehorsam; ich will ihn auch gern in meiner schwesterlichen Vermahnung behalten, so viel an mir ist und ich verstehe. Was belanget, daß S. L. fleißig Achtung auf meines Herrn Haus und Hofhaltung haben und E. G. zuschreiben soll, wie die Ackerhöfe liegen und wie sie gebaut sind, auch was an Vieh darauf ist, und wie viel Stein Wolle man des Jahrs von den Schäfereien nehmen kann, und wie viel Tonnen Butter man des Jahrs schlagen kann, dazu soll er auch mit allem Fleiß gehalten werden, wie auch bereits geschieht, denn wenn mein Herr hinauszieht, so zieht er allewege mit. Sonst ist in diesem Ukermünder Amt nichts Sonderliches von Viehhöfen, wie E. G. aus meines Herrn Bruders Schreiben wol vernehmen werden, und der Acker ist meist nur Sand und das Vornehmste ist an Wildfuhren, Saaten, Steinen, Kalköfen und Fischereien ꝛc. Was die Leibesübung anlangt, wird unser herzlieber Herr Vorsehung thun, daß er zu Fechten und Ringelrennen gehalten wird, wenn wir — will's Gott — wieder mit Glück nach Wolgast kommen, denn da ist eine Rennbahn und was dazu gehört; und es geht selten ein Tag hin, daß er nicht mit meinem Herrn hinauszieht. Was das Tanzen („Dreigendt") belangt, damit S. L. aus den Gedanken kämen, wollen wir in Acht haben, wissen aber noch Niemand, der solches Handwerk wol könnte, achten es auch nicht nöthig, denn der Melancholie halben brauchen's S. L. nicht zu thun, denn man kann's an S. L. nun nicht mehr spüren, sondern derselbe ist fein freimüthig, und ist auch nicht übrig dick seiner Länge nach, denn S. L. wachsen flugs nach dem Bewegen ꝛc. Wenn mein Herr wird Häuser bauen lassen, wie er Willens, Wolgast zu befestigen, so kann S. L. mit guter Gelegenheit wol dazu kommen ꝛc. E. G. wollen mein herzlieber, gnädiger Herr Vater sein und bleiben; an mir sollen E. G. allezeit eine gehorsame und getreue Tochter haben und behalten; sonsten wünsche ich E. G. von Grund meines Herzens ein glückseliges, fröhliches

Digitized by Google

Neues Jahr und alle ewige und zeitliche Wohlfahrt an Seele und Leib, langes gesundes Leben und glückselige Regierung, Amen" ꝛc. — Als dann nach einem Jahre Herzog Julius seinen Sohn wieder von Wolgast abholen ließ, hatte er den dazu abgeordneten Dienern durchaus kein Geld für den Prinzen mitgegeben „zu Trinkgeldern und Verehrung in die Ämter" daselbst; Sophie Hedwig war darüber außer sich und schrieb sogleich ihrem Vater: wie Solches doch wol nicht fürstlich und dem ganzen Hause Braunschweig schimpflich sein möchte; sie habe daher auf ihre Verantwortung die Abgeordneten gezwungen, auf des Herzogs Kreditschreiben eine Anleihe zu machen und „100 Thlr. in die Ämter, 30 Thlr. in den Marstall, 2 Rosenobel an den Hofprediger, 5 Thlr. dem Balbierer und 5 Thlr. dem Organisten „(Orgelisten) zu verehren", welcher letztere „alle Tage eine Stunde zu S. L. hat gehen müssen und S. L. unterweisen, wie E. G. ausdrücklich befohlen"; sie schloß mit den Worten: „E. G. wollen sich ja über mein dreistes Schreiben nicht ärgern und Ungnade auf mich werfen, denn Gott im Himmel weiß, daß es nicht anders denn gut gemeint ist, und ich hoffe, E. G. werden wol als mit der verzogenen Tochter zufrieden sein, denn ich versehe mich, daß ich noch die verzogene Tochter bin, doch nun bin ich wol eine grobe Pommerin, ich will aber gleichwol als eine gute Braunschweigerin sterben und bin und bleibe E. G. getreue und gehorsame Tochter."

Im Jahre 1586 ward auch des Herzogs Julius jüngster Sohn, der damals achtjährige Prinz Julius August nach Helmstedt geschickt, um daselbst unter Leitung des Hofmeisters Jacob von Arnstedt erzogen und unterrichtet zu werden. Kaum in Helmstedt angekommen, hatte der Prinz das Unglück, sich eine Beule zu fallen; der ängstliche Hofmeister zog sogleich die dortigen Ärzte zu und meldete den Unfall auch dem Herzoge nach Wolfenbüttel mit der Bitte, von dort auch den fürstlichen Arzt Dr. Bökel senden zu wollen. Der Herzog antwortete: — „es wird mit Unserm Sohne Herzoge Julio Augusto der gefallenen Beule halber solche Gefahr nicht haben, und ist Uns lieber, daß Unsere fürstliche Jugend munter, lustig und agil, denn unmuthig sei; erachten auch nicht nöthig, daß Dr. Bökel dahin zu Medierung der Beule geschickt werde, weil Wir sonsten allda Unsere medicos haben."

Im Oktober desselben Jahres meldet der Herzog den Hofmeistern

Digitized by Google

zu Helmſtedt, daß die Prinzen Joachim Karl und Julius Auguſt zu Martini nach Wolfenbüttel kommen ſollten, ſie möchten nun eilends auf eine Comoediam bedacht ſein, die alsdann vor ihm und dem Hofe agiert werden ſollte und in der auch die Prinzen mit ihren Edelknaben mitzuſpielen hätten. Man wählte eine „Tragoedia vom Xerxe", zu deren Aktion 18 Perſonen nöthig waren, in welcher der 13jährige Joachim Karl den König Xerxes zu ſpielen, der 5jährige Julius Auguſt aber nur einmal als ein Engel aufzutreten und nur die Verſe zu ſprechen hatte: „Sucht Gottes Ehr, des Landes Heil — Ihr Herren all' zu gleichem Theil, — damit nicht euch der Anſchlag feil."

Über die Erziehung und den Unterricht der Prinzen Joachim Karl und Julius Auguſt liegt uns nur eine kurze Inſtruktion des Herzogs Julius für den Vicehofmeiſter derſelben, den uns bekannten Dr. H. Grünfeld vor, vom 10. Mai 1588, wodurch derſelbe angewieſen wird, die Prinzen nach denſelben Beſtimmungen und Ordnungen „in Gottesfurcht und allen fürſtlichen Tugenden und Sitten, auch ehrbaren guten Künſten und Sprachen zu erziehen", wie es ſeiner Zeit beim Herzoge Heinrich Julius geſchehen ſei, und wir früher kennen gelernt haben. Bei Joachim Karl wird noch beſonderes Gewicht gelegt auf die „Exercitia corporis mit Fechten, Springen, Reiten, Ballſchlagen ꝛc., denn S. L. werden ziemlich ſtark und corpulent, auch zugleich laulicht (sic!) und träge daneben, dem vorzukommen ſolche exercitia hoch vonnöthen." Um 10 Uhr ſoll zu Mittag, und um 5 Uhr zu Abend gegeſſen werden und „bei Tiſch von feinen, luſtigen, geiſtlichen oder andern Hiſtorien, woraus man gute Anleitung zu löblicher Regierung nehmen kann, geredet, aber gar keine Disputation oder Gezänk von ſtreitigen Religionsſachen erregt noch geduldet werden. Und damit man von ſolchen Dingen zu reden deſto mehr Urſach nehmen möge, ſoll von einem der Edelknaben des Mittags aus dem Regentenbuche Georg Lauterbecks, des Abends aber aus dem Chronico Carionis Philippico bei Tiſch etwas geleſen werden. — Der damals 10jährige Julius Auguſt ſoll im Leſen und Schreiben, dem Katechismus und in lateiniſchen Vokabeln, Deklinationen und Konjugationen unterwieſen werden. Auch ſoll er „zu Zeiten zu dem Lateinſprechen nach den Formulis Sebaldi Heiden gewöhnet" werden.

Digitized by Google

Eberhard Windeck, der Geschichtschreiber König Sigismunds.

Von Theodor v. Kern, weil. Professor der Geschichte zu Freiburg im Breisgau [1]).

Unserer Nation ist nicht das Glück zu Theil geworden, jene leuchtenden Herrschergestalten, welche im 10., 11. und 12. Jahrhundert fast noch am Eingange unserer Geschichte stehen und so wie keine Späteren dem ganzen Deutschland angehören, von mitlebenden Zeitgenossen in der Sprache des Volkes geschildert und verherrlicht zu sehen. Die deutsche Sprache selbst war noch nicht zu jenem Grade der Entwicklung gediehen, welcher nothwendig war, um ihre Verwendung zu Werken geschichtlicher Prosa möglich zu machen. Man sah sich ausschließlich auf das Latein hingewiesen. Und dazu strebte auch Sinn und Natur aller derer, welche zu literarischen Produkten dieser Art befähigt gewesen, nicht über den engen Kreis gelehrter Thätigkeit hinaus. In Klöstern geschrieben, wurden die meisten Geschichtswerke dieses Zeitraums auch nur in Klöstern gelesen. Erst als mit dem Untergange der staufischen Kaiser einer der folgereichsten Wendepunkte in Deutschlands Geschichte eingetreten, als die politische Einheit der Nation schon tief erschüttert, ihre Unternehmungen nach Außen in's Stocken gerathen waren, hat gleichzeitig mit der überall um sich greifenden Lokalisirung der Gewalten die literarische Bildung breitere und tiefere Wurzeln im Volke geschlagen. Die künstlerische Ausbildung der Sprache war durch die poetischen Strebungen des 13. Jahrhunderts weit gefördert, der Gesichtskreis wenigstens der Städter durch das Emporblühen von Handel und Verkehr wesentlich erweitert worden.

Es ist keine Frage: die freie Selbstbestimmung des Einzelnen trat stärker und ausgeprägter hervor, die verschiedenen oft sehr kleinen Gemein-

[1]) Ein Vortrag. — Aus dem Nachlaß des Verstorbenen herausgegeben von Freundeshand.

Digitized by Google

wesen im weiten Reiche gelangten zu ungeahnter selbstständiger Bedeutung, entwickelten ein überraschend kräftiges Leben. Aber damit ging auch zum großen Theile der Blick auf das politische Ganze, damit ging die Opferfreudigkeit verloren, aus welcher denn doch neben der bewegenden Kraft kaiserlicher Machtfülle alle die großen kriegerischen Thaten des gesammten deutschen Volkes hervorgegangen waren. Und wie der Ruhm des Fürsten nun der Stolz des Landes, das Blühen und Gedeihen seiner Stadt oft die einzige Sorge des Bürgers war, so richtete sich auch der Blick des Geschichtschreibers zunächst und vorzüglich auf die Geschicke seiner Heimath, auf die Thaten und Leiden seiner Mitbürger hin. So hat im Laufe des 14. Jahrhunderts in Straßburg Fritsche Closener, so hat in Nürnberg Ulman Stromer in deutscher Sprache die Ereignisse beschrieben, welche in engerem oder weiterem Kreise um die Geschichte dieser bedeutenden Städte sich zusammenordnen ließen. Die Geschichtschreibung in der nationalen Sprache war erwacht, aber sie hatte sich nicht mehr dem alten Reiche, sondern den frisch aufblühenden lokalen Bildungen zugewendet. Unter solchen Verhältnissen kann es kaum auffallend erscheinen, wenn erst im 15. Jahrhundert uns der Versuch begegnet, das Leben und die Thaten, die Regierung eines deutschen Königs und römischen Kaisers zum Gegenstande geschichtlicher Darstellung zu machen.

Der Mainzer Bürger Eberhard zum Windeck, oder wie er sonst auch heißt: Eberhard Windecke, hat in den Jahren 1430—1440 in seiner Geschichte Kaiser Sigmunds dieses Werk unternommen und zum ersten Male dem deutschen Volke die Geschicke eines seiner gemeinsamen Herrscher in deutscher Sprache erzählt. Dieser Umstand dürfte, glaube ich, schon allein es als lohnend erscheinen lassen, wenn wir diesem Manne und seiner literarischen That unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Lage Europas, wie sie sich gestaltet hatte, da Sigmund die Krone des heiligen römischen Reiches deutscher Nation überkam.

Sein Vorgänger König Ruprecht aus der pfälzischen Linie des Wittelsbachischen Fürstenhauses war am 18. Mai des Jahres 1410 gestorben, da er, verlassen von dem größten Theile der Fürsten, eben im Begriffe stand, gegen den mächtigsten seiner Widersacher, den Erzbischof Johann von Mainz, die Waffen zu ergreifen. Seine kurze Regierung

Digitized by Google

hatte nur zu deutlich gezeigt, daß die fürstliche Aristokratie nimmer gemeint war, die einmal errungene Gewalt dem Besten des Reiches unter einem kräftigen und einsichtigen Könige zum Opfer zu bringen. Und so tief war die Parteiung schon eingerissen, daß man auf eine einmüthige Neuwahl nicht hoffen durfte. Zunächst hatte der abgesetzte König Wenzel keineswegs auf das Reich verzichtet. Ihm stellte man nun noch, gespalten wie man war, zwei Könige gegenüber, den Markgrafen Jobst von Mähren und Sigmund König von Ungarn, dieser ein Bruder, jener ein Vetter König Wenzels. Man hatte von allen Seiten erkannt, daß nur ein Glied des Luxemburgischen Hauses auf den erledigten Thron berufen werden könne. Und als es nach Jobsts Tode Sigmund gelang, sich mit seinem Bruder nach langem Streite zu versöhnen, ward ihm die allgemeine Anerkennung ohne Schwierigkeiten zu Theil.

Aber hatte das politische Schisma nur kurze Zeit gewährt, so war die Kirche längst in zwei Theile gespalten, und eben noch 1409 war der Versuch, die Zweiung zu heben, dahin ausgeschlagen, daß man einen dritten Papst erhob, ohne die beiden andern verdrängen zu können. Nach wie vor saß zu Perpignan im Norden Spaniens der aus Avignon vertriebene Benedikt XIII., während Gregor XII. noch eben die Unterstützung des deutschen Königs Ruprecht genossen hatte, in Neapel von König Ladislaus und in Ungarn von Sigmund anerkannt wurde. Zwischen sie trat der in Pisa gewählte Kardinal Balthasar Cossa als Papst Johann XXIII. — wie zum Hohne zur Heilung der Schäden berufen, welche in seiner lasterhaften Persönlichkeit nahezu den vollendetsten Ausdruck gewonnen. Ihm schlossen sich in Deutschland alle Ruprecht feindseligen Elemente an, voran König Wenzel, während das politisch tief gespaltene Frankreich in der kirchlichen Frage seine Neutralität bewahrte.

Im Übrigen war freilich der Westen Europas durch die unaufhörlichen erbitterten Kämpfe zwischen Frankreich und England, deren zeitweise Unterbrechung nur einem bewaffneten Frieden glich, völlig lahm gelegt. Ein kaum weniger heftiger Krieg hatte im Osten zwischen dem deutschen Orden und Polen gewüthet, und daß der auf den Sieg des Letzteren folgende Friede wenigstens vorübergehende Dauer gewann, war König Sigmunds Werk.

Für ihn sind diese östlichen Dinge stets von hervorragender Be-

Digitized by Google

deutung gewesen, denn weithin umspannte die Luxemburgische Macht den ganzen Osten Deutschlands: von den brandenburgischen Marken war sie über die Lausitz, Böhmen, Mähren und Schlesien nach Ungarn ausgedehnt, und berührte sich an dessen Südgränze mit der unaufhaltsam vordringenden Gewalt der Osmanen, welche die Länder des alten Kaiserreiches von Byzanz wie ein die Dämme durchbrechender Strom überfluthet und Konstantinopel selbst wie eine Insel im weiten Gebiete ihrer Herrschaft zurückgelassen hatten — wie eine Insel, die auf schwachem Grunde ruhend von den sie umspülenden Fluthen jeden Augenblick verschlungen werden kann. Der Schwerpunkt von Sigmunds Macht lag, da sein Bruder Wenzel noch in Böhmen herrschte, eben hier im tiefen Südosten — in seinem Königreich Ungarn. Indem die deutschen Kurfürsten in ihm noch einmal einen Sohn Kaiser Karls IV. auf den erledigten Thron beriefen, haben sie zum ersten Male die folgenschwere und oft genug unheilvolle Verkettung der deutschen Angelegenheiten mit jenen östlichen außerdeutschen Interessen angebahnt, welche fortan mit wenigen Unterbrechungen ein bezeichnendes Merkmal der Kaiserherrschaft geblieben ist.

Augenblicklich dauerte, da Sigmund in Ungarn beschäftigt war, die Verwirrung in Deutschland fort, wie sie die Herrschaft der Gegenkönige groß gezogen hatte.

Während diese Dinge sich entwickelten, war Eberhard Windek schon durch verschiedene Länder Europas gewandert, eben jetzt trat er mit König Sigmund zum ersten Male in nähere Beziehungen.

Fassen wir seine bisherigen Erlebnisse in einem kurzen Überblicke zusammen.

Einem der alten patrizischen Geschlechter von Mainz entsprossen, war Eberhard um das Jahr 1380 in dieser Stadt geboren. Schon in früher Jugend verließ er sein väterliches Haus, um, wie es scheint in kaufmännischen Geschäften, ferne Gegenden und Länder zu bereisen. Ein ich möchte sagen fast unstäter Wandertrieb erfüllte ihn dann sein ganzes Leben lang. Voll Wißbegier kam er den unbekannten Erscheinungen entgegen, die sich vor ihm in unaufhörlichem Wechsel entrollten. Den Vortheil, welchen seine Lebensweise ihm darbot, hat er noch am Abend seines Lebens zu schätzen gewußt, da er in der Einleitung zu seinem Werke die Worte schrieb: „ich wolt, das Alle meniglich solten einen

Digitized by Google

solchen Wegk und Strosse faren in frembden Landen, wie ich getan habe." In Prag, das sein erstes größeres Reiseziel gewesen, verweilte er im letzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts einige Zeit. Dann finden wir ihn in Frankreich — zu Paris, und kaum hatte er diese Stadt im Jahr 1399 verlassen, als er wieder dahin zurückkehrte, diesmal in Begleitung des Herzogs Stephan von Bayern-Ingolstadt. Es konnte nicht fehlen, daß das wirre Treiben der Faktionen, welche bei der Geistesschwäche König Karls VI. immer mehr das politische Leben in Frankreich und seiner Hauptstadt zu beherrschen anfingen, Windeks beobachtendem Geiste näher trat. Stand doch der alte Bayern-Herzog selbst, welchen er begleitete, durch seine Tochter, die später so bekannt gewordene Königin Isabeau, demselben keineswegs ferne. Auch nach der Rückkehr von dieser Reise verweilte Windek nicht lange zu Mainz. Über Ingolstadt begiebt er sich 1402 nach Wien. Erst 1406 finden wir ihn in Ungarn, wo er in den nächsten Jahren am häufigsten verweilte, immer wieder dazwischen größere Reisen unternehmend, wie er denn von hier aus 1408 zum ersten Male das handelsmächtige Venedig besuchte. Sein langer Aufenthalt in Ungarn verwickelte ihn in die Kämpfe der dortigen Parteien, und man hat später aus seinem Verhalten in dieser Zeit schwere Anklagen gegen Windek erhoben. Wir werden ihren Werth nicht zu hoch anschlagen, auf ihre Wahrheit nicht mit Sicherheit bauen dürfen. Denn erst 20 Jahre nachher eilte mitten heraus aus den erbittertsten Parteikämpfen Windeks heftigster Feind, der Mainzer Patrizier Peter zum Jungen, nach Ungarn, um dort auf nicht ganz klare Art die Beweise zu sammeln für alle die Übelthaten, womit man den verhaßten Gegner, den schnöden, bösen, landverloffnen Bösewicht, wie Peter ihn nannte, zu belasten wünschte. Ich erwähne nur, daß man demagogische Umtriebe ihm vorwarf, welche er zu Preßburg sollte angezettelt haben.

Gewiß ist, daß König Sigmund an seiner Thätigkeit keinen Anstoß nahm, denn eben jetzt trat Windek mit ihm in nähere Verbindung. Und gerade in den ungarischen Angelegenheiten hat der König zunächst seine Dienste in Anspruch genommen. Der Umstand, daß ihm diese eine Gefangenschaft in Preßburg zuzogen und die ihm günstigen Befehle Sigmunds dort schließlich unbefolgt blieben, läßt uns auch jene frühern Vorgänge in einem anderen Lichte erscheinen. Man sieht, Sigmund

Digitized by Google

selbst konnte Ursache haben, mit der Opposition in den Städten Hand in Hand zu gehen. Wahrscheinlich gleichfalls in seinem Auftrage begab sich Windeck 1414 nach Brandenburg: Burggraf Friederich von Nürnberg aus dem Hause Zollern, von Sigmund gleich nach seines Vetters Jobst Tode mit der Verwesung der Marken betraut, suchte unsern Windeck in Berlin festzuhalten. Er gab ihm ein Amt, das aber nicht lange im Stande war, ihn zu fesseln. Schon im Frühling 1415 kehrte er nach Mainz zurück, von wo ihn eine lockendere Thätigkeit bald abrufen sollte.

Er trat wieder in nähere Beziehung zu König Sigmund. Dieser hatte erst 4 Jahre nach seiner Wahl im November des Jahres 1414 die Krone zu Aachen empfangen. Der Krieg mit Venedig, den er als König von Ungarn begonnen, war lange das beinahe ausschließliche Feld seiner Thätigkeit gewesen; durch ihn wurde er dann veranlaßt, die Rechte des Reiches nicht in Deutschland, sondern in der Lombardei zuerst persönlich zu handhaben. Man könnte freilich nicht sagen, daß er auf diesem Boden bleibende Erfolge von ausschlaggebender Bedeutung erzielt hätte. Nur in der kirchlichen Frage, der Sigmund von Anfang an sein besonderes Augenmerk zuwandte, kam man zu einer richtigen Entscheidung. Auf einer allgemeinen Kirchenversammlung sollte das Schisma gehoben, die Reform eingeleitet werden. In ungeahnter Vollzähligkeit und mit nie gesehenem Glanze war sie bereits in's Leben getreten, als Sigmund von Aachen zurückkehrte. Diesen Angelegenheiten hat er dann seine ganze Kraft gewidmet, in Konstanz hat er auch auf dem Gebiete der Reichspolitik seine glänzendsten Erfolge davon getragen. Einen Augenblick konnte es scheinen, als sollte die Idee des alten Kaiserthums wieder Leben gewinnen, die Christenheit noch einmal unter seiner Leitung und in erneuerter Gestalt gemeinsame Ziele verfolgen. In diesem Sinne geschah es, daß Sigmund nach Spanien, nach Frankreich und England zog. Papst Benedikt sollte zur Entsagung bewogen, zwischen Frankreich und England ein Friede vermittelt werden. Die Nachricht von diesem Entschlusse des Königs traf unsern Windeck noch in Mainz. „Also", sagt er, „wart ich Eberhart des geware und zog gein Costenz." In der That begleitete er Sigmund auf seiner Reise, vorzüglich betraut mit dem nicht gerade leichten Geschäfte, die dem Könige stets fehlenden Geldmittel herbeizuschaffen. Es verleiht der Erzählung unseres Autors einen be-

Digitized by Google

sonderen Werth, daß er für diese vielfach interessante Fahrt als Augenzeuge gelten darf. Treu und lebendig schildert er, wie Sigmund bei einem Aufstande in Perpignan seine königliche Würde durch mannhaftes Auftreten wahrt, wie in Frankreich seine Friedensbestrebungen am Gegensatze der Parteien und an ihrer Streitlust zunichte werden, wie er es die Bürger von Boulogne mit Stolz empfinden läßt, daß sie nicht sein ganzes Gefolge in ihrer Stadt aufnehmen wollten. Er beschreibt die Überfahrt über den Kanal, wo er, mit seinen Genossen in einem anderen Schiffe übersetzend als der König, vom Sturme überfallen erst nach zwei Tagen und zwei Nächten das ersehnte Ziel erreicht. Sigmunds Verlegenheiten in England und die ganze große Enttäuschung, welche der mit so viel Pomp angekündigten, mit so großen Erwartungen angetretenen Reise folgten — sie treten aus Windecks ungeschminkter Schilderung mit überraschender Deutlichkeit zu Tage.

Als der König endlich im August 1416 durch die Niederlande und den Rhein herauf nach Konstanz zurückkehrte, ging Windeck nach Brügge, wo er die Geschenke, welche Sigmund vom englischen König erhalten hatte, verpfänden und selbst als Bürge zurückbleiben sollte. Vergebens harrte er wohl siebzehn Wochen lang auf die Auslösung. Da wußte er, als schon die Verfallzeit herannahte, den Kaufmann zu bereden, daß er ihm eine Fahrt nach Konstanz gestatte; und dort, berichtet er selbst, „lag ich dem König an also oft und vill und also dicke, das er zornig wart und sprach: er wolte mir mein Munt ersetten (sättigen)." Aber im Zorne gab ihm der König Geld und eine Anweisung auf die Summe, welche der Rath zu Lübeck für seine Wiedereinsetzung entrichtete. Eilends stieg Windeck zu Pferde und erreichte am neunten Tage Brügge: seine Schnelligkeit, die Jedermann in Erstaunen gesetzt, rettete dem Könige die verpfändeten Kleinode. Mit einer Vorsicht, wie sie die Noth der Zeit gebot, bringt er diese nicht selbst zurück, denn, meint er, „ich were dorumb ermort worden, wenne mon zu Flandern wol wuste, das ich durch der cleinoter willen do was." Unter ihre Waaren verborgen, haben Nürnberger Kaufleute sie nach Köln geschafft, wo sie Windeck wieder in Empfang nahm und über Mainz, wo er sie seinen Verwandten zeigte, nach Konstanz brachte.

In letzterer Stadt und häufig genug in Sigmunds unmittelbarer Umgebung verweilte er nun bis zum Schlusse des Koncils, nur zeitweise

Digitized by Google

durch Sendungen im Auftrag des Königs entfernt. Am Ende des Jahres 1418 ward er dann mit einer Gesandtschaft an den neu erwählten Papst Martin V. betraut, den er zu Pavia traf. Und nachdem er von Italien über Savoyen und die Schweiz zurückgekehrt, finden wir ihn im Jahre 1419 in seiner Vaterstadt, zu Mainz.

Es war die Zeit, in der sich die Lage Europas wesentlich umzugestalten begann. Auf die schroffe Stellung, welche gleich anfangs das Konstanzer Koncil zur Lehre des Johann Huß eingenommen, auf das völlige Mißlingen der kirchlichen Reform, welches seinen Schluß bezeichnet hatte, folgte nun aus Böhmen her die donnernde Antwort. Es begann jene merkwürdige Revolution, welche in ihrer geistigen Bedeutung tief erschütternd in die Anschauungen des Jahrhunderts eingriff, in ihren kriegerischen Erfolgen vorzugsweise bestimmend auf die Politik der Folgezeit einwirkte und durch die blutigen Gräuel, die sie in ihrem Gefolge hatte, auf Jahrzehnte der Schrecken Europas blieb. Ich meine die Hussitenkriege. Windek hat die Anfänge der großen Katastrophe in Sigmunds Umgebung mit angesehen. Im Jahre 1422 finden wir ihn auf dem großen Reichstage zu Nürnberg.

Seine Stellung zu der hussitischen Bewegung entspricht den Voraussetzungen seiner Lebensverhältnisse und läßt sich deutlich genug erkennen. Einerseits erfüllt von der Überzeugung, daß seine Zeit, insbesondere aber die Kirche seiner Tage, an tiefen Gebrechen leide, und selbst, wie wir später sehen werden, voll von Widerwillen und Haß gegen den Klerus, hat er des Letzteren Verfolgung in Böhmen als eine gerechte Strafe betrachtet, Hussens Lehre in dieser Richtung vollständig gebilligt. So trennt er einmal ausdrücklich des Letzteren Angriffe auf den Reichthum und die Lebensweise des Klerus von seinen übrigen Lehrsätzen und meint: „das was an im selber (in der That) also, dobei wer er wol bestanden." Aber, wie man hier schon sieht, darüber hinaus ging seine Theilnahme nicht; seine religiösen Anschauungen selbst standen ganz auf dem Boden der alten Kirche. Dazu kam dann noch ein anderes Moment. Die Angriffe der Hussiten waren zunächst und vorzüglich gegen Deutschland gerichtet: nicht minder als die religiöse Überzeugung schürt der nationale Haß die Gluthen des Kriegs. So ruft Windek aus, nachdem er die bei der Einnahme von Böhmisch-Brod im Jahre 1421 durch die Eroberer

Digitized by Google

verübten Gräuel erzählt: „und taten also grossen jammer und leides an dem Deutschen christenlichen volk, das nit wunder were, das das volk an gott verzagt hette und das mon keinen Beheimischen oder Mererischen Jungen nimerme holt werden solte.“ Es steht damit im Zusammenhange, wenn wir ihn gegen Sigmunds neue Räthe Bedenken äußern hören, als der König mit den böhmischen Landherren, welche vorzüglich um die Beseitigung der Deutschen zu erreichen eine Vermittlung suchen, unterhandelt und ihrem Rathe folgt. Was sich bei ihm nur in dunkeln Andeutungen zu erkennen giebt, äußerte sich laut und vernehmbar in anderen Kreisen. Windeck selbst hat es für nöthig gefunden, den König einigemal gegen die Beschuldigung in Schutz zu nehmen, als handele er selbst im Einvernehmen mit den Hussiten. In der That waren Sigmunds Absichten zunächst und vor Allem auf die Besitzergreifung Böhmens gerichtet. Wie aber die Dinge lagen, konnte diese nur erfolgen, wenn die extremen Parteien besiegt, der Boden einer Vermittlung wieder gewonnen wurde — einer Vermittlung, die Sigmunds Verhältniß zum Papste ungestört ließ. Nur so war es möglich, die römisch-kaiserlichen Tendenzen mit dem dynastischen Interesse zu verbinden. Und beide hatten sich in Sigmund völlig durchdrungen.

Windeck begegnen wir in diesen Zeiten häufig am Hofe zu Ofen. Auch sonst begleitet er den König. Der neue Erzbischof Konrad von Mainz beauftragt ihn mit der Vertretung wichtiger Angelegenheiten. Und eifrig genug weiß sie Windeck beim Könige anzubringen. In dieser Zeit, wo er mit Sigmund besonders viel verkehrt haben muß, bat er sich auch ein Zeichen der königlichen Gnade aus. Es wurde ihm ein Lehen auf dem Zolle zu Mainz gegeben, nachdem er früher schon einmal mit einem Besitzthum in der Nähe seiner Vaterstadt vom Könige begabt worden. Jetzt hielt er den Zeitpunkt für gekommen, wo er sich vom Hofe zurückziehen, in seiner Vaterstadt, bei seinen Brüdern und Freunden, wie er selbst sagt, sich zur Ruhe setzen konnte. Gegen Ende des Jahres 1421 wird er sich in Mainz niedergelassen haben — aber nicht der ruhige Genuß des Lebens, sondern die volle Leidenschaft eines erregten Parteikampfes, stürmische Tage haben ihn erwartet. Werfen wir einen Blick auf die interessanten Verhältnisse, in welche er jetzt eintrat.

Die glänzenden Tage des goldenen Mainz, wie man sonst insge-

Digitized by Google

mein die reiche Stadt nannte, waren bereits im Schwinden begriffen. Seit Erzbischof Johann es gewagt, ihre Reichsunmittelbarkeit in Frage zu stellen, seit eine seiner Fehden ihm eine verderbliche Plünderung zugezogen hatte, war immer mehr der Haß gegen die Geistlichkeit gewachsen, deren Vorrechte allerwärts die städtischen Gerechtsame beeinträchtigten. Allein des Erzbischofs Interessen und die seines Klerus waren vielfach verschlungen mit jenen der alten Geschlechter in der Stadt, welche zum großen Theile auch der Ritterschaft des Stiftes angehörten. Bald sollte der Widerwille der Volkspartei sie alle gemeinsam treffen.

Der Rath der alten Geschlechter hatte schon einmal zu den Zeiten Kaiser Ludwigs dem Andrange der populären Strömungen weichen müssen. Aus den Zunftbürgern, bestimmte man damals, sollte die Hälfte der Rathsherren genommen, aus ihnen auch die Hälfte der städtischen Ämter besetzt werden. Im Gegensatz zu den alten Geschlechtern nannte man diese die Jungen. Bald bildeten beide geschlossene Korporationen. Aber es fehlte viel, daß nun die Jungen mit den Zünften gegangen wären. Gerade ihnen stellten sie sich im Laufe der Zeit feindlich entgegen. Im Jahre 1411 kam es zum völligen Bruche. Die Zünfte wählen 16 aus ihrer Mitte, um den Jungen gegenüber ihre Rechte zu vertreten. Und nun dauert es nicht lange, so steht bei den 16 alle Gewalt in der Stadt. Viele vom jungen, noch mehr vom alten Rath ziehen freiwillig in die Verbannung.

Nach diesen ersten Erfolgen der Volkspartei kam es zu mehrfachen Verhandlungen und zeitweisen Verständigungen, dann aber auch wieder zum blutigen Kampf. Bei dem allgemeinen Schwanken treten nur zwei Richtungen immer entschiedener hervor, einerseits die Opposition gegen die alten Geschlechter und ihre Herrenrechte, dann das Bestreben, die Ausnahmestellung des Klerus völlig zu brechen. Die Hauptanklage, welche man gegen das Regiment der Alten schleuderte, war der finanzielle Ruin, mit welchem das städtische Gemeinwesen immer deutlicher bedroht schien.

Windeck war bereits seit einiger Zeit in seine Vaterstadt zurückgekehrt, als die Gegensätze im Jahre 1428 auf's Neue an einander prallten — diesmal stärker denn je. Der jetzt schon vielerfahrene Mann wurde nicht nur von der stürmischen Bewegung erfaßt: er trat sogar an die Spitze der Volkspartei. Man kam überein, daß 10 Männer aus den

Digitized by Google

Zünften gemeinsam mit dem Rathe die Gebrechen des Staatshaushalts untersuchen und Vorschläge zur Besserung machen sollten. Windeck, nun selbst einer der Zehn, galt bei den Gegnern als der eigentliche Urheber des Antrags. In der That vereinigte er in seiner Hand alle die feinen Fäden der weitverzweigten Bewegung. Während sein polternder Genosse, der stürmische und beredte Agitator Henne Knauf, die Massen in Athem hielt, die Schwankenden mit fortriß, die Widersprechenden schreckte, wußte Windeck, so lange eine leitende Rolle ihm zufiel, bald weise zurückhaltend und mäßigend bald kühn zur Entscheidung drängend, die Bewegung auf praktisch erreichbare Ziele zu lenken, und dieselbe ebenso vor den Ausschreitungen des Pöbels wie vor dem Drucke der Gegenpartei sicher zu stellen. Die Zehn übten eine Zeitlang diktatorische Gewalt. Man schritt zur völligen Entsetzung des alten, zur Bestellung eines neuen Rathes. In diesem sollte keine Scheidung mehr sein: eine durchaus einheitliche Behörde, sollte er die ganze Gemeinde und nur diese vertreten. Dem Gegensatze der Parteien wollte man wenigstens die gesetzliche Anerkennung versagen. Windek und noch zwei von den Zehn befanden sich mit im Rathe. Die gemäßigtere Partei aber verlangte ihre Ausscheidung, welche denn auch wirklich erfolgte. Dieser Vorgang hat jedoch die Permanenzerklärung der Zehn nach sich gezogen, die dem neuen Rathe gegenüber nun eine stehende Aufsichtsstelle bilden mochten. Es ist dann wohl Windeks Verbindungen am Königshofe zuzuschreiben, wenn im Herbste 1429 Sigmund eine dem neuen Regimente günstige, gegen die alten Geschlechter gerichtete Entscheidung giebt. Diese aber, meist ausgewandert, hatten ihre Sache keineswegs aufgegeben. Mit richtiger Berechnung haben sie gerade gegen Windek ihre entschiedensten Angriffe gerichtet. In dieser Zeit war es, daß Peter zum Jungen jene Reise nach Ungarn that, welcher wir oben gedachten. Und auch bei Sigmund selbst erhob man Klage gegen seinen einst so viel verwendeten Diener. Persönlich hat sich Windek am Hofe des Königs verantwortet. Und hier erzielte er in der That noch einige Erfolge, während man in Mainz selbst gerade um diese Zeit auf's Neue mit den Ausgewanderten in Unterhandlung trat, mit einem Theile derselben unter neuen Verfassungsänderungen sich verständigte.

Die endliche Entscheidung aber erfolgte auf einer andern Seite. Unter all den Wirren war die Geldverlegenheit der Stadt noch gestiegen,

Digitized by Google

und da war nichts natürlicher als daß man sich noch einmal gegen die Privilegien des Klerus wandte. Es geschah mit voller Energie. Als dann aber die Dinge zum Äußersten gediehen, als der Klerus die Stadt verließ, als das neue in Basel tagende Koncil die Streitsache vor sein Forum zog und den Bann über die von den Parteien unterwühlte Stadt verhängte, da brach deren Kraft zusammen. Die sogenannte große Pfaffenrachtung vom Jahre 1435 bezeichnet eine vollständige Niederlage der bürgerlichen Bestrebungen. Wir sehen: es waren principielle Gegensätze von der weittragendsten Bedeutung, die hier auf einander prallten. Die oppositionellste aller Kirchenversammlungen geht in dieser Sache mit den alten Parteien zusammen: ihre eigenen Interessen sah sie bedroht. Es war keine Frage: gelang es hier die bürgerliche Ausnahmestellung des Klerus zu brechen, sie konnte nirgend mehr gehalten werden. Ein Riß in das morsche Gebäude der alten Ordnung konnte das ganze zum Einsturz bringen. Was blieb dem fernen Sigmund, der eben noch in seinen alten Tagen die Kaiserkrone auf sein Haupt gesetzt, übrig, als zu bestätigen, was zu ändern er nicht im Stande war? Das reichsfreie Mainz aber hatte den Todesstoß erhalten: es hat das Ende des Jahrhunderts nicht mehr gesehen.

Windek, der nur in den ersten Kämpfen mit dem Klerus noch genannt wird, bricht, nachdem er die Rachtung mitgetheilt, in die Klage aus: „Der almechtig got wol es wandeln, wenn sein gnade welle das die almosen, die got gegeben und der tewfel nu gepranchet, got wider werden, und der tewfelische gewalt und vorfluchet hoffart und gierigkeit gestoret werden.“ Erfüllt von Betrübniß über die Verkehrtheit seiner Zeit, hat sich Windek nun ganz von einer thätigen Betheiligung am Gange der öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen.

Seinem hohen Gönner blieb er bis an dessen Ende mit Verehrung zugethan. Auch Sigmund gewährte ihm noch die Erfüllung einer sein Lehen am Zolle zu Mainz betreffenden Bitte.

Als dann am Ende des Jahres 1437 in dieser Stadt die Kunde von des Kaisers Tode umlief, schreibt Windek in sein Tagebuch: „Das was mir Eberhart Windecke gar sere lait, und ich muste vil rede horn die ich nit gern horte, und sweig doch stille, pis das ich den rechten grund erfure; do was es laider ware. Got sei im und allen den barmherzig, die

Digitized by Google

in lip hant." Wenige Jahre später ist er selbst ihm im Tode nachgefolgt, ohne daß wir Näheres über die Umstände desselben anzugeben vermöchten.

Werfen wir nun noch einen Blick auf den Charakter und die Bedeutung seines Geschichtswerkes.

Hier muß zuvörderst bemerkt werden, daß der Zustand, in welchem uns das Letztere überliefert ist, unendlich viel zu wünschen übrig läßt. In nur wenigen Abschriften auf uns gelangt, hat es durch die Unkenntniß und Nachlässigkeit der Schreiber so viele Entstellungen erfahren, daß sich oft genug die ursprüngliche Fassung kaum wieder erkennen läßt, und es doppelt bedauert werden muß, daß die grade damals in Mainz erfundene Buchdruckerkunst nicht schon an ihm ihre Anwendung gefunden. Manche Ungleichmäßigkeiten der Darstellung müssen freilich gleichwohl dem Verfasser selbst zur Last gelegt werden. Sie erklären sich aus der Entstehung des Werkes. Tagebuchartige Aufzeichnungen, untermischt mit Aktenstücken, Briefen und Liedern, haben seine ursprünglichen Bestandtheile gebildet. Ihre Verbindung und Verarbeitung erscheint oft sehr lose und die Anordnung nicht selten überaus verwirrt.

Doch stand der Plan des Verfassers von Anfang an fest: er habe, sagt er in der Einleitung, auf die Bitte von Fürsten und Herren — und wir werden dabei zunächst an Sigmunds Umgebung, vor Allem an seinen allgewaltigen Kanzler Kaspar Schlick zu denken haben — diesem Ansuchen folgend habe er Alles beschrieben, was Kaiser Sigmund mit seinem Leibe und mit seinen vernünftigen Werken und Worten und durch die sieben Kurfürsten und andere großmächtige Herren vollbracht habe. Da er Selbsterlebtes berichte, könne man ihm um so mehr Glauben schenken, denn Niemanden zu Liebe noch zu Leide habe er geschrieben, nichts habe er anders erzählt, als wie es vor sich gegangen. Und nachdem er von Sigmunds Leichenbegängniß gesprochen, schließt er: „Nu hat des kaisers Sigmundes buch und was pei seinem leben eins teils gescheen ist ein ende." Wenn er später gleichwol noch Einiges beifügte und bis zur Wahl König Friedrichs III. im Jahre 1440 gelangte, so erklärt sich dies aus dem Verlangen, Ereignisse nicht unerzählt zu lassen, welche sein ganzes Interesse stets noch in Anspruch nahmen. Denn ungleich mehr auf möglichst reichliche Mittheilung des Erlebten oder Vernommenen, als auf eine künstlerische Abrundung des Stoffes war der Sinn jener Zeiten gerichtet.

Digitized by Google

Können wir an dem Werke Windecks überhaupt keine kunstgerechte Form beobachten, und dürfen wir nach dieser Richtung keinen irgend erheblichen Fortschritt in ihm erkennen, so erscheint es um so bedeutsamer durch die Gesinnungen, von denen es durchdrungen ist, durch die Kreise, an welche es sich wendet. Ich habe schon einmal auf den Gegensatz hingewiesen, welcher zwischen der mönchischen Geschichtschreibung des frühern und den populären Darstellungen des spätern Mittelalters besteht. Nirgend vielleicht treten die Eigenthümlichkeiten der Letztern deutlicher hervor als bei Windeck. An die weitesten Kreise hat er sein Buch gerichtet, gleichsam allen, denen das Vaterland und seine Geschicke am Herzen lagen, hat er es gewidmet. Fast alle uns erhaltenen Handschriften desselben sind solchergestalt angelegt, daß jedem Kapitel — und das Werk enthält deren vierthalbhundert — Bilder vorausgeschickt sind oder der Raum dafür leer gelassen wurde. Die Überschrift des Kapitels diente dann zugleich zur Erklärung der bildlichen Darstellung. So war denn diese Geschichte Sigmunds ihrer Bestimmung nach recht eigentlich ein Volksbuch zu nennen. Und wie ihr Verfasser erfüllt war von Trauer über die Irrthümer und Mißbräuche, die Charakterlosigkeit und Verderbniß, welche so vielfach gerade die höheren gesellschaftlichen Kreise seiner Zeit erfüllten, so sucht er bessernd und belehrend einzuwirken auf seine Leser. Mit unerschrockenem Urtheil verdammt er das Schlechte, wo er es findet, mit ungeheuchelten schmerzerfüllten Worten beklagt er manche Frevelthat, von der seine Erzählung berichten muß. Ist es neben der genauen Bekanntschaft mit so vielen wichtigen Ereignissen die seltene Unmittelbarkeit seiner Schilderungen, welche dem Buche einen großen Werth für die geschichtliche Erkenntniß jener Zeiten verleiht, so spricht die damit verbundene Treuherzigkeit seiner Darstellung zum Herzen und zu Gemüthe. Und mit der ganzen Wärme seiner Empfindung, ungleich weniger mit ruhig abwägendem Verstande, hat dann unser Autor auch seine politische Gesinnung vertreten. Er war, wenn man will, ein Ghibelline des 15. Jahrhunderts. Mit derselben Kraft und Entschiedenheit, mit welcher er die Ausschreitungen und Anmaßungen des Klerus, der Fürsten Übergriffe und Habsucht verurtheilte, betonte er den Herrscherberuf und die Machtfülle des Kaisers, welchen er nicht nur als Hort des Rechts für alle Stände, sondern in besonderem Sinne noch als den Schirmherrn der Reichsstädte hoch hielt.

Digitized by Google

Haus und Hof zur Zeit Walthers von der Vogelweide.

Von Professor K. Theodor von Inama-Sternegg.[1])

Wohl war der größte deutsche Lyriker des Mittelalters, war Walther von der Vogelweide werth, daß die Nation sich seiner, des lang vergessenen, wieder erinnerte. Er, dessen Herz so warm für Deutschlands Kraft und Ruhm gefühlt, der des deutschen Reiches Preis und seiner Frauen Lob in unvergänglichen Liedern gesungen, mußte als leuchtendes Vorbild aus ferner Vergangenheit sich emporheben in einer Zeit, in welcher das deutsche Volk nach langem, schwerem Traume wieder zum Bewußtsein, zum Vollgefühle eignen Werthes und eigner Kraft gekommen war; in einer Zeit, welche, in so vielen Dingen ähnlich der Zeit des Dichters, ein neues, starkes, deutsches Reich gebar, das muthig, mit Energie und Thatkraft den Feinden deutschen Wesens entgegentrat und die erhabene Kulturmission wieder aufnahm, welche, wenn auch in anderer Form, schon zur Hohenstaufenzeit in seine Hände gelegt war.

Walthers Lieder sind Denksteine der politischen wie der Kulturgeschichte seiner Zeit, von wunderbarer Kraft des Ausdrucks, von einer Wärme und Lebhaftigkeit der Empfindung, wie sie eben nur ächten Kunstwerken zu eigen ist. Sie führen die großen kirchlichen und politischen Gestalten der Hohenstaufenzeit vor unsere Augen; sie lassen uns die ganze Schwere des Konfliktes mit empfinden, mit dem die ungemessene Herrschsucht Roms so oft schon das erstarkende Reich verfolgt hat; sie führen uns aber auch ein bei den kunstsinnigen Höfen der Babenberger und Thüringer und gewähren uns unvergleichlich schöne Eindrücke von

[1]) Die nachfolgenden Zeilen bildeten den wesentlichen Inhalt eines Vortrags, welchen der Verfasser zum Besten des Walther-Denkmals in Bozen am 6. März 1875 in der Aula der Universität zu Innsbruck gehalten hat.

Digitized by Google

dem heiteren Leben des blühenden Minnegesanges, der Ritterzucht und Frauentugend in deutschen Landen.

Und noch ein anderes Bild der deutschen Vergangenheit taucht bei dem Namen Walthers vor unserm Geiste auf, seit deutscher Forscherfleiß ihm eine Heimath ausgemittelt, den wir immer nur als den Heimathlosen gekannt. Zu dem einsam traulichen Hofe am Lagener Riede bei Klausen in Tirol, wo seine Wiege stand, und von wo die ersten mächtigen Eindrücke der Natur und des Volkslebens in die junge Dichterbrust einzogen, lenkt der gefeierte Sänger still und friedlich unsere Gedanken. Zwar er selbst erzählt uns nichts von seiner Kindheit Tagen; aber wie wir ihn so vor uns sehen, den großen, den herrlichen Mann, erweckt er uns ein mächtiges Verlangen, sein schönes Leben mit ihm durchzuleben, es anzuknüpfen an bekannte Stätte, und sich's entfalten zu sehen in erkannter Weise und verstandener Zeit. Nicht kleinlich ist's, das Leben großer Männer bis in seine unscheinlichsten Züge zu erforschen; es ist menschlich tief begründet, daß wir gerade sie auch menschlich uns näher bringen, die so hoch sich über ihre Zeit erhoben.

Drum forschen wir nach Haus und Hof zu Walthers Zeit. Der kaum gelüftete Schleier, der bislang über dem Geheimniß seiner Heimath lag, läßt uns einen Blick werfen auf eine Welt, die nur spärlich von den Lichtstrahlen geschichtlicher Forschung erhellt ist; und nur halb kann die Lösung des Räthsels befriedigen, so lang sie uns den leeren Namen nennt. Sie reizt zu der Frage, wie zu Walthers Zeit wohl Haus und Hof bereitet waren, und wie das Streben nach Besitz und nach Erwerb um Hoch und Niedrig, Frei und Knecht, um Ortschaft und Gemeinde seine Kreise zog. Zu allen Zeiten hat sich das Volk in seiner Wirthschaft das sprechendste Zeugniß seines Charakters selbst ausgestellt; und es bedarf wohl keiner besonderen Begründung, wenn wir die volkswirthschaftliche Signatur jener Zeit, der unsres Dichters Jugend angehört, ganz vornehmlich in den Zuständen ländlicher Gemeinwesen suchen; hatte doch das städtische Gewerbe in jener Zeit kaum seine ersten Schwingen versucht und die Stadtwirthschaft überhaupt zumeist den Charakter der agrarischen Gemeinde eben erst zu überwinden begonnen.

Es mag vielleicht befremden, daß wir den Geburtsort Walthers, des Ritters von der Vogelweide, an eine Stelle versetzen, wo heute —

Digitized by Google

und wohl war es nie anders — ein einfaches Gehöfte, einsam und entfernt von freundnachbarlicher Wohnung, hoch oben auf wenig besuchtem Gebirge liegt. Vielleicht schwindet aber solch Bedenken, wenn wir den Hof zur Vogelweide auffassen in seinem Zusammenhange mit der ganzen Kultur des Landes und des Volkes jener Zeit. Wie er aus seinem lauschigen Verstecke dem entzückten Auge einen freien Ausblick gewährt auf das weite Thal des Eisack, das tief unten sich freundlich und belebt ausbreitet, so tauchen an solcher Stätte auch unwillkürlich Bilder aus jener fernen Vergangenheit des Volkes auf, in denen dieses Haus und dieser Hof gleichsam nur den Vordergrund bilden, von dem aus in weiter Perspektive deutsche Lande, Gebirg und Ebene, mit den unerschöpflichen Gestaltungen ihres Volkslebens dem Auge des forschenden Geistes sichtbar werden.

In bunter Mannigfaltigkeit lagern um unsern Hof eine große Reihe einzelner Gehöfte in Mitten ihrer Feldungen. Und wie sie heute noch keinen dörflichen Zusammenhang zeigen, so mögen sie wohl seit den Anfängen der Besiedlung des Lagener Rieds bestanden haben. Einzelne von diesen Höfen sind allerdings erst in späterer Zeit entstanden, durch Theilung eines alten Hofes, oder auf gerodetem Lande erbaut; auch der Besitzstand mag sich mehrfach geändert haben, besonders durch Auftheilung von Gemeindewald und Weide; aber die ganze Ansiedlung trägt noch genau den Charakter, den sie vor mehr denn 600 Jahren gehabt, — den Charakter des ausgeprägten Hofsystems.

Und was wir hier gewahren, das kehrt mit großer Regelmäßigkeit des Grundzugs, aber doch mit tausendfacher Abwechslung durchs ganze deutsche Alpenland, ja weit darüber hinaus bis an die äußersten Grenzen germanischen Wesens wieder. Im Schwarzwald und in den Vogesen, im Spessart und Odenwalde, in Westfalen und Rheinland, und über den Rhein hin durch Brabant und Flandern finden wir noch immer das Hofsystem als Form der Ansiedlung; und soweit wir ihre Geschichte zurückverfolgen können, scheint es auch immer so gewesen zu sein.

Den Einzelhöfen stellt sich aber überall eine andere Form der Ansiedlung in sehr bedeutsamer, ja noch schärfer hervortretender Weise zur Seite, — das Dorf. Schon in den deutschen Alpen wechselt Dorfschaft und Bauerschaft, und auch in den andern Gegenden eines uralt herge-

Digitized by Google

brachten Hofsystems sind die Dörfer nicht minder häufig. Auf den übrigen Theilen des deutschen Bodens ist vollends das Dorfsystem weitaus das herrschende; Einzelhöfe treten nur sporadisch oder in einzelnen Oasen auf, ohne jedoch eine irgend größere Bedeutung für die Landeskultur zu erlangen.

Und auch die Dörfer können zum großen Theile ein ebenso hohes Alter beanspruchen wie die Einzelhöfe der Alpen; auch sie lassen sich bis auf die ältesten Zeiten der Besiedlung des Landes durch die Germanen zurückführen und sind also ebenso ursprüngliche Formen der Ansiedlung. Freilich wären wir im Irrthume, wollten wir das von allen Dorfschaften gelten lassen, wie wir ja auch nicht jedes Hofsystem für ursprünglich halten dürfen, bloß weil es in irgend einer Gegend in typischer Form besteht. Wohl hält der Bauer zäher als der Städter an überlieferten Einrichtungen fest; wohl sind die agrarischen Verhältnisse am stetigsten, am wenigsten raschen Wandlungen zugänglich; aber die Zeit hat doch auch hier mit ehernem Griffel den Wechsel der Bedürfnisse und Anschauungen verzeichnet. Wie wir die Auflösung alter geschlossener Urdörfer in Einzelhöfe in historischer Zeit an dem Beispiele von Lingen, Friesland und Holland verfolgen können, wie uns die Geschichte der allmählichen Ausbildung des gegenwärtigen Hofsystems in der Gegend des Bodensees und in den kemptischen Landen bekannt ist, so wissen wir auch von bestimmten Dorfformen, daß sie ihre Ausbildung einer Zeit verdanken, in welcher schon lange die definitive Besiedlung des deutschen Landes vollendet war und in welcher nicht mehr der stürmische Drang wandernder Völkerschaften und die Macht natürlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse, sondern die kluge Berechnung und Abwägung ökonomischer Vortheile Maß und Art der Ansiedlung vorschrieb.

Zu diesen späteren Formen der Dorfbildung gehören nun vor Allem jene Dörfer, deren Grundzug eine regelmäßige Anordnung der Gehöfte und ein mehr oder weniger ausgeprägter Parallelismus der Ackerstreifen bildet. Die Bauernhöfe stehen hier einzeln der Reihe nach zu beiden Seiten einer langen Dorfstraße, welche meistens zugleich Landstraße oder Gemeindeverbindungsweg ist. Das zu den einzelnen Bauernhöfen gehörige Land besteht in einem langen Streifen, der von der Dorfstraße aus sich bis an die Grenze der Gemeindeflur erstreckt und in seinen, dem

Digitized by Google

Hofe, bei dem er beginnt, nächsten Theilen zuerst Garten und Anger, dann Acker, Wiesen und Weiden, oft auch noch einen Waldtheil enthält; Gemeindegründe sind hier wenig oder gar nicht vorhanden. Die Forschung hat diese Dorfanlagen als fränkische Kolonistendörfer klar gelegt, von denen sich die flämischen Kolonien nur durch noch ausgeprägteren Parallelismus der Hufen, durch ihre Beschränkung auf Ackerland und durch größere, Wald und Weide umfassende, ungetheilte Gemeindegründe unterscheiden, während sie in Bezug auf Anlage der Gehöfte und sonstige Anordnung der Flur die größte Ähnlichkeit zeigen. Solche Dörfer sind durch die Bemühungen von Landesfürsten und großen Grundherrn um Hebung der Landeskultur seit dem 12., besonders aber seit dem 13. Jahrhunderte in verschiedenen Theilen Deutschlands (Hessen, Elb- und Weserniederungen, Mecklenburg, Brandenburg, Obersachsen, Thüringen, Schlesien und Mähren) auf dem Boden großer Bannforste, in Marschen und Flußniederungen und sonstigen zumeist noch unkultivirten Landstrichen angelegt worden und haben zur Hebung der landwirthschaftlichen Zustände Deutschlands in jener Zeit ganz besonders beigetragen.

Späteren Ursprungs sind aber auch alle jene Dörfer, welche, wie die überwiegende Mehrzahl der deutschen Alpendörfer, auf grundherrschaftlichem oder markgenossenschaftlichem Boden durch Hufentheilung oder Markrodung gebildet sind, und mit den deutschen Urdörfern mehr nur die äußere Form und Anlage der Gehöfte, als auch die innere Struktur der Flurverfassung gemein haben. Sie charakterisiren sich einerseits durch die gänzlich unregelmäßige und oft weitläufige Anlage der Gehöfte, vorzugsweise aber durch den Mangel einer regelmäßigen Eintheilung der ganzen Feldflur in einzelne Gewanne, in welchen den einzelnen Dorfgenossen nach Maßgabe ihres Hofbesitzes ihre Antheile zugemessen wären. Der zu den einzelnen Höfen gehörige Grundbesitz liegt zwar nicht, wie dies dem Einzelhofsysteme charakteristisch ist, in einem Stücke um den Hof herum, sondern ist mannigfach zersplittert und vertheilt innerhalb der Gemeindeflur; er liegt, wie man zu sagen pflegt, im Gemenge; aber es fehlt jede Anordnung, welche auf eine ursprünglich gleiche Vertheilung der ganzen Flur an die einzelnen Markgenossen schließen ließe.

Und gerade das ist für das deutsche Urdorf charakteristisch. Es

Digitized by Google

hat sich diese Dorfform vornehmlich auf jenen Gebieten erhalten, welche von der Völkerwanderung der Hauptsache nach unberührt geblieben sind, im westlichen Theile von Nord- und Mitteldeutschland, aber auch in den süddeutschen Ebenen kehrt sie ziemlich unverändert wieder. Sie unterscheidet sich von jenen Kolonistendörfern zunächst durch die gänzlich unregelmäßige, haufenförmige Anlage der Gehöfte, wie ja auch das Wort Dorf (Turf, — Haufe) mit dieser Ansiedlungsweise in Zusammenhang gebracht wird. In dieser Beziehung kommen sie also den durch spätere Hufentheilung, Markrodung und andere ökonomische und sociale Ursachen gebildeten, aus dem Hofsysteme hervorgegangenen Dörfern nahe; ja die äußere Form der baulichen Anlage des Dorfes muß in früherer Zeit noch größere Ähnlichkeit gezeigt haben, so lange die Bevölkerung des Dorfes im Wesentlichen nur aus grundbesitzenden Genossen bestand und noch nicht die Masse der Söldner und Leerhäusler, noch nicht das später heranwachsende Proletariat die Dörfer bevölkerte und das Bedürfniß nach Erweiterung des Häuserbestandes hervorrief, dem kein entsprechender Grundbesitz in der Dorfmark zur Seite war.

Ja sogar mit den Einzelhofanlagen selbst, so sehr verschieden sie auch in äußerem Ansehen, wie in der Anordnung der Flur von einander sind, haben diese altgermanischen Dörfer einen Charakterzug gemein, die große scheinbar regellose Mannigfaltigkeit der ganzen Niederlassung, welche schon Tacitus bei den Germanen als eigenartige Erscheinung ihres Wesens hervorhebt, und welche zu allen Zeiten als ein ächter Zug germanischen Wesens galt. Nicht nur ihre Wohnungen, auch alle ihre gesellschaftlichen Schöpfungen tragen dieses Gepräge, und des deutschen Volkes Freud' und Leid ist eng verwachsen mit dieser unerschöpflichen Gestaltungskraft. Aber wie auch immer Neigung und Bedürfniß des Einzelnen für die Anlage des Hofes zur Geltung kam, — die ganze Ansiedlung beherrscht doch immer ein großer ordnender Gedanke, und sein Ausdruck ist gar sehr verschieden in der alten Dorfschaft und in der Bauerschaft.

Es ist unvermeidlich diesen Gegensatz zu betonen; unmöglich, das Typische der einen Ansiedlungsform zu erkennen, ohne zugleich sich des Unterschiedes der andern bewußt zu sein. Und wenn wir uns ein Bild entwerfen wollen, wie sich in Haus und Hof das Leben einer frühern

Digitized by Google

Zeit gestaltete, so geht es doch nicht an, sie herauszuheben aus ihrer Umgebung, loszureißen von den tausend Banden, mit denen sie das Leben der Gesellschaft fest umschlungen hielt. Im Dorf und in der Bauerschaft als Theil des Ganzen, aus welchem er entstand, müssen wir des Hofes Ordnung zu erfassen suchen; sein Recht und seine Wirthschaft, sein öffentliches Leben, wie sein häuslicher Brauch müssen sich vom Hintergrunde gesellschaftlicher Ordnung abheben, wenn für ihren Werth und ihre Bedeutung sich rechtes Maß und sicheres Urtheil finden soll.

Wenn wir zu solcher Schilderung die Zeit wählen, welche die Mutter unsers gefeierten Dichters wurde, so ist das nicht bloß in dem äußern Anlasse begründet, daß es uns verlangt, ein Bild zu haben von dem Leben auf einsamem Wirthschaftshof einer tirolischen Berggemeinde, wo wir die traute Stätte seiner Jugend suchen. Die Zeit, in welcher Walther lebte, war eine große und gewaltige Zeit; groß und gewaltig wie in seinen Liedern verkündete sich auch im Leben ein selbstbewußter, schaffender Volksgeist und erzeugte volkswirthschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen in Deutschland, die kaum hinter den gewaltigen Umwälzungen unsers Jahrhunderts oder irgend einer andern Zeit durchgreifenden Reformen geblieben sind. Das Heranblühen der Städte, welche in immer größerer Zahl und mit immer wachsender Intensität den Verkehr größerer Gebiete in ihren Mauern koncentrirten und wieder nach allen Richtungen hin fruchtbare Anregungen ausstrahlten; die veränderten und in's Große gehenden Handelsrichtungen, belebt und gefördert durch die Kreuzzüge und die staufischen Heerfahrten nach Italien; die theilweise Verdrängung der alten Naturalwirthschaft durch Verallgemeinerung des Geldgebrauchs im täglichen Verkehre des Lebens; und nicht zum kleinsten Theile die bedeutenden Veränderungen in der gesellschaftlichen Ordnung, welche durch den Sieg der großen, weltlichen und geistlichen Grundherrschaften über das freie Bauernthum einer früheren Periode hervorgebracht worden waren: — all das vereinigte sich, um auch in die agrarischen Verhältnisse eine Bewegung zu bringen, der gegenüber frühere Jahrhunderte als die Zeit des wirthschaftlichen Beharrens und des Stillstandes der gesellschaftlichen Kultur bezeichnet werden müssen.

Wir finden noch am Schlusse des 12. Jahrhunderts auch in den

Digitized by Google

Alpen die altdeutschen Zustände noch ziemlich intakt, aber doch schon reif, jenen Veränderungen entgegenzugehen, die sich von da an in großem Stile vollzogen haben; wir können in diesem Zeitpunkte gleichsam den letzten Augenblick des Lebens jener urwüchsigen Bauerschaften erhaschen, bevor ein enorm gesteigertes wirthschaftliches Bedürfniß auch hier die oben geschilderten Kolonendörfer in großer Menge begründete und so der agrarischen Ordnung einen veränderten Charakter verlieh.

Wie sie nun bestand, diese einfache und doch so mächtige Ordnung, welche Haus und Hof zur Genossenschaft der Markgemeinde in Dorf und Bauerschaft verband, das lehrt uns freilich keine erschöpfende urkundliche Mittheilung aus jener Zeit; mühsam ist der Weg des Forschers, der mit Spürsinn aus vielen ganz zerstreuten und oft absichtslos gemachten Äußerungen eines allerdings reichen Urkundenschatzes, aus den trocknen Aufzeichnungen der alten Grund- und Rechnungsbücher größerer Grundherrschaften und aus den alten Nachklängen der in späterer Zeit aufgezeichneten Dorfordnungen und Weisthümer die charakteristischen Züge wie einzelne verlorne Steinchen aufsuchen muß, um sie zum kunstvollen Gefüge eines Mosaikbildes wieder zu vereinen. Aber wo das Bild trübe und unverständlich bleibt, da zaubert das Licht des geschichtlichen Werdens dieser Zustände die alten Farben wieder frisch und prächtig aus dem Schleier hervor, den Jahrhunderte mächtiger Wandlungen über sie gebreitet haben. Mit diesen Mitteln müssen wir versuchen, ob es gelingen mag, eine langvergangene Zeit dem Auge in erkennbaren Konturen vorzuführen. Und es bedarf wohl keiner besondern Entschuldigung, wenn dabei zumeist gedacht wird des schönen Alpenlandes, dieser klassischen Stätte eines uralt heimischen Hofsystems und der Heimath unseres Dichters, zu dessen trauter Vogelweide immer wieder die Gedanken zurückkehren.

Die große germanische Völkerwanderung hatte ihr Ende erreicht; Ruhe und dauernde Wohnsitze hatten sie gefunden, die Jahrhunderte lang rastlos, drängend und gedrängt, den Kontinent durchwandert hatten; weite Strecken nahmen die einzelnen Sippen und Geschlechter in Besitz, bei denen auf langer Wanderschaft der innige Verband so wenig gelockert war, als ihnen das Bewußtsein und die Ordnung des Zusammenhangs im ganzen Volke verloren gegangen. Die gesellschaftliche Glie-

Digitized by Google

derung, die sie sich so treu bewahrt, bildete nun auch den Grundriß für den Neubau ihrer öffentlichen Ordnung, welchen es auf dem Boden der neuen Heimath aufzurichten galt.

Durch und für die Gesammtheit ward das neue Land in Besitz genommen; nirgend hört der Gedanke auf wirksam zu sein, daß die Landnahme eine gemeinsame Angelegenheit Aller, der Grundbesitz ein Gegenstand des öffentlichen, des Gesammtinteresses sei. Dann aber ward das Land vertheilt nach dem Grad der Würdigkeit, die Jedem in althergebrachter Gliederung des Volkes zukam. Bevorzugt waren die Fürsten und Führer des Volkes; bevorzugt auch die Häupter der Sippen; aber jedem freien Manne gebührte gleiche Haus- und Hofstatt, jedem ein gleicher Antheil an der Nutzung der gesammten Mark. Die Theilung aber ward verschieden durchgeführt je nach den Verhältnissen, mit denen die junge Kolonie zu rechnen hatte. Wo die Natur des Landes, wo Gefahr vor äußern Feinden zu strammer Organisation der Kulturarbeit und der Vertheidigung zwang, da mußte sich das Volk beisammen halten und dorfmäßig sich seine Wohnungen bauen; die wirthschaftliche Nutzung des Landes bedurfte des einheitlichen Planes und einer gemeinsamen Leitung; da ergab sich die Struktur des Urdorfs wie von selbst. An geeigneter Stelle ward ein geräumiger Platz abgesteckt, bestimmt zur Wohnstatt für die Markgenossen; zu gleichem Theil ward sie jedem zugemessen, aber kein Gesetz und keine Regel band den einzelnen, wie er bauen und sich auf seiner Hofstatt wohnlich einrichten wollte; hier war er Herr und die Gemeinschaft mischte sich nicht weiter in diese Angelegenheit, die zu allen Zeiten dem Deutschen besonders nahe am Herzen lag. Mit einem Zaune umgab er dies sein kleines Eigen und trennte es mit diesem Zeichen auch sichtbar von der Gemeinschaft ab. Jenseits des Hofzauns aber lag im weiten Umkreis die Allmende; das ganze Kulturland, bebautes wie unbebautes, blieb im Eigenthume der Gesammtheit; erst spät hat sich volles Eigenthum der Dorfgenossen am Baulande entwickelt. Der Art der Wirthschaft, die das junge Land gebieterisch verlangte, war entsprechend dann die ganze Flur in große Stücke abgetheilt; an jedem Stück, in jeglicher Gewanne ward jedem Vollgenossen sein Antheil ausgezeigt, von dessen Nutzung er sich seinen Unterhalt erwarb. Vertheilt in viele kleine Ackerstreifen, hier und

Digitized by Google

dort in der Gemeindemarkung, in guter und in schlechter Lage war der Grundbesitz, den die Gesammtheit einem jeden ihrer Genossen zur Nutzung übertragen, anvertraut zu Wart und Pflege; und jedem maß sie gleichen Antheil zu; jede Gunst des Bodens sollte jeder theilen, jedes Hinderniß des Anbaus jeder mitbekämpfen. Daneben aber lag noch vieles Land ganz ungetheilt, unangebaut. Nicht bloß die öde Heide und der düstere Wald, soweit ihn nicht das dringende Bedürfniß der Kultur gelichtet hatte, auch viel wilder Fruchtboden, das fette Sumpfland der Thalniederungen, sie blieben zu gemeiner Weide und zur Deckung von Streu- und Holzbedarf liegen, jedem zugänglich, der haushäbig im Dorfe saß, bis eine vermehrte Bevölkerung und gesteigertes Bedürfniß mit Axt, mit Feuerbrand und Pflug auch hier Hand anlegte, ein neues Feldstück daraus bereitete und wieder jedem seinen Streifen Landes davon zumaß.

Wo aber des Landes Art nicht solch innigen Zusammenhalt der Ansiedler erheischte, ein leichter Boden mit lichtem Waldbestand den ersten Anbau begünstigte, wo Artland mehr in zerstreuten kleinen Stellen, nicht in zusammenhängenden großen Flächen sich darbot, wo keine Gefahr drohender Nachbarn zwang, die alte militärische Ordnung des Wanderlebens auch auf die Gründung friedlicher Ansiedlung zu übertragen, da brach mächtig, unwillkürlich der Freiheitsdrang der Deutschen hervor und was bei der Dorfschaft nur in der Anlage der Gehöfte sich zeigt, die Mannigfaltigkeit individuellen Beliebens, das wird zum Grundzug für das Hofsystem.

Auch hier hatte die Gemeinschaft das Gebiet besetzt; auch hier hielt sie es als ihr Eigenthum fest und umgrenzte es zum sichtbaren Zeichen; auch hier war der einzelne Genosse zunächst nur zur Nutzung des Marklandes nach Maß seiner gesellschaftlichen Berechtigung berufen; aber indem hier keine äußere Nöthigung zum Dorfverband der Höfe war, und kein Bedürfniß, ja oft nicht die Möglichkeit, durch vereinten Einsatz genossenschaftlicher Arbeit Theil um Theil die Mark dem Pfluge mühsam zu unterwerfen, konnte jeder ungleich freier in Begründung seiner Heimstatt bleiben und war auch die Vertheilung ungemein erleichtert. Denn die Genossenschaft hatte hier nur über die Wahrung des gleichen Rechtes der Genossen zu wachen, jedem eine ganze Hufe, bemessen nach den Bedürfnissen seiner Hauswirthschaft, zu gestatten und sicher zu stellen;

Digitized by Google

sie hatte kein Interesse weder an der Anordnung der Gebäude, noch an der Lage der zum einzelnen Hof gehörenden Feldungen. So zerstreute sich bald die Zahl der Genossen über die ganze Mark; da und dort trat aus der Wildniß des Waldes eine Lichtung hervor, auf sonniger Halde oder im lauschigen Verstecke erhob sich manch breites Dach; und um den Hof herum in einem Stücke weitete sich die Feldflur, die Hufe des Genossen, wohl verzäunt, und sagte sich auf diese Weise von der Feldgemeinschaft los. So war das Land vertheilt und was die Zahl der Hufen nicht in Anspruch nahm, blieb jetzt Allmende, Land zum Nutzen Aller, ein rechter Rückhalt für spätere Ansiedler, für eine anwachsende Bevölkerung und für die allmählich sich mehrenden Gemeindebedürfnisse. Sie war gleichsam das Kapital, welches die Voreltern ihren Nachkommen aus dem Reichthum der ihnen zu Gebote stehenden Güter aufsparten, mit dem dann freilich diese oft allzu leicht gewirthschaftet haben.

Daß das neue Hofsystem besonders unseren deutschen Alpen zu eigen ist, hängt nicht zum kleinsten Theile mit der Unmöglichkeit einer alten Besiedlung unserer Thäler zusammen. Alle Spuren ältester Landeskultur weisen gleichmäßig auf die Höhen. Die Städte und größeren Orte, welche unsere Hauptthäler beleben, sind fast sämmtlich aus gewerblichen oder Handelsinteressen entstanden. Auch die Römerstraßen, sowie noch die späteren Verkehrswege meiden die Sohle der Thäler und suchen die Höhen, auf denen zwischen den uralten Ortschaften mit ihren uralten Namen schon früh einiges Leben sich entfaltete. Die Kultur ging von oben nach unten und von den innern Theilen der Seitenthäler geht sie erst allmählich nach den äußern breitern Theilen, die ebenso wie die Hauptthäler zuerst durch stauende Bodennässe und die undurchdringliche Wildniß wuchernden Gestrüpps und Schlinggewächses dem Anbau größere Schwierigkeiten entgegenstellen, als die hohen Plateaux der Mittelgebirge, wo ein felsiger Boden mit seichter Krume und ein rascher Wasserablauf der ersten Kulturarbeit fördernd entgegenkam. Und lange Zeit hat sich die Kultur überwiegend auf den Höhen gehalten, bis es mächtigeren Grundherrn gelang, mit der Schaar ihrer Dienstleute und Kolonen energisch den Kampf gegen die wilde Natur aufzu-

Digitized by Google

nehmen. Wie in gewisser Zeit das Gebirge die Ebene beherrschte, so herrschte im Gebirge selbst die Höhe, das Mittelgebirge über das Thal.

So zeigt sich uns denn Haus und Hof zu Walthers Zeit in einem andern Lichte. Nicht das vereinsamte Gehöft auf wenig besuchtem Gebirge, wir sehen in ihm den Typus der Heimstatt des freien Markgenossen, der diese Einsamkeit sich selber wählte, um stark und auf sich selbst gestellt zu sein; der von seinem Erbe aus auf viel betretenem Saumpfad in mannigfachem Verkehr mit andern Gauen stand, und der in seiner Mark als Genosse freier Männer für Recht und Ordnung sorgsam achtete. Welch eigenartig Leben mußte sich da wohl in Haus und Hof, in Feld und Wald entfalten!

Was ihn von Menschen trennte und vereinsamte, das gewährte ihm dafür die traute Gemeinschaft von Haus und Hof; sie machte ihn stark und selbstständig, und ließ ihn leicht für seine Wirthschaft die genossenschaftliche Hülfe entbehren, wie sie ihn antrieb, genossenschaftlichen Zwanges sich zu erwehren. Sein Haus war seine Burg, sein Hof der Burgfrieden und auf demselben war er Herr und wollte es sein nach innen und nach außen. Es ist gewiß nicht zufällig, daß England, das Land der frühesten politischen Reife, der ausgebildetsten persönlichen Freiheit, zu den klassischen Stätten eines uralt germanischen Hofsystems gehört.

Was aber die vereinzelten Höfe vereinigte, die Gemeinde, die Genossenschaft der Männer, deren Ahnen diese Ansiedlung begründet hatten, diese kam zunächst als trennende Macht im Streite der Interessen in Betracht. Alles Land, das bei der ersten Landtheilung nicht zu Eigen vergeben war, blieb vorerst Gemeinland, wenn auch anfänglich ohne irgendwelche geregelte Gemeinbenutzung. Es waren weite Strecken öden und wilden Bodens, der sich unregelmäßig zwischen den einzelnen Höfen hinzog, und den jeder nutzen konnte, soweit die ordnende Macht der Genossenschaft es für zulässig und verträglich mit dem Interesse des Ganzen hielt. Allen Streit und Kampf um Rechte und Besitz trug die Gesammtheit aus; dem Frevler gegen die öffentliche und allgemein bekannte Ordnung verhängte sie schwere Strafen; wie sie das alte Gesetzbuch der Bajuwaren aus dem 7. Jahrhundert festgesetzt, kehren sie in einer späten Rechtsordnung einer tirolischen Bauerschaft (Weerberg) wieder;

Digitized by Google

so zähe hält selbst bei voller Vereinzelung des Wohnens und Wirthschaftens der deutsche Bauer an der öffentlichen Gewalt und ihrer Ordnung fest.

Und noch andern wichtigen Schutz gewährte die Gemeinschaft seinem Rechte. Schon als sie sich zuerst die Grenzen ihres Gaues zog, umschloß sie mit einem Bande, einem Schutz und Frieden den Vollgenossen, der als freier Mann zum Volke geboren war, der Träger, Bewahrer und Rächer des Volksrechts und des Volksfriedens war, und umschloß den Schutzgenossen, der nur passiv an dem Recht und Frieden der Gesammtheit Theil hat. So war denn dieses Band ihm doppelt werth, wenn dem Genossen in dem Lauf der Zeit durch Verkettung der Umstände, durch wirthschaftliche Noth und sonstigen Zwang die alte Freiheit verloren war, wenn ihm ein Herr gesetzt ward, dem er zinsen und auf dessen Herrenhof er auch persönlich Dienste leisten mußte. Denn wie auch sein persönliches Recht sich änderte, sein Gemeinderecht ward davon noch unberührt, so lange die Genossenschaft nur selbst noch ihre Freiheit wahrte, so lange sie von der überwuchernden Macht der Grundherrn nicht ergriffen und selbst zu einer unfreien, ihre Mark zum Eigenthum des Einzelnen geworden war. Wer eigenen Herd und Rauch in der Gemeinde hatte, wer seine Hufe selbst bebaute, der galt als Märker, Nachbauer und Genosse, mochte er nun höriger oder freier Grundbesitzer oder selbst ein Grundherr, ein edler Mann sein. Sie alle stammten ja aus einer Wurzel, dem Geschlechtsverband, sie alle hatten ja ein gleiches Recht an die gemeine Mark von ihren Ahnen her sich bewahrt, denn sie waren der Genossenschaft stets treu und mit ihren Interessen eng verbunden geblieben, der Edelmann wie der hörige Bauer, so lange beide in der Mark saßen und selbst das alte Markland anbauten.

Aber nicht bloß Schildwache seines Rechts war für den Genossen die Gemeinde; sie schloß ein mächtig Band um alle Höfe und verknüpfte die Interessen aller Einzelnen eng mit dem Wohle und dem gesicherten Bestande der Gesammtheit. Wie sie die Quelle aller Rechte war, die der Genosse zuerst auf Grund persönlichen, kriegerischen und Familienverbandes besaß, dann auf seinem Antheil am gemeinen Marklande, auf seiner Hufe gewann, so blieb sie auch fortan die Stütze seines Rechts und der Hort seiner Interessen und erfüllte ganz das Leben auf

Digitized by Google

dem einsamen Hofe mit dem Gedanken an den Werth dieser engen Lebensgemeinschaft.

Nur die vollkommen abgemarkten größern Höfe waren im Laufe der Zeit zu völlig selbstständigen Einzelwirthschaften geworden, in denen die dienende Arbeit der Kolonen thätig war auf Herrenland und auf der Zinseshufe. Wo dagegen noch Gemeindsgenossenschaft bestand, da waren Gesammtwirthschaft und Sonderwirthschaft zwei sich gegenseitig ergänzende Faktoren des Wirthschaftsbetriebes; im Dorfe freilich mußte das viel schärfer stets hervortreten als beim Hofsystem; aber doch auch hier hat der genossenschaftliche Grundgedanke, der die ganze Ansiedlung durchzog, mächtig sich erwiesen. War der Genosse hier auch frei in der Art und Weise, wie er Haus und Hof sich baute und anordnete, wie er sein Feld bestellte und erweiterte, so unterlag er doch dem genossenschaftlichen Zwang, wo der Bestand und die Produkte seines Guts in Frage kamen. Wie die ursprüngliche Ordnung der Bauerschaft von dem Gesammteigenthum der Gemeinde ausging, so blieb auch nach vertheiltem Land ein Nachklang dieses Grundgedankens lange vernehmbar. Kein Haus und keine Hofstatt, kein Theil der Hufe oder der gemeinen Mark durfte aus der Genossenschaft veräußert werden, es sei denn, daß die gesammte Märkerschaft zugestimmt und keiner der Genossen willens war, das Haus, das Feld und den Gemeindegrund nach Vorkaufsrecht für sich selbst zu erwerben. Auch was auf Markland, ungetheilten oder aufgetheilten, der Einzelne erzeugte, war immer doch zuerst in den Dienst der Genossenschaft gestellt; erst wenn sich hier kein Käufer fand, wenn in der Mark das Produkt keine Verwendung, Verarbeitung oder Verbrauch erlangen konnte, gab es die Gesammtheit frei, und kein Preisvortheil, den der Genosse mit seiner Waare etwa außerhalb der Markgrenzen hätte finden können, entband ihn von der Pflicht, zuerst die Waare seinen Nachbarn anzubieten. Es war ein strenger Schluß der Mark nach außen und wie er das Interesse und die Rücksicht der Wirthschaft stets nach innen kehrte, war er ein starkes Band zur Sicherung der alten Ordnung und mächtig zu Belebung und Erhaltung des Gemeingefühls.

Die Einheit der Genossenschaft erschöpfte sich aber nicht in der Ordnung des rechtlichen Verhältnisses und der wirthschaftlichen Interessen.

Digitized by Google

Wie das altdeutsche Gildewesen, aus dem später sich die Zunft entwickelte, in jener Zeit noch eine volle und ausschließende Gemeinschaft des ganzen Lebens der Mitglieder war, so hatte sich auch in der ländlichen Genossenschaft der Grundgedanke einer vollen Lebensgemeinschaft noch erhalten. Die Gemeindegenossenschaft war in jener Zeit auch eine sittliche, gesellige und selbst religiöse Einheit. Die sittliche Gemeinschaft verpflichtete die Genossen zu gegenseitiger Unterstützung in allen Nothfällen. Lieb und Leid sollten sie mit einander tragen, in allen Lagen des Lebens und selbst bis in den Tod einander treu zur Seite sein; in jeder Noth mußte der Genosse dem Genossen zu Hülfe eilen.

Wenn Wassers- oder Feuersnoth einen Hof bedrängte, wurden alle zu Hülfe und Beistand aufgerufen und das Bauernrecht schrieb oft sogar die Form besonders vor, in der es geschehen sollte. „Auf auf, lieben Nachpaurn, es print in meinem Haus" riefen umherrennend von Haus zu Haus die Hülfesuchenden. Ward einer mit Gewaltthat bedroht und vermochte sich selbst nicht zu wehren, so durfte er die Nachbaren anrufen und sie mußten ihn beschützen gegen den Angriff. Ward ein Genosse von einem fremden Herrn in Anspruch genommen, so sollte die ganze Gemeinde zu seinem Beistand zusammeneilen und dafür sorgen, daß die Sache vor Gericht ausgetragen werde. Von Hof zu Hof ging hier ein Lautsignal und wer es hörte, war verpflichtet, herzuzulaufen. Strafe traf den Säumigen. Im Rechtsstreite über Grund und Boden wie bei sonstigem Proceß fand der Genosse in seinen Nachbarn ausgiebigen Beistand; sie waren verpflichtet, ihm Zeugschaft und Eideshülfe zu gewähren. Auch in allen sonstigen Interessen waren die Genossen zu wechselweiser Hülfe streng verpflichtet. Verirrte sich des einen Vieh, so mußt' es ihm der andere unversehrt zurücktreiben; kam es in Gefahr, so mußt' es jeder draus befreien, der es sah. Auch war nicht selten gegenseitige Aushülfe sogar bei der Feldbestellung, Ernte und andern wirthschaftlichen Verrichtungen befohlen. Ja selbst bis auf das häusliche Leben und bis auf den Tod ward sie erstreckt. Bei Strafe mußten die Genossen einander begraben oder wenigstens mit der Leiche gehen.

In der Gemeinde pflegten dann die Nachbarn auch der Geselligkeit, die ihnen sicherlich bei ihrer Vereinzelung und ihrer angestrengten Arbeit doppelt werthvoll war, um so mehr als es ja zu den Charaktereigen-

Digitized by Google

thümlichkeiten des Deutschen zu allen Zeiten gehörte, sich an fröhlichem Gelage zu ergötzen. Gar mancher Volksbrauch, der auf unsere Zeit gekommen, der Maienbaum, das Erntefest mit seinen Bräuchen sind sicherlich zu jener Zeit schon lang gefeiert worden, und wohl mag damals das sittliche Band, das alle Markgenossen umschlang, solchen Festen einen viel innigeren und gemüthlicheren Charakter aufgeprägt haben. Mancher andere gesellige Brauch jener Zeit, der auch aus dem Princip der Genossenschaft erwachsen war, ist mit dem alten Grundgedanken auch verloren gegangen. Ehe und Tod des Genossen und seiner Angehörigen, wie nicht minder die Gemeindeversammlung und der Gerichtstag, das ehehaft Taiding, vereinigt nach Vollendung des ernsten Geschäfts die Genossen zum heitern Gelage, und unsere Bauern vermissen sicherlich, wie so manchen andern, auch den heitern Brauch, wornach nach geschlossener Gerichtsverhandlung die Bußen und Strafgelder, welche die Gemeinde hier zu Recht erkannt, sofort gemeinschaftlich vertrunken werden mußten.

War nun auch die Gemeinde mächtig über den Genossen in allem, was sein Leben nach außen drängte, so entfaltete sich dagegen bei dem Hofsysteme die freieste unerschöpfliche Mannigfaltigkeit. Die Hufe, die sich der Genosse nach Genossenrecht im Markland der Gesammtheit zugewiesen sah, er hatte sie mit seiner Hände Arbeit düstrer Wildniß abgerungen, mit seinem Fleiß sie fruchtbar sich gemacht; durch Arbeit war er frei geworden und seine Wirthschaft war ganz auf sich selbst gestellt. Wo ihm ein Feld, eine Quelle oder ein Hain gefiel, da baute er sich sein einfaches Haus an traulicher Stätte, die Verstand und Herz zugleich befriedigte. Denn das war von jeher besonders der Deutschen Art; in reicher Fülle lassen sich noch jetzt Züge von der Sinnigkeit des deutschen Wesens erkennen, die ihr ganzes Leben durchdrang. Wohl hielten sie stets viel auf männliche Tugenden und fern war ihnen traumseliges Dahinleben, thaten- und energielose Existenz. Aber die Poesie einer gemüthvollen Lebens- und Naturanschauung rankte sich doch stets um ihr Dasein, mochte es sich im ritterlichen Waffendienste, in strenger Handwerksordnung oder in harter Feldarbeit bewegen. Religion und Gottesdienst, Recht und Gerichtsverfahren, Handel und Wandel umgaben sie mit sinnigem Brauch; und so haben denn die Deutschen auch

Digitized by Google

Haus und Hof, den Angelpunkt ihres Lebens immer gern nicht bloß ihrem Verstande, sondern auch ihrem Herzen nahe gebracht. Wie unsers Walthers Vogelweide auch eine rechte Augenweide war, so schmückt auch noch in Berg und Thal manch schönen Punkt ein deutsches Haus aus alter Zeit.

Bescheiden aber wie sein ganzes Leben war auch des Bauern Haus und Hof bestellt. Aus Holz vom nahen Walde roh gezimmert, nur selten schon aus Fachwerk hergestellt, bedeckte das flache Schindeldach ein einziges großes Gelaß, zu dem der Eingang meistens von der Seite des Hauses führte, während kleine Fenster an der Giebelseite auf den Weg hinschauten. Im Hintergrund, der Thüre gegenüber stand der Herd; er war, wie der Mittelpunkt des Hauses, auch der Mittelpunkt des ganzen Lebens in dem Hause; am Herd versammelten sich die Hausgenossen, der Herr und seine Familie wie die Knechte und die Mägde nach gethaner Arbeit wie vor Beginn derselben; hier war die allgemeine Plauderstätte und der Ort für ernsten Rath und für Gebet. Im großen Raum, der ihn umgab, da spielte sich das ganze Leben der Familie ab; da wohnte und da schlief man; da wurde der Gast empfangen, den die gerühmte Gastfreundschaft des deutschen Hauses hergeführt, und die Gelage abgehalten, die des Hauses Herr bei besonderm Anlaß seinen Nachbarn gab. Zwar schloß sich schon zu jener Zeit an die Diele, den Hausären oder wie noch sonst dieser wichtigste Theil des Hauses genannt wurde, die eine oder andere kleine Kammer an, als Schlafgemach und Vorrathsraum; aber sie hatten keine Bedeutung für das Leben im Hause gegenüber jenem ältesten und immer wesentlichsten Theil desselben. Gedeckt war die Diele mit keinem andern Dache, als dem Dach des Hauses selbst; ernst schaute der rußige First in den weiten Raum herab, von dem der Rauch des Herdfeuers ohne Schlot und andere Leitung als die natürliche Strömung der Luft nach oben zog.

Hölzerne Säulen trugen das Dach, die Firstsäulen, die in die Diele hereinstanden und später wohl den ersten Anhaltspunkt zur Abtheilung des großen Raumes boten; und die Winkelsäulen, die äußern Träger des Daches. Von innen wie von außen war wohl wenig zu Schmuck und Zier des Hauses verwendet; nur die einander zugekehrten Thierköpfe am Giebel des Hauses und das Glockenthürmchen scheinen

Digitized by Google

uralt zu sein; etwas Farbe ward dann und wann schon früh zum Schmuck der Außenseite angebracht. Aber von hohem Werthe und symbolischer Bedeutung war des Hauses Marke, das Zeichen der Berechtigung des Hauses in der Mark, das Merkmal des persönlichen Genossenrechts und das Bild der Familienangehörigkeit. Auch auf seinen Geräthschaften, seinen Grenzsteinen und Markbäumen brachte der Genosse seine Hausmarke an, mit ihr kennzeichnete er, was er aus Markwald für seinen Hausbedarf an Holz entnahm; alle zur Familie Gehörigen bedienten sich derselben gleich eines Familienwappens. Die übrigen zum Hof gehörigen Räume, Stall und Stadel und was sonst an Wirthschaftsräumen nothwendig war, stand, bei größern Höfen wenigstens, wahrscheinlich getrennt vom Hause auf der Hofstatt, innerhalb des Hofraums; in größern Herrenhöfen sind auch eigene Gebäude für die Frauen und das Gesinde als selbstständige Wohngebäude oft genannt. Ob aber auch beim Hof des kleinen Bauern solche Trennung der Wohn- und Wirthschaftsgebäude stattfand, ist schwer zu entscheiden. Zwar hat die Forschung schon mit ziemlicher Bestimmtheit zwei Grundtypen deutscher Bauernhöfe unterschieden, das ältere fränkische Haus, annähernd quadratisch gebaut, ausschließlich für den Wohnbedarf eingerichtet mit getrennten Wirthschaftsgebäuden; und das spätere sächsische Haus, in oblonger Form unter einem Dache Wohn- und Wirthschaftsräume vereinigend; aber es ist doch sehr die Frage, ob nicht das örtlich sehr verschiedene Bedürfniß und die ganze ökonomische Lage des Hausherrn mehr entscheidend für die konkrete Gestaltung gewesen, als die überlieferte Form und Anordnung der Gebäude. Mag immerhin im Dorfe unter dem ausgleichenden Einflusse der Genossenschaft auch auf das innere häusliche und wirthschaftliche Leben der Genossen sich große Gleichförmigkeit der Wohnung erhalten haben; die freiere Bewegung in der Bauerschaft des Hofsystems gestattete auch sehr wohl eine freiere, individuellere Gestaltung des Hauses.

Zunächst dem Haus und seinem Hofraum war Gartenland und Anger zugerüstet; im Dorf mit einem Zaun, dem Hofzaun eingefriedet, war damit zugleich die Grenze des vollen unbeschränkten Eigenthums gesetzt, das dem Genossen von der Mark geschieden war. Am Einzelhof dagegen trennte Hofstatt und Hufe kein Gezäun; es breitete sich rings

Digitized by Google

um den Hof das zugehörige Feld, die Weide und der Wald, soweit er dem Genossen aus der Mark geschieden, zum Sonderwald gegeben oder auch von ihm genommen war, das alles war sein Eigenthum, mit einem Zaun, dem Gutszaun wohl umschlossen. Wo der Genosse in dem Dorf gezwungen war, die weit zerstreuten Feldungen zu gemeiner Weide dem Vieh der Markgenossen offen stehen zu lassen; wo ihm die Markversammlung Saat und Ernte, Maß und Art der Nutzung und der Wirthschaftsweise nach bindendem Beschlusse vorgeschrieben: da herrschte der Einödbauer unbedingt und wählte sich den Anbau, der für ein jedes Feldstück ihm geeignet schien. Er wechselte auch wohl die Wirthschaftsweise, wo die Gemengelage seiner Felder den Dorfgenossen zwang, unwandelbar bei jener Wirthschaft zu verharren, nach deren Plan die ganze Flur des Dorfes einmal eingetheilt worden war. Nachdem seit Karl des Großen Zeiten allmählich die Eintheilung der ganzen Feldflur in drei große Felder, das Winterfeld, Sommerfeld und Brachfeld üblich geworden, so war damit zugleich für jeden Dorfgenossen das Verharren bei der Dreifelderwirthschaft vorgezeichnet; denn wie hätte sich der Einzelne dieser Regel zu entziehen vermocht, nachdem er in allem und jedem von seinen Nachbarn abhängig war und nicht einmal auf seine Äcker kommen konnte, ohne über das Grundstück derselben zu fahren? Nur die unbedingte Gleichförmigkeit der Wirthschaft konnte hier die Konflikte verhüten, welche aus einer solchen weitgehenden Gemengelage sonst unvermeidlich hätten hervorgehen müssen. Am Einzelhof aber störte den Bauern kein Betrieb der Nachbarn in seinen Anordnungen; er konnte, ohne Konflikte zu besorgen, mit seinen Feldern und ihrem Anbau wechseln, was in dem einen Jahre Feld war, im nächsten und für mehrere Jahre als Wiese zum Grasnutz liegen lassen und so im Lauf der Jahre wechselnd sein ganzes Land allmählich dem Pfluge unterwerfen. Er brauchte keine feststehende Eintheilung seiner Feldflur in bestimmte Schläge; kein Brachland wie der Dorfbauer, der in dreien Jahren dasselbe Feld zweimal mit Körnerfrucht bestellen mußte; aber eben deshalb auch keine Wiesen wie jener, für dessen Viehstandshaltung diese ganz entscheidend waren; dem Einödbauern ersetzten seine Eparten, das Land, das früher Acker war und später wieder werden sollte, vollkommen separirte Wiesen; und im Gebirge bot sich ihm in sonniger

Digitized by Google

Alpentrift ein noch viel beſſerer Erſatz. Denn ſchon in jener Zeit war die Alpwirthſchaft in unſerm Lande reich entwickelt; ja es lockte die kräftige Alpweide ſo manchen Anſiedler mit ſeinem Hofe in die höhern Lagen der Berge, wo er die Wirthſchaft ſeines Hofs mit ſeinem Alpennutzen in möglichſt nahe Verbindung bringen konnte.

So lebte und ſo ſtrebte man in Haus und Hof zu Walthers Zeit. Es währte nicht lange, ſo veränderte ſich dieſes Bild in manchen weſentlichen Zügen. Auch in die Stätten eines uralt hergebrachten Hofſyſtems mit ſeiner freien Markgemeinde und dem ſtarken Selbſtgefühl ſeiner Genoſſen drang die ökonomiſche Überlegenheit der großen Grundherrſchaften, der weltlichen wie der geiſtlichen, zerſetzend und umgeſtaltend ein; eine vermehrte Bevölkerung des Gaues und ein geſteigertes Maß von Bedürfniſſen, geweckt durch die Anfänge eines lebhafteren Verkehrs, durch die Ausbildung des Handwerks und die Gewöhnung an den Geldgebrauch, führten auch hier zu einer zahlreichen Dorfbildung und zu der Umgeſtaltung der Dorf- oder Bauerſchaftsverfaſſung in eine grundherrſchaftliche Hofverfaſſung, ſo daß der Forſcher, der aus den ſpätern Formen der Anſiedlung und der Flurvertheilung die ältern Zuſtände zu erkennen ſich bemüht, mit unſerm Dichter ausrufen möchte:

O weh, wohin verſchwunden iſt ſo manches Jahr?
Träumte mir mein Leben oder iſt es wahr?
. . . . . .
Umbrochen iſt das Feld, verhauen iſt der Wald,
Nur das Waſſer fließet, wie es weiland floß!

Digitized by Google

Bücherschau.

Iconographie Gottes und der Heiligen. Von J. E. Wessely, Leipzig, T. O. Weigel. 1874.

„Ein Handbuch, welches dem Historiker (specifisch dem Kunstforscher) das Verständniß der Heiligendarstellungen zu vermitteln oder auch nur zu erleichtern die Aufgabe hat, führt den Namen: Iconographie der Heiligen." Werke dieses Zweckes giebt es bereits mehrere, der Verfasser des vorliegenden erwähnt sie auch, wir vermissen indessen unter denselben ein ganz besonders hierher gehörendes, nämlich: „Die Attribute der Heiligen alphabetisch geordnet. Ein Schlüssel zur Erkennung der Heiligen nach deren Attributen, in Rücksicht auf Kunst, Geschichte und Kultus. Hannover, Hahnsche Hofbuchhandlung. 1843." Dieses Büchlein ist recht brauchbar und ist ähnlich angelegt wie das vorliegende; das letztere hat aber manche Vorzüge. Es ist in zwei Hauptabtheilungen getheilt: die erste führt die Heiligen in alphabetischer Ordnung auf, giebt in Kürze die biographischen Notizen nebst den Tagen der betreffenden Feste (nach den Bollandisten) und dann die iconographischen Nachweise, ein reiches Material aus den vorhandenen Bildwerken älterer und neuerer Zeit. Die zweite Abtheilung ist gleichsam der Index der ersten: hier erscheinen die Attribute und Symbole alphabetisch mit Hinweisung auf die betreffenden Heiligen. In einem dritten Abschnitte werden die Heiligen als Patrone der Künste, Gewerbe und Beschäftigungen, des menschlichen Körpers, der Länder, Städte und Korporationen ꝛc. aufgeführt. In der Wahl der Patrone „thut sich oft Witz und Humor hervor, wenn z. B. die Färber den h. Mauritius wählten, weil er — gefärbt: ein Mohr war, oder die Salpetersieder die h. Barbara, weil ein Blitz ihren Vater erschlug." Im Ganzen ist das vorliegende Werk freilich kein den Gegenstand erschöpfendes, wie der Verfasser auch selbst bemerkt, aber es ist ein recht nützliches Handbuch, das in dem Kreise der Kunst- und Alterthumsfreunde sich bald eine freundliche Anerkennung erwerben wird. Die Ausstattung ist, wie gewöhnlich bei T. O. Weigel, eine vorzügliche.

Das **Ostfriesische Monatsblatt für provinzielle Interessen,** herausgegeben von A. E. Zwitzers (Emden, Verlag von W. Haynel), setzt seinen Weg rüstig fort und erfreut sich einer immer steigenden Theilnahme, welche es durch die Vielseitigkeit seines Inhaltes, richtige Fühlung mit der Gegenwart und die Gediegenheit einer großen Zahl von Beiträgen auch wohl verdient. Aus den diesjährigen Heften (1.—6.) erwähnen wir als uns näher angehende Artikel: Eine Gelehrtenreise durch Ostfriesland zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Borkum vor hundert Jahren. Die Franzosen in Oberledinger- und Neiderland im Jahre 1761. Vocabularium Ostfrisicum. Unmaßgebliche Bemerkungen über den ostfriesischen Stammescharakter. Aus dem Nachlaß der Fürsten von Ostfriesland. Bezieht sich auf das Zeughaus im Residenzschlosse zu Aurich. „Der Inhalt dieser Rüstkammer war zwar zum Theil von historischem Interesse für das Ostfriesische Haus, mochte jedoch seinem eigentlichen Zwecke, der Brauchbarkeit für den Krieg, nur in geringem Maße dienen, denn Friedrich d. Gr., dem specieller Vortrag darüber gehalten wurde, befahl durch Kabinetsordre d. d. Lager bei Frankenstein 27. Mai 1745, daß der ganze Inhalt sowohl des Auricher Zeughauses, als auch der übrigen Ostfriesischen Rüstkammern zu Gelde ge-

Digitized by Google

macht werde. Der König beauftragte den General von der Artillerie von Linger mit dem Verkaufe, und dieser säumte nicht, alsbald genaue Inventarien aufnehmen zu lassen und namentlich in Hamburg und Bremen den Ankauf zu empfehlen; der Kriegs- und Domainenrath Bügel zu Aurich besorgte dann die Ausführung der Befehle. Für das Pfund alten Metalls wurde zwischen 7 und 9 Stüber gezahlt, neues Metall brachte pro Pfund 16—20 Stüber ein." In unserer Ztschrft. von diesem Jahre, S. 251 fg. sind nach einem gleichzeitigen alten Drucke die vollständigen Inventare mitgetheilt. — Ferner: Leeuwardens Ehrenbezeugung an Ubbo Emmius. Eine alte Verfügung in Civilstandssachen. Friedrich der Große in Ostfriesland 1755. Ein Wallfahrtsort der Friesen (Compostella). Zur Kunde der Ostfriesischen Adelsgeschlechter. Plattdeutsch. Über Cadovius Müllers Memoriale linguae frisicae. Drei königlich-preußisch-ostfriesische Depositalkasten auf der Flucht (1806). Sprachliches. Und: Ostfriesische Studenten zu Wittenberg.

Abt Johann von Viktring und sein Liber certarum historiarum. Ein Beitrag zur Quellenkunde deutscher Geschichte von Dr. A. Fournier. Berlin, Fr. Vahlen. 1875.

„Es ist das Verdienst J. Fr. Böhmers, der gelehrten Welt eine Quelle, insbesondere österreichischer Geschichte, zum erstenmale in reiner Gestalt dargeboten zu haben, welche unbestritten für eine der inhaltlich bedeutendsten und für die in der Form vollendetste jener Zeit — der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts — gilt. Wer immer die Chronik des gelehrten Abtes Johannes von Viktring gelesen, studirt oder kritisirt haben mag, hat sie gewiß nicht ohne Befriedigung von sich gelegt." Der betreffende Kodex befindet sich in der königl. Bibliothek zu München. Böhmer edirte daraus ein größeres Fragment (von der Reinschrift), während der Verfasser des vorliegenden Buches auch die bis dahin nicht untersuchten Theile desselben, die autographen Concepte, welche durch die äußerst schwer zu entziffernden Züge ein gewaltiges Stück Arbeit aufbürden, jetzt für die Wissenschaft zu verwerthen unternommen hat. Die Resultate der sehr verdienstvollen und fleißigen Untersuchung, die S. 104 fg. zusammengestellt sind, können wir hier nicht mittheilen, wir bemerken nur noch, daß in den Beilagen folgende Stücke abgedruckt sind: A. aus der Münchener Handschrift 1) der Entwurf der Vorrede, 2) das Kapitel „De morte Heinrici ducis Karinthie et quod duces Austrie terram optinuerunt" (zur Geschichte der Vereinigung Kärnthens mit Österreich), 3) Johannis Verse auf Albrecht II. von Österreich und Bertrand von Aquileja, 4) zwei Briefe Johanns. B. Aus dem Viktringer Chartular Johanns „Historia fundationis coenobii Victoriensis." Dieser wie oben Nr. 2 sind ausführlichere Erörterungen mitgegeben.

Digitized by Google

Beiträge zur Geschichte des Militärwesens in Deutschland während der Epoche des dreißigjährigen Krieges.

Von G. Droysen.

Mag man sich immer in die geheimnißvollen Tiefen jener verworrenen europäischen Politik versenken, die in dem Zeitalter des großen deutschen Krieges ihren staunenswerthen Anfang nimmt: ohne das Verständniß des Kampfs der Waffen wird man dem Widerstreit der Interessen und Meinungen nimmermehr gerecht werden. Auf der Spitze des Schwertes ruhten die Entscheidungen: das Schwert gab den Wünschen und Forderungen der Diplomaten den unentbehrlichen Nachdruck, oder durchhieb mit raschem Schlage ihre feingesponnenen Fäden.

Einzelne Versuche, ein Bild der militärischen Verhältnisse jener Zeit zu geben, sind wohl gemacht worden: die Abhandlungen von K. A. Müller über das Söldnerwesen in den ersten Zeiten des dreißigjährigen Kriegs, von K. Oberleitner über das österreichische Finanz- und Kriegswesen, von Dietzel über die kursächsische Militärverfassung u. A. enthalten mancherlei schätzbares Material. Zu einer abgerundeten Darstellung ist man noch nicht gelangt, denn der Versuch Heilmanns ist als verfehlt anzusehen. Welche Schwierigkeiten eine solche Darstellung zu überwinden hätte, ahnt nur der, der seine Aufmerksamkeit einmal diesen Dingen zugewandt hat. In wahrhaft erdrückender Masse liegt das Material vor: gedruckte und ungedruckte Archivalien, gleichzeitige Schriften, die wie zufällig Einzelheiten des Militärwesens erwähnen, und solche, deren Hauptinhalt es bildet. Unter diesen letzteren die Werke eines Wallhausen und Furtenbach, eines Georg Basta und Johann Georg Pascha, eines Olßnitz, Vele und so

Digitized by Google

vieler Anderer; dazu, wenn man etwas weiter zurückgeht, namentlich das anziehende Prachtwerk Fronspergers.

Was die Schwierigkeit erhöht, ist die Buntscheckigkeit der Militärverhältnisse in jener Zeit. Handelt es sich doch um eine Epoche des militärischen Experimentirens und Probirens, in der Wehr und Waffen, Taktik und Strategie, Militärverfassung und Militärverwaltung, kurz das ganze Soldatenthum von Anfang bis zu Ende einer fast unausgesetzten Wandelung unterlag. Denn jene großen Militärreformen, die sich an den Verfall des Lehnswesens, an das Emporkommen der Staats- und Fürstengewalt und an die Erfindung des Schießpulvers und seine Verwendung zu kriegerischen Zwecken knüpfen, waren weit entfernt, ihren Abschluß gefunden zu haben. Nun wurden sie von einem großen Kriege überrascht, der sie in ihrer Arbeit ebenso oft hemmte als er ihnen förderlich war. Wohl niemals ist ein so gewaltiger Kampf mit so unfertigem Material ausgefochten worden. Altes hatte man vielfach als veraltet abgeschafft; nun sollte man das Neue, das man an seine Stelle gesetzt, im Kriege erproben, statt daß man es, nachdem man es erprobt, im Kriege zur Anwendung brachte. Man denke nur an das Geschützwesen, an das Hin- und Herschwanken zwischen Rad- und Luntenschloß.

Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß man es mit einer so großen Anzahl kleiner Armeen zu thun hat. Jeder deutsche Reichsstand hatte seine Truppe mit ihren besonderen Eigenthümlichkeiten, die sich, je kleiner das Territorium und in Folge dessen die Zahl der Truppe war, um so mehr in die Form einer Liebhaberei und Spielerei kleideten. Wir erkennen wohl, wie das Militär nicht selten nicht nur dem Nutzen, sondern auch dem Prunk dienen sollte. Ein großes, großartiges, festgefügtes Militärwesen, einen „Militärstaat", der maßgültig gewesen wäre, gab es bei uns zu Lande nicht: weder das österreichisch-habsburgische, noch das Reichsheer konnte diesen Anspruch erheben. Was letzteres betrifft, so kennt man seine militärische Untüchtigkeit und Erbärmlichkeit, in der es sich von Jahrhundert zu Jahrhundert selber zu übertreffen verstand; daß aber Kaiser Ferdinand II. inmitten stets wachsender Verlegenheit sich an Wallenstein wandte und der ihm eine Armee schuf, bleibt, wie mir scheint, für die Bedeutung des österreichisch-habsburgischen Militärstaats ein sehr signifikanter Umstand.

Digitized by Google

Es kann nicht meine Absicht sein wollen, eine umfassende Geschichte des Kriegswesens dieser Epoche zu geben. Was sich mir im Zusammenhange anderer Studien ergab, möge in der bescheidenen Form einer Reihe von lose zusammenhängenden Beiträgen zu einer solchen Geschichte hingenommen werden. Sie werden sich vielleicht nur zu häufig darauf beschränken, einfache Mittheilungen und Exemplifikationen zu sein. Zum Generalisiren und Auffinden durchgehender Normen ist der Stoff vielfach nicht angethan.

Alles, was die eigentliche Technik des Militärwesens betrifft, lasse ich bei Seite. Dahin gehört das ganze Geschützwesen mit seinen unendlichen Arten und Abarten von der Serpentine bis zum Falkonetlein, mit seinen Kaliberverhältnissen, seinen Elevationsberechnungen, seinen verschiedenen Eisen-, Stein- und Bleikugeln, die komplicirte Feuerwerkerei mit ihrer Pulverfabrikation und den hunderterlei Arten von „Kunstfeuer." Dahin gehört ferner das Detail der Ausrüstung vom Bandelier bis zum Doppelhaken und zur Muskete, so wie deren Einzelheiten und Zubehör: Radschloß oder Luntenschloß, Gabel und Schweinsfeder; gehört das Exercitium in seinen verwirrenden Einzelheiten: die unzähligen Griffe sowohl wie die unzähligen Marschorten und Stellungen, über die sich namentlich Wallhausen so ausführlich verbreitet; gehört so mancherlei sonst, dessen Aufzählung ich mir erlasse.

Wenn gleichwohl der eine oder andere dieser Punkte mit ein paar gelegentlichen Bemerkungen berührt werden wird, so geschieht es, um durch sie andere Verhältnisse, auf deren Darlegung es mir ankommt, zu illustriren.

Ich bemerke, daß die Beiträge sich wesentlich stützen auf die gleichzeitige Militärliteratur (Olßnitz, Wallhausen u. A.); auf die Kriegsartikel (Artikelsbriefe) [1]) und andere zeitgenössische Werke und Flug-

[1]) Es mag hier eine Zusammenstellung der wichtigsten von mir benutzten Kriegsartikel Platz finden.

1) „Artickelsbrieff gemeinen Fußvolcks" bei Olßnitz, Kriegsordnung zu Wasser und Land. 1590. 4°.

2) Kriegsartikel Herzog Ernsts II. für die in Celle errichtete Schloßwache v. J. 1592. v. d. Decken I. S. 315.

3) „Summarischer Innhalt deß Articulßbrieffs" bei Beke, Soldatenspiegel. 1605. 4°.

4) Wallensteinisches Reiterrecht v. 1617, in Österreich. milit. Zeitschr. I. Heft 3. S. 225. Wien. 1846.

Digitized by Google

schriften; sodann auf die oben genannten kleinen Schriften von Müller, Oberleitner u. A.; vor allem aber auf ein überaus reiches archivalisches Material, das publicirt ist von G. Krause (Urkunden, Aktenstücke und Briefe zur Geschichte der anhaltinischen Lande, Leipzig 1861 ff. 5 Bde.); von v. d. Decken (Herzog Georg v. Braunschweig und Lüneburg. Hannover 1833 ff. 4 Bde.); im Arkiv till upplysning om Svenska Krigens och Krigsinrättningarnes Hist. (namentl. Band III.) Stockh. 1861.; im Codex Augusteus I. 1724 folg. u. a. ältere Sammelwerke. In diesen Samm-

5) Braunschweig-Lüneburgische Kriegsartikel 1620, v. d. Decken I. Nr. 2. S. 317; cf. L. v. Sichart, Gesch. d. Königl. Hannov. Armee 1. 2. 1870.

6) Anhaltischer Artikelsbrief v. 1623. Krause I. S. 5.

7) „Graff Johan von Tylli ... | Newe Kriegs Ord | nung, an alle Officirer vnter der Ritterschafft, vom höhesten an biß auff den niedrigsten, | auch an gemeine Reuter, Wie es in Quartieren mit Essen | vnd Trinken soll gehalten werden, Item ... | | Gedruckt in vnserm Hauptquartier zu Hirschfeld im Jahr 1625 | . ." 8 Bl. 4°.

8) „Articulß Brieff: darauff wegen des Königs in Dennenmark, der Niedersächsischen Crayses Vndergebener Kriegs Arme Officirer vnd Soldaten, zu Roß vnd Fuß, sie seyn geworben, oder außgeschrieben, Dänische oder anderer Nation, sich vnterthänigst verhalten, darauff schweren, vnnd in allen Puncten sich schuldiger Gebühr bezeigen sollen." (Gegeben 10. Mai 1625). In „Dennenmarkische Acta" v. 1626. 4°. (S. 90 ff.)

„Kayserliche Kriegßverfassung | oder | Articulsbrieff: | Darauff der Römischen | Kayserl. auch zu Hungarn vnd Böheimb Königlichen Mayestät, ꝛc. Soldatesca so wol zu Roß als | zu Fuß bey Aufrichtung eines jeden Regiments | gelobt vnd geschworen . | . . . ||" 1626. 4°. Enthält folgende drei Stücke:

9) — a. „Articulierte Instruction für die bey der kayserlichen vnd churf. Pfalz Beyern Armade Muster- vnd Vndercommissarien."

10) — b. „Articuls Brieff darauff die Reuter schweren sollen."

11) — c. „Articuls Brieff darauff die Hochdeutsche Knecht zu Fuß geschworen."

12) „Articuls-Brieff, | Darauff dem Durchlauchtigsten, Hochgebor | nen Fürsten vnd Herrn, | Herrn | Johann Georgen, | Hertzogen zu Sachsen, Gülich, Cleve vnd | Bergk, des Heiligen Römischen Reichs Ertzmarschalle, | vnd Churfürsten, ... || Die Hochdeutzschen Knechte, welche Ihre | Churfürstl. Durchl. zu Beschützung dero Land vnd Leu | te, durch derofelben bestalten Obersten, vnd Kriegs Officirer | werben lassen, zu dienen, vnd den zu halten, zuge | loben vnd nachzukommen schwe | ren sollen." (Gegeben 5. Juni 1631). S. A. 4°. Auch in Cod. Aug. I. p. 1983.

13) „Schwedisches | Kriegß-Recht, | Oder Articulß-Brieff, | des Durchlauchtigsten, Großmächtigsten Fürstens | vnd Herrns, Herrns | Gustaff Adolffs, | . . . | Sampt angehefftter General- vnd Obergerichtß- | Ordnung, vnd deß General Auditors, wie auch | General Gewaltigers, ꝛc. Ampt vnd Bestallungß | Puncten. | Mit Königlicher Majestet Freyheit nicht | nach zu drucken. | . . . | Halberstadt, | Gedruckt durch Andream Kolwald, im Jahr 1632." 4°.

Es liegt zu sehr auf der Hand, als daß es eines weiteren Wortes bedürfte, weshalb hier, wo es sich um das deutsche Kriegswesen handelt, der dänische und schwedische Artikelsbrief berücksichtigt werden.

Digitized by Google

lungen liegt ein wahrer Schatz von Material, den zu heben man bisher durchaus verschmäht hat.

I. Der Dienst.

a. Landesdefension und Ritterpferde.

Die Epoche der Reformen ist auch an dem Heerwesen nicht vorübergegangen, ohne ihm seine Spuren tief einzudrücken. Die Befreiung aus den engen Banden des Lehnswesens, die dem Staate sich aufzurichten ermöglichte, hatte auch für das Kriegswesen eine reformatorische Bedeutung. Jene feudalistische Stufenfolge von Herr und Vasall, auf welcher der Kriegsdienst früherer Jahrhunderte beruht hatte, konnte sich inmitten des neuen Verhältnisses von Landesherrn und Unterthan auf die Dauer nicht erhalten. Die Tage des alten Ritterdienstes und Heerbanns waren gezählt. Und wenn sich auch Reste desselben bis in das 17. Jahrhundert hinein erhielten, so beweist das nur, wie fest verwachsen mit den öffentlichen Zuständen des vorreformatorischen Deutschland auch dieses Stück eines ancien regime gewesen war; seine Bedeutung war für immer dahin, mochte gleich Johann Jacobi von Wallhausen, der große Militärschriftsteller des dreißigjährigen Kriegs, in hyperkonservativem Sinn eine Lanze für dasselbe einlegen und in seiner Kriegskunst zu Pferd gegen Georg Basta und dessen gouverno della cavalleria zu Felde ziehen: die Thatsachen waren mächtiger als die Autorität und die Argumentation des Schriftstellers.

Auf zwei Füße gleichsam stellte sich das neue Heerwesen; auf zweierlei Weise gab es Soldaten und Armeen.

Die eine war die sogenannte Landesdefension oder das Landrettungswerk. In ihr allerdings finden sich vernehmliche Anklänge an den alten Heerbann. Sie ist gleichsam der reformirte, modernisirte Heerbann.

Das Landesdefensionswesen beruht auf dem Grundsatz, daß der Landesherr zum Schutz seines Landes und zur Aufrechthaltung der Ordnung in ihm verpflichtet ist, und daß jeder Unterthan ihm dabei zu Diensten sein muß.

Dieser Grundsatz — einer allgemeinen Wehrpflicht, wenn man so will —, in der Theorie mit aller Schroffheit ausgesprochen, erfuhr in

Digitized by Google

der Praxis bedeutende Modifikationen. Denn es galt, daß der Landesherr nicht befugt sei, die „Nahrung" seiner Unterthanen zu stören. Folge war, daß an die Stelle der persönlichen Militärleistung eine Geldleistung trat, „damit die Unterthanen nicht so sehr beschwert würden."

Das Defensionswerk wurde von dem Landesherrn mit den sämmtlichen Landständen auf dem Landtage verglichen. Dann wurde das Kontingent (der „Ausschuß") auf die einzelnen Kommünen („Orte") vertheilt und diesen die Aufbringung ihres Antheils anheimgegeben. Der Befehl war: „Ihr wollet aus den Unterthanen die Besten und Versuchtesten auslesen und mit dergleichen Rüstungen und Waffen, wie die Designation besagt, bewehren."

Die Leitung des ganzen Defensionswerks wurde von dem Landesherrn einer qualificirten Person übertragen, so von dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen (am 23. Febr. 1613) seinem „bestallten Obersten, Hauptmann zu Rossen und lieben getreuen Centurien Pflugen." Dem Landesherrn stand die Musterung der „Defensioner" zu. Er bestimmte zu dem Zweck Zeit und Ort. Zwischen dem Aufruf und der Musterung lag ein Zeitraum von mehreren Monaten.

Es mag schon hier hinzugefügt sein, daß die zur Musterung Ziehenden sich mit Proviant auf ein paar Tage zu versehen hatten, und daß sie bis zum Tage der Musterung Verpflegungsgelder erhielten. Nach einer kursächsischen Verpflegungsliste von 1614 betrug die Summe

auf den Feldwebel	täglich	10	Gr.	6 Pfg.
auf den Führer	„	8	„	—
auf den Feldscherer	„	6	„	—
auf den Trommelschläger	„	6	„	—
auf den Pfeifer	„	6	„	—
auf jede bewehrte Person	„	4	„	—

Die in der Musterung untauglich Befundenen und schlecht Gerüsteten wurden zurückgewiesen, und Tauglichere, besser Gerüstete gefordert.

Daß das Defensionsvolk kein besonders gutes Kriegsmaterial war, liegt auf der Hand. Die Leute kamen vom Pflug und vom Ladentisch und hatten von militärischen Dingen meist keine Ahnung. Generallieutenant Wolf v. Mansfeld klagte (als bei der Belagerung von Bautzen im Jahre 1620 einige Defensionsfähnlein mit verwandt wurden): „auf ihrem eigenen Mist und wenn es das Land anginge, wollte ich mich

Digitized by Google

lieber bei ihnen finden lassen, als auf diese Weise. Das heutige Wetter hat sie schon ziemlich matt gemacht."

Die ewigen Reklamationen der lieben Anverwandtschaft um Losgabe des unentbehrlichen Familienglieds waren eben keine sehr erwünschte Beigabe.

Die hauptsächlichsten Mängel des Defensionswesens aber waren folgende: Es war nur eine „eilende Hülfe", nicht ein ständiger Zuzug; es bezog sich nur auf die Landesvertheidigung; es betraf nur das Fußvolk.

Um die zur Landesvertheidigung nothwendige Reiterei zu schaffen, griff man in das Lehnswesen zurück. Der Lehnsmann war dem Landesherrn zur Stellung einer bestimmten Zahl von Ritterpferden verpflichtet, zu denen die entsprechende Anzahl von Knechten gehörte. Aber auch hier findet sich die Verpflichtung häufig und schon früh durch Geld abgelöst. So bestimmt eine kursächsische Verordnung von 1563, daß für jedes Ritterpferd jährlich 5 Gulden gezahlt werden sollten. Andere spätere (vom 28. Mai 1582, 18. März 1583, 22. Januar und 17. Februar 1588) verlangen dann wieder, daß die Ritterschaft sich wegen der gefährlichen Zeitläufte mit tüchtigen, wohlversuchten, untadeligen Knechten und Pferden zum Zuzug bereit halte. Als dann nach Gustaf Adolfs Landung in Deutschland Kursachsen ernstlicher in den Krieg verwickelt wurde, erließ der Kurfürst Johann Georg ein Mandat (d. d. 27. April 1632), welches die Ritterpferde, „die auf eine Zeitlang nach Haus gelassen", wieder herbeirief. Wir erfahren, daß ihm darauf Etliche vom Adel vorstellten, wie schwer es gegenwärtig sein würde, mit tüchtigen Pferden und Gesinde aufzukommen, denn die Meisten seien bereits anderswo untergestellt; sie erlaubten sich ihm deshalb vorzuschlagen, auf jedes pflichtige Lehnspferd eine bestimmte Summe zu legen, deren Bezahlung von dem schuldigen Ritterdienst und dessen Zubehör befreie. Der Kurfürst hatte Anfangs Bedenken, darauf einzugehen. Hauptsache war ihm, daß die großen Gefahren eilige und geschwinde Rettung nöthig machten, daß aber neue Werbungen langsam von Statten gehen würden, während die Ritterpferde in Kurzem versammelt werden könnten. Auf der andern Seite konnte er sich die Unmöglichkeit der Aufbringung und Ausrüstung tüchtiger Knechte von Seiten der Ritterschaft nicht verhehlen. So stellte er ihr denn frei, „für diesmal für jedes Ritterpferd 15 Thaler in specie

Digitized by Google

Anrittsgeld baar zu erlegen, oder sich mit tüchtigen Pferden und Armatur einzustellen." Ausdrücklich war gesagt, daß diese Bestimmung nur für ein Jahr Gültigkeit haben solle.

Später wurde die Bestimmung wiederholt; das Geldäquivalent schwankte. Wir erfahren von 20, ja 30 Thalern für das Pferd. Und ein kursächsischer Erlaß vom 3. December 1639 legte, — weil bei den schweren Zeitläuften baar Geld hochnöthig, Bürger und Bauer aber in Folge der ewigen Kontributionen und anderer Kriegsbeschwerungen weitere Summen aufzubringen nicht im Stande sei, — für ein Vierteljahr auf jedes Ritterpferd 10 Thaler monatlich, wofür die Ritterschaft ein Jahr lang von den Ritterdiensten entbunden sein sollte.

Wo die Ritter- und Lehnsleute ihrer Dienstpflicht nachzukommen hatten, galt es, daß sie auf erstes Erfordern mit ihren Ritterdiensten und dem zehnten Mann wohl ausgerüstet und staffirt, auch mit Kraut, Loth und Munition zur Genüge versehen, aufzogen. Auf die zweite Aufforderung mit dem fünften Mann; auf die dritte mit aller Mannschaft, jedoch unbeschadet derjenigen, die sonst schon zum Defensionswerk erschienen. Sie wurden durch landesherrliche Kommissarien gemustert wie das Defensionsvolk. Die Musterung der Lehnsleute pflegte dann wohl ämterweise zu geschehen. (Eine Instruktion zu einer solchen Musterung der Ritterschaft bei v. d. Decken I. Nr. 2.)

Wir besitzen noch bei solchen Musterungen geführte sehr genaue Listen über die Zahl der Ritterpferde und die Ausrüstung von Roß und Reiter.

Zur Veranschaulichung sei ein Stück aus einer solchen Liste, die bei der am 27. Februar 1623 zu Bernburg abgehaltenen Musterung fürstlich anhaltischer Lehnsleute angefertigt wurde, mitgetheilt.

Ritterpferd.

1	Aus S. F. G. Marstall wegen des Fintischen Guts zu Güsten. (Pferde, Mann und Rüstung bestehet alles wohl.)
3	Ernst v. Börstel zu Güsten. (Die Waffen sind gut, aber das Pferd ist zu gering.)
1	Nicolaus von Buschhaußen zu Güsten. (Bestehet mit allem.)
1	Georg Ernst Lampe zu Güsten. (Gehet hin mit allem.)
3	Caspar Ernst Knochen zu Trinumb (Mangelt bei einem Pferd das Bandelier, im Übrigen kann man zufrieden sein.)
2	Dietrich v. d. Werder zu Reinsdorff. (Wird die Rüstung noch schaffen, die Pferde werden vor tüchtig gehalten mit den Knechten.)

Digitized by Google

1 Hans Otto Schammer zu Fernsdorff.
1/2 Item wegen Kardiks Gut daselbst. (Das Pferd ist etwas schlecht, die Rüstung gehet hin, hat darneben noch ein Pferd präsentirt, und den Herrn Commissarien freigestellt, ob sie darauf einen Mann setzen lassen wollen.)
1 Die Wischer zu Schortewitz.
(Mann, Pferd und die Hauben taugen nicht viel, alles ist zu verbessern.)
1 Carl Zenthir zu Proßig.
(Der Mann soll ein schürrmeister sein, dann er sich ziemlich schlimm geschickt, das Pferd ist etwas schlecht, die Rüstung gehet noch hin.)

Im Ganzen Ritterpferde des Amts

Cöthen	43
Nienburg . . .	3
Warmbsdorff . .	9
Summa	55 Pferde.

Die Lehn- und Ritterpferde standen unter einem besondern Befehlshaber. Es liegt die fürstliche Bestallung vor, durch welche Wilhelm von Pröck zum „Rittmeister über die anhaltischen Lehen und Ritterpferde" angenommen wird. Seine Verpflichtung ist: „daß er Uns getreu und hold sein, Unser und Unseres Fürstenthums und Landschaft Frommen, Bestes seines Vermögens zu suchen, Schaden und Nachtheil zu warnen und vorzukommen schuldig sein soll. Insonderheit aber soll er im Fall Wir unserer Landsassen und Unterthanen schuldige Ritterdienste vonnöthen, dieselbe getreulich, tapfer und wohl an Ort und Ende, wo wir derer bedürftig wären, führen, auch alles dasjenige thun und verrichten, was einem tapferen, kriegserfahrenen Rittmeister von Amtswegen gebührt und wohl anstehet; inmaßen er sich dann gegen Uns reserviren, verpflicht machen und an Eides Statt angeloben soll." Er erhält 50 Thaler „Anrittsgeld"; „an Wartegeld auf seine Person aus Unserem Landschaftswerk" jährlich 200 Reichsthaler; und endlich, so oft die Ritterpferde aufgeboten werden und er zu ihrer Führung kommandirt wird, „jedes Tags auf 4 Pferde und Diener 4 fl. anstatt Futter und Mahl." Das Verhältniß steht auf gegenseitiger halbjähriger Kündigung.

Aber auch diese Ritterpferde genügten gesteigerten militärischen Anforderungen bei weitem nicht. Man sah diese zahmen Kavalleristen mit demselben achselzuckenden Mitleiden an, wie die harmlosen Defensioner.

„Es kann ein jeder" — so heißt es in einer Schrift von damals — „wohl einen langen Spieß tragen, eine Hellebarde oder Schlachtschwert und einen Harnisch, dazu Feldzeichen, und zierlich zur Musterung gehen,

Digitized by Google

auch wohl auf einem Gaul sitzen und in schöner Rüstung herprangen, gleich als wollt man Jungfrauen zu Ehren reiten. Ja, wann man sollt mit den Leuten scharmützeln, die weiße Schürzen vorhaben, da sollt sich ein Jeder gebrauchen lassen als sein Vater und Mutter gethan haben und sollten kriegen, daß je aus einem Paar drei würden. Da man aber soll mit ihnen zu Feld liegen, Städte und Festungen belagern, stürmen und einnehmen, oder Feldschlachten thun: das ist Geckswerk." Viel besser, fährt der Autor fort, thut die Obrigkeit, „sie läßt das Land Schatzung, Rent und Zinse geben und nimmt böse Buben, Landläufer und solch Gesinde an, das nichts zu verlieren hat als das Leben."

b. Die geworbene Mannschaft.

Die militärische Verpflichtung des Landes und der Vasallen erstreckte sich nicht über die Landesdefension und die Ritterdienste hinaus. Weitere persönliche Kriegsleistungen hatte der Landesherr von seinem Unterthan zu fordern. Daß sie in einer Epoche hochgehender politischer Bewegungen und gewaltiger Kriege nicht genügten, liegt auf der Hand. Man bedurfte einer beständigeren, geschlosseneren, geübteren, auch jenseits der Landesgrenzen verwendbaren Streitmacht: eines stehenden Agressivheeres von gelernten Soldaten.

Aller Heerdienst war freiwillig, beruhte auf Anwerbung durch den Landesherrn, der nach dem Reichsrecht zur Haltung von Kriegsvolk berechtigt war. Geschahen diese Werbungen auch stets nur auf Zeit, so war doch im Gegensatz zum Defensionswesen principiell die Möglichkeit einer stehenden Truppe dabei nicht ausgeschlossen.

Der Landesherr hatte das Werberecht in seinem Territorium; er konnte fremde Werbungen in ihm verbieten, ebenso dem Unterthan den Eintritt in fremden Kriegsdienst. Darauf beziehen sich unzählige landesherrliche Erlasse. Auch hier möge Kursachsen als Beispiel dienen, und auf den codex Augusteus und T. B. Hoffmann's codex legum militarium Saxonicus (1763 fol.) verwiesen sein. Schon aus dem 16. Jahrhundert liegen in diesen Sammelwerken zahlreiche Mandate vor, welche den Eintritt in fremde Kriegsdienste an landesherrliches Vorwissen und landesherrlichen Konsens knüpfen; der Zuwiderhandelnde wird mit Einziehung „all seiner von Uns tragender Lehnstück, gesammter Hand-, Erb-

Digitized by Google

und anderer Güter" bestraft; und ist's ein „gemeiner Unterthan", mit „schwerer Leibesstrafe." Damit gegen die Verbrecher desto schleuniger vorgegangen werden könne, wird allen Beamten befohlen, in ihren Ämtern und Orten bei ihren Pflichten und Eiden auf die Lehnsleute und Unterthanen Achtung zu geben, und wo sie erfahren, daß Einer oder der Andere sich in fremden Kriegsdiensten befindet, ihn ungesäumt namhaft zu machen, und ihn, falls er noch nicht fortgezogen ist, sofort in Verstrickung zu nehmen und zur Anzeige zu bringen. Säumigkeit der Behörden ist unnachsichtig zu bestrafen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der Kurfürst von Sachsen nach dem Abschluß des verhängnißvollen Prager Friedens mit dem Kaiser (1635) in einer Reihe von Mandaten seinen Unterthanen befiehlt, den schwedischen Dienst zu quittiren. (Mandat vom 16. September 1635; 1. Februar 1636; 3. Mai 1637). Gegen die, welche sich bis zu dem bestimmten Termine nicht den kurfürstlichen Behörden gestellt haben, soll wie gegen solche, die das Vaterland betrübt haben und gegen die Obrigkeit aufgestanden sind — in einem der Mandate heißt es gradezu: gegen sie als Landesverräther — vorgegangen werden. Man wird ihnen ihre Habe und ihr Vermögen nehmen und entweder zum Fiskus schlagen oder treuen Unterthanen zuwenden.

Begreiflich, daß solche Verbote fremden Kriegsdienstes den Unterthanen vielfach sehr schmerzlich waren. Kaum begonnen, riß der große Krieg den deutschen Bürger und namentlich den Deutschen von Adel massenhaft in seinen Strudel. Die alte deutsche Lust an Abenteuern, an Kampf und an Raufen trieb sie von Hof und Heerd hinaus in's Feld. Gar Viele kamen beim Landesherrn um Dispens ein. Der Eine bat: „Fürstl. Gn. möge ihm in seiner Beförderung und Übung im Kriegswesen, darinnen er seine Wohlfahrt zu suchen sich vorgenommen, nicht verhindern." Ein Anderer: „er sei ein Armer von Adel, sein Vater habe viele Kinder, er könne nicht immer von einem Vetter zum andern reiten." Ein dritter: „er habe kein anderes Handwerk gelernt, sondern sich auf das Soldatenleben gelegt, sich von Jugend auf in den Kriegen in Niederland, Ungarn, Livland und Moskau gebrauchen lassen, in der Hoffnung, seinem Vaterland heut oder morgen auch nützlich zu dienen u. s. w."

Digitized by Google

II. Die Werbung und Musterung.

Die einzige Art, auf die das Heer errichtet wurde, war die Werbung. Ich will detaillirt von ihr reden.

Die Werbung oder „Recrouite" gehört zu den größten Eigenthümlichkeiten des Kriegswesens vergangener Jahrhunderte. Was heutiges Tags zu einer Formalität herabgesunken ist, war vor nicht allzulanger Zeit noch ein sehr reales Verhältniß. Wie bekannt, pflegen die Regimenter gegenwärtig einen hochgestellten oder in der vaterländischen Kriegsgeschichte berühmten Namen als den ihres Besitzers zu führen; früher war dieser Besitz nicht eine bloße Ehrenauszeichnung wie für das Regiment so für dessen Besitzer: früher gehörte das Regiment seinem Obersten im eigentlichsten Verstande an. Dieses Verhältniß reicht weit zurück; in den Werbungen des 17. Jahrhunderts tritt es deutlich zu Tage. Der Fürst, „Kriegsherr" oder „Bezahlherr", wenn er Truppen brauchte, verhandelte nur mit dem Befehlshaber, nicht mit der Mannschaft selber, die zunächst nur ein Verhältniß zu diesem, nicht zum Kriegsherrn hatte. Der Kriegsherr nahm eine Truppe in Dienst, indem er ihren Befehlshaber (den Obersten beim Regiment, den Hauptmann oder Rittmeister bei der Kompagnie) engagirte; denn der höhere Befehlshaber hatte die Verfügung wie über seine Soldaten so über „seine unterwesenden Befehlshaber", die mit gebunden waren, sobald er sich verpflichtet hatte [1]).

Das Gewöhnlichere jedoch scheint gewesen zu sein, daß nicht die fertige Truppe angeworben wurde, sondern daß der Bezahlherr seinen „bestallten Obersten" den Befehl zur Aufrichtung d. h. zur Anwerbung einer Truppe gab. Da bestimmte er denn jedem die Anzahl Fähnlein, die er werben sollte („werben, richten, in unsern Dienst führen und kommandiren", wie sich der urkundliche Ausdruck findet), und übersandte ihm das zu ihrer Anwerbung nöthige Laufgeld. Dieses Geld vertheilte der Oberst unter seine Rittmeister und Hauptleute; zugleich übersandte er jedem ein Werbepatent. Die Hauptleute und Rittmeister sahen sich nun zunächst nach tüchtigen Personen um, die „Ämter" zu besetzen, die sie noch ledig hatten. Diesen so ernannten „Befehlshabern" und andern verständigen Leuten gaben sie eine Summe Geldes, um Mannschaft an-

[1]) Vgl. die Bestallung bei Krause. I. S. 11. Nr. 8.)

Digitized by Google

zuwerben, und bestimmten genau, wieviel sie auf jeden an „Laufgeld“ wenden sollten. Sie wiesen ihnen genau den Distrikt an, in welchem sie zu werben und in welchen sie die angenommenen Knechte zu schicken hatten [1]).

Begreiflich, daß unter dem „Prätext der Werbung“ viel „unverantwortliche Excesse und Insolentien“ mit unterliefen. Die Werber, oft auch andere, die gar nicht zur Werbung ausgesandt waren, „vagirten von Dorf zu Dorf, schatzten die Leute, zogen manchen Tag nicht über eine viertel oder halbe Meile, blieben dann wieder liegen, zehrten auf Kosten der Einwohner und Dorfschaften, redeten alte verlebte Leute, Kinder und solche Personen, die zum Krieg nicht dienlich, auf, zwangen sie mit Gewalt zu Geldzahlung und dergl.“

Je mehr der Krieg Zucht und Ordnung löste und die Menschen verwilderte, desto mehr nahmen auch hier die Excesse zu, und desto nothwendiger wurde es, dagegen einzuschreiten.

Es liegen viele landesherrliche Mandate vor, in denen das geschah.

[1]) Es mag verstattet sein, ein Beispiel aus dem Ende des 16. Jahrhunderts einzufügen, das sein volles Verständniß erst aus späteren Bemerkungen erhalten wird.

Es soll ein Fähnlein von 300 Knechten errichtet werden; und zwar soll es bestehen aus

82 Doppelsöldnern mit Harnisch und langen Spießen.
18 Hellebardieren mit Harnisch und Hellebarden.
14 Doppelsöldnern mit Harnisch und Schlachtschwertern.
42 Musketieren oder Gabelschützen mit Musketen.
144 Gemeinen Schützen mit langen Pirschröhren.

Summa 300 M.

Der Feldherr hat befohlen, keinen Doppelsöldner höher „durchgehen zu lassen“ (d. h. zu mustern) als um fünfthalben Sold, das sind 18 Gulden; einen Musketier um dritthalben Sold; einen gemeinen Schützen um zwei Solde.

Nun stellt der Hauptmann dem Feldherrn eine Rechnung aus über die Kosten der Bewehrung eines solchen Fähnleins Knechte, dessen, was in der Musterung zum ersten Anfang aufgehen mag, und hernach von Monat zu Monat und von Jahr zu Jahr.

Zu Laufgeld und Unkosten muß der Hauptmann haben 500 Gulden.

Auf 82 Mann Harnisch und lange Spieß à 9 fl. . . .	738 „
Auf 18 Mann Harnisch und Hellebarden à 10 fl. . . .	180 „
Auf 14 Mann Harnisch und Schlachtschwert.	140 „
Auf 42 Mann Musket und Gabeln à 7 fl.	294 „
Auf 144 Mann Herrenrohr à 5 fl.	720 „
Summa	2582 fl.

100 oder 80 fl. für ein neu Fähnlein.

In einem kursächsischen vom 3. März 1635 wird bestimmt, daß jeder Oberst und Kommandant bei seinen untergebenen Rittmeistern und Hauptleuten die unfehlbare Verfügung thun soll, daß keiner einen Befehlshaber ausschicke, ohne ihm das dem Obersten zugesandte kurfürstliche Werbepatent im Original oder in einer vidimirten Kopie mitzugeben. Jeder soll, wie sich's gebührt, die Werbung ohne Zwang verrichten, sich in andern Regimentsquartieren nicht aufhalten, sondern gute Tagereisen thun, die Unterthanen im Geringsten nicht schatzen, vielmehr mit nothdürftiger Kost und Trank, wie es das Haus vermag, vorlieb nehmen, und sich aller Thätlichkeiten und Geldpressuren enthalten, auch solche Personen werben, die für Reuter und Soldaten bestehen. Denen, die sich solchergestalt gebahren, soll man nothdürftiges Nachtlager, auch Futter und Mahl geben; diejenigen hingegen, die keine richtige Patente aufzuweisen haben, von Dorf zu Dorf die Leute placken, sollen von den Quartiermeistern, den Obersten und Kommandanten angezeigt werden, damit diese für ihre Entfernung sorgen.

Die „Bewerbung" geschah entweder „mit öffentlichem Umschlagen und Entdeckung des Herrn", oder „heimlich hin und wieder in Städten und Dörfern, daß der Herr nicht ausdrücklich angezeigt wird." Die angenommenen Knechte erhielten eine Summe Geldes: das Laufgeld. — Man unterschied dann wohl zwischen „Laufgeld" und „Anrittsgeld": jenes erhielt das Fußvolk, dieses die Reiterei. Es wurde dem anwerbenden Officier vom Kriegsherrn zur Verwendung ausgehändigt [1]).

Das Laufgeld war sehr verschieden. Nach einer Liste bei Olßnitz (Kriegsordnung zu Wasser und zu Lande von 1590) betrug es auf ein Fähnlein von 300 Knechten 500 Gulden. In der Dresdener Musterung von 1619 betrug es (für das Fußvolk) 2 Reichsthaler auf den Mann; für die Reiterei („Anrittsgeld") 12 Gulden auf das Pferd, wozu denn noch 1 Gulden Werbegeld kam.

Später jedenfalls war die Summe allgemein höher. Gustaf Adolf befahl (29. Mai 1630) dem Obersten Johann Grooth, ein Infanterieregiment von 8 Kompagnien zu werben und dem Mann 6 Reichsthaler

[1]) Vgl. z. B. den dänischen Artikelsbrief Art. 58: „wir wollen den Rittmeistern und Kapitainen, die Kompagnien komplet und die Rekruten zu machen, da es von nöthen, und wir es gnädigst befehlen, jederzeit neu Anritt- und Laufgeld geben lassen."

Digitized by Google

„zu einem Werb- und Laufgeld“ zu geben; später (16. Januar 1631), befahl er dem Obersten Alexander Lord Forbes gleichfalls die Errichtung eines Infanterieregiments und bestimmte pro Mann „8 Reichsthaler auf die Hand.“ Dem Kapitain Gottfried Holzmüllern dagegen, den er (1. August 1631) eine Kompagnie Dragoner zu werben beauftragte, bestimmte er auf jeden Kopf nur 4 Reichsthaler „Werb- und Laufgeld.“

Im Lüneburgischen betrug 1634 nach dem Anschlag der Kreisstände das Anrittsgeld auf das Pferd 10 Thaler; auf den Mann zu Fuß 4 Thaler. Und die fremden Werber machten den Ständen sehr starke Konkurrenz, indem sie 20—30 Thaler auf's Pferd und 7, 8 und 9 Thaler auf den Mann zu Fuß zahlten.

Wer das Laufgeld annahm und „sich schreiben ließ“, war gebunden, „bei Verlust seines guten Namens und Ehren.“ Zurücktreten durfte er nicht. Der „Reukauf“, sollte er ja einmal vorkommen, stand dem Herrn zu, nicht dem Angeworbenen. Daher hieß es, sich wohl bedenken, bevor man zuschlug und sein Jawort gab; namentlich sich wohl vorsehen, daß man sich nicht von dem Werber betrunken machen ließ. Denn „wenn sie voll sind, wollen alle den Bären fahen und binden helfen; nüchtern aber suchen sie den Rathschlag hinter den Ohren.“

Die Werber führten Listen über das von ihnen gezahlte Laufgeld, die sie dem Hauptmann vorlegten.

Sobald die Werbetrommel „umschlug“, strömte es von allen Seiten zu Hauf. Will man 1200 Knechte werben, so muß man erwarten, daß 1500 sich einfinden, sagt der nachmalige Gen. Kriegskommissar Jacob v. Grünthal (1619). Aller Unterschied der Nationalität, des Glaubens und Standes hörte auf. Die Kriegslust und Beutegier riß alle Schranken nieder. Adeliche, die nichts anderes gelernt, Abenteurer von Profession, verarmte Bürgersleute, Bauern, die um Hab und Gut gekommen, Handwerksgesellen, die keine Arbeit finden konnten oder keine suchen mochten, und „alles was Vater und Mutter nicht folgen will, folgt dem Kalbfell, so über die Drummel gespannet ist.“ Vor allem aber erschienen die gelernten Soldaten, das „versuchte Volk“, das vom Kriegshandwerk lebte. Und das war natürlich am willkommensten. Wie Olßnitz in seiner Kriegsrüstung zu Wasser und zu Lande sagt: ein Hauptmann soll nicht ansehen seidene Kleider oder Sammetjunker, oder Krüppel werben, die

Digitized by Google

lahm und ungesund sind, sondern allwege Kriegsleute, die ganze Haut und getroste Herzen haben, mit denen man möchte Kühe von der Hölle holen, ob sie schon zerrissen, nackt und bloß sind: liegt nichts daran, denn hungrige Fliegen stechen übel" [1]).

Der Ort, auf den die angenommenen Knechte zur Vereidigung und Musterung beschieden wurden, hieß der Musterplatz. Hatten sie weit bis zu ihm, so wurde ihnen ein Paßzettel eingehändigt, auf welchem die Städte und Dörfer, die sie zu passiren hatten, verzeichnet waren.

Für den Zug der geworbenen Truppen finden sich die Ausdrücke: „Anritt" und „Lauf."

Bei der Wahl des Musterplatzes wurde vor allen Dingen auf die Werbeplätze Rücksicht genommen. Er durfte nicht zu weit von ihnen entfernt sein, da sonst die Knechte sich hätten verlaufen, oder auch überfallen und zerstreut werden mögen.

Man vermied es, den Musterplatz dahin zu verlegen, wo es dem Bezahlherrn, seinen Einigungs- und Kriegsverwandten und den armen Unterthanen nachtheilig war; dagegen wählte man gern Gegenden, deren Bewohner der Hinneigung zum Feinde verdächtig waren. Auch legte man wohl den Musterplatz „außer Landes", um das eigene Land und Volk zu verschonen (kursächsisches Mandat vom 28. November 1631). Denn eine Musterung war eine nicht geringe Last für die Einwohner, denen die Verpflichtung oblag, die Knechte vom Tage der Werbung bis zur Musterung zu beherbergen und zu verpflegen, „damit sie nicht auf der Gasse liegen dürfen und Ursach haben zu entlaufen." Ihre Leistungen waren dann wohl specialisirt. So entnehmen wir beispielsweise den (von Müller) mitgetheilten Angaben des schon genannten Generalkommissärs Jacob von Grünthal (in Betreff der Dresdener Musterung von 1619) folgendes: Der Hauswirth hatte auf je zwei Musketiere ein sauberes

[1]) Oder: „Kein Feldherr soll begehren, mit gemeinem Landvolk zu kriegen, die da Weib und Kinder, Haus und Hof haben. Es ist wohl wahr: ein Bauer schlägt eben so geschwind, als ein Kriegsmann. Aber welcher Kriegsmann weiß zu sagen, wo man eine Stadt mit Bauern gestürmt, oder eine Schlacht erobert hätte? Wann sie mit einander von der Kirche heimgehen, oder in Vierhäufern sitzen oder beisammen vor der Obrigkeit sind, da ist Hans Bauer bös und schlägt mit dem Maul alles, was er hört und siehet. Wann man sie für den Feind bringet, da dienen sie zu nichts anders als zu Schanzgräbern." Auch „Bürger und sonst reiche Leute, die schon zu Haus mit Weib und Kind zu kriegen haben, taugen nicht zum Krieg."

Digitized by Google

Bett zu ſchaffen; „die Gefreiten oder Doppelſöldner, ſo ehrlich oder ſonſt fürnehm ſind, wollen jeder allein ein Bett haben.“ Mehr ſollte nach Grünthals Vorſchlag der Hauswirth nicht zu geben haben. Denn für Proviant ſorge am zweckmäßigſten die Obrigkeit, indem ſie hinreichende Vorräthe ankaufe, im Ganzen ſchlachten und backen laſſe und ohne Gewinn zu nehmen dem Volke die Waaren im Detail verkaufe. An Getränk ſollte angeſchafft werden: „eine Anzahl guter Frankenwein, ſo Rheiniſcher Wein genannt werden kann. Ob der Eimer zu erlangen um 9 Thaler, ſo könnte die Kanne gelaſſen werden pro 3 Groſchen; Böhmiſcher und Frankenwein 2 Groſchen; Landwein 1 Groſchen; Zerbſter, Freiberger Bier, gemein Bier aus Dresden oder der Umgegend die Kanne 3 Pfennige.“

Müller fügt ein landesherrliches Schreiben an den Dresdener Stadtrath (d. d. Dresden 8. November 1618) hinzu, wonach „die Junker vor eine Mahlzeit von ſechs Eſſen und auf eine Perſon zwo Kannen hieſiſch Bier mehr nicht denn ein jeder vier Groſchen, und für das Geſinde auf eine Perſon, wenn drei Gerichte geſpeiſet und jeder eine Kanne hieſiſch Bier gereicht wird, dritthalben Groſchen geben ſollen, auch daß die Kanne Rheiniſcher Wein mit vier Groſchen, auch für Rauchfutter Tags und Nachts auf's Pferd ein Groſchen von ihnen bezahlt werde.“

Zu dem Zweck erhielten die Angeworbenen ſogenanntes Liefergeld (für die Zeit von der Ankunft auf dem Muſterplatz bis zur Muſterung) [1]).

Es betrug beiſpielsweiſe:

für den Hauptmann	15 ℔	pro Tag.
„ „ Fähnrich	5 ℔	„ „
„ „ Lieutenant	3 ℔	„ „
„ „ Feldwebel	2 ℔	„ „
„ „ Gemeinenwebel . . .	1 ℔	„ „
„ „ Gefreiten	½ ℔	„ „
„ „ Trommelſchläger . . .	½ ℔	„ „
„ „ Pfeifer	½ ℔	„ „
„ „ Doppelſöldner	8 gr	„ „
„ „ Gemeinen Söldner . .	6 gr	„ „

Doch findet ſich auch, daß die ganze Verpflegung der noch unge-

[1]) Vgl. dazu die bei Müller (S. 10) mitgetheilte Stelle aus der kurſächſiſchen Verordnung vom 10. Januar 1620: „daß jedem geworbenen Knecht, ſo ſeine Poletta fürzuweiſen hat, wöchentlich ein Gulden, und denen gemeinen Befehlshabern jedem des Tags ein halber Gulden als Beiſteuer gegeben, und bis zu dem zur Muſterung beſtimmten Termin kontinuirt werden ſolle.“

Digitized by Google

musterten Mannschaft den Einwohnern, bei denen sie einquartiert war, anbefohlen wurde, wofür diese dann eine Geldentschädigung erhielten. So heißt es in einem fürstlich anhaltischen Receß vom 27. Februar 1623 „Weil bei der Musterung und bis auf den Tag derselben (doch ausschließlich) den Soldaten ihr ziehmlich Unterhalt billig zu geben, als ist dahin beschlossen, daß einem jeden Bürger, bei welchem Soldaten einquartieret, den Tag 3 Groschen auf einen Soldaten zu Fuß, dem Renter aber über sothanen Kost ein Viertel Hafer aus der Cassa gereicht werden soll."

Wenn die dem Zuge der Neugeworbenen vorangeschickten Kriegsleute, die Quartiermacher, kamen, der Obrigkeit das schriftliche Dekret des Landesherrn überbrachten und den Musterplatz anmeldeten, dann waren die guten Tage der Bewohner gezählt, mochte gleich tausendmal versichert werden, daß alles angewandt werden solle, um Schaden zu verhüten.

Die Knechte wurden zwar ermahnt, sich aller muthwilligen Händel, sowie aller Mehrforderungen an Essen und Trinken zu enthalten, überhaupt den Einwohnern nicht zur Last zu sein. Die Ausrede, daß man vor der Aufrichtung des Regiments noch nicht gebunden sei, gelte nicht, denn jeder ehrliebende, verständige Kriegsmann trage den Artikelsbrief allezeit im Busen. Wir finden die Bestimmung (der Fürsten und Stände in Schlesien Bestallung über das Fußvolk d. d. Breslau 14. Juli 1619), daß die Knechte beim Empfang des Laufgeldes geloben müssen, „ohne alles Spiel und so viel wie möglich rottenweis, höher nicht als 8 oder 10 Personen beisammen zum Musterplatz fortzulaufen, und in solchem Fortlaufen die Unterthanen in Städten, Feldern und Dörfern mit einigem Garten nicht zu beschweren, beleidigen oder bedrängen, sondern sich allenthalben friedlich und freundlich zu verhalten." Und viele ähnliche Verordnungen von andern Kriegsherrn. Der Kurfürst von Sachsen befiehlt (Mandat vom 28. November 1631), daß die Geworbenen sich „von der Stund ab, wo sie sich bestellen lassen, in das zum Musterplatz verordnete Quartier verfügen, und nicht über eine Nacht an jedem Ort im Kursächsischen aufhalten; denn das neugeworbene Volk soll seinen Unterthanen nicht über'm Hals liegen." Die Beamten, Gerichtsherrn und Räthe in den Städten sollen darauf achten, daß dieser Verordnung nachgelebt werde, und die geworbenen Soldaten, die sich länger an einem Ort aufhalten, ausweisen.

Digitized by Google

Aber was halfen all solche Verordnungen und Ermahnungen! Mit „Insolenzien" in Freundesland bereitete der Kriegsknecht sich zu seinem Auftreten in feindlichen Gegenden vor. Wie oft kam es vor, daß die geworbenen Knechte, wenn sie aus einer auf ihrem Wege gelegenen Ortschaft zu einem Thor hinausgezogen waren, zum andern wieder hineinkamen. Und das wiederholte sich in ein paar Tagen ein zweites und drittes Mal. Wie oft fielen sie in großen Haufen besonders zur Nachtzeit bei den Gemeinden ein, gebrauchten sich ihres Gefallens des Futters und allerlei Vorraths, boten den Leuten Schläge an, erbrachen Kisten und Kasten, nahmen heraus, was ihnen beliebte, drohten mit Feuer, und trieben auch sonst allerhand Muthwillen. Wie oft erpreßten sie, mit Plünderung und Gewalt drohend, von den Ortsbehörden Geld!

Die Musterplätze, sagt Wallhausen (in seiner Kriegskunst zu Fuß), sind von unsern Voräldern angeordnet, „erstlich, daß das ausgeschriebene Kriegsvolk, wann es noch unbewehrt, von dem Feind nicht möchte erschlagen werden. Zum andern, daß sie sich in währender Zeit mit ihrem Gewehr, so noch ungeübt und junge ankommende Kriegsleute sind, üben, und wie sie sich mit ihrem Gewehr am besten gegen ihren Feind verhalten mögen, abgerichtet werden. Da rathschlagen die Befehlshaber zusammen, wie man die Sachen am besten gegen den Feind angreife, da hat man sich allerlei Schlachtordnung versucht, und was dessen mehr nöthig zum Kriegswesen gewesen ist."

„Aber heutiges Tags" — so fährt er fort — „wie halten es unsere Kriegsleute auf dem Musterplatz? Worin übet man sie? Anderst nicht, dann in Fressen und Saufen. Ja, das muß auch so ungöttlich sein, Tag und Nacht toll und voll. Da tribulirt man den armen Unterthanen, der muß auftragen den besten Trank und beste Essen, schmeckts ihm nicht eben, so es auf den Tisch kommt, da wird die Speise dem armen Mann an den Hals geworfen, da wischet man mit dem Degen heraus, jagt alles zur Thür hinaus: man soll Besseres schaffen. Muß mancher Untersaß einem losen Hallunken bisweilen anders nicht dienen, als ob er sein hoher gnädigster Herr und Obrigkeit wäre. Da wird bisweilen gehauset als sie in des Feindes Land zu thun pflegen. Da schindet man, da schabt man, da zwingt man, da betrügt man mit diesem und jenem. Da muß dann der arme Mann, wo nicht alles,

Digitized by Google

doch das meiste seiner Mittel versetzen, verpfänden und verkaufen; der Eine muß Essen und Trinken verschaffen, der Andere muß den Beutel staffiren. Man gedenkt nicht von Kriegssachen, sondern der mit zu reiten hat, wie er ein Pferd, Rustwagen, auf etlich Monat Proviant, ja auch andere nöthige Sachen haben muß. Da gehet es über den Bauern aus, der muß dieses wohl schaffen. Da gehet es: Sa Bauer; alle Tag mußt du so viel geben, oder ich lege dir so viel Soldaten in's Haus! welche dann, so sie von ihren Befehlshabern also hineingelegt werden, ärger dann mit Türken handeln, da der arme Mann, ehe er die Soldaten einnimmt, lieber alles giebt was er aufraffen kann." —

Zur Musterung mußte der Soldat völlig bewaffnet erscheinen. Wir haben darüber in den verschiedenen Kriegsartikeln besondere Bestimmungen. In fast allen die, daß zur Musterung „keiner dem andern sein Harnisch oder Wehr, sich damit mustern zu lassen, lehnen soll." (Kaiserl. Artikelsbrief Art. 47; sächsischer Art. 32, schwedischer Art. 91.) [1])

Nach dem dänischen Artikelsbrief (Art. 51) soll „ein jeglicher Soldat zu Fuß auf den Musterplatz einen guten Degen, ein Küraſſier gleicher Maßen einen guten Degen und ein paar gute Pistolen und ein Arquebusier seinen Degen und eine gute Pistole mit sich bringen." Hinzugefügt wird, daß im Fall das Kriegsvolk mit solchen Waffen nicht nach Gebühr versehen sei, „die Kommissarien dieselben vor ihren Augen in Stücken zu schlagen, und vor billigen Werth andere gute Gewehre in der Stelle kaufen zu lassen bemächtigt sein sollen." Und weiter wird gesagt: „Mit den übrigen Waffen und Wehren wollen wir sie versorgen, und soll einem Soldaten zu Fuß für seine Obergewehre in sechs Monat ein Monatssold abgekürzt werden, die Küraſſier sollen ihre Küraſſe vor funfzehen Reichsthaler, die Arquebusier ihre Brust- und Rückstücke und dann einen Pott vor elf Reichsthaler annehmen, die Bezahlung dieser Waffen soll der Reiterei nach der Hand in zehn Monaten abgekürzt werden."

Auch nach dem sächsischen Artikelsbrief (Art. 51) empfangen die Kriegsleute ihre „Obergewehre" vom Kurfürsten.

[1]) Der 95. Art. des schwed. Artikelsbriefs bestimmt: „welcher Reuter von einem Andern Pferd, Sattel, Waffen oder Gewehren entlehnet und damit auf die Musterung zeucht, der hat sich solcher Stücke dergestalt verlustig gemacht, daß der halbe Theil davon dem Rittmeister und die andere Hälfte dem Profosen gänzlich zufallen, der Verbrecher aber ehrlos gehalten und aus dem Lager verwiesen werden soll."

Digitized by Google

Diese doppelte Art der Ausrüstung scheint ganz allgemein gewesen zu sein: die eigene Beschaffung eines Theils der Waffenstücke durch den einzelnen Mann und die Darleihung der übrigen (gegen Geldentschädigung) durch den Kriegsherrn.

Freilich waren die Waffenstücke, für welche der einzelne Mann selber aufzukommen hatte, bei den geworbenen Knechten häufig sehr mangelhaft, häufig gar nicht vorhanden. Deshalb geschah es wohl, daß von dem Kriegsherrn selber, oder von den Obristen oder den Hauptleuten Waffen und Rüstungen auf den Musterplatz geschafft wurden. Da nahmen dann die Mannschaften, je nach der Waffe, für die sie geworben waren, was ihnen fehlte. Dafür wurde ihnen bei der ersten Soldzahlung, oder auch ratenweise am Monatssold ein Abzug gemacht. Nur wer vollständig equipirt kam, erhielt den vollen Sold. Freilich kam es oft genug vor, daß ein Hauptmann auch solche zwang, ihre schönen Waffen hinzulegen, und von ihm andere anstatt der Bezahlung zu nehmen. (Ich werde in dem Abschnitt von den Soldverhältnissen eine Liste mittheilen, in welcher sich solche Soldabzüge finden.)

Schon hier sei hinzugefügt, daß während der Dienstzeit die Truppen verpflichtet waren, Wehr und Waffen in Stand zu halten, mit ihnen auf den Musterungen zu erscheinen und sie von dem „Feldwebel oder andern hierzu deputirten Befehlshabern" nachsehen zu lassen. Im Fall etwas daran „zerbrochen oder verwahrloset", wurde ihnen von dem Solde so viel abgezogen, „als das Macherlohn austrägt [1])."

Bei der Abdankung aber mußten sie ihre „Rüstung, Musqueten und Oberwehren, welche sauber und noch gut seien" in das „Zeughaus" des Kriegsherrn „um billigen Werth" zurückgeben. So bestimmt der sächsische Artikelsbrief. Der dänische aber, weitaus der ausführlichste von allen vorliegenden, enthält Detailbestimmungen, die der Anführung werth sind. Es heißt in ihm (Art. 52): „Wann die Reuterei oder das Fußvolk abgedanket wird, sollen sie verpflichtet sein, ihre Gewehr komplet und vollkommen wieder von sich zu liefern, und soll ihnen deswegen ein

[1]) Vgl. dänischer Artikelsbrief Art. 53. Die Reuter und Knechte „sollen auf ihren eigenen Unkosten die Waffen fertig und bei Macht halten. Wird einiger Mangel daran gespüret, sollen von den Kommissarien die Lehnungen nach der Hand gekürzet, und die Gewehren davon verfertiget werden."

Digitized by Google

Dritttheil weniger als sie selbst dafür gegeben, nämlich einem Kürassier zehn Reichsthaler, einem Arquebusier und einem Soldaten zu Fuß nach Advenandt bezahlet werden. Im Fall aber die Soldaten die erwähnten sechs und die Reuter die zehn vollen Monat nicht im Dienst bleiben, sollen sie die Gewehr gleich gut von sich liefern, und so viel sie selbst darauf entrichtet, jedoch jederzeit den dritten Theil ringer, als vorgedacht, in Bezahlung wiederum annehmen." —

Sind die Knecht bewehrt und gerüstet, so läßt der Oberst oder Hauptmann umschlagen, und beruft sie so zur Versammlung.

Wenn sie versammelt sind, läßt er sie sich um ihn und seinen Stab zum „Ring" zusammenschließen.

Im Ringe wird „dem hellen Haufen" zuerst im Namen des Kriegsfürsten und Herrn der Oberst „mit Tauf-, Geschlechts- und Ehrennamen" angezeigt und „nach der Länge nothdürftiglich kommendirt."

Darauf wünscht der Oberst den Versammelten vom Pferde herab, entblößten Hauptes — denn so will es die Sitte bei Ansprachen des Befehlshabers an die Truppen — einen guten Tag, wiederholt die von des Herrn wegen gethane Empfehlung, ermahnt und bittet sie insgesammt und jeden, Hauptleute und andere Kriegsleute insbesondere, ihn als ihren vom Kriegsherrn bestellten Oberst anzunehmen. „Er zweifle nicht, daß sie sich alle Zeit wie rechtschaffene Kriegsleute gehorsam und männlich verhalten werden. Sie hingegen möchten ihm vertrauen, daß er sie mit Vortheil gegen den Feind führen und sich mit seiner Person neben ihnen erzeigen werde, daß ihn keiner der Zaghеit beschuldigen könne. Er werde mit ihnen wie sie mit ihm Ehre und Gut nach Aller Wunsch und in Überfluß erwerben, Sammet und Seide, auch viel köstlicheres mit langen Spießen ausmessen. Sie sollten ihn allesammt, edel und unedel, Groß- und Kleinhans, keinen ausgenommen, für einen förderſamen Obersten, der ein Lanzknechtsvater sein will, finden, haben und behalten."

Darauf stellt er den Versammelten seinen Stab (die „hohen Ämter") vor: und jeder von ihnen, Oberstlieutenant, Hauptmann, Schultheiß, Profoß u. s. w., ergreift der Reihe nach das Wort, entblößten Hauptes sich dem hellen Haufen zu empfehlen und um Gehorsam zu bitten.

Ist die Vorstellung beendet, so gebietet die Trommel Stillschweigen. Jeder wird ermahnt, fleißig aufzumerken. Es gilt die Verlesung des

Digitized by Google

„Artikelsbriefs“ und der „Bestallung.“ Sie geschieht gewöhnlich durch den Kommissarius.

Der Artikelsbrief — (d. h. die Kriegsartikel) — enthält die Verpflichtungen der Kriegsleute gegen den Kriegsherrn; die Bestallung enthält die Verpflichtung des Kriegsherrn gegen die Kriegsleute. Der Oberst übergiebt die Bestallung entweder im Original oder in einer von ihm unterschriebenen und untersiegelten Kopie im Geheimen einem der „Führer“ seines Regiments, der eidlich Stillschweigen geloben muß, so daß die Andern nicht wissen, wer sie hat. Nach Ablauf eines Monats händigt der Führer sie dem Obersten wieder ein, der sie dann nach freier Wahl einem andern Führer übergiebt. Auf diese Weise ist „sowohl der gemeine Mann als die Obrigkeit des Ihren versichert“ [1]).

[1]) Wie die Artikelsbriefe, so sind auch die Bestallungen von verschiedenem Inhalt und verschiedener Fassung. Ein Muster der Bestallung, das Olßnitz mittheilt, lautet folgender Maßen:

„Wir N. N. und N. ꝛc. bekennen hiermit für uns, unser jetztlebende und hernachkommende Fürsten zu N. Erben und Erbenden, auch die ganze Ritter- und Landschaft öffentlich gegen jedermänniglich, wes Standes und Würden des Kais. Römischen Reichs die seien, daß Wir unsern lieben getreuen N. N. von N. zu einem Obersten über ein Regiment Lantzknecht, darunter n. Fähnlein gehörig, angenommen haben, nehmen ihn auch hiermit an und auf, wie dann der Artikelsbrief hierin nach dem Buchstaben klärlich geschrieben weiset, wie folgt ꝛc.

„Gereden und versprechen hier entgegen Wir, bei unsern Fürstlichen Ehren und Treuen für uns und alle die Unsern, obengedachten unsern Obersten über die n. Fußknecht, seinen Hauptleuten, Befehlshabern und Kriegsleuten, solchem Regiment verwandt, den Kleinsten so hart und fest als den Größten, daß Wir sie alle monatlich, je 30 Tage für einen Monat, und 15 Batzen für einen Gulden gerechnet rheinischer Währung, mit guter ganghafter Münz, nach gehabter Musterung, so nach Endung eines jeden Monats besonders, so lang sie in unserm Dienst sein werden, geschehen wird, vollkommen bezahlen und mit keinerlei Vortheil Gesuch oder Übersatz des gewöhnlichen Werths der Münzen, es sei in Gold oder Silber, beschweren wollen; nach von Gott verliehenem Sieg der Feldschlacht, Eroberung Städte oder Festnung, soll eben des Tags ihr Monat, wie von alten löblichen Teutschen Lantzknechten hergebracht, aus sein, und wieder angezählet und mit gebührlicher Besoldung begonnen werden.

„Würden wir ihrer vor Endung der n. geschworenen Monate nicht länger bedürfen, sollen sie mit dem Urlaub und wie lang sie gedienet, dagegen mit ihrer Besoldung und zum Abzug N. zufrieden, und wir ihnen nichts weiters zu thun pflichtig oder schuldig sein. Alles sonder Gefährde.

„In Urkund aber und zu fester unverbrüchlicher fürstlicher Haltung, haben wir zu End dieser Bestallung uns mit eignen Handen, neben unserm lieben getreuen N. und N. in und von wegen aller unser Unterthanen vom Adel, und N. und N. von wegen der Städte und Landschaften unsers Fürstenthums unterschrieben. Dazu unser

Digitized by Google

Nach Verlesung des Artikelsbriefs und der Bestallung leisten zunächst der Oberstlieutenant, die Hauptleute und hohen Ämter das Handgelöbniß [1]). Dann fordert der Oberst die Kriegsleute zum Schwur auf. „Lieben Kriegsleut! Ihr habt nun den Artikelsbrief vernommen und auch des Herrn Wehre bekommen, desgleichen Laufgeld und der Hausleut Kost bis anhero empfangen. So seid Ihr dem Feldherrn und seinen Obersten und Hauptleuten schuldig, einen Eid zu thun und zu dem Fähnlein zu schwören u. s. w." Entweder spricht der Oberst selber, oder der Kommissarius den Eid langsam und deutlich vor; die Kriegsleute wiederholen ihn mit erhobener Hand [2]).

Der Wortlaut des Eides ist verschieden. Hier ein paar Proben. „Alles was ich hie hab hören verlesen, mit Worten unterrichtet bin, auch mit Handaufhebung gelobt und zugesagt habe, dem will ich also getreulich nachkommen, ohne alles Gefährde, so wahr mir Gott helfe, die heilige Dreifaltigkeit und sein heilig seligmachend Wort. Amen."

Ein längerer Eid lautet folgendermaßen: „Wir geloben und schwören bei unserm höchsten Eid und Pflichten, so wir Gott dem Allmächtigen im Himmel und unserm Gnädigsten Herrn zu thun schuldig sind, daß wir wollen dem Durchlauchtigsten und Hochgeborenen Fürsten ꝛc. und auch Ihrer Fürstl. Gn. Feldobersten oder Hauptleuten folgen auf Zug und Wacht, vor und von dem Feind, in Stürmen, Schlachten, Scharmützeln und wo der Herr es begehret, es sei bei Tag oder Nacht, mit ganzer oder halber Rotte, zu Wasser und Lande, in Besatzung oder zu Felde,

---

N. Insiegel und der jetztbenannten sammt uns die ihren hieran wissentlich hängen lassen. Geschehen ꝛc.

[1]) Der Eid der Officiere in Gustaf Adolfs Armee (Arkiv III. Nr. 993) lautet: „Wir geloben und schwören, daß wir dem Durchlauchtigsten, Großmächtigsten ꝛc. und der Krone Schweden treu und gewärtig sein, deren Schaden wenden, und Bestes mit Darstreckung Leibes und Lebens fördern, unsern Vorgesetzten, Obrigkeiten und Befehlshabern gebührend Gehorsam und . . . . in allen vorfallenden Occasionen thun und leisten wollen, was einem ehrlichen, redlichen Soldat zu thun und zu lassen gebühret und die königlichen Kriegsartikel erfordern, so wahr uns Gott helfe zu Seele und Leib."

[2]) „Wann einer schwören will, soll er aufheben zween Finger und den Daumen in der rechten Hand, aber den kleinen und andern Finger in die Hand legen. Das wird also verstanden: der Daumen bedeut Gott den Vater, der Zeiger Gott den Sohn, der dritte Finger Gott den heiligen Geist, der vierte Finger die Seele, und der kleinste und fünfte Finger den Leib." Olßnitz Kriegshandlung v. 1590.

Digitized by Google

so wollen wir das Gute schützen und dem Bösen widerstehen helfen, und uns wider alle Feinde, so Ihrer Fürstl. Gn. zuwider sind, zu streiten, und als redliche Kriegsleute gebrauchen lassen, weil wir das Leben und eine Hand voll Blut im Leibe haben. So wahr uns Gott helfe, sein heiliges Wort und Evangelium. Das helfe uns Gott. Amen [1])."

Nach geschehener Eidesleistung reicht der Kommissär dem Obersten und allen Vornehmen die Hand, wünscht ihnen und dem ganzen hellen Haufen „unerschrockene und mannhafte Herzen und Gemüther, viel Heil, Glück und Gesundheit, Sieg und Überwindung ihrer Feinde, mit hoher Danksagung ihrer aller."

Dann werden die Kriegsleute in ihr Quartier entlassen, um sich am folgenden Tage zur Musterung zu stellen. Diejenigen, denen noch etwas an der Wehr oder der Rüstung fehlt, werden aufgefordert, sich noch selbigen Tags am Rüsthaus einzufinden, um sich das Fehlende ergänzen zu lassen. Nachdem sie noch „bei ihrem höchsten Eide, den sie Gott dem Herrn gethan haben", ermahnt sind, nicht zweimal durch die Musterung zu gehen, oder blinde Namen gut thun zu lassen, auch sonst kein vortheilhaft Stück zu gebrauchen, und ihnen im Fall des Dawiderhandelns Leibesstrafe angedroht ist, — gehen sie auseinander.

Für die Musterung enthalten fast alle Kriegsartikel genaue Bestimmungen.

„Es soll sich keiner unter zweene Hauptleute schreiben, oder zweimal mustern lassen, und keiner auf des andern Namen durchgehen; auch keiner den andern mit Unwahrheit versprechen. Welcher das thut, soll an Leib und Leben gestraft werden. Es soll auch keiner dem andern einige Wehr oder Harnisch auf dem Musterplatz darleihen, bei ungnädiger Strafe."

(Sächsischer Artikelsbrief, Art. 30 und 32; ebenso kaiserlicher, Art. 47;

[1]) Der Eid der Soldaten, die sich in den Dienst einer Stadt begeben, lautet etwa so: „Wir geloben und schwören bei unserm höchsten Eid und Pflichten, bei Verlust unserer Seelen Seeligkeit, daß wir dem Herrn Bürgermeister und Rath zu Bewahrung ihrer Stadt N. dienen und folgen wollen auf Zug und Wacht, vor und von dem Feind auf Scharmützeln, Stürmen, Schlachten auf Thürmen, Ringmauern, inwendig und außerhalb der Stadt, wo uns die Herren hin begehren und die Kriegsnoth zu Tag und Nacht erfordert. So wollen wir bei der gemeinen Bürgerschaft unser Leib und Leben wagen, und bei der Stadt halten und thun, als getreue und redliche Kriegsleute; so wahr uns u. s. w."

Digitized by Google

braunschweigisch-lüneburgischer, Art. 12: „bei Verlust seiner Ehren"; anhaltinischer, Art. 19: „bei Vermeidung schelmenserklärung"; dänischer, Art. 49: „derselbe hat seinen ganzen Rest verbrochen und soll als ein Ehrloser cassiret oder nach Gelegenheit und Erkenntniß der Sachen am Leben gestrafet werden"; schwedischer, Art. 93: „Da etliche Soldaten zur Musterung zum Betrug sich muthen lassen, die sollen zum ersten und andermal mit dem Gassenlaufen gestraft und da sie zum dritten Mal wieder kommen, mit dem Schwert gerichtet werden.")

Über die Reihenfolge, in der die einzelnen Fähnlein gemustert werden, entscheidet das Loos. Nur des Obersten Fähnlein (wir würden sagen: die Leibkompagnie) wird stets zuerst gemustert.

Geschieht die Musterung in einer Stadt, einem Flecken, Dorf oder dergl., so führt man die Truppen gern und gewöhnlich in einen geschlossenen Hof oder sonst an einen umgrenzten Ort, auch wohl in die Kirche oder an eine Brücke [1]), „auf daß desto weniger ein Reuter oder Knecht zweimal durchreiten oder gehen könne." An dem einzigen Ausgang steht der „Mustertisch", an welchem als Vertreter des Bezahlherrn die „Musterherrn" (Kommissarien) und „Musterschreiber", außerdem der Oberst und die Hauptleute, sowie des Obersten und der Hauptleute Schreiber Platz nehmen. Letztere führen die Listen, „Register" oder „Rollen", „Musterrollen" über die einzelnen Fähnlein; Musterherrn und Musterschreiber führen das Gegenregister.

Einer nach dem Andern treten die Kriegsleute an den Mustertisch; ein jeder muß sich „bei seinem rechten Tauf- und Zunamen, auch die Stadt, worin oder dabei er am nächsten geboren ist, nennen und einschreiben lassen."

Findet die Musterung in freiem Felde statt, so werden nach älterer Sitte zwei Federspieße oder Hellebarden in die Erde gesteckt und einer quer darüber gelegt und auf diese Weise eine Pforte gebildet. Von den Spießen aber wird eine lange Gaße gemacht, durch welche die

[1]) S. Instruktion Herzog Christians des Aeltern v. Celle für Oberstlieutenant W. v. Hodenberg wegen Musterung der Ritterschaft z. Winsen an der Aller auf den 3. Okt. 1620. Sie sollen „an ermeldtem Tage Morgens gar frühe die Musterung anstellen, den Tisch auf dieser Seiten der Brücke setzen lassen, damit keiner wieder herüberreite, und die Pferd etwa gedoppelt durchgehen." (v. d. Decken I. Nr. 2.)

Digitized by Google

Truppen Mann für Mann gehen. Einer der schönen Holzschnitte in Fronspergers Kriegsbuch veranschaulicht das in gefälliger Weise.

Trotz dieser Vorkehrungen hieß es aufpassen, daß kein Unfug und Betrug bei der Musterung vorkam. Kriegsleute und hohe Befehlshaber wetteiferten darin. „Unsere Kriegsleute heutiges Tags prakticiren und üben sich lieber in Partiten zu machen, wie sie nur den Herrn wacker bescheißen (salva venia) und betrügen können" heißt es. Und mit Recht ruft Wallhausen aus: „wann ein Kommissarius abgefertigt wird, ein Regiment Knecht zu mustern, in was Angst, in was Sorg seines Leibs und Lebens sitzet er am Mustertisch!"

„Wann er die Knechte mustern soll und ihre Besoldung machen, mit was Schnarchen und Pochen, Fluchen und Schwören wird den Kommissarien oft das Gewehr von manchem losen, leichtfertigen Hallunken vor die Füße geworfen; wann ihm nicht eben doppelter Sold zugelegt wird, da doch unter hundert ja tausend kaum Einer seinen Sold rechtschaffen, wie unsere Vorfahren gethan, verdienet, schnarchen, pochen und praviren solche lose Hallunken nicht allein den Commissarium sondern denjenigen Herrn, in dessen Stelle sie sitzen, da billiger solchem Schnarchen und Pochen ein Strick um den Hals gehört, als der Herrn Gewehr."

Mit jedem Einzelnen, wie er an den Mustertisch tritt, giebt es neue Verhandlungen. Denn jeder hat das Recht, über seine bürgerliche Stellung, seine Leistungen, seine Forderungen zu reden. „Je nachdem da einer gerüstet und mit dem Mundwerk geschickt ist, auch etwas Kundschaft und Gunst hat, wird seine Besoldung eingeschrieben."

Aber dieses Kapituliren war nicht die einzige Last für den Kommissär. Ganz besondere Achtung hatte er darauf zu geben, daß nur taugliche Knechte „durchgingen", daß Einer nicht auf einen fremden Namen, oder daß er zweimal „durchging." Nicht geringere darauf, daß nicht sogenannte Passevolanten sich einschlichen. Diese Passevolanten waren vom Hauptmann nur auf einen Tag gemiethete Söldner. Durch sie sollten dem Kommissär die fehlenden Plätze verborgen werden, damit der Hauptmann den Sold für die vollzählige Kompagnie erhielte. „Wann Einer" — sagt Wallhausen — „ein Fähnlein von 300 Mann hat, und 150 Passifalanten, die er durchbringen kann, den Kommissarien eine Nase zu machen nicht weiß, der ist kein erfahrener Kriegsmann; der

Digitized by Google

aber seine Herrn und Kommissarien, so in der Herrn Namen mustern, wacker und hurtig betrügen kann, und der solche Stücke am besten kann, der ist der beste Kriegsmann, der ist ein verschmitzter Kopf."

Und wieder sagt er: „so weit (erbarme es Gott!) ist das heutige Kriegswesen unter uns Teutschen kommen, daß aus der Kriegsdisciplin ein Partitendisciplin worden. Was man Potentaten und Herrn auf dem Musterplatz in Durchzügen und auf dem Abdankplatz nicht heimlich abzwacken kann, das thut man in falschen Musterungen öffentlich; dahero kommt es und ist geschehen, wann mancher Feldherr und General so viel Regimenter von so viel tausend stark hat und zu Felde ziehet, wann er vermeint sechzig oder fünfzig tausend Mann zu haben, so hat er nicht das halbe Theil, weder von Fußvolk noch von Reitern. Denn ebensowohl große Mißbräuche unter den Reutern als unter dem Fußvolk."

Kam es heraus, daß der Hauptmann Passevolanten hatte durchgehen lassen, so wurde der Passevolant gefangen, der Hauptmann aber ehrlos vom Regiment gejagt.

Doch muß bemerkt werden, daß in den Soldlisten — namentlich in der Armee Gustaf Adolfs — die Passevolanten einen ständigen Platz einnahmen. Auf jede Kompagnie wurden ein paar Passevolanten gut gethan; das waren Soldaten, die nur auf dem Papier figurirten und deren Besoldung dem Hauptmann zu Gute kam.

Es mag hinzugefügt werden, daß in Frankreich eine andere Art zu mustern im Gebrauch war. Jedesmal, wenn das Regiment gemustert werden sollte, wurde es fähnleinweise in's Feld geführt, je fünf Mann in einem Gliede. Für jedes Fähnlein war ein Musterherr bestimmt, der, in Begleitung vom Schreiber des Hauptmanns, die Glieder zählend die Front entlang ging. Auch die Kranken, auch die, welche Krankheits halber im Lager geblieben waren, wurden inspicirt. Die Unbrauchbaren und unrechtmäßig Eingestellten wurden notirt. Der Musterherr schrieb dann unter das vom Hauptmannsschreiber geführte Gegenregister nach seiner Zählung die Stärke des Fähnleins sowie der einzelnen Waffengattungen in ihm, und unterzeichnete dieses Register mit seinem Namen, wie umgekehrt der Hauptmannsschreiber unter das des Musterherrn seinen Namen setzte. —

Nach geschehener Musterung durch den Oberst oder Hauptmann und

Digitized by Google

den Musterbeamten wird dem Kriegsvolk die Fahne übergeben. Nachdem der Höchstkommandirende durch die Trommel im Ring Gehör gefordert hat, tritt er zum Fähnrich und redet ihn etwa folgender Maßen an:

„Also mein lieber N. N. von N., nachdem ich Euch zu dem hohen und herrlichen Amt für einen Fähnrich haben und setzen will, so versehe ich mich zu Euch, Ihr werdet Euch dabei brauchen lassen, wie einem ehr- und treuliebenden redlichen Kriegsmann zuständig ist."

Der Fähnrich antwortet: „Ja, Herr Oberster, so weit als meine Vernunft, mein Vermögen, Ehr und Redlichkeit, dazu mein Leib und Leben wendet und auch die ehrlichen Kriegsleut bei mir standhaftig bleiben, bis auf den letzten Mann, und ich das Fähnlein an der Stangen tragen werde."

Darauf spricht der Oberst: „Nun wohlan mein lieber N. N.! also thu ich Euch das Fähnlein übergeben als eine Braut und meine leibliche Tochter, und thu Euch so hoch und theuer befehlen, als Gottes Sohn Christus der Herr seine liebe Mutter am Stamm des Kreuzes befahl, dabei sollt Ihr leben und sterben, Treu und Ehr, Gut und Blut, Haut und Haar lassen und aufsetzen, und sollets Euch lassen befohlen sein aus der rechten Hand in die linke Hand; da Euch beide Arme abgeschossen oder gehauen würden, sollt Ihrs in den Mund nehmen; ist keine Hülf noch Rettung da, so verwickelt Euch darein und befehlet Euch Gott, darin zu sterben und erstechen zu lassen als ein redlicher Mann. So habt Ihr Eurem Amt vor Gott und der Welt genug gethan. Dieweil denn Euer Ehr und Glauben darauf stehet, so wollet Ihr dasselbe auch nicht für geringe achten, an lose, leichtfertige Diener lassen oder befehlen, sondern selbst bewahren. So versehe ich mich auch, die redlichen Kriegsleut werden mit unverzagtem Herzen bei Euch stet und fest halten, weil das Fähnlein fleucht und ein Stück an der Stangen ist, auch sammt Euch in den Tod gehen bis alles über einen Haufen auf der Walstatt lieget. Gott geb Euch Glück dazu."

Es war Sitte, daß, wenn nach beendeter Versammlung wieder in's Lager gezogen wurde, die Hakenschützen sich vor das Quartier des neuen Fähnrichs stellten und ihn die Fahne nicht eher hineintragen ließen, als er sich von ihnen „gelöset" hatte. Die Größe dieses Loskaufs, dieser

Digitized by Google

„Verehrung", stand im Belieben des Fähnrichs: je reichlicher sie war, desto höher wurde der Fähnrich von allen Kriegsleuten allzeit in Ehren gehalten.

Wie der Oberst dem Kriegsvolk seinen Stab vorgestellt hat, so zeigt der Hauptmann dem Fähnlein die Officiere an, deren Ernennung ihm zusteht.

Auch da wieder ein Aufwand von Worten, der mit den heutigen Begriffen von soldatischer Weise wenig übereinstimmt, um so mehr an den Formelkram der Handwerkerzünfte erinnert. Erst präsentirt der Hauptmann den Officier oder Officianten mit wohlgesetzter Rede, darauf expektorirt sich dieser gegen den hellen Haufen mit vielen Worten, endlich geben die Kriegsleute ihre Zustimmung. Der Lieutenant „bittet" sie, ihm zu gehorsamen. Der Feldwebel fragt sie, ob sie ihn zu dem Amt für gut und tüchtig erkennen; und haben sie geantwortet: „ja, warum das nicht?", so „bittet" auch er um Gehorsam ihrerseits. Der Hurenweibel „bittet", daß man ihn nicht verachten möge.

Die Besetzung einer Anzahl von Ämtern im Fähnlein scheint dagegen gewöhnlich dem gemeinen Mann zugestanden zu haben. Es waren die Ämter des Führers, Furierers und der gemeinen Weibel.

Auch über die Art der Besetzung dieser „Ämter vom Gemeinen Manne" liegen uns detaillirte Darstellungen vor.

Nachdem der Hauptmann oder sein Lieutenant den Kriegsleuten im Ringe Mittheilung gemacht hat, daß die Ämter vom Gemeinen Mann noch unbesetzt seien, und sie aufgefordert hat, sie „altem löblichen Kriegsgebrauch gemäß jetzund nach Ehren und nicht nach Gunst zu besetzen", wendet sich der Feldwebel nach seinem Belieben an Einen oder Zweien unter den Doppelsöldnern mit der Anrede:

„N. und N. ich frage Dich bei Deinem gethanen und geschwornen Eid, daß Du einen dargeben wollest, welcher dem Herrn, dem Hauptmann, Lieutenant, Fähnrich ꝛc. und dem gemeinen Mann diesen Monat Nutz sein möge zu einem Führer."

Dieselbe Frage richtet er dann weiter an die andern, dort den dritten, vierten, fünften u. s. w. von Hakenschützen und einfachen Knechten.

Die von ihnen Genannten werden von dem Schreiber auf die Trommel gemerkt.

Digitized by Google

Dann spricht er:

„Also lieben Lanzknecht, ihr lieben Brüder, hie sind ihrer etliche zum Führer dargegeben, die will ich erstlich nennen, darnach mehren. Ist erstlich A. zum Andern B. C. D. ꝛc. — Also Ihr lieben Lanzknecht, wem's lieb ist, daß A. diesen Monat lang unser Führer sei, der heb mit mir die Hand auf. Thut auch und macht ein mehr zu dem Andern, Dritten ꝛc." Derjenige, der „gemehrt" ist, d. h. bei dem die Meisten mit dem Ruf: „den wollen wir haben!" die Hand emporgehoben haben, der ist für den Monat zum Führer gewählt.

Bleibts einmal zwischen zweien unentschieden, wer die meisten Hände erhalten hat, so läßt man jeden seinen Hut auf eine kurze Wehr hängen und ihn hoch haltend einem Ziel zu folgen. Auf die Weise können beide Seiten leicht gezählt werden.

Der gewählte Führer tritt dann in den Ring, wünscht den Lanzknechten zunächst guten Tag, bedankt sich dann für die Wahl, verspricht, ihr Vertrauen zu rechtfertigen, bittet sie, wie dem Hauptmann, Lieutenant u. s. w. so auch ihm zu gehorsamen.

Dann frägt er um nach einem Furierer, der Furierer dann nach einem gemeinen Weibel, dieser nach einem zweiten Weibel.

Das Verfahren ist immer dasselbe: Frage, aufschreiben, nennen, mehren, in den Ring treten und danken.

Und wie die Lanzknechte, so besetzen auch die Spiellente ihre Ämter von Monat zu Monat selber.

So erkennen wir, wie ich wiederhole, bei dem Militärwesen jener Zeiten einen durchaus zünftigen Charakter. Das Verhältniß der Befehlshaber zu den gemeinen Knechten ist das des Meisters zu den Gesellen. In weitschweifigen Formalitäten, stereotypen Phrasen, die sie begleiten, bleibt das Kriegshandwerk hinter keinem der übrigen zünftischen Gewerke zurück. —

Das Dienstverhältniß des Kriegsmanns dauerte zunächst meist drei Monate. Doch finden sich auch Beispiele, wo er auf längere Frist „angenommen und bestellt" wurde. So liegt von Gustaf Adolf eine Bestallung für ein Küraſſierregiment auf sechs Monat vor. Und der in so vieler Beziehung eigenthümliche dänische Artikelsbrief geht durchaus von einer sechsmonatlichen Anfangsbestallung aus.

Digitized by Google

Faſt ſtets wird in den Truppenbeſtallungen und Artikelsbriefen dieſer Zeitbeſtimmung die ausdrückliche Bemerkung hinzugefügt, daß die Truppe, falls der Bezahlherr ſie nach Ablauf der beſtimmten Friſt noch länger brauchen ſollte, verpflichtet ſei, unter den von vornherein feſtgeſetzten, in dem Artikelsbrief angegebenen Bedingungen, ſo lange es ihm beliebe, weiter zu dienen.

Spätere Muſterungen.

Mit der erſten Muſterung war das Regiment (oder die Kompagnie) errichtet, und ſtand nun als ein feſtgefügtes Ganzes da. Oberſt (oder Hauptmann) durfte bis zur Abdankung keinen Mann neu annehmen oder entlaſſen, es ſei denn mit Vorwiſſen des Kriegskommiſſärs. (Vgl. die gleich hernach zu nennende kaiſerliche artikulirte Inſtruktion für die Muſterkommiſſarien. Art. 13 und 26 f.)

Aber es liegt auf der Hand, daß ſich das Regiment nicht auf die Länge in der Stärke erhalten konnte, in welcher es aus der erſten Muſterung hervorgegangen war. Märſche, Detachirungen und Schlachten, Krankheiten, Tod und Deſertion lichteten die Reihen. Da galt es denn, den reducirten Beſtand zu kompletiren. Nicht nur, um auf dem Papier nicht mit größeren Truppenmaſſen zu operiren als im Felde, ſondern auch, um unnöthige Ausgaben zu vermeiden. Denn da mit denjenigen Befehlshabern, welchen der Auftrag zur Errichtung einer Truppe gegeben wurde, vom Bezahlherrn die zur ihrer Erhaltung nöthige Summe veraccordirt war, und zwar derart, daß der Oberſt oder Hauptmann dieſe Summe ratenweiſe erhielt, um ſie an den Zahltagen unter ſeine Truppe zu vertheilen, ſo floß die ganze Differenz des Soldes für den Effektiv- und für den Nominalbeſtand in ſeine Taſche. Nur zu oft geſchah es, daß die Regiments- oder Kompagniekommandeure, um deſto größeren Profit zu machen, es unterließen, die entſtandenen Lücken zu kompletiren. Ja es kam vor, daß die Hauptleute die Knechte, die „hochgemuſtert" waren, wenn jene erſte Muſterung, in welcher der Sold fixirt wurde, vorüber war, laufen „und ſchlechtere um ſchlechtere Beſoldung einſchreiben ließen" (Artikulirte Inſtruktion, Art. 13, vgl. Art. 22); auch daß ein Oberſt oder Hauptmann für die Muſterung dem andern Volk lieh, „die Rotten damit zu ſtärken." Der ſchwediſche Artikelsbrief beſtimmt, daß

Digitized by Google

ein solcher „vors Kriegsgericht gestellet, allda nicht allein zum Schelmen verurtheilt, sondern auch hernach das Fähnlein über ihn zusammen gewickelt und er durch die Steckenknecht aus dem Lager verwiesen werden soll."

Solchem Unwesen entgegenzutreten war eine Hauptaufgabe des Kommissärs.

Die „Kaiserliche Kriegsverfassung oder Artikulsbrief" beginnt mit einer „artikulirten Instruktion für die bei der Kaiserlichen und Chur Pfalz Bayern Armade Muster- und Unterkommissarien", welche ein genaues Bild von den Funktionen des Kriegskommissärs giebt. Es scheint mir hier der geeignete Ort, darüber ein weiteres Wort einzufügen.

Zu jedem Regiment ist ein besonderer Kommissarius (Kriegs- oder Musterkommissarius, Musterschreiber) verordnet (Artikulirte Instruktion, Art. 3). Über diesen Regimentskommissarien stehen als höhere Instanz und Vorgesetzte die „Generalkommissarien oder zum Generalkriegskommissariat verordneten Kommissarien" (Art. 35). Der Kommissarius hat die Aufsicht und Kontrolle über das Regiment vom Tage der Musterung bis zum Tage der Abdankung. Über seine Funktionen bei der ersten Musterung ist bereits geredet. Er hat darauf zu sehen, daß die Knechte ihre Wehren sauber halten, und den Korporalen einen Verweis zu geben, wenn es nicht geschieht; bleibt solches Ermahnen fruchtlos, kann er ihnen den Monatssold entziehen (Art. 19). Eben dieses Mittel kann er gegen die andern Befehlshaber anwenden, wenn er sie vergeblich zur „Erhaltung guten Regiments" ermahnt hat (Art. 20). Denn „es soll sich der Kommissarius nicht scheuen, den Befehlshabern die fürgangen Mängel mit Diskretion zu untersagen, und da er solches nicht thun würde, ist hieraus entweder seine Untaugsamkeit oder Untreue zu schließen" (Art. 21).

Alle Monat hat er dem Kriegsherrn „aus seinem Protokoll, welches er über alles fleißig halten soll, zu berichten, was er beim Regiment observirt."

Was nun speciell die Sorge des Kommissärs für die Kompletirung der im Lauf der Zeit beim Regiment entstandenen „Vakanzen" betrifft, so bestimmt der Art. 15 der artikulirten Instruktion, daß er, wenn das Regiment im Quartier liegt, „von Quartier zu Quartier abzählen soll, wie viel sich Soldaten befinden: und solchs kann um so viel leichter beschehen, wann er die Bürger und Bauern, dabei die Quartier sein,

Digitized by Google

befragt, wie viel ein jeder einquartierte Knecht habe." Sobald er einen Mangel an Befehlshabern oder Knechten vermerkt, soll er dem Hauptmann oder Obersten, oder da es die Nothdurft erfordert, sogar dem General und Ihrer Fürstl. Durchlaucht berichten „und nicht nachlassen, bis remedirt und Exempel an dem nach Ordnung statuirt werde" (Art. 4).

Das Hauptmittel aber, das er zur Kontrolle hatte, war die Musterung, die stattfinden mußte, so oft und wo er es verlangte; dem Obersten oder Hauptmann war es streng verboten, diesem Verlangen gegenüber Ausflüchte zu suchen. Er soll — wie es in einem anhaltinischen Bestallungsbrief für einen Kriegskommissär heißt — „durch unvermuthete ganze oder Partikularmusterung alle Unordnung erkunden und verbessern." „Die Musterung soll oft und oft fürgenommen werden" sagt der Art. 10 der artikulirten Instruktion; sie soll „unversehens beschehen", sagt der Art. 12. Denn auf Überraschung war es abgesehen. Wenn das Regiment wegen weiter Einquartierung nicht auf einmal gemustert werden kann, soll der Kommissarius, wenn er das eine und andere Fähnlein gemustert hat, „nicht inkontinent mit den andern, sondern nach Gelegenheit etliche Tag (doch auch unversehens) verfahren, damit die Hauptleute nicht Gelegenheit bekommen, von den schon gemusterten Fähnlein die vacierende Lücken einzufüllen oder von andern zu diesem End Knecht zu entlehnen" (Art. 13). Wenn hingegen etliche Regimenter nahe beisammen liegen, sollen die Kommissäre die Musterung auf Einen Tag vornehmen, „damit Einer dem Andern Knecht zu leihen nicht Ursach habe" (Art. 23).

Zu diesen unvorhergesehenen, willkürlich vom Kommissär anberaumten Musterungen kamen andere regelmäßige, die mit den Zahltagen zusammenfielen. Auf ihnen wurde die Truppe kompletirt, zugleich kontrollirt, ob der für die gesammte Truppe bestimmte Sold, die ihr Befehlshaber erhielt, nach ihrem Effektivbestand entspräche, und ob nicht ein Theil desselben in seine Tasche wanderte. Auch hierfür liegen wichtige Detailbestimmungen vor. Der Kommissär soll durchaus nicht dulden, daß „anstatt der hohen Besoldung unqualificirte und deren unwürdige Knechte intrudirt werden" (Art. 11). Er soll bei den Musterungen den Kranken nachfragen, ob sie nicht „aus Mangel des Monatssoldes, der ihnen von den Befehlshabern vorbehalten worden, erhungert und also erkrankt seien" (Art. 16). Er soll nach geschehener Soldvertheilung von

Digitized by Google

Seiten des Befehlshabers „etliche vom Regiment befragen, ob und wie viel sie Geld empfangen, und wann einer seinen völligen Sold nicht eingenommen, die Ursach von ihm, warum es beschehen, erkundigen" (Art. 25).

Was die Konstatirung des Präsenzstandes und die Kompletirung betrifft, so pflegte dafür wohl eine vorläufige — eine sogenannte blinde Musterung gehalten zu werden, die der eigentlichen Musterung voraus-ging. Auf ihr wurden die alten und neuen Knechte der Reihe nach ver-zeichnet; jeder mit Tauf- und Zunamen, Heimath, Wohnort und dergl.

Es ist auf das schärfste zu betonen, daß die zwischen zwei solchen regelmäßigen Musterungen vom Befehlshaber in die Lücken einrangirten neu angenommenen Mannschaften bis zur nächsten Musterung nicht als reguläre und selbstständige Angehörige der Truppe galten, sondern unter dem Namen dessen, den sie vertraten, figurirten, und seinen Sold fort-bezogen: sie waren simple Lückenbüßer. Erst wenn sie auf der Musterung dem Kommissär „vorgestellt" und von ihm approbirt waren, passirten sie unter eignem Namen. Der Kommissär aber durfte keinen „auf bloße Angebung und Anzeigung gut machen, er sei ihm dann in Person vor-gestellt worden" (Art. 27). Er durfte „gar keine Buben oder andere untaugliche Personen oder Roß passiren lassen" (Art. 32).

In dieser Vorstellung, die sich über die alten Reiter und Knechte erstreckte, sollte der Kommissär den ihm vorgestellten Knecht „mit Um-ständen seinen vorhergehenden Dienst, Heirath, Vater, Mutter ꝛc. be-fragen, und die Signa seiner Länge oder was er sonsten notabile an ihm haben möchte, durch gewisse Zahlen in Acht nehmen und aufzeichnen" (Art. 11). Er hatte ihn — wie es in einem späteren Artikel (13) heißt — „mit Umständen zu examiniren, wie lang er diene, wie viel Monatssold er allbereits empfangen, wie der Kommissarius, so zum ersten Mal den Monatssold gemacht, geheißen habe; wann er allererst hernach (d. h. erst später) angenommen ist, kann man ihn fragen, wer ihn angenommen, was sein Monatssold." Bei der Reitermusterung mag der Einzelne auch gefragt werden, „ob er für sich selbst reite oder weß Diener er sei" (Art. 29). Der Kommissär soll mit seinen Fragen „gar oft variiren, bald dieses, so er ihn allbereit gefragt, wiederholen und sehen, ob der Knecht auf seiner Antwort beständig sei. Er soll auch durchaus nicht

Digitized by Google

dulden, daß die Befehlshaber für den Knecht, so gefragt und examinirt wird, reden und antworten, dann hierdurch wird oftermalen ein Betrug verdeckt, den man sonst erkundigen könnte" (Art. 14).

Das auf solcher Musterung angefertigte Verzeichniß der Mannschaft war die Musterrolle (das Musterregister). Das gewöhnliche war, daß bei jeder neuen Musterung die neue Musterrolle an die Stelle der alten trat, die kassirt wurde. Doch bemerke ich, daß die artikulirte Instruktion (Art. 30) ausdrücklich bestimmt, daß der Kommissär „in den alten Musterregistern die alten Namen nicht also durchstreichen sollt, daß man sie nicht mehr lesen könne, sondern die neuen Namen und den Tag des Aufnehmens darunter schreibe."

Die Musterrolle wird in duplo ausgefertigt: ein Exemplar für den Hauptmann, eins für den Kommissär. Dieser unterschreibt die des Hauptmanns, umgekehrt Hauptmann, Fähnrich und Lieutenant die des Kommissärs.

Neben der Musterrolle und als Ergänzung zu ihr führt der Kommissär noch ein Zahlregister und ein Lückenregister. In ihm wird jede durch Tod, Desertion, Entlassung u. s. w. entstehende Lücke genau notirt [1]).

[1]) Art. 34 der Articulirten Instruktion lautet: „Item soll er sein eigen Protokoll der Vakanzen, Todten, Entlaufenen und ausgerissenen Reuter und Knecht fleißig halten, damit er solches bei jeder Abrechnung fürzulegen habe."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kulturgeschichtliches aus der baierischen Grafschaft Werdenfels.

Von Joseph Baader.

1. Auf der Rottstraße.

Es ist nicht das Lebensbild einer einzelnen hervorragenden Persönlichkeit, das auf den folgenden Blättern dargestellt und geschildert werden soll, es ist das Lebensbild einer ganzen Gegend und eines einzelnen Ortes, das sich erheben soll auf urkundlichem Grunde, umflossen vom Gewande der Volkssage und Tradition.

Die Kultur folgt, will sie ihren Einzug in fremde Länder halten, den Heerstraßen und großen Verkehrswegen. Überall streut sie ihren Samen aus, läßt sie ihre Spuren zurück, selbst an den unbedeutenderen Punkten. Darum haben solche Verkehrswege kulturhistorische Bedeutung, darum verdienen sie die Beachtung des Forschers. Durch den alten Wallgau, die nachherige Grafschaft Werdenfels, an der südlichsten Spitze Baierns und an den Pässen gelegen, die aus Italien durch Tirol nach Süddeutschland führen, zog eine der wichtigsten Heerstraßen. Der Wallgau — Sitz der Wallen oder Römer — und seine ganze Umgebung war Jahrhunderte lang von diesen Eroberern besetzt. Noch heute nennt sich ein Dorf nach ihnen — Wallgau, in der Nähe Mittenwalds.

Mittenwald war der Knotenpunkt im Netze dieser Heerstraße; es lag unmittelbar vor den Gebirgspässen, die nach Tirol und Italien führten. Die Römer nannten es Inntrium. Hier hatten sie ihre Wartthürme und Befestigungen. Hier und bei den benachbarten Weilern Schlattau, Gerold und Chlos (Klais) schlugen sie ihre letzten Schlachten gegen die verfolgenden Deutschen [1]). Den Römern folgten auf den Fuß

[1]) Auf der Straße von Mittenwald nach Parthenkirchen wurde schon vor längerer Zeit ein römischer Meilenstein aufgefunden.

Digitized by Google

die Wogen der Völkerwanderung, die hin und her durch den Wallgau stürmten. Als sie sich gelegt, kamen über die Alpen die Glaubensboten, um das Licht des Evangeliums in die deutschen Gaue zu tragen. Unter Andern kam auch der heil. Korbinian, Bischof zu Freising, durch Mittenwald. Ein Bär trug ihm, wie die Legende erzählt, sein Gepäck über die Alpen. Derselbe hatte des Bischofs Packpferd, als es eben weidete, angefallen und zerrissen. Als dieses dem Heiligen hinterbracht wurde, ließ er den Bären durch seinen Begleiter, den Bruder Anserikus, aufsuchen und mit einer Peitsche züchtigen, indem er dem gefräßigen Gesellen im Namen Gottes befahl, das Gepäck fortan statt des Pferdes zu tragen. Willig gehorchte der Bär und zu Jedermanns Erstaunen trug er des Bischofs Gepäck. Deshalb führt die ehemalige Bischofsstadt Freising noch heute den braunen Bären in ihrem Wappen. In goldenem Felde schreitet derselbe einher, auf seinem Rücken einen rothen, mit einer weißen Binde kreuzweise befestigten Pack tragend. In Mittenwald ließ der Heilige bei seinem Wirthe, wie die Sage geht, einen Spieß zurück. Dieser wird noch heute als Reliquie von dem Besitzer eines uralten Hauses gezeigt. Ich habe denselben auch gesehen, kann aber sein Alter nicht so hoch anschlagen. Solcher alten Häuser giebt es übrigens zu Mittenwald noch mehrere. Sie haben mitunter ungeheure Kemnaten, lange Korridore und Thüren und Thore, deren Bauart bis in die Frühgothik oder wohl noch weiter zurückreicht. Während des ganzen Mittelalters sah Werdenfels und insbesondere Mittenwald die Schaaren der Römerzüge und anderes Kriegsvolk und mit denselben Kaiser und Könige, Fürsten, Herrn und Ritter vorüberziehen. Kaiser Friedrich der Rothbart hielt zu Parthenkirchen eine Fürstenversammlung, um die Hülfe derselben gegen die wälschen Städte zu fordern. Unter diesen Fürsten war auch der Welfe Heinrich, Herzog von Baiern, vor dem der Kaiser vergebens sich demüthigte und, wie die Geschichtsforscher behaupten, sogar einen Fußfall machte. Auch Johann von Österreich, Parricida genannt, kam nach der blutigen That, die er an seinem Oheim, dem deutschen König Albrecht verübt, in die Grafschaft Werdenfels, wo er in dem Gebirge umherirrte. So wenigstens erzählt die Sage.

Auf seiner Rückkehr aus Italien kam Kaiser Ludwig der Baier im Jahre 1330 durch Mittenwald. Von großen Gefahren umgeben, hatte

Digitized by Google

er in Wälschland das Gelübde gemacht, wenn ihm Gott glückliche Rückkehr nach Deutschland verleihe, so wolle er im Gebirge des Baierlandes der Gottesmutter zu Ehren eine Kirche und ein Kloster bauen. Auch brachte er aus Italien ein kunstvoll aus Alabaster gearbeitetes Madonnenbild. Von Mittenwald zog er nach Parthenkirchen und von hier über den in der Nähe gelegenen Kienberg. Kaum hatte er denselben überschritten, als das Pferd, das die Madonna trug, der Sage nach sich auf die vordern Füße niederließ und in dieser Stellung verharrte und nicht weiter zu bringen war. Der Kaiser betrachtete dieses als ein Zeichen, daß hier der Ort sei — Ettal hieß er — wo er sein Gelübde erfüllen und das Kloster bauen solle. Er ließ auch alsbald alle Anstalten hiezu treffen und ein reiches Besitzthum seiner Stiftung zuweisen. Zwei Jahre später — im Jahre 1332 — gab er derselben eine Ordnung, für die er, wie behauptet werden will, die Einrichtungen des sagenhaften hl. Graal-Tempels zum Muster nahm. Die Ordnung lautet also:

Es sollen sein 20 Mönche St. Benedikten-Ordens, darunter 16 Priester, und 13 Ritter mit einem Meister, der des Klosters pflege in allen Sachen. Die Mönche sollen ihren Orden, die Ritter und Frauen ihre Ehe recht und redlich halten und in keiner Weise überfahren. Jeder Ritter und seine Frau sollen haben einen Knecht, eine Dirne und einen Heizer. Es sollen die Wittwen nicht besondere Dienerinnen haben, sondern nur 2 Dienerinnen, die ihnen der Meister giebt und die ihrer gemeinschaftlich warten. Die Meisterin aber soll eine besondere Dienerin haben, die ihrer warte. Die Ritter sollen keine andere Farbe tragen als blau und grau, die Frauen nur blau. Ritter und Frauen sollen dem Meister an Unser Frauen statt Gehorsam thun, und den also festiglich behalten. Wird ein Ritter Gehorsam thun, seine Hausfrau aber nicht, so mag er das wohl thun und leiden, daß die Frau nicht Gehorsam thut. Doch soll sie ordentlich leben wie die andern, so lange der Mann lebt. Stirbt er, so soll sie aus dem Kloster fahren. Der Frau, die nicht Gehorsam gethan, ist man nichts schuldig als ihre Pfründe aus der Küche und dem Keller. Stirbt eines Ritters Hausfrau, so mag er eine andere nehmen, die bei ihm auf der Hofstatt bleibt. Hat aber eines Ritters Hausfrau Gehorsam gethan (die Klostergelübde oder Profeß abgelegt), so bleibt sie in dem Kloster bis an ihren Tod. — Die Ritter

Digitized by Google

sollen kein Amt haben, das ihnen nicht der Meister überträgt, und von der Hofstatt weder reiten noch gehen ohne des Meisters Urlaub oder seines Stellvertreters — die Frauen sollen der Meisterin in gleicher Weise gehorsam sein. Ist des Meisters Frau nicht gut dazu, so mag eine andere Frau Meisterin sein. — Die Ritter und ihre Frauen sollen sich reinlich halten an der Ehe und in einem stäten tugendlichen Leben allzeit auf der Hofstatt bleiben. — Ritter und Frauen sollen bei der Metten und allen Tagzeiten sein, es irre sie denn Krankheit ihres Leibes. Sie sollen ihr Tagzeit sprechen, die ihnen gesetzt ist, wohlgezogen zu Kirchen stehen und allzeit züchtig sein mit Worten und mit Werken. — Die Frauen sollen in der Kirche mit Niemand reden, weder mit Geistlichen noch mit Weltlichen, es sei dann, daß sie beichten. Übertreten sie das, so soll sie die Meisterin darum strafen nach ihrer Bescheidenheit. Wann sie aber beichten wollen, so sollen sie nieder in der Kirche öffentlich sitzen. — Es sollen auch Ritter und Frauen alle Jahre fünfmal unsers Herrn Leichnam empfangen, zu Weihnacht, an dem Antlastag (Frohnleichnamstag), an dem Ostertag, zu Pfingsten und an unser Frauen Tag in der Fasten. Jede Frau soll an ihrem Stuhle zu Kirchen stehen. Die Meisterin und die Frauen sollen einen Beichtiger haben. Sind sie darin nicht einig, so soll ihnen der Abt einen Beichtiger geben nach des Meisters und der Ritter Rath. — Es soll auch der Meister vor den Rittern, die Meisterin vor den Frauen diesen Brief (Ordnung) alle Monate vor dem Tische einmal lesen lassen, und der Meister mit den Rittern, die Meisterin mit den Frauen alle Freitage Kapitel halten. — Die Frauen sollen vor Tisch zwei, und darnach in der Kirche drei Paternoster sprechen. Ritter und Frauen, desgleichen ihre Diener und Dienerinnen sollen an allen Freitagen fasten und auch an andern Fasttagen, die in der Christenheit gesetzt sind. — Die Frauen sollen in kein Haus gehen auf der Hofstatt, es gehe dann die Meisterin mit oder an ihrer Statt zwei andere Rittersfrauen; doch mag eine Rittersfrau zu einer andern wohl gehen ohne Urlaub. — Ohne der Meisterin Urlaub sollen sie von der Hofstatt aus nicht kirchfahrten (wallfahrten); die Meisterin soll eine andere Rittersfrau mitschicken oder selbst mit ihr fahren. — Vergißt sich ein Ritter an der Ehe mit einer äußern Frau, außerhalb des Klosters, so soll ihn der Meister strafen und in offenscheinige Buße setzen zu Kirche und zu Tische,

Digitized by Google

also daß er in der Essestuben vor den andern Rittern Wasser und Brod von der Erde essen soll, so lange als es dem Meister und den Rittern gutdünkt. Fällt er aber auf der Hofstatt mit einer andern als einer Rittersfrau, so soll man ihn legen in einen Thurm, auch darin mit Wasser und Brod so lange halten, als es dem Meister und den Rittern gutdünkt. Fällt jedoch ein Ritter auf der Hofstatt mit einer Rittersfrau, oder eine Rittersfrau mit einem Ritter, so sollen beide die Hofstatt räumen und der Pfründe ewiglich entbehren. Wird Jemand um solche Unkeuschheit oder um andere Sache beschuldigt, die wider Gott ist, so soll man das vor dem Meister oder der Meisterin bewähren mit zwei oder drei glaubwürdigen Personen, ehe man sie in Strafe nimmt. — Ritter und Frauen sollen nicht tanzen, weder heimlich noch öffentlich. Wer das thut, den soll der Meister oder die Meisterin darum strafen. — Sie sollen sich auch hüten vor Trunkenheit und vor allem ungefürten (ausgelassenen) Leben. — Sie sollen weder Wurfzabel (Würfelspiel) noch anderes Spiel um Geld treiben. Unter sich selbst oder mit andern gar ehrbaren Leuten mögen sie zur Kurzweil wohl spielen, aber anders nicht. Die Ritter mögen zur Kurzweil auch aus dem Armbrust schießen und mit des Meisters Urlaub zur Kurzweil bürschen, beitzen und jagen und thun, was zu Taghalt (Hausordnung) gehört. — Ritter und Frauen sollen friedlich und einmüthig miteinander leben. Wer das überführt, den soll der Meister und die Meisterin festiglich darum strafen und büßen, darzu sollen ihm die andern Ritter und Frauen beholfen sein. Auch soll sich kein Ritter zu Unminne annehmen (Unwillen zeigen), wenn man seine Frau straft. — Ist ein Ritter dem Meister, eine Frau der Meisterin nicht gehorsam und unterthänig, so soll man ihnen und ihrem Gesinde keine Pfründe geben, so lange sie ungehorsam sind. Ist eine Frau der Meisterin gehorsam, so soll man ihr und ihren Jungfrauen ihre Pfründe geben. Ist sie ungehorsam gewesen, erkennt sie das und will sie gehorsam sein, so soll man ihr die Pfründe wieder geben. Ritter oder Frauen, die zu lange in Ungehorsam und Härtigkeit verharren, sollen aus dem Kloster fahren und der Meister ihrer Habe sich unterwinden, so lange bis sie nach des Konvents Rath und Willen leben. — Ritter und Frauen sollen über den Tisch nicht reden ohne des Meisters oder der Meisterin Urlaub. Über den Tisch soll man ihnen deutsch vorlesen,

Digitized by Google

was göttlich ist. Ritter und Frauen sollen alle bei einander essen und ihre Statt (Sitz) an dem Tische alle Tage verwandeln (wechseln). Meister und Meisterin sollen an den würdigsten Orten (Ehrenplatz) sitzen. Es sollen immer zwei Ritter und zwei Frauen miteinander essen. Was an Kost von ihrem Tische übrig bleibt, soll man in's Almosen legen. — Ritter und Frauen sollen sich ohne des Meisters und der Meisterin Urlaub nicht anders bekleiden als die Übrigen. Wohl mögen die Ritter Hosen tragen von der Farb, die ihnen erlaubt, und schlechte (gewöhnliche) Hüte, goldene Gürtel und Sporen, Fingerlinge (Ringe) und beschlagene Messer, wenn sie wollen. — Der Meister und die Ritter sollen gewöhnlich auf der Hofstatt bleiben. Müssen sie von des Klosters wegen abreiten, so sollen ihre Frauen, dieweil sie außen sind, bei der Meisterin oder in ihrer Abwesenheit bei ihrer Verweserin bleiben, essen und wohnen Tag und Nacht. Die das nicht thut, dieser und ihrer Jungfrau soll man keine Pfründe geben, sondern die Meisterin soll sie schwerlich strafen. — Der Meister soll keinen Ritter aufnehmen ohne der Ritter Willen und Gunst und wenn sie ihn auf ihren Gehorsam nicht als einen solchen erkennen, der dem Kloster nutz und gut sei. Jeder Ritter, der aufgenommen wird, soll fürbaß Recht thun vor dem Meister um alle Sache und um Erbe und um Eigen. Wer also aufgenommen wird, soll sich dazu vorbereitet haben dadurch, daß er sammt seiner Hausfrau Gottsleichnam empfange. — Der Meister soll mit der Ritter Rath eine Meisterin setzen, die Frauen aber sollen dabei nichts zu schaffen haben. — Weder der Meister noch die Ritter sollen einen Diener halten, der der Hofstatt nicht nützlich oder ehrlich sei. Wer einen solchen Diener hält, den soll der Meister strafen um seinen Ungehorsam. Hält der Meister selbst einen solchen Diener, so soll er ihn entlassen, bei seinem Gehorsam. — Der Meister soll die Mönche des Klosters ehrlich und wohl behandeln. Wird ihrer einer siech, dem soll er geben, was er bedarf, und ihm gar gütlich thun. Wird aber ein Ritter oder seine Frau krank, so daß sie zu Tische nicht kommen möchten, so soll sie der Meister auch versorgen und ihnen gar gütlich thun an Kost und allem, was sie bedürfen. — Es soll weder der Meister mit den Rittern, noch die Ritter mit dem Meister, noch auch die Ritter selbst unter sich ein besonderes Bündniß machen. Wer das thut, soll seine Pfründe ewiglich entbehren und von dem Kloster

Digitized by Google

fahren. — Es soll auch kein Ritter seine Kinder auf der Hofstatt haben, ausgenommen die Kinder, die auf der Hofstatt geboren werden. Solche Kinder sollen auf der Hofstatt drei Jahre bleiben und nicht länger, und soll ihnen der Meister diese Zeit geben, was sie bedürfen. — Der Meister soll Gewalt haben über alle seine Amtleute, sie setzen und entsetzen. — Der Meister soll haben vier Pferde, einen Läufer und drei Pferde, einen berittenen Koch, zwei Junker, einen Schreiber, einen berittenen Jäger mit 12 Hunden und einem Leithunde, einen berittenen Falkner und zwei laufende Knechte. — Es sollen die Ritter auf der Hofstatt kein Pferd haben, wohl aber der Meister acht Pferde halten, womit er ihnen warte. Der sollen sein vier Zelter und vier Knechtpferd. — Thut ein Meister etwas, das dem Kloster Schaden bringt, darüber soll ihn ein Ritter, der das erfährt, heimlich zu Rede setzen und davon abhalten. Will ihm der Meister nicht folgen, so soll er es einem Andern kundthun, der mit ihm zum Meister gehe, denselben noch mehr zur Rede setze und freundlich abhalte. Will er ihnen beiden nicht folgen, so sollen sie es alle Ritter wissen lassen. Diese sollen ihn freundlich davon weisen (abhalten). Doch sollen die Ritter einen Meister um das Alles nicht entsetzen, sondern es bringen an den, der dann Herr ist vom Lande. Dieser soll sich dann erfahren, ob der Meister Recht oder Unrecht habe. Ist's dann, daß der Meister gerechter steht vor dem Landesherrn, so soll er bei seinem Amte bleiben wie zuvor. Steht er aber ungerechter, so mögen die Ritter einen andern Meister setzen nach des Landesherrn Rath, Gunst und Willen. Die Ritter sollen auch keinen äußern Ritter nehmen als Meister, er hab dann zuvor Gehorsam gethan in dem Kloster. Es soll auch kein Meister und kein Ritter dem Landesherrn darum (für seine Aufnahme) Geld geben; der Landesherr soll dasselbe auch nicht annehmen. Handeln Meister oder Ritter dagegen, so sollen sie der Pfründe ewiglich entbehren.

Als der Kaiser diese Ordnung gab, war er selbst zu Ettal anwesend. Sie ist datirt „ze dem Ettal des nächsten Montags nach unser Frawn Tag, als si ze Himel fuer (17. August) 1332." Nach seinem Tode kam das Ritterstift in Verfall, und selbst das Benediktinerstift Ettal hatte einen schweren Kampf um seine Existenz zu kämpfen. Es ging jedoch unversehrt aus demselben hervor und gelangte zu hoher Blüthe.

Digitized by Google

Später war mit demselben eine Ritterakademie, oder wie sie genannt wird, ein Collegium nobilium verbunden, an welchem die Söhne des katholischen Adels eine standesgemäße Erziehung und Bildung erhielten. Nicht bloß der deutsche, auch der Adel des Auslandes, z. B. Italiens und Ungarns, schickte seine Söhne zur Ausbildung nach Ettal [1]).

Also ging es aus und ein durch den Markt und die Grafschaft während des ganzen Mittelalters. Heute waren es Fürsten und Herrn mit ihrem Kriegsvolk oder ihren Rittern und Dienern, morgen Kauf- und Fuhrleute mit Kammer- und Frachtwagen, zweirädrigen Karren, Saumpferden und Packeseln, dann hinwieder Krämer, die ihre Waare auf den Rücken trugen, Pilger, fahrende Schüler und anderes abentheuerndes Volk, das sich bei dem Kriegsvolk und den Kauf- und Fuhrleuten zu schaffen machte. Ohne Weiteres zu erwähnen, bemerke ich, daß am Ende des Mittelalters auch das Nürnbergische Kriegsvolk in die Grafschaft kam. Auf dem Reichstage zu Konstanz, der im Sommer 1507 gehalten wurde, hatten die Stände dem römischen König Maximilian I. zu einem Römerzuge eine Reichshülfe bewilligt. Die Reichsstadt Nürnberg wurde dabei auf 54 Pferde und 50 Mann zu Fuß angeschlagen. Im December 1507 kam diese Mannschaft durch Schwaben in die Grafschaft Werdenfels. Dieselbe war befehligt von dem Nürnbergischen Reichsschultheißen Hanns von Obernitz und Jorg Fütterer, der die Hauptmannschaft führte. Alexius Haller war Küchen- und Zahlmeister. Er führte ein eigenes Tagebuch, worin er alle seine Ausgaben auf dem Zuge von Nürnberg bis in's Lager zu Trient und in's Feld bei Castelbarco verzeichnete. Unter denselben kommen Posten vor für heilige Messen und Vespern, die das Kriegsvolk auf seinem Zuge singen ließ, dann für Wachslichter und Anderes, das sie an die Wallfahrtsorte schenkten, an denen sie vorüber kamen. Dabei war es ein lustiges Volk, das gut bezahlt war und gerne gut aß und trank. Überall, wo sie durchzogen und Nachtlager hielten, kamen Hofierer, Pfeifer und andere Spielleute, Trompeter und Trommelschläger, darunter der Hauptmann der kaiser-

[1]) Das Madonnenbild, das der Kaiser aus Italien mitgebracht, ist noch immer vorhanden und ist der Gegenstand großer Verehrung des Landvolkes. Ganze Schaaren wallfahrten zu demselben. Es ist kaum $1^1/_2$ Fuß hoch, und doch kann selbst der stärkste Mann — also glaubt das Volk — dasselbe nicht heben.

Digitized by Google

lichen Trommelschläger und des von Freundsberg Trommelschläger, Schulmeister mit Schülern und Sängern und unter diesen ein Vater mit Söhnen und Töchtern, um dem Kriegsvolk mit ihrer Kunst zu hofieren und dabei ein gutes Trinkgeld zu verdienen. Die Nürnberger ließen es daran nicht fehlen; ihr Ausgabebüchlein weist das aus. Auf ihrem Zuge durch Werdenfels kauften sie allerlei Wildpret und Federwild und ließen sich's waidlich schmecken. Während ihres Nachtlagers zu Parthenkirchen, das 3 Tage dauerte, kam das Weib Meister Erharts des Schmieds mit einem Söhnlein in die Wochen. Der Hauptmann der Nürnberger ließ das Kind durch Alexius Haller aus der Taufe heben und der Wöchnerin einen rheinischen Gulden verehren. In Mittenwald hielten sie ebenfalls Nachtlager. Hier quartierten sie sich bei dem Krapfen ein. Von diesem kauften sie um 2 fl. 20 kr. ein Fäßlein mit Gemswildpret, das sie in Tirol am hl. Christtag verzehrten. Von Mittenwald zogen sie über Seefeld nach Innsbruck. In Seefeld wurde ihnen in der Wallfahrtskirche „das helich plut" [1]) gezeigt. Dafür verehrten sie 1 fl.

Noch wichtiger als die Heerstraße war für Mittenwald und die ganze Grafschaft die Handels- oder sogenannte Rottstraße. Was aus der Levante und Italien an Kaufmannsgütern durch das Land Tirol herauskam, wurde zu Mittenwald niedergelegt und durch die dortigen Fuhrleute weiter verfrachtet, zunächst nach Parthenkirchen. Von hier ging die Rottstraße über den Kienberg und über Schongau, oder über Peitingen und Landsberg nach Augsburg, andererseits über Murnau und Weilheim nach München und in's Baierland. Was aus Süddeutschland kam, führten die Mittenwalder auf der Rott nach Seefeld und Zierl in Tirol, oder auch nach Innsbruck und Botzen. Das war uraltes Herkommen in der ganzen Grafschaft, die einst den Grafen von Eschenlohe, einer Seitenlinie der Welfen (wie Einige annehmen), gehörte und 1294 von ihnen an das Hochstift Freising verkauft wurde. Die Herzoge von Baiern besaßen in Mittenwald nur den Zoll.

Dieser Markt erscheint urkundlich schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Schon damals hatte er seine Richter und Schulmeister, ja sogar seine Geschlechter — ein Zeichen seiner Bedeutung und seiner

[1]) S. Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, Jahrgang 1873, Heft 9. S. 542.

Digitized by Google

Blüthe. Der Schulmeister war den Leuten schon in so früher Zeit zum Bedürfniß geworden; der tägliche Verkehr mit Handelsleuten aus Süd und Nord verlangte Sprachkenntnisse; sie mußten wenigstens des Lesens, Schreibens und Rechnens kundig sein, um dem Kaufmann gegenüber ihres Vortheiles und Nutzens zu warten. So also gingen Handel und Bildung Hand in Hand. Beide stützten und förderten sich, daß man wohl sagen kann, die Kultur folgt den großen Verkehrswegen, auf welchen sie selbst in die unwirthlichsten Gebirgsschluchten einzukehren weiß.

Das Stapel- und Speditionswesen Mittenwalds und der ganzen Grafschaft war vortrefflich organisirt, und zwar in der sogenannten Rott oder dem Vereine bürgerlicher Fuhrleute, die das ausschließliche Recht der Verfrachtung der Kaufmannsgüter und der Erhebung des Niederlagegeldes hatten. Was aus Italien und Tirol einer- oder aus Süddeutschland oder dem „Reiche" andererseits kam, mußte in Mittenwald niedergelegt werden und Niederlagegeld bezahlen. Verfrachtet durfte es nur durch die Rottleute werden, in der Regel nur bis zu der nächsten Rottstation, z. B. nach Parthenkirchen baierischer- oder Seefeld tirolerseits. Brachten dagegen die Rottleute Kaufmannsgut von weiter Entfernung z. B. aus Augsburg oder Botzen auf eigen Gefährten durch die Rottstationen, so waren sie zur Niederlage nicht verpflichtet, sie konnten ohne dieselbe ihr Gut führen bis an seinen Bestimmungsort, entweder nach Botzen einer- oder Augsburg andererseits. Die Rottleute wechselten mit der Verfrachtung der ankommenden Güter, so daß immer einer nach dem andern an die Reihe kam. Das Rottrecht war Monopol einer bestimmten Anzahl von Fuhrleuten; die Rott hatte Innungs-Charakter und gründete sich auf den Besitz von Rottlehengüter, die ihr Eigenthum waren. Darum hieß man die Rottleute selbst bis in die neuere Zeit auch Lehenleute. Nur wer ein solches Rottlehen besaß, war zum Gütertransport berechtigt.

Fremde Fuhr- und Kaufleute, die Handelsgut an die Rottstationen brachten, mußten es an denselben niederlegen, Niederlagegeld bezahlen und das Gut den Rottleuten zur Beförderung überlassen. Diese dagegen verpflichteten sich, die Waare ungesäumt abzuführen.

Der Verkehr brachte reges Leben und Wohlstand in die Gegend, namentlich wenn die Zeiten ruhig waren. Das war aber nicht immer

Digitized by Google

der Fall; es kamen Kriegszeiten und andere Ereignisse, die den Verkehr störten und die Interessen der Rottstraße schädigten, oft auf längere Zeit. Das geschah zu Ende des 13. und zu Anfang des 14. Jahrhunderts durch die unerhörten Bedrückungen der deutschen Kaufleute, die sie von den Venetianern auszustehen hatten. Ich will nur einige anführen: die deutschen Kaufleute mußten, wenn sie nach Venedig kamen, alle in einem gemeinschaftlichen Hause — dem deutschen Hause [1]) — wohnen, Gold und Silber, war es ungemünzt, und alle andere Waaren sehr hoch verzollen. Verkauften sie, so mußten sie von 100 Pfd. 38 Schillinge, der Käufer von 100 Pfd. 2 Pfd. erlegen. Was sie nach Venedig brachten, durften sie nur an Bürger daselbst verkaufen, fremde Kaufleute durften sie ihre Waare nicht schauen lassen, bei Strafe von 100 Pfd. Kein Deutscher durfte seine Waaren von dannen führen, weder über's Meer noch hinter sich, er mußte sie an die Venediger verkaufen, wenn er auch darüber zu Grunde ging. Brachte ein deutscher Kaufmann Güter nach Venedig, die die Venetianer selbst auch über's Meer brachten, so nahmen sie ihm dieselben weg, namentlich Seide und Seidengewand, die die Deutschen aus Lomparten und Tutschgan öfters nach Venedig brachten. Brachte ein Deutscher Gulden oder Kreuzer nach Venedig, so wurde ihm der vierte Pfenning davon genommen. Weiße Leinwand, die sonst zollfrei war, mußte wie anderes Gut verzollt werden. Von dem Silber, das Deutsche an einen Bürger zu Venedig verkauften, mußte dieser den fünften Theil in die Münze geben. Dadurch verloren die Verkäufer an jeder Mark zwei Schilling Haller. Verlor ein Venetianer in irgend einer deutschen Stadt sein Gut, so mußten es die Kaufleute solcher deutschen Städte entgelten, wenn sie nach Venedig kamen. Alle Zölle auf deutsches Gut wurden erhöht und der Plackereien täglich mehr. Unter denselben litten namentlich die Augsburger, Nürnberger, Ulmer und Regensburger Kaufleute, und mit ihnen die Rottstraße. Kaiser Ludwig erlaubte ihnen daher im Jahre 1346, sich gegen die Venediger und andere Wälsche durch ähnliche Ordnungen zu entschädigen und Wiedervergeltungsrecht durch neue Auflagen zu üben. Dadurch war dem Handel freilich wenig geholfen. Besser wurde es erst, als Kaiser Karl IV.

[1]) Fondaco genannt.

Digitized by Google

den Venedigern freien Handel in Deutschland und Böhmen gestattete, und die Republik denselben auch den deutschen Kaufleuten einräumte, wenn sie nach Venedig kamen. Eine ähnliche Verkehrsstörung kam auch zu Anfang des 15. Jahrhunderts auf der Rottstraße vor, als Kaiser Sigmund mit den Venetianern in Händel gerieth und den deutschen Städten den Verkehr mit denselben verbot. Viele Kaufleute, darunter namentlich viele Nürnberger, ließen sich aber denselben nicht wehren. Ihrer mehrere mußten deshalb in's Gefängniß oder in die Verbannung wandern, oder Geldstrafen zahlen. Zum Glück dauerte dieses Verbot nicht lange; der Kaiser, durch die Bitten der Städte bestürmt, hob es bald wieder auf.

Diese und ähnliche Verkehrsstörungen abgerechnet belebte sich die Rottstraße immer mehr. Das Rottrecht wurde von den einzelnen Gemeinden strenge gehandhabt. Es war nicht selten Gegenstand sehr ernsthafter Irrungen und der Zankapfel einerseits zwischen den Gemeinden selbst, anderseits zwischen den Rottleuten und Kaufherrn. Die Gemeinde Garmisch, Germareskave und Germanesgaw durch das ganze Mittelalter genannt, fing im Jahre 1362 mit den von Partenkirchen wegen der Niederlage der Kaufmannsgüter sogar eine förmliche Fehde an. Die von Mittenwald bezeugten, daß die Niederlage von jeher zu Partenkirchen gewesen. Das half aber nichts, der Hader dauerte fort bis zum Jahre 1408, in welchem er endlich durch einen Vergleich beigelegt wurde.

Eine Urkunde vom Jahre 1381 bezeugt, daß auch zwischen Mittenwald und Partenkirchen schon seit alter Zeit Irrungen bestanden „wegen Fuhr und Fertigung der Kaufmannschaft, die herein und fort geführt werden soll." Der Streit entbrannte namentlich sehr hitzig im Jahre 1381. Die ganze Rottstraße, nicht bloß durch die Grafschaft, sondern weithinein in's Land Tirol, kam dadurch in Aufruhr. Die Parteien gingen endlich zu ihrem Landesherrn, Bischof Leopold von Freising. Dieser entschied am 8. Mai 1381: Welche Kaufmannschaft zu Partenkirchen gelegt wird in den Wollstadel, die soll herein und weiter geführt werden durch die von Partenkirchen und Niemand andern. Was aber die von Mittenwald auf ihren Wägen nach Partenkirchen bringen, das sollen sie fürab führen herein oder hinfür, wo es hingehört, und soll sie Niemand daran irren. Kein Gast (fremder Fuhrmann oder Kaufmann) soll weiter führen

Digitized by Google

oder treiben dann nach Partheukirchen; da sollen sie das Gut niederlegen; denn hier ist die rechte Niederlegung! Beide Theile sollen mittlerweile nach ihrer Kundschaft (Zeugschaft) trachten; dann wolle er eine Richtung und Ordnung zwischen ihnen machen. Diese Kundschaften, bei verschiedenen Gerichten, unter andern auch zu Zierl in Tirol verhört, lauteten zu Gunsten der Mittenwalder. Es waren Männer dabei, die das aussagten, sie gedächten 40 und mehr Jahre, daß die von Mittenwald mit ihren Gütern allzeit ohne Irrung gefahren seien hin und her und ohne Niederlegung der Waaren.

Mittenwald war der wichtigste Punkt auf der ganzen Rottstraße. Schon im 14. Jahrhundert wurde es zum Markte erhoben. Er hatte einen Rath, einen Richter und 12 Schöffen und bereits im 15. Jahrhundert so sehr an Geschäften zugenommen, daß ihm vom Bischof Sixtus das Privilegium ertheilt wurde, es solle bei Rechtsstreitigkeiten nicht immer die ganze Gemeinde daran gesetzt, sondern das Rechtsprechen den 12 beisitzenden Bürgern übertragen werden. „Weil sie gar mancherlei Handel und Werbung haben", wurde den Bürgern von Mittenwald vom Bischof Berthold im Jahre 1407 ein Siegel verliehen, nämlich ein Schild mit rother Färbung und darin an jeder Seite ein weißer Berg, und zwischen diesen Bergen drei grüne Bäume und unter den Bäumen ein Mohrenhaupt mit rother Krone.

Der Andrang der Kaufmannsgüter war so stark, daß die Rottfuhren zu Land für die Weiterbeförderung derselben nicht mehr ausreichten. Im Jahre 1407 errichteten sie auch eine Rottfuhr auf dem Wasser der Isar; sie stellten aber so harte Bedingungen und forderten so hohe Frachten, daß sich die Kaufleute, insbesonders jene zu Nürnberg, bei dem Bischof beklagten. Den Kaufleuten war an dieser Wasserrott sehr viel gelegen. Durch dieselbe dirigirten sie ihre Waaren durch Baiern und vermieden sie die Straßen durch Schwaben und Franken, wo ihnen zahlreiche Placker auflauerten. Die Städte, insbesonders Nürnberg, drangen daher im Jahre 1431 wiederholt auf Anrichtung einer regelmäßigen Isar-Floßfahrt für ihre Güter, die aus Venedig kamen und ihren Weg durch Baiern nehmen sollten. Die Bürger von Mittenwald aber ließen von ihren hohen Forderungen für Stallung der Flöße nicht ab. Auf Andringen der Nürnberger legten sich zuletzt die Herzoge Ernst und

Digitized by Google

Wilhelm von Baiern in's Mittel; sie schrieben an den Rath und die Bürger zu Mittenwald, sie möchten es mit den Flößen halten, wie es ihre (der Herzoge) Kaufleute mit dem Reschen [1]) abgemacht, daß nämlich von dem Säm Trockengut 15 Kr., von dem Säm Blei oder Öl 14 Kr., für Wasserstallung 1 Kr. bezahlt, Hüter zu den Flößen bestellt würden und die Kaufleute Kaufrecht, die Floßleute Floßrecht haben sollten: also möchten sie es auch mit den Nürnbergern und andern Kaufleuten halten.

Es dauerte aber noch einige Jahre, bis eine feste Wasserrott-Ordnung zu Stande kam. Endlich ward sie fertig; die Kaufleute hatten nicht aufgehört zu drängen. Sie lautet also: Da viel Kaufleut allenthalben aus den Städten im Lande zu Baiern und aus andern Landen mit ihrer Kaufmannschaft an Wein und Trockengut nach Mittenwald fahren und füran her auf dem Wasser arbeiten, solche Fuhren aber mit Stallung der Flöß bisher nach Nothdurft nicht versehen gewesen, die Kaufleute dadurch mannigfaltig geirrt, versaumt und zu Zehrung kommen sind, hat Rath und Gemeine zu Mittenwald diese Einung fürgenommen: Füran soll die Stallung der Flöß zu Wein und Trockengut unter den Bürgern und Inwohnern des Markts ordentlich und fürderlich umgehen, damit die Kaufleute nit gesaumt, sondern gefördert werden. An wem die Stallung der Flöß ist, der soll Flöß stellen, die dazu nutz und gut, und Leute dazu, die des Handwerks sind und solch Sach wissen auszurichten, damit die Kaufleute und ihre Güter versorgt werden, als auf dem Wasser Recht und Gewohnheit ist; doch so mögen die von München ihre Flöß wohl nehmen, von wem sie wollen. Die Floßleute sollen den Kaufleuten ihre Weine zu München nit verkaufen; denn die Kaufleute sollen Kaufrecht, die Floßleute Wasserrecht haben. Wer einen Floß stellt, soll nehmen von einem Fuder Wein 3 Pfd. Perner, von einem Saum Trockengut 18 Kr. und nit mehr. Dies sollen die Kaufleute ausrichten und dazu den Zoll, den Herzog Albrecht zu Wolferzhausen (an der Isar oberhalb München) hat, dann das Hüterlohn, Wassergeld und 3 Maß Wein als Trinkwein für jeden Weinfloß, wie es von Alter herkommen.

Diese Floßordnung wurde am 10. Februar 1450 von Bischof Johann

[1]) Bürger zu Mittenwald.

Digitized by Google

zu Freising mit dem Zusatze bestätigt, daß der, den die Stallung der Flöße treffe, dieselbe förderlich und ordentlich thue. Unterläßt er das, so soll er dem Kaufmann den Schaden kehren und in die bischöfliche Kammer einen ungarischen Gulden zur Strafe zahlen.

Der Abt des Klosters Benediktbeuern, das wie viele andere baierische Klöster und Hochstifte große Weingüter im Etschlande hatte, wollte sich diese Floßordnung nicht gefallen lassen. Es kam zwischen beiden Theilen zu Mißhelligkeiten, die endlich vom Herzog Albrecht dahin geschlichtet wurden, daß des Klosters Weine, die der Abt zu Wasser führen lassen will, nur durch die Mittenwalder Floßleute geführt werden sollen. Will er seine Weine auf der Axe führen, so mag er das thun durch seine Leute; doch soll er zwischen Krün und Wallgau den Wein nicht auf's Wasser legen.

Die Bischöfe von Freising als Landesherrn sorgten für den Handel und Verkehr durch Verleihung von Jahrmärkten, durch Anlegung und Unterhaltung der Straßen und Wege, wozu die Rottstationen und Fuhrleute beizutragen hatten. Die Güter kamen immer massenhafter, aus Tirol einer-, aus Baiern, Schwaben und Franken andererseits. Richter, Rath und Gemeine zu Mittenwald bauten deshalb im Jahre 1470 ein Waarenhaus, worin die ankommenden Güter niedergelegt und verwahrt werden konnten. Sie zeigten solches dem Bischof Johann von Freising an mit den Worten: Sie hätten ein gemeines Haus für Ballen und anderes Gut erbaut, damit die Güter und Kaufleute vor Unrath verhütet werden. Jeder Wagen, der beim Ein- und Ausfahren der Straße mit Trockengut ankommt und dieses im Ballenhaus [1]) niederlegt, soll dafür 1 Kr. Hausgeld zahlen. Wird aber anderes Gut darin niedergelegt, so soll von demselben wie von den Ballen ein Hausgeld gegeben werden. Liegen die Güter länger als eine Nacht, so sollen sie von jeder weitern Nacht 2 Pfg. oder ½ Kr. geben. Dafür aber soll solche Kaufmannschaft den Kaufleuten getreulich bewahrt werden.

Auch für die Güter, die auf der Wasserrott befördert wurden, baute der Markt an der sogenannten Länd [2]) einen großen Stadel mit einer Stube für den Ländhüter. In diesen Waarenhäusern wurde großes

[1]) S. Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Jahrgang 1873 Heft 10. S. 620, 621.
[2]) A. a. O.

Digitized by Google

und kostbares Gut niedergelegt. Aus der Levante und Italien finden wir darin aufgestapelt alle Gewürze und Südfrüchte, Ballen mit Baumwolle, Pfefferſäcke in großer Anzahl, Lageln mit Kamlit, Säcke mit Zitwar, Büſchel Filetſeide in Löſchen, Truhen mit Kanel, Säcke mit Johannisbrot, allerlei Ballen mit Baumwolle umſchlagen, Büſchel mit Löſchen, ſchwarze und weiße Poccaſchyn enthaltend, Lageln mit Muskatblumen, Säcklein mit Safran, in Löſch zuſammengebundene Büſchel mit Seide, Säcke mit allerlei Gewürzen und Faſtenſpeiſen, mit Wolle beſchlagene Ballen, Säcke mit Ingwer, Nägelein und Zibeben, Büſchel mit Taffata und Joppenſeide, Scharnitzen mit Nägelein, Ballen mit Schreibpapier, Lageln mit Weihrauch, Säcklein mit Muskat, Löſchbüſchel mit Goldtafeln und Töckelſeide von allerlei Farben, Wollenballen mit Silber- und Goldtafeln, Zockeln und Schreibtafeln, Senftſäcklein, große Schachteln mit Konfekt, Schachteln mit Borten, Schleierlein, in Bretter gebundene Büſchel mit rothem und ſchwarzen Sammt und mit Tüchern von Damaſko, Büſchel mit Gold- und Silberfellen, Büſchel mit Stückbörtlein, Schachteln mit Gold und Silber, Schachteln mit Zitronato, Wachsſcheiben, Pomeranzen und andere Südfrüchte, Löſchbüſchel mit Zendel, Krüge mit Sabaina, Ölfäſſer, Löſchbüſchel mit Sturzhauben, Fäſſer mit Feigen, Zucker und Palmatſeide, Lageln mit Feigen, Lageln mit Weinbeeren, zahlloſe Fäſſer mit Wälſch- und Etſchwein, die großentheils den baieriſchen Klöſtern und Hochſtiften aus ihren Beſitzungen in Tirol zugeführt wurden, Lageln mit Malvaſier, Säcke mit Mandeln und viel anderes Kaufmannsgut des Südens und Oſtens.

Aus Schwaben, Franken, Baiern, Sachſen und den Rhein- und Niederlanden lagerten in den Waarenhäuſern Mittenwalds und wurden nach Tirol und den angrenzenden Landen, desgleichen nach Venedig und noch weiter verladen: Fäſſer mit Kupferdraht, Viertelfäſſer mit weißen Blechen und Meſſing, Bodenfäſſer mit ſchwarzem Eiſen, Schocke mit Stürzen (Sturzhauben), Säume mit Gewand, Tüchern von Aachen und Putzbach, rothen und blauen lundiſchen Tüchern, weißen engliſchen Tüchern, dann mit Tüchern von Frankfurt, Friedberg und Seligenſtadt, Säume mit Kyrſaten, Doppel-Arras und grauen engliſchen Tüchern, Säume mit Gewand von Köln, blauen Tüchern, rothen und weißen Kyrſaten, dann hinwider mit Trautner und roth und kornblauen Teurner Gewand,

Digitized by Google

Säume mit blauem Herrnthaler und Speyrer Tuch, Kyrsat-Umschlägen und blauen Guglern, Ballen und Fässer mit Barchant, Panzern, Hundskappen, Haarbändern, Nadeln, Fingerhüten und Messern, Ballen mit Dorneckischen Tüchern und Hosen, Päcke mit Biretlein, Papierballen, Ballen und Truhen mit Buchsbaumkämmen, Künlein, Kröpf-, Geis- und Luchsfellen, Lädlein mit Gold und Silber und Heftlein, mit Abenteuer gezeichnet, Ballen mit Tuseinhosen, mit Gewand von Löwen, grünem und rothem Tuch von Löwen, mit schwarzem und lichtem Herrnthaler Tuch, mit schwarzem und rothem Bursat, mit lichten Tüchern von Aachen, mit rothem Frankfurter und rothem Gebershausener Tuch, mit Lyrichhosen, grobem englischem und Alkaley-Tuch, verschiedenes Kemlin-Gewand, Ballen mit Tafelmessing und viele andere Handelsartikel der süd- und norddeutschen, rhein- und ausländischen Industrie.

Kostbar, zahlreich, bunt und mannigfaltig war das Gut, das hier aufgestapelt, verladen und wieder hinweggeführt wurde. Noch zahlreicher und bunter kamen heran Kaufleute des Südens und Nordens auf Rossen oder Kammerwägen, Fuhrleute mit Wägen, Karren, Saumrossen und Packeseln, Krämer, Pilgrime und anderes fahrendes Volk, reitende und laufende Boten, die von den Kaufleuten des deutschen Hauses in Venedig und aus den großen deutschen Handelsstädten mit ihren Geschäftsbriefen hin und her gesendet wurden. Die Augsburger Boten, die durch Mittenwald kamen, waren von Venedig bis Augsburg oft 13 und 14 Tage auf dem Wege; die Nürnberger Boten liefen diesen Weg gewöhnlich in kürzerer Zeit. Der Bote Balthasar Nagler aus Nürnberg legte denselben im Jahre 1473 in 10 Tagen zurück.

Wahrscheinlich in Folge dieses lebhaften Verkehres mit den Ausländern entstand in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine großartige Seuche, wie es deren im Mittelalter so viele gab, und ein heftiges Sterben, das fast 9 Jahre im Markte anhielt und viele Opfer forderte. Unter den Gelübden, die zur Abwendung dieser Seuche gemacht wurden, erwähne ich besonders die Einführung des „Tenebra“ und der sogenannten Bubenbruderschaft. Nach den Satzungen derselben mußten die Junggesellen alle Sonntage beim Gebetläuten — dem Angelus Domini — in der Kirche sein. Hier wurde ein kleines Kerzchen aufgesteckt und angezündet. Der Junggeselle, der dasselbe bei seiner Ankunft nicht mehr

Digitized by Google

brennend fand, wurde beſtraft. Die Strafe, die der Bubenrichter diktirte, beſtand darin, daß der Säumige nach ganzer Länge in den vor der Kirche vorüber fließenden Bach gelegt wurde. Die ihn hineinlegten, mußten ſich den Fuß netzen; ſonſt wurden ſie ſelbſt hineingelegt.

Von Plackern und Raubrittern, die den Kaufleuten und ihren Waaren auflauerten, hörte man auf der Werdenfelſer Rottſtraße nie etwas. Es fehlten die Schlöſſer der Adelichen, in welchen ſie Unterſchlupf finden und ihren Raub in Sicherheit bringen konnten. Dann hinwider waren die Gebirge ſo unwegſam, daß an eine eilige Wegſchaffung der Güter und an Flüchtung auf Schleichwegen nicht zu denken war. Man hörte auf der Rottſtraße ſelbſt von einem herrſchaftlichen Geleite nichts, während es doch anderwärts in allen Gebieten Deutſchlands gebräuchlich, ja nothwendig war. Überhaupt hat ſich, einzelne wenige Fälle abgerechnet, der Adel des alten Herzogthums Baiern, des Hochſtifts Freiſing und der Grafſchaft Tirol mit Placken nicht abgegeben. Anderwärts wurde das anders gehalten; ich weiſe hier nur hin auf Schwaben und Franken, Voigtland, Sachſen und Böhmen, die Rheinlande, Mark Brandenburg und Schleſien; hier war das Placken und Niederwerfen von Kaufmannsgut ſtark im Schwange, trotz des Geleites, das die Kaufleute bei den Herrſchaften nahmen. — Nur ein paar Fälle ſind in den Urkunden verzeichnet, daß Kaufmannsgut in den baieriſchen Vorbergen angefallen und weggeführt wurde. Es geſchah dies aber außerhalb der Grafſchaft auf der Rottſtraße von Murnau nach Weilheim, wo das ankommende Trockengut in der Regel niedergelegt wurde, und zwar auf dem Marktplatz von einem Haus zum andern. Damals hielten ſich etliche Reichsfeinde auf dem Schloſſe Schönburg [1]) auf. Von hier aus überfielen ſie die auf der Rottſtraße heranziehenden Güter. Deshalb zogen ſich die Kaufleute eine Zeit lang von der Straße. Sie nahmen ihren Weg von Partenkirchen zum Hengenſtein am Waſſer und nach Ettal über den Kienberg, wo früher nur ein Saumſteig war, oder auch durch den Wald zwiſchen Eſchenlohe und Buchwies. Zu jener Zeit (15. Jahrhundert) geſchah es auch, daß die Bürger von Murnau den Placker und Reichsfeind, genannt Schneberger, ſammt ſeinen ſechs Ge-

[1]) Schaumburg?

Digitized by Google

sellen zwischen Au und Eschenlohe (2 Stunden unterhalb Partheukirchen) gefangen nahmen und in die Frohnveste nach Murnau führten. Hier wurden alle Sieben mit dem Schwerte hingerichtet.

Ein bisher unerhörter Fall trug sich im Jahre 1431 auf der Wasserrottstraße zwischen Mittenwald und Tölz zu. Auf Einmal zeigten sich nämlich zwischen Seefeld und Mittenwald mehrere Reiter, die in den Wiesenstädeln sich unterschleiften und unter dem Schutze der Nacht an der Isar eine Strecke hinauszogen. Hier warteten sie auf die Flöße, die mit Kaufmannsgut von Mittenwald abfuhren. In der Nähe der Veste des Maxelrainers überfielen sie dieselben. Sie nahmen an Waaren, was ihre Gäule schleppen konnten. Das Gut gehörte österreichischen Kaufleuten, die aus Herzogs Friedrich Landen gekommen waren. Die That geschah durch des Herzogs Befehder. Wie gesagt, es ist dies der einzige Plackerfall, der auf der Wasserrottstraße vorgekommen.

Nun kam das Jahr 1487. Mit ihm begann für den Verkehr und die Geschäfte auf der Rottstraße ein neues Leben. In diesem Jahre verlegten nämlich die Venetianer den großen Botzner Markt nach Mittenwald. Botzen in Tirol war bisher der Hauptstapelplatz zwischen Deutschland und Italien; die Kaufleute beider Länder rechneten dort auf den Messen miteinander ab. Zur Förderung der Handelsgeschäfte wurde der Stadt ein schnelleres Rechtsverfahren in Schuld- und Wechselsachen verliehen. So kam es, daß die Botzner Märkte die bedeutendsten von ganz Süddeutschland und der Mittelpunkt des Verkehrs zwischen Deutschland und Italien wurden. Veranlaßt wurde die Verlegung dieser Märkte durch einen Streit, den Erzherzog Sigmund 1487 zu Botzen mit den Kaufleuten Venedigs begann. Er ließ ihrer 130 an der Zahl in's Gefängniß werfen. Dies kränkte die stolze Lagunenstadt auf das Äußerste. Sie beschloß, die Niederlage ihrer Waaren und die Abrechnung mit ihren deutschen Geschäftsfreunden an einen andern Ort zu verlegen, der von Italien nicht allzuweit entfernt wäre. Von Tirol wollte sie in ihrem Zorne nichts mehr wissen. Deshalb wählte sie das hart an der Tiroler Grenze gelegene Mittenwald. Hier wurden nun die Botzner Märkte 192 Jahre lang abgehalten. Diese Zeit bildet den Glanzpunkt in der Geschichte Mittenwalds und gab dem kleinen Orte eine gewisse internationale Bedeutung. Auch fallen in dieselbe und überhaupt in's 15. Jahr-

Digitized by Google

hundert die großartigſten Stiftungen, die im Markte je gemacht wurden, dann der Bau der Judengaſſe, die in einem abgelegenen Winkel angelegt wurde. Hier war der Mittenwalder Ghetto, in den die Juden Abends eingeſperrt wurden. Zu jener Zeit wurde viel gebaut und wurden namentlich die Häuſer zur Aufnahme der ankommenden Waaren eingerichtet und mit Gewölben verſehen. Spuren davon ſind noch allenthalben ſichtbar; vieles jedoch iſt zur Ruine, anderes abgeändert worden. Für die Unterbringung der Fremden ward durch große Gaſthäuſer, umfangreiche Remiſen, Hofräume und Stallungen geſorgt. All dieſe Herrlichkeit iſt jetzt dahin; auf dieſes bunte, bewegte und geräuſchvolle Leben iſt in der Neuzeit eine unheimliche Ruhe und ſchreckliche Verödung gefolgt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Bücherschau.

Wir haben ein neues Unternehmen anzuzeigen, das wir, weil es zum Theil verwandte Ziele mit unserer eigenen Zeitschrift verfolgt, mit besonderer Genugthuung begrüßen:

Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. Herausgegeben von Bernh. ten Brink und Wilh. Scherer. Straßburg, K. Trübner.

In dieser neuen Sammlung sollen zunächst die an der Straßburger Hochschule unternommenen Arbeiten, welche sich auf das erwähnte Gebiet beziehen, zusammengefaßt werden, und zwar ist hiermit „keineswegs eine Vermehrung der bereits in hinlänglicher Anzahl existirenden Fachzeitschriften beabsichtigt, dieselben werden vielmehr, ähnlich dem Programm der Bibliothek der deutschen Nationalliteratur, nur größere, in sich abgeschlossene Arbeiten aufnehmen, die als selbständiges Ganzes ausgegeben werden und einzeln verkäuflich sind." Es liegen bis jetzt sieben Hefte vor: 1. und 7. Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit, von W. Scherer. 2. Ungedruckte Briefe von und an J. G. Jacobi, von E. Martin. 3. Über die Sanctgallischen Sprachdenkmäler bis zum Tode Karls d. Gr., von R. Henning. 4. Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge, von Erich Schmidt. 5. Die Vorreden Friedrichs d. G. zur Histoire de mon temps, von W. Wiegand. 6. Straßburgs Blüthe und die volkswirthschaftliche Revolution im 13. Jahrhundert, von G. Schmoller. Unter der Presse befindet sich: Ecbasis captivi, das älteste Thierepos des Mittelalters, herausgegeben von E. Voigt.

Aus dem **Kalender-Tagebuche** des Wittenberger Magisters und Marburger Professors Victorin Schönfeld 1555—1563. Ein Beitrag zur Universitäts- und Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Von Reinhold Bechstein. Rostock, Stillersche Hof- und Universitätsbuchhandlung, 1875. 4°.

Victorin Schönfeld ist in Bautzen 1525 geboren, war Professor der Mathematik und dann auch der Medicin in Marburg und starb 1591. In der Gelehrtengeschichte spielt er keine hervorragende Rolle. Der Verfasser unserer Schrift besitzt eine zusammenhangende Reihe von Schreibkalendern aus den im Titel genannten Jahren, welche vormals von Schönfeld zur Aufzeichnung der ihm interessant erscheinenden Ereignisse seines Lebens und seiner Zeit benutzt sind. Das Bemerkenswertheste daraus, das manchen zu beachtenden Zug zur Charakteristik der damaligen Verhältnisse und Persönlichkeiten enthält, wird in der Schrift in übersichtlicher Gruppirung und mit entsprechenden Erläuterungen mitgetheilt.

Von dem **Illustrirten Archäologischen Wörterbuch** von Müller und Mothes (Verlag von Otto Spamer in Leipzig), dessen Beginn wir schon früher beifällig angezeigt haben, liegen jetzt die dritte und vierte Lieferung vor uns. Trotz mehrfacher Ausstellungen, die von der Kritik theilweise nicht ohne Grund an dem Unternehmen gemacht worden sind, behauptet es doch unläugbare Vorzüge und wir sind der Ansicht, daß es durch diese in den Kreisen der Kunstfreunde einen wesent-

Digitized by Google

lichen Nutzen stiften wird. Es ist eben schwer, gerade in einem solchen Werke allen Ansprüchen gerecht zu werden und desgleichen: alle Artikel mit gleicher Sachkenntniß zu bearbeiten. Wir selbst wären in der Lage, nicht unerhebliche Ergänzungen und Berichtigungen zu bringen, wenn solches der Raum hier überhaupt gestattete. Wir müssen uns hier mit einer nochmaligen Empfehlung des Werkes begnügen und bezeugen gern, daß die zwei neuen Lieferungen (Apostelgang — Bauhütte) wieder viel Schönes und Lehrreiches enthalten. Sie sind reich mit Abbildungen ausgestattet, wie denn überhaupt die Verlagsbuchhandlung dem Unternehmen ein höchst anständiges Gewand gegeben hat.

Buntes.

Wie ein neu erwählter Bischof von Bamberg in seine Residenzstadt einzureiten pflegte.

Am Beispiele Bischofs Heinrich (von 1487—1501) gezeigt von dem Bambergischen Geschichtschreiber und Archivar Kluger [1]).

Mitgetheilt von Dr. Haeutle.

Noch ruhte der am 26. Januar 1487 gestorbene Bischof Philipp von Bamberg kaum unter den kühlen Steinplatten des prächtigen Domes, als er schon am 1. Februar darauf in Heinrich Groß von Trockau durch einhellige Wahl des Domkapitels einen durchaus würdigen Nachfolger erhielt.

Die bischöfliche Konsekration des neu Erwählten vollzog am 15. Juli 1487 unter Assistenz des Eichstädter Weihbischofs und mehrerer Prälaten nahe liegender Klöster Bischof Friedrich II. von Augsburg, ein geborner Graf von Hohenzollern.

Es war ein artiger Zufall, daß um gerade jene Zeit das Reichsoberhaupt, Kaiser Friedrich III. im benachbarten Nürnberg verweilte. Dies erleichterte dem neuen geistlichen Reichsfürsten den Empfang der Regalien und der kaiserlichen Belehnung, wofür schon mancher seiner Vorgänger, je nachdem das kaiserliche Hoflager weiter entlegen war, unverhältnißmäßig hohe Kosten zu tragen gehabt. Und dazu kam noch, daß Nürnberg zur Diöcese des neuen Bischofs gehörte, allwo die Bamberger Kirchenfürsten stets wie geistliche Landesherren ihren feierlichen Einzug zu halten pflegten.

Dies that nun auch Bischof Heinrich am 22. Juli mit großer Pracht. Die Begleitung des Kurfürsten Johann Cicero von Brandenburg, welcher kurz vorher zu Bamberg mit ihm das St. Heinrichsfest gefeiert und auch seiner Konsekration beigewohnt hatte, diente ihm jetzt zur bedeutenden Folie vor den zahlreich versammelten Reichsgroßen.

Am 25. Juli ging die Belehnung Heinrichs durch Kaiser Friedrich unter dem üblichen Ceremoniell vor sich. Ein Graf v. Castell hielt dabei das Bambergische Banner, das Meranische ein Herr v. Querfurt und ein Kärnthenscher Edelmann trug das von Kärnthen.

Bei seinem länger dauernden Aufenthalte in Nürnberg kam Bischof Heinrich auch dazu, nach lebhafter Korrespondenz mit seinem Domkapitel zu Bamberg den Tag

[1]) Dessen vielbändige manuskriptliche Geschichte des Fürstbisthums ist Eigenthum des kgl. Archives in Bamberg.

Digitized by Google

seines feierlichen Einrittes daselbst auf den 30. September festzusetzen. Alle Ministerialen, sowie die Vasallen des Bischofs waren schon unterm 9. gleichen Monats brieflich ermahnt worden [1]), sich am gedachten Tage festlich geschmückt im Felde bei dem zwischen der Stadt und dem Dorfe Hirschaid liegenden Haselhofe [2]) einzufinden, von wo aus der Zug sich dem vor dem Langgasser Thore der Stadt befindlichen sogenannten Ziegelhofe zu nähern und dort das Weitere zu gewärtigen hatte; denn hier wohnte der Bischof stets vor seinem feierlichen Einritt, hier pflegten sich am frühen Morgen dieses Tages die eingeladenen Prälaten und Ritter mit ihren Knechten.

Der jeweiligen Äbtissin von St. Theodor oblag es, das für den Bischof bestimmte Zimmer des Ziegelhofes in eigener Person auszuschmücken, Teppiche auf den Fußboden hinzubreiten und für Wein- und Methvorräthe Sorge zu tragen.

Auch den Barbier, „der dem Bischof die Krone und den Bart frisch scheeren mußte", hatte sie mit „saubern Tüchern" versehen zu lassen.

Der Bischof selbst hatte dann vier seidene, kostbar in Gold gestickte Standarten bereit zu halten, welche beim Einzuge von 4 adelichen Herolden getragen wurden u. s. w.

Am Morgen des fraglichen Tages nun begann die Einzugstoilette Bischofs Heinrich. „Es wurde ihm", erzählt uns Kluger in der Weise s. Zeit, „ein rother Capuzmantel umgehängt und eine auch rothe Insel aufgesetzt, und also gekleidet auf einem wolgeschmückten Pferdt zu reiten geholffen, aber der Capellan zu Reuth, der allemahl ein Domherr war [3]), stieg im Chorrock und mit einem hohen aus Pfauen Federn geflochtenen Huth auf dem Haupt und mit einem langen silbernen Creuz in der rechten Hand, dessen Ende Er auf seinen Fuß stellte, auf sein Pferd. Hierauf ging der Zug unter grossen Zulauff des Stadt- und land-Volcks von dem Ziegelhof in folgender Ordnung auf die Stadt zu."

„Die 4 Heroide ritten mit ihren Standarten voran, diesen folgte der Reuther-Capellan, dem nach der Bischof, und hinter denselben die Ministerialen und Vasallen, dann der Hofstaat, alle zu Pferdt. Inner dem Langgasser Thor stand der Pfarrer bey St. Martin mit seinen Gesellen, welche Reliquien, Fahnen, Rauchfaß und Weihwasser trugen und warteten auf die Ankunfft des Bischofs. Sobald sie Ihn ankommen sahen, fingen sie das Responsorium: Ingrediente Domino in Sanctam Civitatem etc. an zu singen und in allen Kirchen wurde mit allen Glocken geläutet."

„Der Bischof machte unter dem Thore halt und ward von besagten Pfarrer mit dem Weihwasser besprengt, sonach incensirt (beräuchert). Hierauf ging der Zug in der Langgasse weiter fort, und bei dem Hause der Neusale genannt [4]) stunden die Carmeliten, die das dermahlige Universitätshaus und die Kirche noch in besessen hatten, auf beyden Seiten mit Creuz und Reliquien und sungen das Responsorium: Felix namque es sacra Virgo gloria etc.

„Über der hohen (jetzt sogenannten obern) Brücke herüber bey dem Hause zum Rebstock empfingen Ihn die Franziscaner mit dem Responsorium: Sint lumbi vestri

---

[1]) Diese Mahnung lautete: Wir haben aus alter löblicher Gewonheit bei dem Hochwürdigen unseren Stift geübt und von unsern Vorfahren guter seel. Gedächtniß auf uns bracht unser Einreiten als angehender regierender Herr u. s. w. Vergl. Fragmenta quaedam commentationum de rebus Bambergensibus authore P. Alexandro (Schmötzer) 1801, p. 92.

[2]) Vergl. Schmötzer a. a. O. p. 93.

[3]) Pfarrdorf Reuth bei Forchheim.

[4]) Hieß später auch schlechthin Saal und Marienſaal, heutzutage Hausnummer 125.

Digitized by Google

praecincti, und bey dem alten Apotekers Hauß an der Schütt genant, der dermahligen Hof-Apotecke die Dominicaner mit dem Responsorium Summae Trinitati, Simplici Deo etc., und da der Zug an die St. Lorenzen Gasse [1]) kam, da stund der Pfarrer der obern Pfarrey mit seinen Gesellen, welche Reliquien, Fahnen, Rauchfaß und Weihwasser bey sich hatten und bey dessen Ankunfft die Antiphon: Sancta Maria succurre Miseris sogleich anstimmten, und der Bischof ward auch von gedachtem Pfarrer mit Weihwasser besprengt und incensirt."

„Aber von der St. Lorenzen Gasse an bis an das äußere damahls noch gestandene Burgthor waren die Chorherren und Vicarier sowol des Cathedral- als der dreyen Collegiat-Stifften in der ordnung, und von jeden Stiffte stunden unter dem Thore neben denen anwesenden Prälaten Priester mit zweyen Ministranten in weißen Sarröcken [2]), welche Fahnen Creuze und Reliquien trugen, und bey Ankunfft des Bischofs das Responsorium sungen: Justum deduxit Dominus etc. und Petre amas me etc."

„Dabey ist auch zu mercken, daß jede geistliche Versammlung, nachdem sie bey ihrer Station den Bischof empfangen, in der Ordnung mit dem Zuge vor den Herolden fortging und das angefangene Responsorium bis zur andern Station fortsang."

„Wenn nun der Bischof unter dem Burgthor ankam, da stieg Er von dem Pferd, legte seinen rothen Capuzmantel ab, und ward von zweyen Dom-Capitular-Herren, welche Capelläne zu Starckenschwind [3]) und mit weisen Sar-Röcken bekleidet, auch mit kostbar gestickten Gürteln umgeben waren, ehrerbietig empfangen, sonach mit einem Chorrock und Chormantel bekleidet und bis zur Staffel der Domkirche geführt, wo Ihn zwey andere Domcapitular-Herren, von welchen einer Capellan der St. Andreas-Capelle und der andere Capellan zu Neuses [4]), und eben auch mit weisen Sarrocken und Gürteln angethan waren, annahmen und bis zur sogenannten Gnadenthüre [5]) begleiteten, sonach dem allda gestandenen Dom Probsten und Dom Dechant, oder in deren Abwesenheit den zweyen ältesten Dom-Capitular-Herren übergaben, die Ihn auf den St. Peters Chor [6]) führten; allwo Er vor dem Altar niederknyete und, nachdem die Clerisey das letzte Responsorium abgesungen hatte, den Psalm Exaudiat te Deus etc. laut ablas, worauf der Domdechant, oder der Senior des Domstiffts oder auch ein Summissarius im Priesterlichen Kleide den Vers Fiat pax etc. und andre folgende Verse samt der Oration Deus omnium fidelium pastor etc. absang."

„Darnach stund der Bischof auf, und opferte die erste Standart zur Zierde des St. Peters-Altars. Hierauf mußte Er auf ein kleines mit Reliquien gefaßtes Altärlein, Bamberg genannt, seine beyden Hände legen und vor der Domcapitlischen Versammlung das Ihm vorgelegte Jurament abschwören. Alsdann ward Er aufgehoben und auf das Altar gesetzt, und das Te Deum laudamus angestimmt, und inzwischen in der Domkirche mit allen Glocken geläutet, sonach zu St. Kunegunden Altar geführt, wo Er in der Stille betete, und die zweite Standart zur Zierde dieses Altars hinterließ."

---

[1]) Die jetzige untere Karolinenstraße (?).

[2]) Vergl. A. Schmellers Bayer. Wörterbuch in Frommann's Ausgabe B. II. S. 320.

[3]) Dorf bei Scheßlitz unfern von Bamberg.

[4]) Gibt es mehrere Orte dieses Namens im Bambergischen.

[5]) Die Thüre unter dem linken Ost-Thurm auch Ehr-Thüre genannt (?).

[6]) Der Peters-Chor ist der nach Westen gelegene. Gegen Osten liegt der St. Georgs-Chor.

Digitized by Google

„Diesem allem nach ging der Zug aus der Kirche durch die sogenannte rothe Thüre [1]) und nachdem der Bischof sein Pferd wieder bestiegen hatte, durch das obere Burgthor, wo man auf dem Kloster Mönchberg [2]) schon anfinge mit allen Glocken zu läuten, auf nun gedachtes Kloster. Bei dessen äussern Thore standt der Abt mit seinem ganzen Convent, mit Reliquien, Fahnen und Creuz, empfingen den Bischof ehrerbietig, und führten Ihn unter dem Lobgesang Justum deduxit Dominus etc. und andern Gesängen in die Kirche, wo Er vor dem hohen Altar auf den Knyen betete; nach geendigten Gesang ward von den Conventualen der Psalm Exaudiat te Deus etc. gebettet, sonach von dem Abt oder Prior die Verse und Collect wie in der Domkirche gesungen."

„Nach diesem stund der Bischof auf und opferte die dritte Standarte auch zur Zierde der Kirche, worauf die Prozession wieder fort und auf das Kloster zu St. Theodor [3]) zuging, und da sie zur St. Leonhards Capelle ausser dem obern Burgthor kamen, so fing man schon im besagten Kloster an zu läuten und die Äbtissin erwartete Ihn mit ihrem Convent, Capelläuen und Chorschülern, welche auch Reliquien, Creuz und Fahnen trugen, bey der Kirchthüre die Ankunfft des Bischoffs, den sie unter dem Lobgesang Laudem dicite Deo etc. vor das hohe Altar führten, wonach ein Kloster-Capellan die Verse und Collect auch absang und nach diesem der Bischof die vierte Standarte allda hinterließ."

„Von da aus ging der Zug wieder in die Dom-Kirche, und wurde also unter grossen Zulauff des Stadt und Land Volcks diese feyerliche Handlung und selbiger Tag mit aller Lustbarkeit und Freude beschlossen."

„Und also pflegte es bey solchen Einzug eines neuen Bischofs von Bamberg zuzugehen."

Der Kapuziner Ex-Provinzial P. Alexander (Schmölzer), später Beamter an der kgl. Bibliothek zu Bamberg, hat in seinen oben erwähnten Fragmentis etc., welche in der höchst rar gewordenen Dissertation „Selectiora ex jure ecclesiastico corollaria" vier junger Michelsberger-Benediktiner vom Jahre 1801 vergraben liegen, einen kurzen lateinischen Auszug obiger Einzugsfeierlichkeiten veröffentlicht, welcher der Hauptsache nach mit Klugers Darstellung übereinstimmt. Übrigens haben wir Schmölzers Quelle bis jetzt vergebens nachgeforscht.

Ein Glockenguß im Jahre 1516.

Von J. Dornbusch.

Die Pfarrkirche in der abteilichen Stadt Siegburg bedurfte im Jahre 1516 zweier neuer Glocken. Daraufhin gingen der Pastor und die Kirchmeister in der Pfarre rund, thaten den einzelnen Bürgern das Bedürfniß zu wissen und baten um eine Morgengabe für den Glockenguß nach freiem Ermessen. Zur Feier der Glockentaufe möge ein Jeder mitbringen, was er zu geben gedenke. Dann wurde der Meister Johann von Overoidt bestellt, der die Glocken auf dem Marktplatze der Stadt goß und mit zierlicher Inschrift und Reimspruch versah. Sie wurden darauf mit bunten

[1]) Wohl die jetzt sogenannte Fürsten-Thüre (?).

[2]) Mönchsberg oder Michelsberg hieß das zunächst Bamberg reizend auf einem Berge gelegene Benediktinerkloster.

[3]) Das auf einem andern Berg in der Stadt gelegene Frauenkloster gleichen Ordens, welches später den Karmeliten eingeräumt wurde.

Digitized by Google

Bändern und Kränzen verziert und den Pfarrgenossen zu Freude und Ergötzung mehrere Tage hindurch ausgestellt. Alsdann schickten die Kirchmeister Boten um und ließen alle Bürger und Bürgerinnen einladen zum Festmahle bei der Taufe. Die auswärtigen guten Freunde wurden durch besondere Briefe invitirt. Das „Glockenessen" wurde gehalten auf dem Marktplatze unter Zeltdächern neben dem Gestelle, auf welchem die Glocken aufgestellt waren. Zuerst wurde die Glockenweihe vollzogen aus einem Buche, welches Meister Heinrich der Organist eigens für diesen Zweck säuberlich geschrieben hatte. Dann setzten sich die Bürger mit sammt ihren Frauen zu Tische und begannen das Mahl, indeß die Stadtpfeifer lustige Weisen aufspielten. Nachdem man weidlich gegessen und getrunken hatte, erhob sich der Pastor und befahl dem Offermann, daß er dreimal an jede Glocke anschlage. Darauf schwieg die Musik und die Gäste verhielten sich ruhig. Der Pastor dankte zuerst den Kirchspielskindern und den guten Freunden mit freundlichen Worten und Geberden, daß sie der Einladung so willig gefolgt seien und ermahnte sie, fröhlich zu sein. Dann bat er um eine Morgengabe für den Glockenguß. Jetzt nahmen zwei Kirchmeister die bereit stehenden „Schotteln" und gingen rund an den Tischen und nahmen die Geschenke in Empfang. Im Ganzen wurden gegeben 614 Mark und 9 Heller. Die Klosterjungfern von St. Anneu schickten 100 Mark für ihren Theil, derweilen sie nicht selber kommen durften. Nachdem das Geld eingesammelt war, nahm das Mahl seinen Fortgang. Die Kosten desselben beliefen sich auf 35 Rheinische Gulden und 4 Albus und zwar: für 4 Fuder Wein 36 Mark 3 Schilling — für 2 Malter Weizen 10 Mark — für 3 Malter Korn 8 M. 4 Sch. — für Backlohn 1 M. 8 Sch. — für Hefen 3 Sch. 2 H. — für ein Rind 22 M. 4 Sch. — für Hühner 1 M. 10 Sch. 3 H. — für 3 Kälber 3 M. 6 Sch. — für 5 Lämmer 4 M. — für 20 Pfund Schmalz 4 M. 10 Sch. 3 H. — für Kraut 6 M. 8 Sch. — für Salz 7 Sch. 3 H. — für Essig 4 Sch. — für Pfeffer 8 Sch. — für Mostert 6 Sch. — dem Meister Landschatt für zu kochen 2 M. — der Schottelspülerin 1 M. 2 Sch. — den Spielleuten an Wein 3 Sch — denselben zu Lohn 1 M. Die gesammten Kosten des Glockengusses betrugen 1438 Mark 8 Sch. 2 H. Nach Abzug der eingegangenen Geschenke hatte somit die Kirchenkasse aus eigenen Mitteln zu decken 824 Mark 6 Sch. 5 H.

(Urkundlicher Bericht im Kirchenarchive zu Siegburg.)

Falschmünzerei.

Von J. Dornbusch.

Dies Verbrechen war in alter Zeit nicht selten, obgleich die Fälscher wie auch die Verbreiter der Fabrikate gewöhnlich mit dem Tode bestraft wurden. Eine bemerkenswerthe Notiz über das gerichtliche Verfahren gegen derartige Verbrecher enthält ein Gerichtsprotokoll des Siegburger Schessenkollegiums aus dem Jahre 1558. Ein Johann Boller war gefänglich eingezogen worden, weil man gefälschte Münzen in seinem Besitze gefunden hatte. Auf der Folter gestand er, das Geld von einem Kölnischen Bürger, den er nicht genauer gekannt, erhalten zu haben. Betrogen habe er Niemanden, da er von dem Gelde noch nichts ausgegeben habe. Das Gericht begnügte sich mit dieser Aussage jedoch nicht, sondern erkannte auf Fortsetzung des peinlichen Verhörs für den folgenden Tag. Der Delinquent aber entleibte sich in derselben Nacht und zwar in der merkwürdigen Art, daß er sich mit einem an einer Kette befestigten Steine den Kopf entzwei schlug. Darauf ist, so heißt es in dem Protokolle, der todte Leichnam an den Kar (die Schandsäule) geschleift worden, um

Digitized by Google

daß alle Menschen ihn öffentlich besähen, wie er sich selbst hat getödtet und umgebracht in Maßen wie vorgenannt, und das falsche Geld, so man bei ihm gefunden hat, ist ihm auf seinen Bauch gelegt worden, nämlich dreizehn Stück Thaler und Regaell, deren sind drei Stück an den Kax geschlagen und genagelt worden zum ewigen Gedächtniß, und die anderen falschen Münzen, was davon übrig geblieben ist, hat man in die Scheffenkiste gelegt zum Aufbewahren, und darnach hat der Untervogt den todten Leichnam durch den Scharfrichter lassen zur Erde bestatten.

Schildwachtsbücher.

Von J. Dornbusch.

Ein merkwürdiger Aberglaube herrscht heute noch unter der ländlichen Bevölkerung einzelner Landestheile des Niederrheines, zumal der Bergdörfer des Siegthales. Manche Familien besitzen sogenannte Schildwachtsbücher, welche gar wunderliche und unfehlbar wirkende Gebetsformeln und Segenssprüche enthalten. Der Titel ist verschieden je nach der Ausgabe. Sie sind im 16., 17. und 18. Jahrhunderte in Köln, Mainz, Trier und wahrscheinlich auch noch an anderen Orten gedruckt worden. Ein Titel lautet: „Geistlicher Schild gegen geist- und leibliche Gefährlichkeiten allzeit bei sich zu tragen. Darinnen sehr kräftige Segen und Gebet, So theils von Gott offenbaret, von der Kirche und HH. Vätern gemacht und von Urban VIII. Röm. Papst approbiret worden. Zum Trost aller Christgläubigen sonderlich deren, so zu Wasser und Land reisen, damit sie durch Kraft dieses bei sich tragenden Schilds vor vielen Gefahren erhalten werden. Cum Licentia Ord. Cent. Trev. ibidem An. 1647 impressum." Ihr Inhalt ist im Allgemeinen gleichlautend. Sie enthalten das sogenannte Johannes-Evangelium, so gewaltig kräftig gegen alle Gespenst, Zauberei und Gefährlichkeit ist. Ferner einen Segen, welchen Papst Urban VIII. im General-Capitul der Capuziner zu Rom im Jahre 1635 approbirt hat. Wer selben hersagt, dem kann keine Verzauberung noch einige Teufelskunst an seinem Leibe schaden. Dann noch eine Reihe kräftiger Gebete und Segen gegen Hexerei, Gespenst und Ungewitter, gegen die fallende Krankheit, gegen den Donnerschlag, gegen die Pest, gegen jähen Tod u. s. w. Ein kräftiges Gebet, allzeit bei sich zu tragen, so im Jahre 1340 auf dem Grabe der Mutter Gottes gefunden worden. Ein gnadenreiches Gebet, so auf dem h. Grabe zu Jerusalem ist gefunden. Wer dasselbe bei sich trägt und täglich betet, der wird nicht sterben ohne Beicht. Er wird nicht unsinnig noch mit dem Teufel besessen werden. Er wird nicht vom Schlag noch vom Blitz getroffen werden. Er wird vor dem zeitlichen Gericht und vor seinen Feinden sicher sein. Und so man's einer gebährenden Frau auf's Haupt legt, so wird sie glücklich gebähren und das Kind vor Gott und Menschen sehr angenehm sein. Außerdem noch einen Brief, so ist gefunden worden in dem Brittanier Land, welchen der Herr Christus in ein Kloster gesandt hat. Ein schöner und wohl approbirter h. Segen zu Wasser und Land wider alle seine Feinde, so ihm begegenen auf allen seinen Wegen und Stegen. Eine schöne Offenbarung, so Christus denen hh. drei Frauen, Elisabeth, Brigittä und Mechtildis mündlich offenbaret. Erstlich sprach er: Wisset, liebe Tochter, ich habe 102 Maultaschen von den Juden empfangen. 2. Bin ich von ihnen im Garten 30mal mit der Faust auf den Mund geschlagen worden .... 13. Ist mir 73mal in's Angesicht gespieen worden. 14. Haben sie mir in meinem ganzen Leib 5475 Wunden gemacht ... 16. Blutstropfen, so aus meinem Leib geflossen, sind 10,430 u. s. w.

Der wichtigste und zumeist benutzte Theil des wunderkräftigen Büchleins ist:

Digitized by Google

„Geistliche Schild-Wacht, darinnen der Mensch sich für eine jegliche Stunde sowohl des Tags als bei der Nacht einen besondern Patron aus den Heiligen Gottes auserwählt." Jede Stunde hat ihren besondern Heiligen als Patron, der, durch das beigefügte Gebetlein angerufen, in der bestimmten Zeit die Schildwacht hält für den Betenden, daß er nicht vom jähen Tode überrascht werde und vor anderem Ungemach bewahrt bleibe. Dieser Theil des Buches kommt auch allein in besonderem Abdrucke vor. Seiner bedienen sich heute noch vielfach die Wild- und Holzdiebe. Sie lassen den bezüglichen Heiligen die Schildwacht stehen und gehen dann ruhig und sicher ihren Diebsgeschäften nach. Im 17. Jahrhunderte geschah nach Ausweis mancher Gerichtsprotokolle dasselbe. Im Volke führen diese Büchlein den Namen Schildwachtsbücher. Sie werden als ein kostbarer Schatz sorgfältig aufbewahrt und erben vom Vater auf den Sohn. Ich habe mir mehrfach große Mühe gegeben und erhebliche Angebote gemacht, um einzelne seltnere Ausgaben von den Besitzern zu erstehen, jedoch ohne Erfolg. Die Schriftchen stehen unter den schlichten Bauersleuten in einem so hohen Ansehen, daß auch der Ortspfarrer sich vergebens um Auslieferung derselben bemühen würde. Man giebt sich zudem auch Mühe, ihren Besitz sorgfältig zu verheimlichen. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß diese Bücher Machwerke des Aberglaubens und der betrügerischen Spekulation sind und der Approbation kirchlicher Oberen gänzlich entbehren. Die in einzelnen Ausgaben beigefügte Approbation ist Fälschung. In keinem einzigen der mir zu Gesicht gekommenen Exemplare ist der Name des Druckers beigefügt, ja es hat sogar den Anschein, daß in einigen der Name des Druckortes absichtlich falsch angegeben ist, so z. B. heißt es auf dem Titel eines Exemplares: „Gedruckt zu Prag", was offenbar unrichtig ist.

Bischof Suitgers Waage. Auf dem St. Peterschor des Domes zu Bamberg ist das dem Papste Clemens II. (welcher von 1042—1046 Bischof zu Bamberg war [1]) errichtete schöne Marmorgrabmal zu sehen. Es sind allerlei symbolische Figuren in dasselbe hineingemeißelt, so auf der rechten Langseite gerade über einem der 6 Füße, auf denen das Hochgrab gleichsam zu ruhen scheint, die Figur der Gerechtigkeit mit einer Waage.

Von dieser Waage ging einst die jetzt wenig mehr bekannte Sage, daß wenn sich ihr Zünglein zu bewegen begänne, wie dies kurz vor dem sogenannten markgräflichen Kriege zu Bischofs Weigand Zeiten (1552—56) geschehen, dem ganzen Hochstift der Untergang bevorstehe oder doch ein schweres unabwendbares Unheil drohe.

„Solches (sagt Joh. Cygnaeus [2]) in seinen noch ungedruckten Bamberger Annalen) heißen und nennen sie des Suidgeri Propheterey von diesem Stifft."

Ich konnte nicht erforschen, ob sich das Zünglein der auf dem Papstgrabe abgebildeten Waage auch im Jahre 1802, als das ganze ehemalige Fürstbisthum baierisch wurde, in Bewegung gesetzt hat. Haeutle.

---

[1]) Als solcher führte er den Namen Suitger.

[2]) Cygnäus war Rath in den Diensten Bischofs Joh. Philipp 1599—1609. Auch Hoffmann erwähnt diese Sage in seinen Bamberger Annalen, aber ohne nähere Details.

Digitized by Google

Beiträge zur Geschichte des Militärwesens in Deutschland während der Epoche des dreißigjährigen Krieges.

Von G. Droysen.

(Fortsetzung.)

III. Die Truppengattungen und ihre Eintheilung.

A. Truppengattungen.

a. Kavallerie.

Eine detaillirte Darstellung der verschiedenen Truppengattungen in der Epoche des dreißigjährigen Kriegs, ihrer Bewaffnung und Verwendung würde viel zu weit in technisches Detail führen. Da jedoch zum Verständniß der bisherigen und der noch folgenden Betrachtungen dieser Punkt nicht ganz unberührt bleiben darf, so will ich hier die eine und die andere ihn betreffende Bemerkung einfügen.

Es hat eine Zeit gegeben, in welcher das gesammte Kriegswesen in Deutschland auf der Reiterei beruhte: jene mittelalterliche Zeit, in der das Pulver noch nicht erfunden war, und die Verpflichtung zur Heeresfolge sich auf das Lehnsverhältniß gründete. Der schwerbewaffnete Reiter bildete den Stamm des Heeres, ja, er bildete das Heer selbst; die Knechte, zu deren Stellung der Vasall verpflichtet war, zählten nicht mit. Auch im Kampf war es allein der Ritter, dem Mühe und Ruhm zufiel: er stieg wohl vom Roß, um zu ebener Erde dem Feind zu begegnen. Man weiß von den Phalangen der Harnische und Speere, die gegen den feindlichen Anprall wie Mauern standen und wie Festungen genommen werden mußten: durch Bresche und Sturm.

Die vielfachen und großen Mängel dieser Art von Heerwesen führten mit Nothwendigkeit zu durchgreifenden Reformen. Indem der Staats-

Digitized by Google

gedanke sich stärker zu entwickeln begann, machte sich für das Staatsoberhaupt das Bedürfniß nach einer stehenden Truppe geltend. Es ist bezeichnend, daß das zuerst in Frankreich geschah. Die fünfzehn compagnies d'ordonnance, die König Karl VII. um die Mitte des 15. Jahrhunderts schuf, hat man als den ersten Versuch der Etablirung eines stehenden Heeres gegenüber der schwankenden Lehnsheeresfolge anzusehen. Jeder von den hundert hommes d'armes (Gensdarmen) dieser Kompagnien — die von einem Hauptmann, Fähnrich und Führer (guidon) befehligt wurden, — hatte drei archers (Schützen), einen coutilleur (Knappen) und einen valet (Pagen). Jeder von ihnen hatte vier Pferde, je eins zum Marsch und zum Streit, für das Gepäck und den Diener. Der Schütze hatte neben dem Reitpferd ein besonderes Pferd für das Gepäck.

In Deutschland fand diese hochbedeutsame Reform zunächst keine Nachahmung. Man hielt an der alten Grundlage des Kriegsdienstes fest. Die lehnspflichtige Ritterschaft mit ihren Vasallen blieb noch lange die einzige Kavallerie.

Aber die Kavallerie blieb nicht die einzige und eigentliche Truppengattung. Man wird nicht irren, wenn man der Erfindung des Schießpulvers und in seiner Folge der rasch zunehmenden Vervollkommnung der Schußwaffen einen völlig reformatorischen Einfluß zuschreibt, nicht nur unmittelbar auf das Kriegswesen, sondern zugleich auf die Gesammtheit des bisherigen Verfassungszustandes. Pulver und Schußwaffen stellten den ganzen vasallitischen Ritter- und Roßdienst in Frage. Die Kugel von Blei und Eisen erschütterte nicht nur die steinernen Mauern der festen Ritterburgen, sondern auch die eisernen Harnische der reisigen Vasallen. Wenn man die militärischen Verhältnisse des beginnenden 16. Jahrhunderts betrachtet, wird man den sehr lebhaften Eindruck einer durchgreifenden Reform empfangen, die sich mit einer erstaunlichen Raschheit und Sicherheit vollzieht, und darin besteht, daß die Reiterei sich an Zahl wie an Bedeutung verringert, und an ihrer statt das Fußvolk die entscheidende Stelle einnimmt. Das Lanzknechtwesen bezeichnet das Resultat einer militärischen Reform in dem an Reformen so reichen 16. Jahrhundert.

Und in eben diesem Jahrhundert kam dann auch die dritte der drei großen Waffengattungen, in denen bis auf den heutigen Tag alles

Digitized by Google

Heerwesen beruht, in Schwung: die „Arkoley", deren Ausbildung man mit einem Eifer und mit einem Erfolg oblag, der immer von Neuem in gerechtes Erstaunen setzt.

Die distinguirteste Truppe freilich blieb die Reiterei auch da, als sie aufhörte, die einzige zu sein: sie erhielt höheren Sold und hatte besondere Gerichtsbarkeit. Von Resten des alten Lehnswesens, von Nach- und Anklängen an dasselbe machte sie sich sobald nicht frei. Es ist früher davon geredet worden. Wie vor Alters schied sie sich in schwere und leichte Reiterei: dem schwer gepanzerten Ritter, dessen Hauptwaffe die Lanze war, stand der weniger fest geharnischte, mit einem Geschoß bewaffnete leichte Reiter gegenüber. Das Geschoß war anfangs Bogen und Pfeil, dann die Armbrust gewesen; nun wurde es das Feuerrohr. Zunächst die „Arkebuse" oder der „Haken" (davon in Frankreich der Name Argoulets). So stehen sich noch in Kaiser Karls V. Zeit die beiden Arten Reiterei gegenüber. Auf den Abbildungen aus jener Zeit gewahrt man den schweren Lanzen- oder Speerreiter (Lancier), ganz in Eisen eingehüllt, mit geschlossenem Visir, wallender Feder, bewaffnet mit Lanze, Degen, Kolben oder Streithammer, auch wohl ein paar Pistolen im Halfter, auf schwerem, gleichfalls gepanzertem Turnierhengst. Ihm gegenüber auf leichterem Roß den berittenen Schützen (Arkebusierreiter); auch ihn mit manchem Stück Rüstzeug angethan, das Feuerrohr am Riemen (Bandelier) über der Schulter hängend, den Degen an der Seite, Pistolen im Halfter oder Gurt.

Es ist sehr bezeichnend, daß sich dann, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, von all den wichtigen militärischen Reformen die eingreifendste innerhalb der Kavallerie vollzieht; eine Reform, die man als eine weitere Emancipation des Militärwesens von den alten Lehnsverhältnissen aufzufassen hat. Ich meine die völlige Abschaffung der Lanzen und Lanzenreiter. Eine Neuerung, die sich nicht ohne den heftigsten Widerstreit der Meinungen vollzog. Kein geringerer als Wallhausen war es, der für das alte System der Ritterpferde und Speerreiter eine Lanze einlegte. Ihm gegenüber Georg Basta als Vertreter der neuen Richtung.

Wallhausen nennt jene ritterliche Lanzenreiterei „den edelsten, principalsten und köstlichsten Theil der Kavallerie." Denn der Lancier bedarf der größeren Abrichtung und Übung und des köstlichsten, bestabgerichteten

Digitized by Google

Pferdes. Er weist auf die jüngst vergangene Zeit zurück, in der diese Abrichtung und Übung „bei unsern weiland fürfahrenden adelichen Ritterschaften“ noch in löblichem Gebrauch gewesen sei: „nicht nur auf allen Hochzeiten, Tänzen und Kindtaufen, sondern auch neben diesen extraordinarie löblichen Zusammenkünften.“ Da hätten sie sich mit großem Eifer und Fleiß geübt, „das Beste zu thun“. „Daher denn auch unter den Lantzierers meistentheils rittermäßige adeliche Personen sich gebrauchen ließen.“ Heutiges Tags, klagt er, sei „das Speerbrechen, Ringelrennen, Tournieren und Quietanstechen“ bei den Ritters- und Adelsleuten in Abgang gerathen und unter die Bank gesteckt worden; heut heiße es bei ihnen: „es hat große Arbeit, Mühe, Unkosten, Fleiß dieses ritterliche exercitium in sich, geht auch oftmals nicht ohne harte Püffe, Stöße und Gefahr ab. Was hat man für Nutzen davon? Es ist nur großer Herren ihre Kurzweil und Lust, denen gebührts allein; du hast hiermit nichts zu schaffen, du sollst lang Ringel, Quietanrennen, Tourniren und Speerbrechen ꝛc., ehe du etwas in die Küchen sollt davon bekommen, ansehen.“ So sei es denn gekommen, daß „dieser Theil unter der Kavallerie nicht der zehnte, ja der hundertste Theil bedienet wird.“ Theils, weil „nicht dienliche, fähige, sondern unvermögliche Personen sich hierzu gebrauchen lassen“, theils weil „die behörliche Besoldung ihnen entzogen und nicht nach Verdienst gereichet wird.“

Und wieder sagt er: „Heutiges Tags wird der Lanzierer unter den Kriegsleuten, ja auch oft von den Erfahrenen sonderlich nichts geachtet aus den Ursachen, daß es eine unbequeme Bewehrung. Denn der Lanzierer will reines Feld haben; in engen Passagien, Gehölz, Sträuchen und Wäldern und was der Angelegenheiten sie mehr wissen fürzuwenden, da kann der Mann nicht fortkommen.“ Eine Behauptung, die Wallhausen unrecht und unbillig nennt, und die er mit Leidenschaft zu widerlegen sucht. „Ich sage es rund heraus, daß, wer dieses löbliche, uralte, hochgeachtete, nutzbare, ritterliche exercitium verachtet oder unnöthig im Kriegswesen schätzet, es nicht verstehet, oder da er es verstehet, kein recht kavallierisch, soldatisch Herz oder Gemüth hat, sondern ein weibisch Memmenherz; beides, dieweil er sich der Mühe, Arbeit und Bewegungen, wie auch der Einbildung mehrer Gefahr in sich hat und fürchtet.“

Deutlich genug erkennt man aus solchen Bemerkungen die Zwitter-

Digitized by Google

natur des ganzen Speerreiterthums: seine Leistungen waren nicht nur die des Soldaten, sondern ebensosehr die des Kavaliers, und ein Reaktionär wie Wallhausen beklagt ebensosehr sein Verschwinden vom Turnierplatz wie vom Schlachtfeld. Was half dem gelehrten Militär sein Eifern! Das Turnier war außer Mode, und über den gepanzerten Lanzenreiter hatte die Zeit mit ihren verwandelten Bedürfnissen das Urtheil gesprochen. Muß er doch selber das schmerzliche Geständniß machen, daß der Lanzenreiter „von den heutigen Tags vortrefflichsten Kriegsleuten“ für ein unnöthiger Theil der Kavallerie geachtet werde; selbst von dem von ihm so hochgestellten Prinzen Moritz von Oranien, dem „heros Romanus“, wie er ihn nennt, der vor andern diesen „adelichen Theil der Kavallerie“ in seinem Heer abgeschafft habe.

An die Stelle dieser ritterlichen Lanciers trat in der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts eine andre, neue Art schwerer Kavallerie, die ihren Namen nach ihrem Harnisch führte: die Corazzen, wie sie damals (so von Wallhausen) genannt wurden; die Küraſſiere, wie dann der geläufigere Ausdruck blieb. Sie stammen — wie Wallhausen angiebt — aus Frankreich und den Niederlanden. Es ist kaum zu verwundern, daß er, der Anhänger der Lanciers, auf sie nicht besonders zu sprechen ist. „Will zwar — so urtheilt er — eine neue Invention sein. Aber es hat diese Invention nicht viel Kopfzerbrechens gehabt, denn sie nur den Namen inventiret haben, oder wie man zu sagen pflegt, das Kind mit einem andern Namen getauft; ist eben also zugangen, wie jenem widerfuhr, der allezeit Weißbrod gewöhnt war zu essen, da er aber keins mehr kriegen konnte, nahm er gerne vorlieb mit dem schwarzen Brod. Also ist es auch mit der Invention der Corazzen gegangen: so lang man die edlen Lanzen haben konnte, hat man sie in Ehren und Werth gehalten; als man sie aus Mangel nicht haben konnte, hat man aus den Lantzieren Kuirissierers gemacht.“

So ganz Recht hat Wallhausen mit seiner Behauptung doch nicht, und er selber widerlegt sie ohne es zu wollen, indem er die Charakteristik des Küraſſiers entwirft. Auch bei ihr geht er wieder vom Lancier aus. Was er anführt, ist von Interesse. Der „Effekt“ des Lanciers war zugleich offensiv und defensiv gewesen. Offensiv, wenn er des Feindes Ordnung zu durchbrechen suchte; defensiv, „wenn er in einem großen

Digitized by Google

Squadron zusammengeschlossen in einem solido corpore sich unirt beisammen hielt, um des Feindes Truppen aufzuhalten." Seine Offensivwaffe war die Lanze, seine Defensivwaffe Küraß und Pistole.

„Benehme dem Lantzierer die Offensive und laß ihm allein die Defensive, so hast du einen Kurissierer."

Ich finde diesen wichtigen Unterschied zwischen offensiver und defensiver Waffengattung zuerst bei Wallhausen. Er ist fein, treffend und bekanntlich in der Folgezeit beibehalten worden.

Die Armatur dieses defensiven Kavalleristen ist ein schußfreier Panzer, Stiefel und Sporn, Seitengewehr („ist ein Pedarma, oder ein kurz, schneidend, hauend Gewehr, vorn mit einer steifen Spitze"); am Sattel zwei Pistolen, am Halfter die Pulverflasche und zwei Spanner. „Sein Pferd darf das beste nicht sein, denn zu dieser Armatur auch ein jegliches gemeines Pferd, wann es nur stark genug, kehrig und wendig, kann gebraucht werden." So Wallhausen. Im dänischen Artikelsbrief (Art. 54) heißt es: „ein Kuirassier soll mit einem guten starken Pferd, sechszehn Palm hoch, oder welches so gut, daß es von den Kommissarien vor tüchtig erkannt, versehen sein."

In Wallhausens Kriegskunst zu Pferd ist ein regulär gewaffneter Kürassier abgebildet. Aus der Abbildung ergiebt sich, daß der Mann vollständig gepanzert war, das Pferd dagegen ungepanzert, selbst an Stirn und Brust.

„Seine Exercitia sind auch nicht so groß als die des Lantzierers. Denn er hat nur diese zwei Stück zu merken: 1) daß er sich gewöhne, die schwere Last der Armatur zu tragen. 2) daß er auch sich gewöhne, in aller Fügen wie der Lantzierer mit der Pistolen einen gewissen Schuß zu geben."

„So er sein Pistol gegen den Feind zu losen will, thut er das nicht ehe, bis daß er den Feind gar gewiß habe zu treffen und die Pistole gleichsam zu rühren, an den Ort ansetzt, auch so zunächst, daß er ihn mit der Flamme des Pulvers beschädigen kann."

„Wann er sein Effekt gegen den Feind prästiren will, thut er solches im Trab oder Galopp, wie auch im Verfolgen des Feindes."

„Er muß haben ein hartes, festes Erdreich wegen seiner schweren

Digitized by Google

Armatur, kann aber besser ein ungleiches leiden als der Lanzierer." So Wallhausen.

Dem schweren Reiter — jetzt also dem Kürassier — gegenüber der leichte Reiter, der Arkebusier (Harkebusier), auch Bandelierreiter. Den Namen führte er von dem langen Feuerrohr oder von dem Riemen, an dem es hing. Es mag erwähnt sein, daß die Spanier bei dieser Truppe den kürzeren Karabiner einführten, und daß sie dann auch nach ihm den Namen erhielt.

Die Armatur des Arkebusiers bestand in einem Harnisch, an dem das Hinterstück bisweilen fehlte, und einer offnen Sturmhaube. Die Hauptwaffe war das Feuerrohr, vier Schuh lang, das Kugeln von mindestens einer Unze Gewicht schoß. Es mußte auf 2—300 Schritt einen „gewissen Schuß" abgeben. Ein „rauher gegerbter Kalbfelllappen" schützte es vor Regen und Staub. Das Bandelier, das um den Hals hing, war ein Lederriemen mit eisernem Federhaken, in den das Rohr gehängt wurde. Im Sattel staken zwei Pistolen. Das Seitengewehr war eine „hauend, schneidend Pedarma." Am Gürtel war eine Flasche von Leder („Hangsel") befestigt, in welcher die Pulverflasche und der Hammer eingehängt wurden. In einem besonderen Säckchen befanden sich Kugeln und Wischzeug, auch etliche Reservepatronen. Statt der Pulverflasche wurde auch wohl auf der rechten Hüfte oder am Sattel eine lederne Patrontasche mit 10 oder mehr Patronen getragen.

Sein Hauptexercitium sind „alle Handgriffe in dem Rohr", das ihm stets am Bandelier um die Schulter hängt. Um zu schießen, „langt er es mit der rechten Hand herfür, ziehet den Hahn oder Drachen auf, den Vorschlag ab; mit der linken Hand, da er den Zaum in hat, faßt er das Rohr im Gewicht, legt an und schießt. Sobald er geschossen, läßt er es mit der rechten Hand gehen, in der linken festhaltend kehret er das Rohr nach der linken Seiten zu, versiehet es mit einer frischen Ladung, so er es geladen, spannet er es und thut Zündpulver auf die Pfanne: ist also wiederum zum zweiten Schuß fertig." Er übt sich, in allen Gangarten des Pferdes, selbst im Carriere „zur rechten, zur linken, rechts für sich hinaus und mit gewendetem Leib hinter sich" zu schießen. Beim Angriff gehen die Arkebusiere in Gliedern (höchstens 6) vor und

Digitized by Google

feuern gliederweise. Wenn das erste Glied geschossen hat, schwenkt es ab und macht dem nächsten Platz.

Diese paar Andeutungen wenigstens über die Bewaffnung und die Exercitien der Kavallerie habe ich mir nicht versagen können; wer das ganze Detail kennen zu lernen wünscht, sei nochmals auf Wallhausen verwiesen: bei ihm findet er die verschiedenen Griffe und ihre Kommandos genau verzeichnet; die verschiedenen Marschordnungen und Bataillestellungen, — die „offne" und die „geschlossene Bataille" mit ihren geschlossenen Reihen und geöffneten Gliedern, geschlossenen Gliedern und geöffneten Reihen, geschlossenen Gliedern und geschlossenen Reihen, mit ihrer gewöhnlichen Distanz (4 Schritt rings um das Pferd), doppelten, drei- und vierfachen Distanzen, und was der Dinge mehr sind.

Besonders hervorheben möchte ich an dieser Stelle noch eine weitere Neuerung innerhalb der Kavallerie, die von nicht geringerer Bedeutung werden mußte, als die Abschaffung der Lanzenreiter. In früherer Zeit bildeten diese den eigentlichen Bestand des Reiterhaufens; die leichten Reiter und Knechte, die von ihnen gestellt wurden, zählten nicht mit. So war es noch in Kaiser Maximilians II. Zeit gewesen. Der Schwerpunkt lag da noch durchaus in der schweren Reiterei, die sich aus dem Adel rekrutirte: eine Anzahl leicht bewaffneter Reitersknechte gehörte zu jedem Fähnlein. Da fing man nun an, das Unbeholfene dieser Vermengung völlig verschiedener Waffengattungen zu empfinden und deshalb daran zu gehen, sie zu sondern. So entstanden an Stelle der bisherigen Mischgeschwader besondere Geschwader von schwerer und leichter Reiterei: besondere Kürassier- und Arkebusierkornets, die zugleich an Zahl geringer waren als jene früheren gemischten Reiterhaufen.

Schon hier will ich schließlich noch eines Umstandes gedenken, auf den in einem spätern Abschnitt zurückzukommen sein wird. Es findet sich auch noch im 17. Jahrhundert bei der Kavallerie der Unterschied zwischen Junkern, Einspännigen und Jungen (oder Aufwärtern). Er ist noch ein Überbleibsel der alten Lehnsverhältnisse. Wie in früheren Zeiten der Ritter mit seinen Knappen erschienen war, so erschien jetzt der Ritterbürtige, und wenn er gleich nur ein simpler Reitersmann war, mit seinen Begleitern. Diese standen in seinem Solde, erhielten Pferd und Rüstung von ihm, waren dafür seine Diener. Es findet sich an-

Digitized by Google

gegeben, daß der Junker vom Kriegsherrn auch für sie Sold bezogen habe. Dieses Verhältniß hörte in der Zeit des dreißigjährigen Kriegs auf, wenigstens verblaßte es je länger um so mehr. Zwar bestimmt der dänische Artikelsbrief (Art. 54) noch, daß dem Küraſſier, also dem jenem alten ritterbürtigen Lancier entsprechenden Reitersmann, „nur allein ein Bidet (Packpferd) gut gethan" werden soll, „welches mit einem starken Jungen (so das Kasquet, Brassal und Felleisen führet), beschickt sein soll, der sich auch im Fall der Noth, und da es befohlen wird, defendiren kann." Aber diese Bestimmung findet sich in keinem andern Artikelsbrief wiederholt. Dagegen mehren sich die Erlasse der Kriegsherrn, die sich einmal darauf beziehen, daß alle Begleiter und Diener der eigentlichen Mannschaft nicht mit zur Truppe gerechnet werden sollen, sodann darauf, daß keinem Reitersmann außer seinem Reitpferd ein weiteres Pferd „gut gethan" werden soll. Vielmehr soll nur den verschiedenen Officierschargen eine genau bestimmte Anzahl von Pferden — natürlich mit der dazu erforderlichen Bedienung — „passirt" werden. Ich komme, wie gesagt, später darauf zurück.

b. Infanterie.

Es ist bereits hervorgehoben, wie langsam und spät der Kriegsdienst zu Fuß von Bedeutung wurde. So lange der Begriff des Kampfs sich mit dem des Roßdienstes verband, wurde das Fußvolk in jeder Beziehung stiefmütterlich behandelt. Alte Abbildungen schon lassen uns die völlig willkürliche Verschiedenheit seiner Bewaffnung erkennen. Da gab's Armbrüste, Streitkolben, Hellebarden, riesige Schlachtschwerter, die mit beiden Fäusten gefaßt wurden. Wer hätte sich nicht schon an jenen Dürerschen Holzschnitten ergötzt, die Kampfscenen darstellen und mehr den Eindruck einer Rauferei buntscheckig bewaffneter Bürgersleute als den einer Schlacht zwischen regulären Soldaten machen!

Mit dem Lanzknechtwesen beginnt die Geschichte der modernen Infanterie. Der Reiterei entsprechend waren die Hauptwaffen des Fußvolks Lanze und Muskete; und blieben es auch da, als die Lanze bei der Reiterei in Wegfall kam. So gliederte sich das Fußvolk, mochte es gleich nach der Lanze seinen Namen haben und noch geraume Zeit behalten, in Pikenträger und Musketenträger: Pikeniere und Musketiere.

Digitized by Google

Der Pikenier ist der schwerer bewaffnete Infanterist. Er trägt vollen Harnisch und Sturmhaube, schußfreies Bruchstück, Blechschurz, Kragen und Panzerärmel oder Armschienen. Seine Hauptwaffe ist die 16—18 Fuß lange Pike; dazu hat er ein Seitengewehr, auch wohl Pistolen im Gürtel.

Der Musketier ist aus dem Armbrustschützen entstanden; denn natürlich, daß sich die Armbrust dem Feuergewehr gegenüber nicht halten konnte. Um 1560 war sie gänzlich verschwunden. An der Vervollkommnung der Handfeuerwaffen wurde mit Erfolg gearbeitet. Zunächst versuchte man es mit einem leichten Gewehr, der sogenannten Handbüchse oder dem halben Haken, der Kugeln von 2 Loth Blei schoß. Da seine Wirkung dem Eisenpanzer der schweren Reiterei gegenüber zu gering war, so kam der kleine Doppelhaken oder die Muskete auf, die bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts den halben Haken vollständig verdrängt hatte. Ihr Vortheil war das größere Kaliber (Kugeln bis zu 4 Loth Blei) und das längere Rohr und daher der wirkungsvollere Schuß. Ihr Nachtheil war die größere Schwere und daher die schwierigere Behandlung. Anschlag aus freier Hand war nicht möglich, man kam daher auf eine künstliche Unterstützung, die sogenannte Gabel (fourchette), die natürlich nicht eben dazu beitrug, den Schützen beweglicher zu machen. Eine weitere Last war die Lunte, die der Musketier immer mit sich führen mußte. Denn das 1517 zu Nürnberg erfundene Radschloß vermochte nicht das Luntenschloß zu verdrängen, obschon es in die Augen springende Vortheile vor diesem bot: Feuchtigkeit und Regen war von geringerem Einfluß, und das Leuchten der brennenden Lunte Nachts auf der Wacht war vermieden. Der Musketier führte ein Pfund Pulver, 6 Klafter Lunten und 15 bleierne Kugeln bei sich; — die Pulverladungen hingen in Holzbüchsen am Bandelierriemen; — dazu Pulverflasche und ledernen Kugelbeutel.

Auch von den Exercitien des Fußvolks unterlasse ich es, eingehend zu handeln. Einzelnes ist oben, wo von dem Rekrutenwesen des Defensionsvolks die Rede war, angeführt worden.

c. Dragoner.

Der Dragoner ist ein Infanterist zu Pferd; Wallhausen nennt die Dragoner „eine lächerliche aber an seinem Ort gebräuchliche und sehr

Digitized by Google

nützliche Reiterei." Sie sei erfunden, „weil man gesehen, daß oftmals vielerlei Anschläge, durch die Kavallerie nicht allein hat können versehen werden, und man auch eilend die Infanterie nicht hat können bei der Hand haben." Deshalb habe man „etlich Kompagnien Fußvolk mit ihrer beförderlichen Armatur beritten gemacht."

Und weiter sagt er: „Du brauchst zu Dragoens halb Musketierer, halb Piquenierer alle beide, ein jeglichen mit seiner zubehörigen Gewehr, und behalten alle ihre Eigenschaften in Abrichtung und Übung ihrer Gewehr, also daß sie billiger unter die Infanterie als unter die Kavallerie zu rechnen."

Es ist hervorzuheben, daß das kursächsische Verpflegungsreglement von 1646 zwischen berittenen und nicht berittenen Dragonern scheidet, und für beide Arten eine verschiedene Löhnung ansetzt.

Der berittene Musketier hat an der Muskete „oben und unten an der linken Seiten der Ladung ein ledern Riemen fest gemacht, damit er die Muskete, wann er zu Pferd ist, auf dem Rücken hat hangen." „Wann er reitet, so hat er in der linken Hand seine brennende Lunten und Zaum des Pferdes zusammen, die Lunte zwischen seinen Fingern liegend." „Er braucht das schlechtste Pferd, so man reiten kann, derhalben auch es in keinem Werth ist, damit so er es verlassen oder stehen lassen, er nicht viel Schatz werd haben zu verlieren." Er hat sich, wie der Arkebusier zu üben, die Muskete auf dem Pferd nach allen Seiten hin abzufeuern, nach rechts und links, nach vorn und hinten. Stiefel und Sporn hat er nicht, „dann diese ihm mehr hinderlich als zu Fuß förderlich sein."

Der berittene Pikenier hat an seinem Spieß in der Mitte ein kleines Riemlein, um den Spieß fest zu hängen. An seinem Harnisch hat er auf der rechten Seite einen Haken, in den er beim Reiten den Spieß einhängt, „also daß er den Spieß oder die Pike unter dem rechten Arm ohne einige Hinderung kann führen." „Wann er seinen Effekt prästiret, so springt er von seinem Pferde ab", und ficht wie ein Pikenier zu Fuß.

Wie denn die Dragoner allesammt, wenn sie gegen den Feind gebraucht werden, absitzen; jeder wirft dem Pferde seines Nebenmanns im Gliede den Zaum über den Hals, „also daß die Pferde gleichsam

Digitized by Google

allesammen mit den Zäumen zusammengekoppelt sein, und nicht von einander losreißen können." Ein Theil der Mannschaft bleibt zur Bewachung bei den Pferden zurück.

Der Dragoner, sagt Wallhausen, „wird gebraucht auf alle Interprisen und Anschläge, wie die sein mögen, bei Tag und Nacht einige Festungen fern gelegen zu übereilen; in Sprengungen der Thore oder in andern Gelegenheiten, so von der Infanterie muß verrichtet werden. Er ist sehr gut in Einfallung und Einbrechung der Quartiere, beides Reiterei und Fußvolk. Die Piqueniere sind sonderlich gut gegen des Feindes Reiterei in engen Gassen, Gehölz oder andern beschaffene Gelegenheiten der Päße zu gebrauchen nützlich. Es kommt dir diese Reiterei auch wohl zu Nutz in Schlachtordnungen. Denn wenn du in voller Ordnung gegen deinen Feind hälst, und du im vorderen Angriff bist, kannst du diese alsbald in einer Geschwindigkeit zur Seite oder von hinten in des Feindes Truppen und Ordnungen ansetzen, woran denn oft nicht wenig gelegen. In Summa, es kann viel Nützliches und Gutes durch diese ungeformirte Reiterei, wann du sie recht zu gebrauchen weißt, verrichtet werden [1])."

---

[1]) Wenigstens anmerkungsweise will ich hier einige Notizen über die Kosten der Truppenausrüstung geben. Nach Olßnitz (um 1590) stellen sich die Waffen einer Infanteriekompagnie von 300 M. folgendermaßen:

Auf 82 M. Harnisch und lange Spieß à 9 ℔ . . . 738 ℔
„ 18 M. Harnisch und Hellebarden à 10 ℔ . . . 180 ℔
„ 14 M. Harnisch und Schlachtschwert à 10 ℔ . . 140 ℔
„ 42 M. Muskete und Gabeln à 7 ℔ . . . . . 294 ℔
„ 144 M. Herrenrohr à 5 ℔ . . . . . 720 ℔

In der kaiserl. Armee kostete (Oberleitner S. 10, Anm. 1.)

Eine holländische Muskete 3 Philipps- oder Rchsthlr.
Eine Hellebarde . . . $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Eine Rüstung . . . . $2\frac{1}{2}$ Thlr.
265 Piken . . . . . 100 Thlr.
Ein Musketierrock . . 12 Gulden.

Ich füge nach einem anhaltinischen Anschlag (Krause I. S. 9) hinzu, daß bei einer Reiterkompagnie auf die Anfertigung von „Kornet- und Trompeterfahnen" 80 ℔ gerechnet sind.

Aus schwedischen Listen ergeben sich folgende Waffenpreise:

Musket . . . . . 2 Reichsthlr.
Bandelier . . . . . 18 Öre.
Gabel . . . . . 8 Öre.
Untergewehr . . . . . 1 Reichsthlr.
Soldatenharnisch . . . . . $4\frac{1}{2}$ „
Pike . . . . . $\frac{1}{3}$ „

Digitized by Google

d. Artillerie.

Von der Artillerie ziehe ich es vor an dieser Stelle nicht zu reden. Die das Geschütz bedienende Mannschaft, die Feuerwerker, welche mit der Anfertigung der verschiedenen Arten von Pulver und Kunstfeuer betraut waren, werden besser besprochen, wo von dem artilleristischen Material die Rede ist. Ein vorläufiges ungefähres Bild von der artilleristischen Mannschaft wird man aus den später mitzutheilenden Listen gewinnen.

e. Der Troß.

Es ist bekannt, welch großen Ballast an Inkombattanten die Truppen damaliger Zeiten mit sich führten. Da das Soldatenhandwerk Lebensberuf war, so richtete der Soldat im Dienst sich häuslich ein. Keine Truppe, die ohne ihren Troß von Weibern, Kindern und Gesinde war; von „Huren und Jungen", wie man sagte.

Olßnitz rechnet in einem Beispiel auf 300 Knechte 50 Huren und 40 Jungen. Er spricht davon, wie „manche Junker und Herren Trabanten, Lakayen, Köche, Kutscher, Wagenknechte und Bärenheuter bei sich haben".

„Sobald einer zum Kriegswesen sich begeben will", — so lesen wir in zeitgenössischen Schilderungen — „das erste, das er im Herzen hat, ist: Ei ich muß eine wackere Dirne hier haben. Ja mancher, wann er in seinem Lande, Stadt oder Ort in Hurerei nicht leben darf, darum daß er sich fürchten muß, es möchte offenbar werden, so würde er alsdann von seiner Obrigkeit gestraft werden: Ei, denkt er, ich will in Krieg ziehen, da verbeut mir's keiner"!

Und wieder: „Wann man heutiges Tags ein Regiment teutsches Kriegsvolk wirbt, hast du 3000 Mann, so wirst du gewiß 4000 Huren und Jungen finden; und das abgefeimte, leichtloseste Gesindlein, was nirgend in Landen und Städten bleiben will, das lauft dem Krieg zu, ist alles gut genug. Da höret man unter demselbigen Gesindlein solches

---

Partisane	2	Rchsthlr.
Trommel	2	„
Küraß	20	„
Ein paar Pistolen	8	„ (incl. Halfter 10 Rchsthlr.)

Digitized by Google

fluchen, ſchwören, zoten, mauſen, pracken, ſtehlen, plündern, Häuſer und Kiſten fegen u. a. dgl. gleichfertige, loſe, böſe Händel, davon vor unſere Zeiten, ſo es ein heidniſcher Kriegsmann hätte geſehen, ſollte erſtarret ſein. Viel beſſer iſt der Türken Kriegsdisciplin. Da wirſt du unter ſo viel Tauſenden nicht eine Hure finden, du wirſt ſehen, daß ſie mäßiger und viel nüchterner ſind, als viel Mönche in Klöſtern leben". Und in einer andern Schrift: „Die ärgſten Huren ſind der Lanzknecht beſte Weiber. Denn ein Kriegsmann kann ſonder Hure und Beiſchläferin nicht ſein, ſo findet man leichtfertiger Frauensperſonen genug, die ſich für Lanzknechtsweiber gebrauchen laſſen. Denn man ſagt, was ſeine Sinne nicht hat, läuft mit Lanzknechten. Item man ſaget: Lanzknechte, Mönche und Pfaffen gehören alle zu Hauf in einen ſonderlichen Eheſtand, das iſt mit Huren, damit ſie ſich ſchleifen und ziehen, wie die Müller mit den Säcken, bis in die Erde und Grab hinein. Denn ſie dürfen keine Weiber nehmen. Man ſpricht: Gotteslästerei und Hurerei, ſtehet allen Kriegsleuten frei."

Nicht als ob der Troß ein officiell anerkannter Theil des Heeres war; wenigſtens nicht in der ſchamloſen Ausdehnung, die er hatte. In den Kriegsartikeln finden ſich die ſtrengſten Erlaſſe gegen ihn. So heißt es im däniſchen Artikelsbrief (91) „Niemand ſoll mehr Troß, als abſonderlich verordnet und zugelaſſen, unter des gemelten Troßes Verluſt und anderer gebührlicher Strafe, mit ſich führen. Ein Kuiraſſier führet allein zu Bagage ſein Bidet; die Officiere aber ihre Wagen; und ſoll all ander Troß und Bagage gänzlich abgeſchaffet ſein."

Der 68. Artikel des kaiſerlichen Artikelsbriefs beſtimmt: „es ſoll ein jeder ſein Droß und Anhang, was gemeine unehrbare Weiber ſein, ausgenommen die rechte Eheweiber, auf des Obriſten und ſeines Hauptmanns Befehl zur Zeit der erſten Muſterung oder hernacher, wann es ihm geboten wird, bei ſeinen Ehren und Eid von ſich zu thun ſchuldig ſein."

Und nach Artikel 70 des ſchwediſchen Artikelsbriefs „ſollen keine Huren im Läger oder Garniſonen geduldet werden, da aber einer wäre, der die ſeinige bei ſich zu halten gemeinet, der ſoll ſie ihme ehelich trauen laſſen, wie dann ſonſten einem jeden frei ſtehen ſoll, ſein ehelich Weib bei ſich zu haben."

Digitized by Google

Die ehelichen Weiber allerdings waren bei der Truppe nicht nur geduldet, sie wurden sogar officiell unterhalten. Es erklärt sich daraus, daß z. B. Fürst Christian von Anhalt bei dem Amtmann Zepper anfragt, ob die in der „Rolla über die in der Stadt Cöthen einquartierten Soldaten des savellischen Regiments" aufgeführten Officiersfrauen „alle eheliche Weiber" wären.

Der massenhafte Troß an Jungen aber wurde in allen Heeren bedeutend reducirt. Der gemeine Mann, Kavallerist wie Infanterist (mit einziger Ausnahme des Küraſſiers im niedersächsisch-dänischen Heer), durfte keinen Jungen halten: nur den höheren Officieren wurde eine bestimmte Zahl zugestanden und besoldet. Doch sagt der dänische Artikelsbrief (Art. 61), daß derjenige Officier, „so einen Jungen haben will, denselben außerhalb der Musterrolle halten soll, im Fall er nicht als ein Treuloser will gestrafet werden."

Von der Truppe aber war der Troß streng getrennt: auf dem Marsch wie im Lager. „Es soll sich keiner im Droß zu ziehen anmaßen", sagt Artikel 67 des kaiserlichen Artikelsbriefs. Und der dänische Artikelsbrief (Art. 89) fügt hinzu, der es thut, „soll in Beiwesen der ganzen Kompagnie seine Kleider, Pferde (wofern er ein Reiter) und Obergewehr missen, auch ohne Rest und Paß verwiesen, oder auch höher gestraft werden."

B. Truppeneintheilung.

Die taktische Truppeneinheit war die Kompagnie, deren mehrere ein Regiment bildeten; doch gab es auch Kompagnien, die keinem Regimentsverband angehörten, sogenannte Freikompagnien oder Freifähnlein. Der Begriff des Bataillons als einer einheitlichen Truppe zwischen der Kompagnie und dem Regiment fehlte jenen Zeiten. Es war nur die Bezeichnung einer Aufstellung: die zum Zweck des Kampfes gebildete Kolonne hieß das Bataillon. Man sprach von Bataillenordnung im Gegensatz zur Marschordnung. Die Regimenter waren die größten Einheiten im Heer oder der Armada, doch bemerke ich, daß dann von Gustaf Adolf Brigaden und halbe Brigaden eingeführt wurden. Eine Eintheilung, die noch während des Kriegs in anderen Armeen Nach-

Digitized by Google

ahmung fand. Über die Größe der damaligen Armeen macht man sich vielfach einen falschen Begriff. Man denkt sie sich viel bedeutender als sie in Wirklichkeit zu sein pflegte. Eine statistische Zusammenstellung der Kombattanten in den einzelnen Schlachten des dreißigjährigen Krieges würde durch die geringen Zahlen überraschen. Ich glaube, daß man kaum in einer Schlacht auf einer Seite mehr als 30,000 M. finden würde. Die meisten selbstständig operirenden Armeen aber erreichten diese Zahl bei weitem nicht.

Uns hat nur die Kompagnie und das Regiment zu beschäftigen.

a. Kavallerie.

Für die Reiterkompagnie findet sich häufig auch der Ausdruck „Kornet", auch bisweilen „Fähnlein" und „Fahne", auch „Squadron", womit freilich mehrfach eine Aufstellung bezeichnet wird (die in Schlachtordnung aufgestellte Kavallerie: also ähnlich wie Bataillon). In neueren Schriften findet sich nicht selten für die Stärke des Reiterkornets eine bestimmte Zahl genannt. Und schon Wallhausen sagt, daß die Kürassierkompagnien stärker gewesen seien, als die Arkebusierkompagnien, denn „ihr Effekt alleiniglichen bestehet mit einem wohlgeschlossenen großen und dicken Haufen oder Squadronen reiten, und meistentheils sein Effekt ist aufhalten;" wogegen der Arkebusier „mit ausgetheilten weiten Squadronen und Haufen in Schlachtordnung, Scharmützeln und andern Gelegenheiten mit wenigen doch starken Gliedern seinen Effekt beweist." Er giebt die Kompagnie Kürassiere auf etwa 100, die Kompagnie Arkebusiere nur auf 50—60 Gemeine an. Nach Olßnitz wäre — etwas früher — die gewöhnliche Nominalstärke der Kompagnien 300 Pferde gewesen. Jedenfalls war die Stärke in Wirklichkeit sehr schwankend: die Zahl 300 erreichte sie später nie mehr. Und ein prinzipieller Unterschied in der Stärke der Kompagnien leichter und schwerer Reiterei scheint kaum noch bestanden zu haben.

Ich lasse, um einen genaueren Einblick in diese Dinge zu geben, einige statistische Angaben folgen.

Im herzoglich braunschweigisch-lüneburgischen Leibreiterregiment hatten die 9 Kompagnien (Ende 1633) folgende Stärke:

Digitized by Google

	Officierspferde.	Gemeine Reiter.	In Summa.
Obr.-Lieutenant Komp.	25	62	87
Majors	25	74	99
Westerhagens . . .	25	71	96
Dewitzen	16	24	40
Mullers	25	33	58
Schulenburgs . . .	25	39	64
Westhofs	25	57	82
Viatas	25	42	67
Lützows	25	65	90
	216	467	683

Aus einer später mitzutheilenden Liste von 1631 über die Effektiv- und Nominalstärke der braunschweigisch-lüneburgischen Kavallerie ergiebt sich, daß die Effektivstärke zwischen 25, 33, 43, 50, 66 und 80 schwankte, die Nominalstärke in den meisten Fällen 80, daneben aber auch 43 und 106 betragen sollte.

Wieder andere, nicht minder schwankende Zahlen ergeben sich aus dem Extrakt aus den Musterrollen von dem geworbenen Kriegsvolk des niedersächsischen Kreises von 1623. Da haben wir Reiterkompagnien von 93, 100, 102, 127, 140, 150, ja von 200 Mann. Und es ist besonders hervorzuheben, daß es sich um neuerrichtete Kompagnien handelt.

Noch theile ich das Verzeichniß eines Kavallerieregiments in der schwedischen Armee mit, das des Obersten Friedrich Stenbock. Es datirt vom Juli 1630. (Arkiv III. Nr. 987.)

	Officiere.	Gemeine.	Summa.
Oberst Herr Friedrich Stenbock . .	11	102	113
Rittm. Herr Friedrich Stenbock . .	12	103	115
Major Isaak Lilliesparre	12	102	114
Rittm. Göran Gyllenstierna	13	100	113
Rittm. Gerndt Mündes	12	94	106
Rittm. Ingmar Wasteson	13	100	113
Obr. Per Brahe	12	95	107
Rittm. Per Jonsson	14	94	108
	99	790	889

Also durchschnittlich die Kompagnie in Allem etwa 100 Mann effektiv. Die Sollstärke der Reiterkompagnie im schwedischen Heer dagegen scheint, wenigstens nach verschiedenen Bestallungsbriefen und dergl. (im Arkiv) 125 Mann betragen zu haben.

Digitized by Google

Weitaus in den meisten Fällen bestanden die Kavallerieregimenter aus 10 Kompagnien. Doch finden sich auch andere Zahlen. Aus einer im Arkiv befindlichen, auf Angaben von Gefangenen beruhenden Liste fanden sich im kaiserlichen Lager zu Gartz im Jahr 1630 Kürassierregimenter von 10, 6, 4 ja auch 2 Kompagnien. Gustaf Adolf ertheilte dem Baron von Essern Befehl, ein Reiterregiment von 12 Kompagnien zu werben.

Daß die effektive Kopfzahl der Regimenter eine sehr verschiedene war, versteht sich bei dem verschiedenen Effektivbestand der sie bildenden Kompagnien von selbst. Ich stelle darauf bezügliche Zahlen aus verschiedenen Listen zusammen.

Schwedische Armee.

Oberst Fr. Stenbocks Regiment	889 Pferde.
Oberst Erich Soops Regiment	949 „
Oberst von Ohms Regiment	544 „
Gen. Lieut. Baudissins Regiment	1,089 „

Niedersächsische und Westfälische Armee

(„wie sie sich anjetzt 1631 effektive befunden und wie sie auf künftiges Frühjahr, so Gott will, verstärkt werden soll." v. d. Decken II. Nr. 82.)

			Ist stark	Soll werden
1) J. F. Gn. Herzog Georg v. Lüneb.	12	Comp.	800	960
2) J. F. Gn. Herzog Wilhelm v. Weimar	8	„	640	640
3) General Major von Ußlar	8	„	400	640
4) Kings	5	„	300	400
5) Mützephal	6	„	200	640
6) Pleß	8	„	345	640
7) Blumentin	8	„	200	344
8) Erich Anderson	8	„	600	800
9) Merode	8	„	300	640
10) Knyphausen	5	„	400	500
11) Luttermans	3	„	200	300

Die Effektivstärke der kaiserlichen Kavallerieregimenter, die 1620 in der Schlacht am weißen Berge mitkämpften, stellt sich folgender Maßen:

Don Balthasar	1400 M.
Wallstein	1900 „
Dampierre	500 „
Meggau	500 „
Löbl	500 „

Digitized by Google

La Croy	1000 M.
Isterle	500 „
Montecuculi	500 „
Nauc	500 „

b. Infanterie.

Die Kompagnie oder das Fähnlein Infanterie war, was den Bestand betrifft, dem der Reiterkornets grade entgegengesetzt. Wie sich bei diesen eine Trennung der Waffenarten entwickelte, setzte sich jede Infanteriekompagnie aus Pikenieren und Musketieren zusammen. Während sich zu Karls V. Zeit nur eine verschwindend geringe Zahl von Schützen bei einer Fahne Lanzknechte befunden hatte, wandelte sich im Lauf des 16. Jahrhunderts das Verhältniß völlig um: im dreißigjährigen Kriege finden wir die Musketiere den Hauptbestandtheil der Kompagnie ausmachen.

Ihre Stärke war sehr schwankend. Zu Beginn des Kriegs scheint sie häufig 300 Mann (in Allem) betragen zu haben. Es liegen landesfürstliche Befehle an die Hauptleute vor, ihre Kompagnien auf diese Stärke zu bringen [1]). Später war sie, wie es scheint, stets geringer: 250, 150 auch wohl noch unter dem. In der Armee Gustaf Adolfs waren 150 Mann die reguläre Stärke.

Das Verhältniß der Pikeniere (Doppelsöldner) zu den Musketieren war im einzelnen Fall bei der Kompagnie von 300 Mann: 82 Pikeniere, 188 Musketiere; den Rest von 30 Mann bildete der „Befehl"; bei 250 Mann (ohne Befehl) 80 Pikeniere und 170 Musketiere.

Die Kompagnie zerfiel in Korporalschaften. Meist, wie es scheint, in drei. Jede unter einem Korporal und dessen Lieutenant, dem Landspassaten oder Kommendor. Die Zahl der Korporäle und der Landspassaten bei der Kompagnie stieg von 3 bis 6.

Die Korporalschaft theilte sich in zwei Hälften, von denen die eine unter dem Korporal, die andere unter seinem Lieutenant stand, doch so, daß sie ein Ganzes blieb. Korporalschaftsweise geschah die Einexercierung, korporalschaftsweise wurde auf Wache gezogen, nach Korporalschaften sammelten sich die Truppen beim Allarm.

[1]) Im ersten Bande des Theatrum Europaeum findet sich die Notiz: „der König (Christian IV. v. Dänemark) reformirte damals (1626) seine ganze Infantery auf teutschem Fuß, und setzte jede Kompagny auf drey hundert Mann."

Digitized by Google

Korporal und Landspassat führten ihre besonderen Listen über ihre Leute. Jeder Mann hatte in der Korporalschaft seinen besonderen Platz, und zwar blieb die Ordnung bestehen, in welcher dem Korporal die Mannschaft übergeben war.

Alle Korporalschaften sollten gleich stark sein, alle in gleicher Art zusammengesetzt sein, „damit — wie Wallhausen sagt — keine vor den andern bessere Soldaten habe, die eine die versuchtesten, die andere die schwächsten Knechte."

Kleinere Abtheilungen der Kompagnien waren die Rotten, (welche, wie es scheint, in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die einzigen Unterabtheilungen der taktischen Einheiten gewesen waren). Sie bestanden aus 6 bis 10, meist, so in der schwedischen Armee, aus 6 Mann. Über sie waren die Rottmeister (auch wohl Gefreite) gesetzt. Auch der Rottmeister führte über seine Mannschaft genaues Register. Hier eine Probe aus einem solchen „Rottregister".

David N. v. N.	ist verschickt worden den Xten.
Hans N. v. N.	Adrian N. von N. ist an seine Statt kommen.
Christof N. v. N.	ist 8 Tage mit Briefen hinweg gewesen.
Georg N. v. N.	hat 14 Tage krank gelegen.
Philips N. v. N.	hat sein Paßport bekommen.
Adrian N. v. N.	ist gestorben.

Eine besondere Rotte bildeten die „Gefreiten": die sogenannte Adelrotte oder „gefreite Rotte." Sie wurde zusammengesetzt „aus denen von Adel und andern verständigen wohlerfahrenen Kriegsleuten." Sie enthielt „die prinzipalsten Glieder des Fähnleins unter den Soldaten außerhalb den Befehlshabern." Die ihr Angehörenden wurden im Kriegsrath wie in allen Rechtssachen gebraucht. Sie standen nicht Schildwacht, sondern gingen bei Tag und Nacht Ronde und visitirten die Posten. Sie bildeten die Fahnengarde, hatten sich, wenn Allarm geschlagen wurde, in voller Rüstung bei der Fahne einzufinden, hielten in der Schlacht stets in ihrer unmittelbarsten Nähe. Aus den Gefreiten wurde der Unterfähnrich genommen, der auf dem Marsch den Fähnrich, wenn er vom Tragen der Fahne ermüdet war, ablösen durfte. Ihm war „nächst dem Fähnrich" das Fähnlein, „auf seine Treu und Ehr" befohlen, und in Abwesenheit des Fähnrichs war er verpflichtet, stets bei der Fahne zu sein. Er war zugleich der Befehlshaber der Gefreiten.

Digitized by Google

Wenn in der Schlacht die Befehlshaber gefallen waren, so waren es die Gefreiten, aus denen die gemeinen Knechte das Recht hatten, andere Befehlshaber zu wählen. Doch mußten sie bei der Obrigkeit um deren Bestätigung nachsuchen.

Noch bemerken will ich, daß sich bei der Infanteriekompagnie zum mindesten 4 Zimmerleute befanden, reguläre Soldaten wie die übrigen Knechte, aber wohl etwas besser besoldet; außerdem wohl auch 4 bis 6 Furierschützen, zu denen man die besten Soldaten auswählte. Sie waren beritten, aber behielten ihr Obergewehr. Sie waren zunächst die Gehülfen des Furiers. Aber auch sonst wurden sie viel gebraucht: zur Ausforschung der Wege und Gelegenheit des Landes, zur Ausspähung des Feindes, zur Convoyirung von Proviant. Wenn das Regiment in mehrern Dörfern im Quartier lag, „hatten sie alle Zeit bei den Obersten Tag und Nacht aufzuwarten, einer um den andern von jedem Fähnlein." Sie waren also die Ordonnanzen.

Auch bei der Infanterie bildeten mehre Kompagnien ein Regiment; nicht selten 10, gewöhnlich 8 oder 12 (so in der schwedischen Armee). Natürlich daß die Effektivstärke auch hier sehr verschieden war. Um nicht durch zu viel tabellarisches Beiwerk zu ermüden, beschränke ich mich darauf, das Verzeichniß der Infanterie jener schon vorhin angezogenen Liste der niedersächsischen und westfälischen Armee von 1631 mitzutheilen.

	Komp.	Ist stark.	Soll werden.
1) J. F. Gn. Herzog Georg v. Lüneb.	16	1300	1600
2) J. F. Gn. Herzog Wilhelm v. Weimar	8	1000	1000
3) General Major von Ußlar	12	300	1200
4) Kirchbaum	8	200	800
5) Mutzefal	12	500	1200
6) Knyphausen	12	800	1200
7) Herbestein	8	200	800
8) Essen	12	600	1200
9) Stralendorf	8	200	800
10) Heyden	8	250	790
11) Erich Anderson	8	800	1200
12) Aston	8	400	800
13) Salomon Adams	8	450	800
14) Camsamots	8	150	800
15) Ascon	1	100	100

Digitized by Google

Die Dragoner waren ebenfalls in Kompagnien eingetheilt. In der niedersächsisch-westfälischen Armee finden wir 1631 die Nominalstärke zu 50, 66, 75 und 80 und im Jahr 1634 auch zu 100 Mann. Gustaf Adolf ließe Kompagnien von 150 Köpfen werben. In Regimentern scheinen die Dragonerkompagnien nur selten zusammengeschlossen gewesen zu sein [1]: sie bildeten also meistens sogenannte Freikompagnien.

[1] S. die später bei den Soldverhältnissen angeführte Liste.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Kulturgeschichtliches aus der baierischen Grafschaft Werdenfels.

Von Joseph Baader.

(Schluß.)

Ich habe vorher von den Stiftungen gesprochen, die im Laufe des 15. Jahrhunderts gemacht wurden. Ich nenne bloß die Frühmesse, die Beneficien St. Katharina und St. Nikolaus, das Pilgerhaus und Beneficium zum hl. Geist. Die Frühmesse wurde schon zu Anfang des Jahrhunderts von Otto, des Härtleins Sohn von Mittenwald, gestiftet. Zum Andenken an diese Stiftung wurde alljährlich der sogenannte Härtleinstanz gehalten als Erinnerung an die Freude und den Jubel, der ursprünglich bei dieser Stiftung im Markte geherrscht und sich auch auf die Nachkommen fortpflanzen sollte. Es ging dabei immer sehr lustig zu, manchmal, wie man sagt, nur zu lustig. Dies soll Veranlassung gegeben haben, den Tanz endlich ganz abzustellen.

Die wichtigste unter obigen Stiftungen ist unstreitig die Gründung des Pilgerhauses. Die Pilger, welche aus dem Abendlande in's heilige Land oder nach Rom Wallfahrten machten, zogen größtentheils durch Mittenwald. Der weite Weg dahin war für die meisten Pilger nicht bloß ermüdend, sondern auch kostspielig, wenn sie nicht von Klöstern oder andern milden Anstalten beherbergt werden konnten. In Mittenwald, das ohnehin immer von handeltreibendem Volke und von Fuhrleuten angefüllt ward, fanden sie nicht immer die nöthige Herberge. Dieses erwog Herr Hanns Andre, Schwalb genannt, ein geborner Mittenwalder, Domherr zu Passau, Pfarrer zu Garmisch und Umding bei Ebersberg und Dr. in geistlichen Rechten. Er stammte aus einer sehr wohlhabenden und angesehenen Familie; viele Mitglieder derselben

Digitized by Google

bekleideten geistliche und weltliche Ämter und standen in hohen Ehren. Schwalb hatte schon im Jahre 1483 eine päpstliche Bulle zur Gründung eines Pilgerhauses erwirkt. Er vollzog dieselbe am 5. Oktober 1492. Ich lasse hierüber den Stifter selbst reden, und zwar inhaltlich der Stiftungsurkunde.

„Schon von der Zeit an, als ich zu meiner Vernunft gekommen, hab ich allzeit ein Mitleid und Erbarmen über die armen Leut gehabt, die manchmal großen Mangel an Herbergen haben. Ich bin deshalb allweg eines stäten Gemüths, Fürnehmens und Willens gewesen, wann mir Gott soviel zeitliches Gut zuschicke und gebe, ein Pilgram- oder Bruderhaus zur nächtlichen Beherbergung armer Leute und zur Spendung eines Nachtessens, wie man es haben kann, zu bauen und zu stiften. Weil nun der allmächtige Gott nach großer Mühe und Arbeit, die ich zu Rom bei 20 Jahren gehabt, mir und meinen Freunden etliche Gottesgab (Pfründen) zuwegengebracht und ich von denselben etwa viel eingenommen, weil ich auch von meinem Bruder seel., Herrn Heinrich, Chorherrn zu Häbach, und andern Schwalben, z. B. von dem Chorherrn zu Passau, ihr väterliches Erbe erkaufte, dann von der Pfarrei Germansgew (Garmisch) und von einer andern Pfarre zu Umding, sowie von meinen Armleuten (Hintersassen auf seinen Besitzungen) Einnahmen bezog, mir also das nöthige zeitliche Gut an meinem Leibe ersparte — also habe ich Gott dem Allmächtigen, der Jungfrau Maria, allen Gottesheiligen und dem ganzen himmlischen Heere zu Lob und Ehre, auch mir, allen meinen Vorfordern und Nachkommen, Pfarrleuten und Allen, die darzu geholfen und gerathen, auch Almosen dazu gegeben haben, und allen gläubigen Seelen zu Hülf und Trost ein Pilgramhaus und in demselben eine Kapelle zu Ehren des hl. Geistes, der Jungfrau Maria, St. Johannis Zwölfboten (Apostel), St. Sebastian und St. Barbara, und in derselben 3 Wochenmessen gestiftet. Ich habe das Alles gestiftet zu Mittenwald in dem Markt in meines Vaters Hanns Andreas Schwalben seel. Hause oben an meines Ähni (Großvaters) Ulrich Andreas Hause zunächst bei St. Peters Kirche. Es ist gestiftet mit Bewilligung des Bischofs Sixt zu Freising, der das Haus und die Kapelle bestätigt und durch seinen Weihbischof Ulrich im vergangenen Jahre an St. Marientag hat weihen lassen. — Dazu hab ich vermacht all mein Gut, liegendes

Digitized by Google

und fahrendes, nichts ausgenommen, was ich habe oder noch erwerbe und hinterlasse. Für das Pilgerhaus habe ich gekauft und gestiftet 4 gute Kühe, 12 Betten mit aller Zugehörung, etlichen Hausrath, der ewiglich im Hause bleiben soll, mehrere Wiesmaden (es waren etliche 40 Tagwerke), Äcker, Gilten und Renten, in solcher Maß, daß man einen jeden christlichen Menschen, der das durch Gottes Willen begehrt, eine Nacht in dem Pilgramhause beherbergen, ihm das Nachtessen geben, aber nichts dafür nehmen soll. Morgens früh soll ein solcher Mensch seine Straße gehen. Ist aber einer sogar müd und krank, oder die Zeit und das Wetter sogar strenge, daß er nit füglich weiter gehen möcht, so mag man ihn zwei Nächte und nit länger beherbergen. Doch soll man solches einem Kaplan und Pilgrammeister auf ihr Gewissen befehlen, was in dem zu thun und zu lassen ist. Man soll auch kein Freiheit (Vagabunden, Gaukler ꝛc.), Spielmann, verdachte Frau, oder andere mit Rossen, Eseln, Wägen, oder Leute, die Kaufmannschaft und Krämerei führen oder tragen, auch unfriedsame Leute nit beherbergen. Auch soll man keinen lügenhaftigen Menschen in das Pilgramhaus legen, da es hiezu mit Renten und Gilten nit versehen ist, ausgenommen, er hab so viel, daß man davon seiner warten mag. Man soll auch keinen, der die Pestilenz hat, in das Haus legen, damit die andern Pilgrame und armen Leute an ihrer Herberg nit gehindert werden. Es soll auch ein jeder Brudermeister (Pilgermeister), wann er den Pilgramen die Herberg zusagt, mit ihnen schaffen, daß sie für die Kapelle gehen und daselbst ihr jeglicher einen Paternoster, ein Avemaria und einen Glauben beten für den Stifter und alle die, deren Almosen zu der Stiftung gekommen. Und ehe er die Pilgrame zu Bett oder Schlafen weist, soll er darob sein, daß ihnen alle Nacht, so es Noth thut, ein warm Wasser zugetragen werde, damit sie ihre Füß sauber waschen, und daß sich die Pilger in der Stuben abziehen bis in die Pfait (Hemd) und darinen schlafenweis kein Leibgewand an das Bett legen, damit die Betten sauber bleiben. Man soll auch kein Mann und Frauen in eine Kammer legen, ob sie auch schwören wollten, sie wären Eheleute. — Damit auch die Essen gegeben werden, stift und ordne ich, daß man alle Jahre von den Gilten und Renten des Pilgramhauses Erbsen und gestampfte Gerste, auch Kraut kaufe oder baue, damit den Pilgramen oder armen Leuten

Digitized by Google

eine Nacht Erbsen oder Bohnen, die andere Gerste, die dritte Kraut, und die vierte Nacht Milch gebe und reiche, also daß man alle Tag einen Dreißiger (ein Maß) oder mehr von diesen Speisen zusetze und der armen Leute damit warte. — Der Kaplan der hl. Geist-, Unser L. Frauen- und St. Niklas-Kapellen soll nach meinem Tod in dem Bruderhaus seine Wohnung und sein Wesen haben, nämlich oben im Hause das Stüblein und die kleine Kammer daran und unten den halben Hof und Stadel mit ihrer Zugehörung; er soll sie in eigener Person besitzen und keinem Andern überlassen, aber nur so lange, als er sich priesterlich, tauglich und ehrbar hält. Alle andern Gemäch, so bisher im Pilgramhaus gebaut sind, sollen dem Haus, dem Brudermeister und den Inwohnern zustehen. Jeder Kaplan soll, ehe er in's Pilgramhaus gesetzt wird, dem Rath zu Mittenwald und dem Pilgrammeister verheißen, daß er dem Haus treu und gewehr und seinen Nutzen und Frommen fürdern, den Schaden wenden wolle. Er soll wöchentlich 3 Messen lesen. Dafür hab ich ihm ausgezeigt 6 fl. Rheinl. jährlicher Gilt aus den Stücken und Gütern, die ich von meinem Vetter, Heinrich Wurmher zu Mittenwald, gekauft. So oft er eine Messe ohne redliche Ursache versäumt, soll er 1 Pfd. Wachs der Kapellen verfallen sein, und man soll ihm das abziehen von seinem Sold. Er soll auch sorgen, daß die Stiftung in ihrer Freiheit und in gutem Wesen erhalten bleibe. Im Pilgramhause soll er Niemand beschweren oder betrügen, sondern Hülf und Beistand thun. Außerdem soll er aus dem Hause und in eine andere Herberg ziehen. Auch soll er keine Frau mit Kindern halten. So lang ich im Leben bin, will ich die Stiftung selbst regieren."

Am Schlusse des Stiftungsbriefes überträgt er dem Rath zu Mittenwald den Schutz seiner Stiftung. Derselbe soll einen frommen und gottesfürchtigen Mann aus seiner Mitte erwählen, der alle Monate in's Pilgramhaus gehe und mit dem Kaplan aufsehe, daß die Pilger ihr Essen erhalten und daß das Bettgewand und alle andern Sachen sauber und nach Inhalt des Stiftungsbriefes gehalten werden. Dieser Rathsherr soll alle Quatember mit dem Pilgrammeister eine Raitung (Rechnung) thun über alle Habe und diese beschauen nach Laut eines Zettel, damit das Zerbrochene, namentlich die Leilacher, gemacht werden. Derselbe hat auch Macht, den Pilgrammeister aus redlichen Ursachen abzusetzen.

Digitized by Google

Der Rath soll dazu einen tauglichen, frommen und gottesfürchtigen Mann nehmen, der zu Holz und Feld und sonst dem Hause zu Nutz sei. Gegen Schädigung der Stiftung rief Schwalb, damit sie nicht in's Abnehmen gerathe, den Bischof und das Domkapitel zu Freising, den Pfleger zu Werdenfels als obersten Pfarrkirchherrn, die Vikare, Räthe und Gemeinen zu Garmisch, Parthenkirchen und Mittenwald, alle seine gesippte und andere Freunde, namentlich die Schwalben und Wurmher, als Schirmer an. Schwalb schrieb und siegelte den Stiftungsbrief selbst. Derselbe war ausgestellt in des Klosters Pollingen Hause zu Mittenwald am Freitag nach St. Michaels Tag 1492 und wurde durch Michael Nebel, den ersten Kaplan des Pilgramhauses, am Sonntag nach Galli unter dem Hochamte dem Pfarrvolke von der Kanzel herab verkündet, für den Fall, daß Jemand Einsprache dagegen erheben wolle. Nebel war auch ein geborner Mittenwalder.

Das Pilgerhaus diente noch im Anfange des 19. Jahrhunderts dem ursprünglichen Stiftungszwecke. Jetzt aber ziehen keine Pilger mehr durch Mittenwald. Mit ihnen ist auch das Pilgerhaus hinfällig und sein Vermögen andern Zwecken dienstbar geworden.

Ich muß noch ein paar Augenblicke auf der Rottstraße verweilen. Die Fuhrleute klagten gegen Ende des 15. Jahrhunderts, daß sie um den alten Rottlohn die Kaufmannsgüter nicht mehr führen könnten. Ähnliche Klagen brachten sie auch bei Herzog Albrecht von Baiern an. Dieser erlaubte ihnen endlich im Jahre 1482, daß sie für baierisches Gut auf jeden Saum hinein (nach Tirol) 3 Kr., und heraus auf 2 Saum ebenfalls 3 Kr. nehmen, dagegen die Kaufleute zu aller Zeit fördern und immer bereit sein sollten, die Güter ungesäumt, nach altem Herkommen und ohne Überlohn-Forderung abzuführen. Unter 32 Wägen sollten sie nicht halten.

Der Botzner Markt war kaum nach Mittenwald verlegt, als auch Herzog Albrecht seine Zölle zu Ammergau und Eschenlohe ebenfalls dahin verlegte, so daß jetzt ein Hauptzollamt zu Mittenwald errichtet wurde. Die Abhaltung des Botzner Marktes daselbst bewog ihn im Jahre 1492 auch zur Herstellung einer neuen Straße, die in gerader Linie von München über Benediktbeuern und Kochel und von da über ein steiles Gebirgsjoch, den sogenannten Kesselberg, an den Walchensee, diesen entlang über noch

Digitized by Google

2 andere Berge nach Wallgau, Krinn und Mittenwald führen sollte. Es war dies ein schweres Stück Arbeit. Denn die Straße steigt hoch hinan fast bis auf die halbe Höhe des in der Nähe befindlichen „Herzogstandes", eines Gebirgstockes, von welchem aus die ganze Alpenkette auf der einen und das baierische Hochland bis tief hinab in's Unterland auf der andern Seite überschaut wird. Der Kesselberg trennt die beiden großen Gebirgsseen, den Kochel- und Walchensee. Hat man die Bergstraße zur Hälfte überschritten, so springt rechter Hand plötzlich ein starker Quell aus hartem Gesteine empor, um sich als reißender Wildbach brausend und schäumend über Schrofen und Klammen hinabzustürzen in den Kochelsee. Aus dieser Quelle tauchte einmal, wie sich die ganze Umgegend erzählt, das Hütlein eines Hirtenknaben empor, das derselbe auf der andern Seite des Berges in den Walchensee geworfen, ein Ereigniß, das zu der Ansicht führte, die Quelle sei ein Ausfluß des Walchensees. Die Straße steigt anderthalb Stunden lang am Kesselberg hinauf. Auf ihrem höchsten Punkte steht heute noch das Monument aus rothem Marmor, das zum Andenken an den Erbauer dieser Bergstraße errichtet wurde. Von da an geht sie in einer kurzen, aber steilen Höhe rasch abwärts zum Walchensee, der in einem breiten Gebirgskessel seine dunkelgrünen Wasser sammelt. Mehr als eine Stunde lang zieht die Straße hart am See hin. Er bespült ihren Rand mit seinen Wogen, während auf der andern Seite Waldberge und Schrofen fast senkrecht emporsteigen. Wer hier des Weges zieht, schaudert, wenn er links in die unergründliche Tiefe des Sees blickt, dessen Wellen gierig heranrauschen, als suchten sie ein Opfer, rechts aber das Auge mühsam hinauf richtet auf die verwetterten Schrofen, deren zerbröckelndes Gestein von Zeit zu Zeit auf die Straße niederrollt. Der See ist mehrere 100 Klafter tief und, wie das Volk glaubt, unergründlich. Es geht seit alter Zeit die Sage durch's Oberland: Wenn der Walchensee ausbricht, dann wird München hinweggeschwemmt. Zur Abwendung dieser Gefahr werde in der Herzog-Spitalkirche zu München täglich eine heilige Messe gelesen. Der See, er ist in der That, wenn auch höchst romantisch zwischen schwarzen Waldbergen und Felsengebirg gelegen, doch immerhin ein etwas unheimlicher Geselle. Ich will nicht die eigenen und die Erlebnisse Anderer auf demselben erzählen, sondern nur die Thatsache er-

Digitized by Google

wähnen, daß er an dem Tage, an welchem Lissabon durch ein Erdbeben zerstört wurde, schrecklich brauste, schäumte und tobte, auch seine Wogen dermaßen sich bäumten und über die Ufer schlugen, wie noch nie seit Menschengedenken. Das Andenken an dieses außerordentliche Naturereigniß wird noch heute durch eine Tafel im Posthause zu Walchensee erhalten. Die Leute glauben, der unergründliche See stehe in Verbindung mit dem Meere.

Die neue Straße über den Kesselberg brachte Leben auch in eine Gegend, die bisher noch keinen Kaufmann und sein Gut, keinen Fuhrmann mit Frachtwägen und Saumrossen, höchstens einen einsamen Mönch der nahen Klöster Schlehdorf und Benediktbeuern, wenn er über die Berge stieg, um hie und da im Seekirchlein am Walchensee eine hl. Messe zu lesen, oder einen Jäger mit seinen Hunden gesehen hatte, wenn sie das zahlreiche Wild der Berge jagten. Die neue Straße lief parallel mit der einige Stunden weiter westwärts ziehenden großen Rottstraße, in die sie eine Viertelstunde außerhalb Mittenwald einmündete. Der Güterverkehr über Mittenwald, namentlich zur Zeit des Botzner Marktes, ward jetzt so groß, daß die Rottleute nur mit Mühe allen Anforderungen genügen konnten. Es konnte deshalb nicht ausbleiben, daß auch ihre Forderungen wuchsen. Sie verlangten im Jahre 1553 für den Wiener Zentner von Mittenwald bis Zierl — eine Strecke von 6 Stunden — einen Frachtlohn von 31 Kr.; sie beriefen sich dabei auf die Innsbrucker Fuhrleute, die dieselbe Fracht verlangten, wenn sie von Zierl nach Mittenwald führen.

Diese Verhältnisse brachten großen Wohlstand in die Gegend; dieser hingegen nährte wieder das unbändige Freiheitsgefühl, das ohnehin schon in diesem Gebirgsvolke so lebendig war. Im 16. Jahrhundert, da achteten sie des Landesherrn wenig mehr; sie selbst wollten Herren sein und ihren Richter setzen ohne jede Einmischung und Bestätigung des Bischofs und seines Pflegers zu Werdenfels. Auch sollte man sie — also verlangten sie weiter — nicht irren am Raisgejaide und an der Jagd auf Schwarzwildpret; denn davon hätten sie seit alter Zeit ihre Nahrung gehabt. Das setzte arge Händel ab. Die stolze Gemeinde ließ von ihrem Verlangen nicht ab, aber auch der Bischof stemmte sich dagegen und sein Pfleger zu Werdenfels wehrte sich aus Leibeskräften. Der Bischof konnte

Digitized by Google

das zähe Volk nicht eher zur Ruhe bringen als bis er ihnen 300 große Gereutflecken eigenthümlich überließ. Kaum waren diese Händel geschlichtet, so verlangten sie, daß man ihnen die Fertigung der Gerichtsbriefe für die Hintersassen in und außerhalb des Mittenwalder Burgfriedens überlasse. Auch dieses setzten sie durch, so tapfer sich auch der Pfleger dagegen wehren mochte.

Ohne sich um den Landesherrn und seine Einwilligung zu kümmern, machten sie am 13. Juni 1574 eine neue Rottordnung. Die hauptsächlichsten Bestimmungen derselben lauten also: Wird Gut aus Augsburg oder München zu Mittenwald niedergelegt und will es Einer nicht mit eigener Fuhr ganz hinein gen Botzen führen, so soll es bei der Rott angesagt werden. Das Gut, das durch Fremde auf der Rott von Parthenkirchen hereingeht, soll Keiner annehmen, ohne es bei der Rott anzusagen, es sei denn, daß er solches Gut gar durchaus hineinführen wollte. Die Niederlage soll allenthalben genommen werden und Keiner fürder nach seinem Gefallen gen Zierl, Innsbruck oder an andere Orte fahren, sondern es soll Alles, was er nicht mit eigener Fuhre ganz durchaus führt, auf die Rott kommen. Wenn Einer gen Ammergau, Schongau und Augsburg laufen, allda Güter übernehmen, mit denselben nach Mittenwald kommen, sie aber daselbst nicht auf die Rott geben oder ansagen, auch mit seiner eigenen Fuhr sie nicht ganz hinein bis Botzen führen, sondern nur also gefährlich seine Handierung und den eignen Nutz suchen will, der soll wie ein Fremder schuldig sein, von jedem Saum 3 Kr. Niederlage zu geben. — Will Einer oder ihrer Mehrere mit Ballen oder anderm Gut hinaus gen Parthenkirchen fahren und allda wieder ein Rottgut auflegen, um es gen Zierl, Innsbruck oder an andere Orte zu führen, so soll er das Gut zu Mittenwald niederlegen und auf die Rott ansagen. — Hat ein Etsch-Fuhrmann Eilgüter und will er gleich darinnen umkehren, so mag er seinen Wägen mit den Gütern wohl entgegenfahren und sie herausführen, was er davon mit eigenem Zeug führen kann, aber er soll die Niederlage davon geben. — Haben die Güter je zu Zeiten gar große Eil und hat der, dem man die Güter auf die Rott ansagt, seine Rosse oder Mäne nicht zur Hand, oder sagt er, er seis nicht schuldig, so soll, ist große Noth vorhanden, Einer dem Andern leihen, damit Niemand gesäumt werde.

Digitized by Google

Die Niederlage soll man dann von dem einnehmen, der die Güter angesagt. — Alle Venedische Güter, es seien Ballen oder andere Waaren, die auf der Rott herausgebracht werden, sollen nach altem Gebrauche auf der Rott angesagt werden, gleichviel ob sie von einem hiesigen oder fremden Fuhrmann geführt werden. Legt er nicht ab, so muß er sich mit dem vergleichen, an dem die Rott ist, diesem muß dann das Geld von dem Rottausgeber gereicht werden. Dann wird der, welcher das Stuck hinausgeführt, das Geld bei ihm suchen. — Wer Seidenballen von Innsbruck oder Zierl führt, der mag dieselben zu Mittenwald wohl durchführen, aber er soll, sei er ein Hiesiger oder ein Fremder, die gebührliche Niederlage davon geben, nämlich 3 Kr. von jedem Saum. — Fahren Hiesige oder Fremde nach Seefeld oder Reut und nehmen sie allda Seidenballen auf, so sollen sie schuldig sein, zu Mittenwald niederzulegen oder mit dem abzukommen, an dem das Loos (die Reihe) ist. Alles Gut, das durch fremde Fuhrleute zu Mittenwald niedergelegt wird, muß auf die Rott angesagt werden; anders darf Keiner ein Gut annehmen oder wegführen. Wer einen dieser Artikel überfährt, zahlt jedesmal 1 fl. Strafe.

Nicht lange darnach — im Jahre 1597 — erhoben die Rottleute zu Parthenkirchen, Garmisch und Mittenwald ein groß Geschrei. Sie hatten es abermals auf eine Steigerung des Rottlohnes abgesehen. Sie sagten: „das Futter ist so theuer, die Zehrung bei den Wirthen so groß, die Schmiede und Wagner verlangen hohen Lohn, und die Wege und Stege, die Brücken und Wasserbauten kosten uns merkliches Geld. Denn wir müssen beitragen zu allen diesen Bauten.“ Die Kaufleute, namentlich die von Augsburg, die wohl einsahen, wo das hinaus wollte, wollten nicht hören. Endlich aber kam man doch dahin überein, daß den Rottleuten der Lohn um 4 Kr. gebessert wurde. Es soll nämlich für den Saum von Parthenkirchen bis Ammergau 29 Kr. Rottlohn bezahlt werden. Die Mittenwalder dagegen sollen über den alten Lohn, der 25 Kr. von Mittenwald bis Parthenkirchen für jeden Saum betrug, künftig 27½ Kr. erhalten, hineinwärts aber nach Seefeld bei ihrem frühern Rottlohn bleiben. Dagegen sollen die ankommenden Rottgüter ohne Säumen an die gehörigen Orte geliefert werden und die Rottleute ihren Lohn fürder nicht höhern. Wie es scheint, hat der Pfleger zu

Digitized by Google

Werdenfels, Kaspar Poyßl, diesen Vergleich zwischen den Rottleuten und den Kaufleuten, die nach Italien handelten, vermittelt.

Kaum hatten die Rottleute einen höhern Rottlohn durchgesetzt, als sie auch höheres Niederlaggeld zu fordern anfingen. Die Mittenwalder verlangten gleich das Doppelte, so daß statt 3 kr. vom Saum künftig 6 Kr. dafür bezahlt werden sollten. Sie drangen mit ihrer Forderung in der That auch durch; diese Satzung ließen sie unterm 30. Januar 1606 durch den Bischof Ernst bestätigen; dadurch beseitigten sie den Widerspruch der fremden Fuhrleute. Die Rottordnung sollte für die Zukunft strenge eingehalten werden. Auch hiezu sollte der Landesherr die Hand bieten und die alten und neuen Satzungen bestätigen. Das geschah ebenfalls im Jahre 1606.

Auf diese sonnigen Tage, deren die Rottstraße seit alter Zeit und namentlich während der Abhaltung des Botzner Marktes zu Mittenwald sich erfreute, folgten dunkle, Unheil verkündende Wettertage. Schon der 30jährige Krieg hatte den Verkehr auf dieser Straße gelähmt. Dann kamen die Bischöfe von Augsburg, die den Zug der Handelsgüter von Augsburg über ihre Stadt Füßen zu leiten suchten. Von hier sollten sie ihren Weg nehmen über Reutte und die neu eröffnete Straße, die über den Fernstein und nach Finsterminz angelegt worden. Das gelang zum Theil. Der Hauptschlag aber, der in dieser Zeit die Rottstraße traf, erfolgte im Jahre 1679, wo die Venetianer den Botzner Markt wieder nach Botzen zurückverlegten. Diese Stadt lag ihnen doch näher und bequemer als das entferntere Mittenwald. Die Rottleute aber ließen den Muth nicht sinken. Sie fuhren von nun an nicht mehr bloß von einer Rottstation zur andern, sie warteten auch nicht mehr auf die Waaren, die man aus den Handelsplätzen zur Verfrachtung ihnen zubrachte. Jetzt suchten sie die Handelsstädte in Deutschland und Italien selbst auf, um Frachtgut zu erhalten. Überall machten sie den Fuhrleuten Konkurrenz, die nicht auf der Rottstraße fahren wollten. Sie thaten das mit gutem Erfolge, bis endlich die Eisenbahnen dem Stande der Rott- und Fuhrleute und vielen andern Existenzen, die mit ihnen zusammenhingen, ein Ende machten. Die Rottstraße und der Verkehr auf derselben hatte einst ganzen Landstrichen ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt; Land und Leute boten ein heiteres Bild voll Leben und

Digitized by Google

Bewegung, über das der Sonnenschein gemüthlicher Behäbigkeit sich ausbreitete. Jetzt ist dieses Bild verdüstert und die Gegend verödet. Es fährt kein „lustiger Fuhrmann" mehr durch die Rottstraße, und die alten zerfallenen Wirthshäuser strecken die verwetterten eisernen Schilde mit ihren Adlern, Löwen, Hirschen, Steinböcken und anderm Gethiere vergebens nach dem Rottmann aus. Er ist todt. Die Eisenbahn hat ihn zu Grund gerichtet und mit ihm den Wohlstand ganzer Landstriche.

Zum Schlusse muß ich noch einmal auf den Botzner Markt zurückkommen. Während derselbe in Mittenwald abgehalten wurde, etablirten sich daselbst einige Handlungshäuser, die sehr gute Geschäfte machten. Nach der Zurückverlegung des Marktes nach Botzen versäumten sie nicht, daselbst und zu Venedig Niederlassungen und Kommanditen zu gründen. Als aber Bonaparte 1797 die Republik Venedig über den Haufen warf, wurde auch den dortigen Geschäften der Mittenwalder Häuser ein Ende gemacht. Sie theilten das Schicksal Venedigs. Damals — es war bald nach der Erstürmung der hart bei Mittenwald gelegenen Grenzfestungen Scharnitz und Leutasch durch die Franzosen — fing es auf einmal in einem der vom Unglück betroffenen Handlungshäuser zu rumoren und zu spuken an. Was ich hier erzähle, habe ich von Augenzeugen dieses Spukes, ernsten und verständigen Leuten, gar oft gehört. Der Spuk begann in des Kaufmanns Magazine, in welchem ein großes Lager von Messing-, Kupfer-, Blech- und Eisenwaaren und viele andere Artikel aufgespeichert waren. Zuerst entstand ein höllischer Lärm, daß man glaubte, alles gehe darunter und darüber. Die Thüren sprangen auf und die Kessel und Waaren stürzten von unsichtbarer Hand geschleudert über die Treppen herab, hinaus zur Hausthüre und hinein in den vorüberfließenden Bach. Dieses wiederholte sich mehrmals, manchmal in Gegenwart vieler Leute. Kamen die Mägde Morgens in den Stall, um die Kühe zu melken, so fanden sie dieselben bekränzt und ihre Euter ausgemolken, daß die Milch auf dem Boden herumfloß. Den Kindern des Kaufmanns wurden geweihte Medaillen und Rosenkränze angehängt oder in die Taschen gelegt. Der Spukgeist nahm sie ihnen und warf sie in Gegenwart der Leute wie spielend in die Höhe. Bald fing er sie, bald schleuderte er sie wieder mit unsichtbarer Hand an die Zimmerdecke. Ein unerschrockener Mann setzte sich in einer Nacht im Zimmer,

Digitized by Google

das vor allen andern vom Spuke heimgesucht war, mit den Waffen in der Hand in einen Lehnsessel, um bei heller Beleuchtung auf den Spukgeist zu warten. Er kam auch wirklich, jedoch nicht sichtbar, aber sehr fühlbar für den Mann. Auf einmal kam der Sessel, in welchem er saß, in so rasende Kreisbewegung, daß dem Mann Sehen und Hören verging. Alle Benediktionen, die gegen diesen Spuk in Anwendung gebracht wurden, halfen nichts. Er dauerte über Jahr und Tag und war der Schrecken nicht bloß der Hausbewohner, sondern mehr oder weniger auch der Nachbarn und anderer Leute, die Zeugen desselben waren. Endlich verstummte er, man sagt, nachdem die Nachricht von dem Tode eines gewissen französischen Officiers in Mittenwald angelangt war. Derselbe lag während der Belagerung der Tiroler Päße beim Kaufmann im Quartiere und stellte an die schöne und liebenswürdige Gattin desselben die schändlichsten Zumuthungen, die mit Entrüstung zurückgewiesen wurden. Unter heftigen Drohungen verließ der Officier das Haus. Ob dies wahr ist, weiß ich nicht; der Spuk selbst aber ist eine Thatsache, die sich nicht abläugnen läßt.

2. Die Geigenmacher [1]).

Wie wir gesehen, waren die guten Zeiten für Mittenwald und die Rottstraße mit dem 17. Jahrhunderte im Ablaufe begriffen. Der Zug der Handelsgüter schlug theilweise einen andern Weg ein, und der Botzner Markt wurde wieder verlegt. Ein guter Theil der bisherigen Erwerbsquellen versiegte; die göttliche Vorsehung hatte aber unterdessen schon einen Ersatz dafür vorbereitet.

Am 11. Juni 1653 wurde Matthäus Klotz zu Mittenwald geboren. Er war der älteste Sohn des Urban Klotz (geb. 16. Mai 1627) und seiner Hausfrau Sophia. Die Brüder des Matthäus hießen Andreas (geb. 13. December 1662), Johann (geb. 21. Juni 1664) und Augustin (geb. 26. August 1668). Taufpathe dieser 4 Knaben war der Gegenschreiber Mader. In den Taufbüchern dieses Jahrhunderts erscheinen auch Vitus und Johann Klotz, beide Brüder des Urban Klotz, ersterer geboren 1623, letzterer im Jahre 1625. In derselben Zeit kommen auch Abraham und Georg Klotz vor, jener geboren am 21. Februar 1619,

[1]) Vgl. Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, Jahrgang 1873, S. 585.

Digitized by Google

dieser im Jahre 1623. In der zweiten Hälfte führen die Taufbücher den Mathias Klotz (geb. am 21. September 1674) und seine Brüder Balthasar und Benedikt auf. Sie waren die Söhne des Martin Klotz und seiner Hausfrau Regina. Außer diesen erscheint nur noch Georg Klotz, von dem wir später hören werden.

Urban Klotz bestimmte seinen Sohn Matthäus Klotz — ich folge hier überall der Klotz'schen Familien-Tradition — zu einem Geigenmacher, einen andern Sohn gab er auf die Alm zu einem Hirten; denn der Mann lebte in dürftigen Verhältnissen. Wie er dazu gekommen, seinen ältesten Sohn zu einem Geigenmacher zu machen, ist leicht erklärlich. Im 16. und 17. Jahrhundert stand die Kunst des Geigenmachens in Wälschland in der höchsten Blüthe. In Brescia, Cremona, Treviso, Mantua, Verona, Padua, Venedig, Florenz, Rom und Neapel lebten weltberühmte Meister, die viele Schüler unterrichteten. Die Kunde von ihnen drang in alle Lande. Auch Mittenwald hörte von ihnen; denn es stand ja mit Wälschland vielfach in Verbindung. Zudem lebte ja ein anderer berühmter Geigenmacher fast unmittelbar in der Nähe Mittenwalds. Es war dies Jacob Stainer zu Absam. Die Leute kannten und sahen ihn, wie er im Gleirschthale und in den andern Thälern der baierischen Alpen, wo die Wasser der Isar zusammenrinnen, und an den Sonnenbergen umherschweifte und nach Resonanzholz und Haselfichten für seine Geigen spähte. Bald zog er einen Hammer aus seiner Tasche, um damit an einen Stamm zu schlagen und sein Tönen zu behorchen, bald blieb er stehen bei alten Stämmen, deren Wipfel und Äste im Absterben waren, dann hinwider besah er sich die gefällten Stämme und ihre Schnittflächen und Jahre. Wurden gefällte Stämme, wie so häufig geschieht, von ihren hohen Standorten über jähe Berghänge in's Thal hinabgerollt, so saß er seitwärts auf einem Felsblock und lauschte der Töne, die sie im Stürzen von sich gaben. Diejenigen Stücke, die ein besonders auffallendes Singen hören ließen, wählte er zu seinem Geschäfte aus. All dieses erweckte in Urban Klotz den Gedanken, seinen Matthäus auch einen Geigenmacher werden zu lassen. Es ließ ihn nicht mehr ruhen. Er entdeckte seine Absicht einem Nachbar, einem Rottfuhrmann. Dieser erbot sich, den Knaben mit nach Wälschland zu nehmen und bei einem dortigen Meister in die Lehre zu bringen.

Digitized by Google

Urban Klotz ging bereitwilligst auf dieses Anerbieten ein und gab den 10jährigen Knaben im Jahre 1663 dem Fuhrmann, der ihn in die Fremde führte und durch seine Verbindungen mit Kaufleuten und Standesgenossen in die Werkstätte des Nicolo Amati in Cremona brachte.

Der Knabe hatte harte Tage; denn das Heimweh ergriff ihn gewaltiglich, doch war sein Meister ein menschenfreundlicher, gutmüthiger Mann, der an dem gescheidten, aufmerksamen Knaben bald Gefallen fand. Die gute Behandlung, die Klotz bei dem Meister fand, stillte nach und nach die Sehnsucht nach der Heimath. Mit Liebe und Eifer ergab er sich der Kunst, und nur wenige Jahre, so war er einer der besten Schüler Amati's, bei dem um jene Zeit auch Pietro Andrea Guarneri und Anton Straduarius in der Lehre standen. Der Vorzug, den Nicolo Amati unserm Landsmanne einräumte, erweckte die Eifersucht der Wälschen. Es kam zu allerlei Reibungen zwischen ihnen und Klotz und zuletzt zu solchen Thätlichkeiten, daß sie ihn mit den Waffen anfielen. Aber Klotz erwehrte sich ihrer mit deutscher Kraft; eine leichte Verwundung und ein Schuß durch seinen Hut war alles, was sie ihm anthun konnten. Im Hause des Meisters fand er Zuflucht vor den erbitterten Gegnern und ein sicheres Versteck. Aber seines Bleibens war in Cremona nicht mehr. Der Meister war ihm zur Flucht behülflich. Also floh er aus der liebgewonnenen Stadt. Flüchtig irrte er in Wälschland umher. Die Noth zwang ihn, sich auf einige Zeit als Landsknecht anwerben zu lassen. Das dauerte aber nicht lange; er griff zum Wanderstabe und besuchte die Städte, wo Meister seines Faches arbeiteten. Hier fand er Beschäftigung; er benutzte dieselbe zu seiner weitern Ausbildung. Endlich kehrte er nach 20jähriger Abwesenheit als vollkommen ausgebildeter Meister, ausgerüstet mit reichen Kenntnissen und Erfahrungen und versehen mit den besten Modellen und Zeichnungen von Geigen, Cello's und andern Instrumenten, in die Heimath zurück.

Ich muß hier den Bericht über Matthäus Klotz unterbrechen und die Angaben berichtigen, die von verschiedenen Schriftstellern über denselben und Aegid Klotz gemacht werden. Einmal heißt es, Aegid Klotz sei ein Schüler Stainers in Absam gewesen und habe auch seinen Sohn Matthäus im Geigenmachen unterrichtet. Dieser habe dann später 20 Jahre lang als Geigenmacher in Italien gelebt. Von hier sei er zurückgekehrt

Digitized by Google

mit dem Entschlusse, Mittenwald zu einem zweiten Cremona zu machen. Nach Andern z. B. Villaume und dem Essai sur l'histoire du violon war Aegid Klotz ein Schüler Stainers, in dessen Werkstätte er, nachdem der Meister in die Nacht des Wahnsinns versunken, lange gearbeitet. Ich aber sage, es giebt keinen Aegid Klotz während des 17. Jahrhunderts, der ein Schüler Stainers und Vater des Matthäus Klotz gewesen. Ich habe oben alle Mitglieder der Familie Klotz aufgeführt, die in den Taufbüchern des 17. Jahrhunderts vorkommen. Ein Aegid Klotz ist nicht darunter; dieser gehört dem 18. Jahrhundert an und war allerdings einer der tüchtigsten Geigenmacher, die aus der Familie Klotz hervorgegangen. Wieder Andere machen auch den Matthäus Klotz zu einem Schüler Stainers. Dies ist eine willkürliche Annahme, die wahrscheinlich dadurch entstanden, daß Steiner wie Klotz nach italienischen Mustern arbeiteten. Mit einem Worte: Matthäus Klotz ist der Sohn des Urban Klotz und der eigentliche Gründer der Mittenwalder Industrie. Aegid lebte fast 100 Jahre später. Auch die Familien-Tradition widerspricht der Annahme, daß Matthäus ein Schüler Stainers gewesen. Zu Absam habe derselbe nicht gelernt, sondern bei Amati in Cremona.

Klotz kehrte mit dem Vorsatze nach Mittenwald zurück, hier nach dem Beispiele der italienischen Meister einen Kreis von Schülern um sich zu versammeln und wie jene eine Geigenmacherschule zu gründen. Ehe er zum Werke schritt, begab er sich eines Tages in die St. Nikolauskirche. Sie liegt unmittelbar vor dem Markte, ein alter gothischer Bau, aber ziemlich einfach, ja kunstlos und roh gehalten. Sie ist geweiht zu Ehren St. Nikolaus und St. Katharina. Hier flehte er für sein Unternehmen um den Segen und Schutz des Himmels und um die Fürbitte der Kirchenpatrone. Sein Gebet wurde erhört, und die Saat, die er damals ausgestreut, sie trug sofort ihre Frucht, und trägt sie nach 200 Jahren auch heute noch in kaum geahnter Weise und mehr als tausendfältig. Nach verrichtetem Gebete und um diesen feierlichen Augenblick festzuhalten, schnitt er an der Rückseite des freistehenden Hochaltars gleichsam als ein Votiv seinen Namen ein. Die hübsche Schrift ist noch gut erhalten und lautet: „Matthäus Klotz Geigenmacher im 20. Jahr 1683."

Klotz stand jetzt im 30. Lebensjahre und in der Vollkraft des

Digitized by Google

männlichen Unternehmungsgeistes. Voll Zuversicht legte er die Hand an's Werk. Er warb Schüler, zuerst unter seiner Verwandtschaft, dann auch unter seinen übrigen Mitbürgern. Er erzählte ihnen, in welchem Flor und in welchem Ansehen das Geigenmachen in Wälschland stand und welchen Vortheil es brachte. Er zeigte hin auf das nahe Absam und auf Stainer, dessen Geigen von allen Tonkünstlern und selbst in den höchsten Kreisen gesucht und theuer bezahlt wurden. Er fand aufmerksame und willige Hörer. Auch der Umstand, daß durch die Verlegung des Botzner Marktes viele Hände arbeitslos geworden, begünstigte sein Unternehmen und führte ihm Schüler zu. So wurde aus dem alten Marktflecken mitten im Hochgebirge innerhalb eines Menschenalters ein deutsches Cremona, freilich ein Cremona ohne Torrazzo, ohne Kathedralen im lombardischen Stile und ohne Marmorpaläste, aber in der Fabrikation der besten Geigen bald so berühmt wie jenes stolze Cremona am Po. Ja vor diesem hatte es sogar den Vorzug, daß es in seiner unmittelbaren Nähe in den weiten Revieren das vortrefflichste Material bot, ganz geeignet als Resonanzholz. Auch für die Böden und Zargen der Geigen fand sich schön geflammtes Ahornholz in reicher Fülle. Wie Stainer schweiften auch Klotz und seine Nachfolger in den Wäldern und namentlich an den Sonnenbergen umher, mit Beilen an die Stämme schlagend und auf ihr Tönen horchend. Auch sie lauschten auf die stürzenden Stämme und ihr Singen, wenn sie von den Berghöhen herabrollten. Mit kundigem Auge betrachteten sie die Jahre und Schnittflächen der gefällten Tannen und Fichten, um die geeigneten für ihren Bedarf auszuwählen.

Einige Schriftsteller behaupten, Klotz sei im ledigen Stande gestorben. Ich glaube aber, dem sei nicht also. Denn am 31. März 1687 gebar ihm seine Hausfrau Maria einen Sohn, Namens Georg, der von N. Jais aus der Taufe gehoben wurde. Zu jener Zeit lebte kein mannbares Mitglied der Familie Klotz, das den Namen Matthäus getragen. Unser Meister war damals der einzige, der also hieß.

Die fertigen Waaren wurden jedoch damals nicht wie später durch Fuhrleute und auf Schiffen über den Ocean in fremde Welttheile versendet, nein, meistens waren es die Verfertiger selbst, die ihre Instrumente in Butten hausieren trugen und dabei nicht sonderlich weit kamen. Das

Digitized by Google

anstoßende Baiernland, Tirol und die Schweiz, manchmal auch die Messen zu Frankfurt und Leipzig waren der Markt, auf dem sie den Inhalt ihrer Butten absetzten. Die Klöster des sogenannten Pfaffenwinkels, der die Grafschaft Werdenfels umgiebt, waren es in erster Linie, die von den Geigenmachern aufgesucht wurden. Denn bei denselben fand die Musik freundliche Pflege und fanden die Meister, wenn sie mit ihren Waaren kamen, jeder Zeit gute Aufnahme und reichlichen Absatz. Zuerst gingen sie auf Ettal los und auf das nahe Raitenbuch. Ersteres hatte immer musikkundige Mönche, und für sein Kollegium Nobilium hielt es einen eigenen Musikmeister, der die jungen adelichen Herrn in Musica unterrichtete. Die großen Abteien und Propsteien Steingaden, Wessobrunn, Pollingen, Benediktbeuern und Schlehdorf wurden auch fleißig aufgesucht, und von da gingen sie weiter in's Baierische Unterland, wo sie in reichen Klöstern und Hochstiften stets willkommene Gäste waren und gute und splendide Käufer fanden. Wohl wanderten sie auch in's „Reich" hinaus, nach Augsburg und Nürnberg und selbst bis Frankfurt. In Augsburg hatten die reichen Fugger eine auserlesene Instrumentensammlung angelegt; in derselben fanden auch die Mittenwalder Geigen einen wohlverdienten Platz. Auch in den Schlössern des Adels und in den fürstlichen Residenzen klopften unsere Meister an, meistens mit gutem Erfolg. Die Mittenwalder Geigenmacher mit ihren Butten, die auf ihrer Außenseite gewöhnlich das Bild einer Geige, manchmal auch eines Heiligen zeigten, wurden im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts bald eine gewöhnliche Erscheinung auf den Heerstraßen und andern Verkehrswegen. Sie wurden allenthalben gerne gesehen; denn sie verstanden es, die Geigen, die sie machten, auch meisterlich zu handhaben und zu spielen. Dadurch brachten sie manches Stück auch bei Solchen an den Mann, die Anfangs gar nicht gewillt waren, ihnen etwas abzukaufen. Und was die Kunst oft nicht zu Wege brachte — ein gutes Geschäft — das bewirkte nicht selten ihr natürlicher Witz und ihr munteres und lustiges Wesen.

In der Klotz'schen Familie blieb die Kunst des Geigenmachens ein Erbstück bis in die neuere Zeit. Außer Matthäus waren es namentlich Karl, Sebastian, Ferdinand, Michael, Ägidius, Georg und Joseph, die die Arbeit erst recht in Schwung brachten und immer zahlreiche

Digitized by Google

Schüler unterrichteten. Sie hießen vorzugsweise die Laut- oder Lautenmacher. Als solche und als Geigenmacher erscheinen sie auch auf den Etiquetten, die sie in die Böden der von ihnen verfertigten Geigen leimten. Den Zunamen „Lautmacher" führten sie bis in die jüngste Zeit; vor etlichen Jahren ist ihre Linie ausgestorben, dieser Zuname unterschied sie von den übrigen Klotz'schen Linien und gab ihnen unter denselben einen gewissen Vorrang. Mit Mathias und Joseph Klotz, die beide im ledigen Stande verschieden, erlosch die Klotz'sche Linie der Lautmacher. Ihr Vater hieß Joseph Klotz und war ein sehr tüchtiger Geigenmacher. Er arbeitete aber in der Woche höchstens 3 Tage; die übrige Zeit verwendete er auf die Jagd und Fischerei; und doch hatte er guten Erwerb; denn seine Geigen wurden ihm sehr gut bezahlt. Von andern Familien, die geschickte Geigenmacher hervorbrachten, nenne ich nur die Namen Knilling, Hornsteiner, Neuner, Lipp, Jais, Krinner, Vogel, Simon, Freiseisen und Schandel. Die Mittenwalder begnügten sich aber nicht, ihre Kunst nur in der eigenen Heimath zu treiben; sie verpflanzten dieselbe auch nach auswärts. In Wien, Berlin und München und in andern deutschen Städten sitzen Mittenwalder als die renommirtesten Geigenmacher, z. B. Anton Kiendl in Wien, Georg Tiefenbrunner in München, Ludwig Neuner in Berlin. Und selbst jenseits des Oceans — in Nordamerika — verbreiteten sie ihre Kunst und sendeten sie ihre Meister. Also ist Mittenwald für ganze Welttheile eine Pflanzstätte deutschen Fleißes und deutscher Kunst geworden.

Im 17. und 18. Jahrhundert geschah der Absatz der Instrumente gewöhnlich auf dem Wege des Hausirhandels. Aber schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts fingen einige Familien an, ihr Geschäft auf weitere Kreise und in's Ausland auszudehnen. Es waren aber nur die ersten schwachen Versuche, den Geschäftsbetrieb zu erweitern. Namentlich waren es Johann Neuner und Mathias Neuner, die zuerst größere Geschäftsreisen antraten, z. B. nach London und in's Innere von Rußland. Das Glück wollte ihnen anfangs nicht lächeln, und es kam vor, daß Mathias Neuner von einer mühevollen Reise nach Rußland einmal einen einzigen Dukaten nach Hause brachte. Dem Beispiele Neuners folgten Johann Baader, und diesem seine Söhne Johann und Andreas. Letzterer ist es, der durch wiederholte Reisen nach Nord- und

Digitized by Google

Südamerika der Mittenwalder Industrie die dortigen Märkte in der ausgiebigsten Weise eröffnete. Er war geistig und körperlich immerhin eine interessante Erscheinung, aber bei aller Richtung auf praktische Zwecke und bei unermüdlicher Strebsamkeit doch vielfach ein halber Idealist, der stark zur Romantik hinneigte. Nach seinen großen Reisen in Amerika und Europa sah man ihn oft wochenlang durch die unwegsamsten Gebirge schweifen. Wie einst Jacob Stainer mit dem Hammer in der Hand in Wald und Berg herumzog, an die Bäume klopfte und ihr Tönen behorchte, so streifte Andreas Baader mit Hammer und Eisen durch die einsamsten Gebirgsthäler, aber nicht um an die Bäume zu klopfen, sondern an den Felsen zu schürfen und den Born edler Metalle aufzuschließen und flüssig zu machen. Er entdeckte auch in der That mehrere reiche Erz- und Kohlenlager und war in den Baierischen und Tiroler Bergen eine bekannte, gerne gesehene Erscheinung; durch seinen noblen Charakter, sowie seine riesigen Körperformen erregte er die allgemeine Achtung und Aufmerksamkeit. Übrigens war er kein Günstling des Glückes. Er starb, ehe die von ihm entdeckten Erzlager aufgeschlossen wurden, und ruht in kühler Erde hoch oben im Bade Oberperfuß im Oberinnthale. Um sein Grab stehen die Gletscher und Wetterschroffen des Innthales, und unten, weit unten blitzen und rauschen herauf die gewaltigen Wogen des Innstromes. Ein solches Grab war der Wunsch seines Lebens.

Der Thätigkeit und dem Unternehmungsgeiste dieser Männer verdankt Mittenwald einen bis jetzt unerhörten Aufschwung seiner Industrie. Über den Ocean allein schwammen jährlich viele 1000 Geigen, Cello's, Bässe, Guitarren und Cithern. Das ganze Geschäft ist jetzt in den Händen der Verleger und wird von ihnen im großen Stile kaufmännisch betrieben. Die hausirenden Geigenmacher mit ihren Butten sind von den Landstraßen verschwunden, mit ihnen aber auch manche charakteristische Eigenthümlichkeit und der romantische Hauch, der diese wandernden Künstler und Spielleute umgab. Alles ist jetzt entsetzlich nüchtern und monoton geworden.

Ein Besuch in den Magazinen der Verleger ist in der That lohnend. Unzählige Musikinstrumente füllen die weiten Räume, ihrer Fortschaffung harrend, um wieder durch andere ersetzt zu werden. Ein Theil ist

Digitized by Google

lackirt, ein anderer in der weißen Naturfarbe aufgespeichert, ein dritter schon besaitet oder in Papiersäcke gehüllt, um sofort in großen Kisten verpackt zu werden, ein vierter hat nur seinen Rumpf und wartet noch der Hälse und Griffblätter. Man findet in diesen Magazinen Instrumente der ältesten Bauart bis herab zu den modernsten Formen, namentlich der Cithern. Auch die alten Meister sind dabei mit werthvollen Stücken vertreten. Das Auge überblickt hier gleich die ganze Geschichte der Geigenmacherkunst. Die Verleger verstehen es, den verschiedenen Völkern ihren Geschmack abzulauschen, Zeichnungen und Masern im Holze auszuwählen, die der Engländer und der Yankee liebt, und die kleinen Anforderungen zu befriedigen, die der Ostindier an das Aussehen einer wohlfeilen Geige stellt.

Das Resonanz- und Ahornholz muß jetzt von den Verlegern mit großen Kosten aus weiter Ferne herbeigeschafft werden, ersteres aus dem Urwalde des Graswangs hinter Ettal, das andere aus der Gegend von Lenggries, Miesbach oder noch weiter her. Es sind dies ungeheure Sägstücke, meistens drei bis vier Schuhe im Durchmesser haltend. In den Fourniersägen werden sie zu Deckeln, Böden, Zargen und Hälsen geschnitten und diese den Geigenmachern erst dann zur Bearbeitung übergeben, wenn sie vollständig ausgetrocknet sind. Sie liegen oft 40—50 Jahre in den Holzmagazinen, ehe sie verarbeitet werden. An auswärtige Geigenmacher verkaufen die Verleger ihr Holz nie, oder nur in ganz seltenen Fällen. Also verlangt es der Geschäftsvortheil. Wird je etwas verkauft, so müssen horrende Preise dafür bezahlt werden. Bei der Auswahl des Holzes gehen die Verleger sehr vorsichtig zu Werke; da dürfen keine Äste, keine Windungen, keine Gallen sichtbar sein; die Schnittflächen und Jahre werden genau beobachtet. Alles muß fein, gerade und „geschlacht" sein.

Die Verleger kommen durch ihre Geigenmacher oft in große Verlegenheit. Diese halten es, wenn das Frühjahr kommt oder der Sommer, in ihren Stuben nicht mehr aus; sie verlassen ihre Hobel- und Schnitzbänke und ziehen in die Wälder und Berge, um hier anderer Arbeit nachzugehen, oder auf die ausgedehnten Bergwiesen, die sie einen guten Theil des Sommers „einmähen". Die Sonntage ausgenommen verweilen sie wenigstens 6 Wochen lang Tag und Nacht auf ihrem „Wiesmad",

Digitized by Google

wo sie in den Städeln und auf duftigem Heu ihr Nachtlager bereiten. So kommt es, daß die Vorräthe der Verleger oft ganz erschöpft, und manche Bestellungen gar nicht oder erst spät ausgeführt werden können. Die meisten kehren erst im Herbst zu ihrer alten Beschäftigung an der Hobelbank zurück.

Seit neuerer Zeit besteht zu Mittenwald auch eine Geigenmacherschule, die unter der Leitung eines geschickten Geigenmachers steht. In derselben erlernen die Jungen das Ganze ihres Erwerbszweiges vom Grund aus und kunstgerecht. Der frühere Vorstand dieser Schule war Johann Reiter, als Geigenmacher und Reparateur unter den deutschen Musikern allgemein bekannt.

3. Vermischtes [1]).

Die Seinsklamm. Eine halbe Stunde unterhalb Mittenwald zieht sich eine tiefe graufige Schlucht zwischen hohen Bergstöcken hin, die Seinsklamm genannt. Ein Wildbach braust hindurch. In dieselbe wurden alle eines unnatürlichen Todes verstorbene Menschen, oft auch Rosse und Ochsen, die von Seuchen hingerafft worden, manchmal sogar Wägen und andere Gegenstände hinabgeschleudert, um sie dem Orkus zu weihen. So z. B. wurde noch im Jahre 1734 die erhenkte Christina Schandlin durch den Abdecker dahin gebracht und hinabgestürzt.

Geweihtes Pfingstwasser. Am Vorabend des Pfingstfestes werden in der Kirche mehrere Kufen mit Wasser gefüllt. Dasselbe wird vom Priester geweiht, vom Volke in Fläschlein geschöpft und nach Hause getragen. Während der Pfingsttage besprengen die Leute im Namen der hl. Dreifaltigkeit ihre Äcker und Wiesen mit diesem Weihwasser, um sie vor Hagel und Mißwachs und anderm Schaden zu bewahren.

Das „Hexenlandl." Also wurde früher die Gegend von Partenkirchen und Garmisch vielfach genannt. Denn der Hexenprocesse in derselben gab es gerade nicht wenige. Schon in die Zeit von 1580—1583 fallen die ersten Anklagen gegen Hexen, Unholden und Zauberer, in das Jahr 1589 aber ein großer Hexenprozeß. Seit einigen Jahren nämlich hatte der Schauer die Bewohner vom Garmisch und Parthen-

[1]) Zum Theil nach Prechtl J. B., Chronik der Grafschaft Werdenfels.

Digitized by Google

kirchen hart mitgenommen. Es wurde den Leuten eingebildet, dieser Hagelschlag geschehe durch Zauberei. Demselben wurde auch die Krankheit einiger Personen beigemessen. Der Pfleger Hanns Paul Herwart von Hohenburg und die Richter, zum Einschreiten gegen die Unholden von den Gemeinden aufgefordert, ließen aber dieses bleiben. Sie sagten, sie würden schon nach Gebühr handeln, wenn ihnen einmal etwas angezeigt werde, das Grund habe. Unter den Kranken befand sich auch die Müllerin von Garmisch. Sie schickte deshalb nach Etringen in der Grafschaft Schwabeck zu einer Wahrsagerin, Els genannt. Diese ließ ihr zurücksagen, die Krankheit sei ihr angethan von bösen Leuten, sie (Els) werde ihr aber mit der Zeit helfen. Dieses glaubte die Müllerin und warf ihren Verdacht auf Els Schlampin, „ein seltsames Mensch von Ansehen." Zur nämlichen Zeit lebte zu Garmisch ein gewisser Mang Röselberger, ein leichtsinniger Mensch, der den ganzen Handel dadurch weitmäulig machte, daß er öffentlich erklärte, er könne alle Hexen und Zauberer also zusammenbringen, daß sie aus einer Schüssel essen müßten. Das ganze Land sei voll von solchen Leuten. Als der Pfleger den Röselberger wegen dieser Reden zum Amt diktirte, suchte dieser das Weite, mit der Erklärung, er wolle inzwischen seine Kunst erst recht erlernen, und werde dann bald wieder zu Lande sein. Nun ereignete es sich, daß ein neues Hagelwetter beide Gemeinden schädigte. Die Aufregung der Leute wurde immer größer, so daß der Richter endlich etliche Personen, die mit der Els Schlampin in Berührung gekommen, citiren und ihre Aussagen zu Papier bringen ließ. Diese waren jedoch nicht von der Art, daß ein unparteiischer Richter gegen die Schlampin peinlich einschreiten konnte. Der Pfleger Herwart schickte inzwischen einen Bericht über den Hergang der Sache an den Bischof von Freising, und dieser ließ ihm befehlen, gegen die Personen, so sich der Zauberei gebrauchen, nicht weiter zu prozediren, sie auch nicht gefänglich einzuziehen; doch solle er Nachforschung halten, ob ein stärkerer und besserer Verdacht möchte erfahren werden. Damit waren die Leute nicht zufrieden, so daß sich der Pfleger genöthigt sah, 2 als Unholden bezeichnete Weibspersonen von Parthenkirchen einzuziehen und zu verhören. Es stellte sich aber heraus, daß beide eines stillen Wesens seien und die Krankheit der älteren von Armuth herrühre. Das Volk wurde

Digitized by Google

jedoch immer von Neuem aufgehetzt, namentlich von der Müllerin von Garmisch. Alle Schuld wurde auf die Els Schlampin gewälzt. Diese blieb ziemlich unbehelligt, so lange Herwart an der Pflege war. Auch die Instruktionen, „die Unholde und Zauberer betreffend", die ihm vom geistlichen Rath zu Freising ertheilt wurden, lauteten sehr gemäßigt, so daß der aufgeklärte und menschenfreundliche Pfleger den Hetzern mit Erfolg widerstehen konnte. Unter seinem Nachfolger Kaspar Poyßl kam das anders. Unter seinem Vorsitze wurde der Hexenprozeß vom Jahre 1589 geführt. Zuerst wurde die Ursula Klöck von Obergrainau, dann die Els Schlampin und ihre Tochter Apollonia, nach diesen die Barbara Achrainerin, alle drei von Garmisch, und endlich die Margareth Gättingerin von Hamersbach eingezogen. Letztere erhängte sich aus Furcht vor dem peinlichen Verfahren, worauf ihr Leichnam vom Nachrichter verbrannt wurde. Nun wurden die 4 andern Weibspersonen noch strenger verwahrt und mit 12 neuen Ketten gefesselt. Nachdem sie vielmals auf die Folter gespannt worden, erfolgte am Schlusse des Jahres 1589 ihre Verurtheilung und am 5. Februar 1590 ihre Hinrichtung auf dem Scheiterhaufen. Bei derselben waren die Pröpste von Raitenbuch und Schlehdorf, die Pfarrer von Garmisch, Eschenlohe und Mittenwald, der Rath der drei Werdenfelsischen Untergerichte und eine unzählige Volksmenge anwesend. Ihre Asche wurde mit allem bei der Hinrichtung gebrauchten Geräthe „an einen sonderbaren Ort" gebracht. — Dieser Aberglaube an Unholden dauerte im „Hexenlandl" bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Beim Färber zu Garmisch bestand im Jahre 1730 sogar eine eigene heimliche Gesellschaft zur Vornahme von Teufelsbeschwörungen, und noch 1740 werden vier Hexen von Garmisch mit Namen angeführt. Auf dem Anzelsberg bei Partenkirchen wurde 1716 durch einen fahrenden Ritter eine großartige Geisterbeschwörung vorgenommen, wobei ein dortiger Weißgerber von dem Geisterseher um eine ziemliche Summe betrogen wurde.

Scheibentreiben, Kutteln und Dengeln. Manchmal begeben sich die jungen Bursche auf einen benachbarten Hügel, um dort Scheiben zu treiben. Das Verfahren dabei ist folgendes: Es werden mehrere kleine Scheiben von Buchenholz in Bereitschaft gehalten und in die Mitte derselben Löcher gebohrt. Auf dem Hügel wird dann Feuer

Digitized by Google

angeschürt. In dieses werden die Scheiben gelegt und so lange darin gelassen, bis sie glühend geworden und zu brennen anfangen. Nun steckt ein Bursche einen Stock durch das Loch der Scheibe und schleudert sie mit großer Gewandtheit den Berg hinab, mit den Worten: „Jetzt wollen wir einmal Scheiben treiben dem und dem und mit der und der.“ Dabei werden die Namen der Personen genannt, welchen Scheiben getrieben werden [1]). Gelächter und großer Lärm begleitet die Scheibe, bis sie nicht mehr sichtbar ist. Beamte, Geistliche, Ehemänner, Weiber und Mädchen sind gewöhnlich die Zielscheibe des Spottes und der Satzer. — Wenn in einer Familie Ehedissidien entstehen, wenn die Ehegatten sich zanken, raufen und schlagen, so ziehen die jungen Leute vor das Haus der Zwietracht, wo sie öffentlich das Nämliche nachäffen, was innerhalb der vier Wände geschieht. Dies nennt man das Kutteln; es ist schon oft von der besten Wirkung gewesen. — In der Hochzeitnacht begeben sich die jungen Bursche nach dem Hause des jungen Ehepaares. Hier machen sie mit Schreien, Poltern und Klopfen, was sie Dengeln nennen, unaufhörlichen Lärm, bis ihrem Ungestüme durch reichliche Abgabe von Bier oder Branntwein ein Ziel gesetzt wird.

Faschingsexcesse. Rumoren. Vor Alters war die Faschingsnarrheit noch viel ärger als jetzt. Sie steigerte sich manchmal bis zum frevelhaften Übermuthe. Darüber ein paar Beispiele: Als Brautpersonen gekleidete Paare drangen in die Kirche, in der sie die Trauungsceremonien nachäfften und andern Unfug trieben. — Im vorigen Jahrhundert liefen während der Fastnachtzeit zu Garmisch einige Vermummte herum, wovon einer als Bischof gekleidet war, auf dem Haupte eine Inful und in der Hand einen Bischofsstab trug, auf den er ein Bockshorn gesteckt. Er ertheilte wie ein Bischof die Benediktion an die Zuschauer, indem er das Kreuzzeichen über sie machte. Auch fragte er, ob keine Kinder zum Firmen da seien, er wolle sie firmen. Ein Anderer ging herum wie ein Pilger gekleidet, mit einem Kreuz auf dem Rücken, und verkündete einen Ablaß. „Wer das Kreuz küßt, erhält den Ablaß.“ Also rief er dem Volke zu. Ein Dritter war als Pfarrer gekleidet; in der Hand hielt er eine deutsche Bibel, die er den Leuten auslegte. —

[1]) Vgl. Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, Jahrgang 1873, S. 522.

Digitized by Google

Am Aschermittwoche wurden von den Burschen die auf der Straße gehenden Mädchen aufgefangen und genöthigt, Blöcke und Bretter, wo solche zu finden waren, zum Wirthshause zu schleppen, in dem die Faschingsgesellschaft weilte. Hier wurde das Holz, wenn es die Eigenthümer nicht auslösten, versteigert und der Preis verzecht. Im Jahre 1605 reiste am Aschermittwoch ein vornehmer und stattlicher Herr mit 6 Kutschen und 2 reisigen Pferden durch Parthenkirchen. Hier verlegten ihm die jungen Bursche den Weg, so lange, bis er ihnen einen Gulden bezahlte. Als dieses geschehen, sah er mit Verwunderung dem Schauspiele zu, das die Mädchen und Dirnen mit dem Herbeischleppen von Brettern, Blöcken und selbst von großen Floßbäumen und Sägstücken boten. — Die alte Gewohnheit der Bursche, in der Nacht herumzuschwärmen, zu rumoren, die Leute zu bedrohen, ihnen die Fenster einzuwerfen, mit Trommeln und Pfeifen herumzuziehen, nach den Vorübergehenden mit Holzscheiten zu werfen, sich gegenseitig an dunklen Stellen der Straße aufzupassen und durch Klatschen der Hände das Zeichen zu geben, wann über die herankommenden Personen hergefallen werden soll, ist zwar noch nicht ganz verschwunden, doch tritt sie nicht mehr so gefährlich auf wie in den alten Zeiten.

Klausner oder Eremiten gab es in der Grafschaft zu allen Zeiten. Ich weiß sie selbst noch als kleiner Knabe und erschrak oft nicht wenig, wenn der Klausner zu Mittenwald in seinem langen grauen Barte und in seiner braunen Kutte vom Berge herabstieg und in den Markt kam. Über seinen Schultern hing ein langer Sack, in den er die bei den Leuten gesammelten Lebensmittel steckte. Uns Kindern aber wurde gesagt, es seien unfolgsame Kinder darin, die er fortschleppe und den Bären und Wölfen des Waldes zu fressen gebe. Daher die lebhafte Erinnerung an den Klausner. Er hatte das Privilegium zu terminiren, d. h. in einem gewissen Bezirke freiwillige Gaben an Lebensmitteln zu seinem Unterhalte einzusammeln. Manchmal hatten die Klausner sogar ein fundirtes Einkommen, aber auch nur aus Naturalerzeugnissen bestehend. Die meisten Klausen waren jedoch unfundirt. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gab es deren im Bisthume Freising noch eine große Anzahl und der Klausner im Ganzen 77, die eine congregatio fratrum eremitarum bildeten. In Mittenwald

Digitized by Google

waren ihrer zwei. Der Hauptklausner auf dem Kalvarienberg bei dem Frauenkapellein hieß Bruno Noderer, der andere Mathias Feurer. Dieser war ein alter Soldat, der in Wälschland gedient und im Jahre 1750 die Erlaubniß erhielt, am Fuße des Wettersteins und am Ufer des Lautersees aus Brettern eine Klause zu bauen, „in der er unbeschadet der Privilegien des Klausners beim Frauenkapellein seine übrigen Lebenstage in Ruhe und Andacht verzehren mag." Auch soll seine Klause ohne Präjudiz der Marktskammer und der Bürgerschaft bestehen und nach seinem Tode wieder abgerissen werden. — Die Klausner, auch Einsiedler genannt, hatten ihre Zellen meistens auf Bergen, in Wäldern oder andern einsamen Orten, die für ein beschauliches, der Andacht geweihtes Leben günstig gelegen waren. Häufig versahen sie in kleinen Gotteshäusern und Kapellen Sakristandienste, hie und da auch Schulmeistersdienste bei den Kindern der in ihrer Nähe befindlichen kleinen Dörfer und Weiler. Sie waren die Lieblinge des gemeinen Volkes, dem sie in allen Nöthen der Seele und des Leibes Beistand leisteten, und nicht selten sehr heilkundige Leute, die die Kraft aller Pflanzen kannten, die in den Bergen, Wäldern und Wiesen vorkamen.

Kirchenzucht wurde vom Bischof und geistlichen Rath zu Freising strenge geübt. Wer sich in der Grafschaft nicht zur rechten Zeit zur österlichen Beicht und Kommunion eingestellt, wurde gestraft, die Vermöglichen mit einem Thaler, die Armen mit Gefängniß, diejenigen aber, die gar nicht gebeichtet, mit 2 oder 3 Thalern oder entsprechender Gefängniß. Das geschah z. B. auch im Jahre 1612. — Im Jahre 1687 wurde dem Bischofe zur Anzeige gebracht, „daß Richter und Rathsverwandte zu Mittenwald in Frequentirung des Gottesdienstes und der Predigt an heiligen Zeiten und Festtagen sich hinlässig erzeigen, was dem gemeinen Manne zum Ärgerniß, sub officio divino (unter'm Gottesdienst) Expeditionssachen vornehmen, den Rath an heiligen Zeiten besuchen, schlechtes Exempel geben, dem parocho loci (Ortspfarrer) dadurch das Opfer entziehen" u. s. w. Darauf kam ein scharfes Mandat, sie sollen das bleiben lassen, fleißig in die Kirche gehen und gutes Beispiel geben. — Im Jahre 1733 wurden in der Grafschaft mehrere Missionen gehalten. Die Missionäre erhielten den Auftrag, auf ketzerische Ansichten der Leute, auf ketzerische Bücher und insbesonders auf die

Digitized by Google

Werdenfelser, speciell die Mittenwalder aufzupassen, die in lutherischen und katholischen Landen auswärts handeln und arbeiten. Die Missionäre berichteten, es sei nichts Ketzerisches, auch kein einziges ketzerisches Buch befunden worden. Doch bemerkten sie, daß in Mittenwald die Tänze bis spät in die Nacht hinein gehalten würden. — In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bringt der Pfarrer zu Garmisch zur Anzeige, daß die erwachsenen Personen der Christenlehre nicht beiwohnen, schlechte Kinderzucht halten, während der Fastnachtzeit ärgerlichen Muthwillen treiben, dann daß der Schulmeister, wenn er die Unarten und den Unfleiß der Kinder straft, von den Eltern geschmäht und Nachts mit Schlägen und Scheiterwerfen bedroht wird, und daß namentlich die ledigen Leute zum üblichen Fastenexamen nicht in den Pfarrhof kommen und dennoch ohne die gewöhnliche Licenz zur österlichen Kommunion gehen. Auf diese Anzeige hin erhält das Pflegamt Werdenfels vom geistlichen Rath in Freising den gemessensten Befehl, die Beschwerden des Pfarrers abzustellen, die Leute von 16 bis 40 Jahren unter Strafandrohung anzuhalten, daß sie der Christenlehre beiwohnen, und insbesonders den Eltern aufzutragen, daß sie ihre Kinder fleißig in die Schule schicken und von den Wirthshäusern und Tänzen ferne halten sollen.

Brodspenden. Es war ein alter löblicher Gebrauch, zu verschiedenen Zeiten des Jahres in den Kirchen zu Mittenwald, Parthenkirchen und Garmisch Brodspenden an die Ortsarmen zu vertheilen. Es waren dazu auswärtige Stiftungen vorhanden. Dieses hat jetzt auch aufgehört.

Winkelehen und Sociales. Im Jahre 1575 klagen Richter und Rath zu Garmisch dem Bischof Ernst zu Freising, daß ihre eigenen Kinder und junge Personen heimlicher Weise, ohne Wissen und Willen der Eltern und ehe sie ihre vogtbaren Jahre erreicht (volljährig geworden), Winkelehen eingehen und sich verheirathen, dann daß auch auswärtige fremde Personen ohne alles Vermögen im Gerichte zu Garmisch mit Heirathen sich einlassen, eine Zeit lang ohne besondern Erwerb sich darin aufhalten und nur des „Rausch" in den Gebirgen sich behelfen [1]),

[1]) Dieser Ausdruck bedeutet, wie aus dem Zusammenhange hervorzugehen scheint, unbefugtes Holzhauen, Einfall in die Wälder.

Digitized by Google

keine Ordnung halten, das Gehölz ihres Gefallens zusammenschlagen, dasselbe erödigen und dadurch auch den Trieb und Blumenbesuch (die Weide) verderben. Wenn sie dann in Armuth kommen und sich nicht mehr erhalten können, ziehen sie aus der Grafschaft, der sie Weib und Kinder, Vater und Mutter zurücklassen und zur Unterhaltung aufbürden. Weiter klagen Richter und Rath, es sei schon öfter vorgekommen, daß die Arbeiter und Taglöhner zur Sommerszeit, wo man ihrer zu den täglichen Arbeiten am meisten bedürftig, muthwilliger Weise aus dem Gerichte gehen, an andern Orten Arbeit suchen, Weib und Kinder zurücklassen und im Winter, wann sie anderer Orten keine Arbeit mehr bekommen, sich wieder anheim begeben. Durch Verordnung vom 15. December 1575 befahl der Bischof die Abstellung dieser Mißstände. Kinder, die sich ohne den Willen ihrer Eltern verheirathen, sollen ihr väterliches und mütterliches Erbgut verwirkt haben. Fremde sollen im Gerichte zu Garmisch nicht aufgenommen werden, sie bringen dann einen Abschiedsbrief ihrer frühern Obrigkeit und gute Leumundzeugnisse bei. Auch sollen sie sich verpflichten, wie die Andern alle Steuern, Anlagen und Lasten zu tragen und bei ihrer Aufnahme je nach Vermögen 4 bis 10 fl. an Richter und Rath zur Bestreitung der Gemeindeausgaben zu erlegen. Den Arbeitern, die zu einer Zeit ausziehen, wo sie in der eigenen Heimath Arbeit haben können, sollen Weib und Kinder nachgeschickt werden und die Rückkehr verschlossen bleiben, es sei denn, daß sie mit Wissen und Willen der Gerichtsgeschworenen ausziehen.

Aus Parthenkirchen. Um das Jahr 1330 diente der aus Parthenkirchen gebürtige Konrad Weiß als Fuhrknecht bei einem Fuhrmanne zu Mittenwald. Einstens ritt er ein Pferd in die Schwemme. Als dasselbe mit dem Hufe an einen harten Gegenstand stieß und stolperte, untersuchte Weiß das Wasser und fand eine große mit Geld angefüllte Truhe. Er verließ seinen Dienst und beschloß, das Geld zur Ehre Gottes anzuwenden. In seiner Heimath Parthenkirchen kaufte er das ganze Leitenfeld, und mit demselben stiftete und dotirte er das dortige hl. Geistbeneficium. — Beim Herannahen des Frühjahres, zur österlichen Zeit und bei andern Gelegenheiten wurde auf die Berge gezogen, wurden Bergfeuer angezündet, Tänze gehalten und allerlei Dinge

Digitized by Google

getrieben, die an heidnische Gebräuche und Vorstellungen erinnerten. Als aber im Jahre 1741 im Markte eine verheerende Seuche ausbrach, die Hunderte von Einwohnern hinwegraffte, stellte man als eine Art Gelübde die bisherigen Bergfeuer und den Unfug ab, der dabei getrieben wurde.

Aus den Weisthümern der Grafschaft Werdenfels. Alle Jahre haben 72 Mann, das eine Mal am St. Veitstag, das andere Mal drei Tage vor Martini, auf der Schranne zu Garmisch zusammen zu kommen, um Recht zu sprechen Armen und Reichen. — Am Wamberg und Hausberg darf raumen und reuten, wer will, doch hat er vom Raume (Gereut) den Zehent zu geben — Am Kramer (Berg) darf Jedermann jagen Gemsen, Hasen, Hühner, Bären, Schweine und Eichhörner, Rothwild und rothes Federspiel (Haselhühner ꝛc.) ausgenommen. — Wer in der Grafschaft sitzt, kann nur wegen Mord, Diebstahl oder Ketzerei eingezogen werden. — Wer Jemanden gerichtlich einziehen läßt, muß hiefür 10 Pfund Münchener Pfenninge verpfänden. — Richter und Amtmann werden von den Werdenfelsern erwählt, vom Pfleger bestätigt. — Wer zum öffentlichen Gerichte nicht kommt, ist der Herrschaft mit 72 Pfenningen verfallen. Niemand darf mit eigener Person mehr als 2 Lehen vertreten. — Wer sich außerhalb der 4 Reichswälder aufhält, verliert sein Erbtheil nicht sein Leben lang. Wer innerhalb derselben ist, dem soll 10 Jahre und 1 Tag zugesehen werden. — Über den Wildbann ist ein Waidlehner gesetzt, dem von den Einwohnern die Marderbälge einzuliefern sind, weil der Marder gehört in den rechten Wildbann. Zur Zeit der Falkenjagd soll der Waidmann Kost erhalten vom Hofe. — Die drei Schwaigen zu Grainau sind vom Erscheinen auf dem Grafending (den Gerichtstagen der Grafschaft) befreit, haben aber dafür die Sitzbänke herzurichten. — Die Strafen sind: für einen Mord Einziehung des Gutes und Verwirkung des Lebens, für eine Verwundung mit scharfer Waffe 5 Pfund Münchener und 50 Pfenninge, für eine Lähmung ebensoviel u. s. w. — Gestohlene Sachen darf der Eigenthümer in der Grafschaft selbst suchen und an sich ziehen, ohne dem Richter etwas schuldig zu sein.

Die Trift. Das Mittenwalder Revier ist sehr ausgedehnt und zum großen Theil in enge und unwegsame Gebirgsthäler eingeklemmt,

Digitized by Google

durch die viele tiefe Klammen und reißende Wildbäche ziehen. Hier ist großer Holzreichthum, wegen Unzugänglichkeit der Berge aber kann er nicht anders ausgebeutet werden als durch Abflößen des Holzes mittels der Wildbäche. Es bestehen eigene Holzervereine, sogenannte Gespannschaften, die das Hauen und Triften (Abflößen) des Holzes übernehmen und denen ein „Bachmeister" vorsteht. Um das Holz von den steilen Waldbergen herabzubringen, bedienen sie sich der sogenannten Riesen (Reusen), die sie von den Spitzen der Berge an bis herab zur Thalsohle oder zu den Klammen anlegen. Dieselben bestehen aus 2 bis 3 neben einander gelegten Bäumen, die an den Seiten manchmal durch einen Rand eingefaßt werden. Auf diese Riesen werden die abgehauenen Baumstämme entweder in ihrer ganzen Länge oder in abgeschnittenen Blöcken und Prügeln gelegt. In gewaltigen Sprüngen oftmals sich überstürzend fliegt das Holz zu Thal oder in die Klammen, wo es von den Holzknechten aufgefangen und gewöhnlich zu Scheiten gehauen wird. Um sie an die Isar und auf dieser nach München zu flößen, werden die Klammen und Wildbäche geschwellt oder, wie man sagt, gespannt. Das Spannwasser wird durch eine aus starken Holzblöcken gebildete Schleuse zurückgehalten, und in dasselbe das gespaltene Holz geworfen. Sobald das Spannwasser die gehörige Höhe erreicht hat, wird die Schleuse geöffnet. Mit fürchterlichem Getöse, schäumend und brausend stürzen jetzt die über ihr Eindämmen erzürnten Wasser über die Schleuse und an den Klammen hinab und mit ihnen das Holz, das in dem rasenden Elemente oft die wunderlichsten Purzelbäume schlägt. So eilt das Holz aus den Bächen der Isar zu. Hier liegt eine Flottille von Flößen bereit, die die triftenden Holzer aufnehmen sollen. Ihre Zahl beträgt immer zwischen 300 und 400 Mann. Auf jedem Flosse befindet sich eine aus Brettern gezimmerte Hütte, etwa 40 Fuß lang. Im Innern derselben zieht durch ihre Mitte ein aus Steinen zusammengesetzter niederer Herd, an dem für jeden Trifter eine Vorrichtung zum Kochen der Speisen angebracht ist. Rechts und links vom Herde laufen die aus einer einzigen Bretterbühne bestehenden Lagerstätten der Trifter. Ihre Kissen sind Bretter oder Holzblöcke, über die ein Mantel oder eine Joppe ausgebreitet wird. Einzelne Vorrichtungen, um die Lebensmittel

Digitized by Google

und Kleider an die Wände zu hängen oder das durchnäßte Gewand über dem Herdfeuer zu trocknen, sind allenthalben angebracht.

Kaum graut der Morgen, da wird es in den Hütten lebendig. Den ganzen Herd entlang werden die Feuer angeschürt, aus den Waidsäcken der Mehlvorrath und die Schmalzkatteln geholt, das Mehl in hölzerne Schüsseln geschüttet und mittels Wasser zu Teig geschlagen. Die Pfannen stehen über dem Herd mit siedendem Schmalz gefüllt, in dieselben wird der Teig geschüttet, der in der Form von sogenannten Nocken gebacken wird — eine kräftige Kost, die für harte Arbeiten paßt, sehr nahrhaft und ausgiebig ist. Die Mahlzeit ist rasch beendet. Nun geht es an die Arbeit. Die vom Hüttenrauche geschwärzten Gestalten verlassen die Hütten. Ihr Kostüm ist das einfachste, das es giebt. Ein Hemd, eine kurze Hose, die die Knie und Füße freiläßt, ein spitziger oder breitkrämpiger Hut, auf dem Spielhahn- oder lange Hahnenfedern flattern, also verläßt das abgehärtete Volk seine Floßhütten. Die Sonne sendet eben ihre ersten Strahlen über ein Bergjoch herein. Die Jungen begrüßen sie mit einem langgezogenen, aus voller Brust ertönenden Juchschrei, die Alten entblößten Hauptes, indem sie unter einem stillen Gebete der Arbeit entgegengehen. Nun müssen die Holzblöcke an allen Enden zusammengesucht und zusammengetragen werden; denn die Isar, dieser unbändige Gebirgsstrom, der jeder Eindämmung oder Kanalisirung spottet, trägt das Holz, namentlich wenn Hochwasser eintritt, nach allen Richtungen auseinander, bald auf eine Sandbank, bald wieder weit hinaus an's Ufer oder unter die Weiden und das Gestrüppe. Hier muß es von den Triftern zusammengesucht und wieder in die Rinnsale des Flusses geworfen werden — eine Arbeit, bei der das Waten durch die Wassertiefen nicht vermieden werden kann. Die Trift rückt des Tages oft kaum eine Strecke von 2 Stunden stromabwärts und braucht in der Regel drei Wochen, bis sie in München eintrifft.

Wir Studenten freuten uns immer schon lange auf die Ankunft unserer Landsleute. Wir gingen ihnen entgegen, wenn sie 1 oder 2 Stunden oberhalb München angekommen waren, suchten sie Abends in ihren Floßhütten auf und nahmen Theil an der heimathlichen Mahlzeit. Nach derselben führten wir immer Einige, die unsers Alters waren oder als besonders gesangkundig galten, in das Wirthshaus eines benach-

Digitized by Google

barten Dorfes. Hier bewirtheten wir sie, so lange noch ein Silberstück in unsern studentischen Börsen blinkte — sie waren manchmal, freilich nur manchmal so gar schlecht nicht bestellt. — Dafür erfreuten sie uns durch die heimathlichen Lieder bis spät in die tiefe Nacht hinein, so daß wir des Heimwegs vergaßen und uns dafür auf dem Wasser bei unsern Landsleuten einquartierten. Wo die Trifter also hinkamen mit ihren Liedern, da bildete sich gleich ein zahlreicher Hörerkreis aus der Stadt und der Umgegend, der sich nicht selten für den Genuß, den ihre Gesänge boten, durch ein schönes Trinkgeld erkenntlich zeigte.

In München verlassen die Trifter, wenn alles Holz in den großen Holzgärten zusammengeflößt ist, ihre Floßhütten. Der Auszug aus denselben ist malerisch genug, um Stoff zu bildlichen Darstellungen zu geben. Lange, hohe Gestalten, vom Rauche geschwärzt, mit Waidsäcken, aus denen die Pfannen und andere Geräthe herausschauen, Junge und Alte, auf deren Hüten die Hahnenfedern flattern, also verlassen sie ihr Wasserquartier, um truppweise durch die Stadt zu ziehen und der Heimath entgegen zu eilen. Die jungen Gesellen schwenken ihre Hüte gegen die Zuschauer mit hellem Juchschrei und unter gewaltigen Sprüngen, womit sie sich in die Höhe schnellen. Das ist die Trift; nein, das war die Trift. Jetzt giebt es keine mehr, seit die Forstverwaltung die Stämme und das Scheitholz an den Ufern der Isar, Loisach und Ammer in großen Massen aufgantern und in den Bergen selbst an Händler und Private versteigern läßt.

Digitized by Google

Die Reformation im Kirchspiel Ankum.

Von Hermann Hartmann.

Das Kirchdorf Ankum mit 1130 Einwohnern und einem c. 7000 Seelen zählenden Kirchspiel liegt in dem nördlichen Theile, dem sogenannten Nordlande, des ehemaligen Hochstifts Osnabrück im „Hochlöbl. Westfälischen Craiße" und gehört augenblicklich zum Kreise Bersenbrück, Landdrostei- (Regierungs-) bezirk Osnabrück, Provinz Hannover. Ursprünglich Wittekind'sches Familiengut wird Ankum zum ersten Mal in einer von König Otto I. am 14. Juli 948 bestätigten Stiftungsurkunde seiner von Wittekind abstammenden Mutter, der Königin Mathilde, genannt und bietet zugleich als älteste Kirche im Nordlande, von welcher sich die Töchterkirchen Bippen, Badbergen, Bersenbrück, Alfhausen und wahrscheinlich auch Gehrde abzweigten, dann, der Kirche zu Osnabrück durch Schenkung anheimgefallen, als Sitz der ältesten fürstbischöflichen Administration und Justiz im Nordlande, die interessantesten historischen und kulturhistorischen Bezüge, welche selbst durch den Reichthum an altgermanischen Alterthümern — das berühmte Giersfeld liegt im Kirchspiel Ankum — in die vorgeschichtliche Zeit zurückweisen. Wenn auch das Dorf geschlossen liegt, so haben die einzelnen, im Schatten alter Eichen und von Ackerland und Wiesen umgeben, zerstreut liegenden Gehöfte der Bauerschaften ganz den altgermanischen Landschaftscharakter, den schon Tacitus mit den bekannten Worten: Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit, schildert, bewahrt und die Bewohner zeigen noch viele Eigenthümlichkeiten des niedersächsischen Volkscharakters, so z. B. das zähe Festhalten am Alten, Hergebrachten, an den alten Sitten und Gebräuchen, die Anhänglichkeit an Kirche und Sprache. Es wird nämlich nicht nur auf dem Lande ausschließlich, son-

Digitized by Google

dern selbst von den Gebildeten in heimischen Kreisen gern die plattdeutsche Sprache gesprochen. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat in seinen „Bildern aus Westfalen“ [1]) jene alten Sitten und Gebräuche zu schildern versucht und im 9. Bande der Mittheilungen des historischen Vereins zu Osnabrück eine Beschreibung und Geschichte des Kirchspiels Ankum gegeben, in welcher die religiösen Wirren in Folge der auch dort eingeführten Reformation weniger ausführlich behandelt sind. Der Verfasser wünscht das Versäumte an dieser Stelle nachzuholen und hofft, daß in dem augenblicklich heftig entbrannten Kampfe zwischen Staat und Hierarchie sein Aufsatz über die Reformation im Kirchspiel Ankum auch für die Leser dieser Zeitschrift nicht ohne alles Interesse sein werde.

Die Einführung der Reformation nahm im Osnabrückschen erst mit der Berufung des Lübeckischen Superintendenten Hermann Bonnus, eines geborenen Quakenbrückers, durch den Bischof Franz v. Waldeck (1532—1553) im Jahre 1543 ihren geregelten Anfang. Nachdem Bonnus in allen Stadtkirchen, mit Ausnahme des Doms, den lutherischen Gottesdienst zu des Bischofs Zufriedenheit eingeführt hatte, bekam er von diesem den Auftrag, auf gleiche Weise den Gottesdienst im ganzen Lande einzurichten [2]). Das Volk hatte seine Freude an den evangelischen Kirchenliedern und Predigten; in den Kirchen wie in den Schulen wurde der (kleine) lutherische Katechismus eingeführt, selbst die Geistlichen waren mit der Änderung, welche ihnen ihre Konkubinen in Eheweiber umzuschaffen erlaubte und den Nachlaß, welcher sonst an die Kirche fiel, ihren Kindern gesetzlich zu vererben gestattete, nicht unzufrieden. So fand die Einführung der Reformation auf dem Lande keinen Widerstand, zumal der Reformator sehr schonend dabei zu Werke ging, indem er den alten Pfarrern, welche die katholische Religion nicht verlassen wollten, lutherische Kapellane und Gehülfen beigab [3]). Der Sieg des Kaisers bei Mühlberg

[1]) Hartmann, Hermann, Bilder aus Westfalen. Osnabrück, Rackhorst'sche Buchhandlung, 1871.

[2]) Dr. Bernhard Spiegel, Hermann Bonnus S. 87. Die Kirchenordnung für die Landkirchen des Stifts Osnabrück steht abgedruckt ebendaselbst S. 134 bis 139.

[3]) Nur ein Landgeistlicher, Johann Bödeker in Wellingholzhausen, suchte in einer Versammlung von Landpastoren die Anordnung des mitanwesenden Reformators, bei Austheilung des Abendmahls an Kranke in ihren Häusern die Konsekration in deutscher Sprache zu vollziehen, mit den hitzig ausgestoßenen Worten zu verdächtigen:

Digitized by Google

am 24. April 1547 und die Einführung des Interims änderten hieran im Ganzen wenig. Im Jahre 1571 ließ zwar Biſchof Johann IV., Graf von Hoya (1553—1574), die Beſchlüſſe des Tridentiniſchen Koncils publiciren und die katholiſche Religion und den katholiſchen Gottesdienſt wieder einführen, da aber einer ſeiner nächſten Nachfolger, Biſchof Bernhard, Graf von Waldeck (1585—1591), zur lutheriſchen Religion übertrat und nach deſſen Abſterben der lutheriſche Philipp Sigismund, Herzog von Braunſchweig (1591—1623), ſogar vom Domkapitel zum Biſchof gewählt wurde, erſtarkte unter deſſen Regierung der Proteſtantismus in einem ſolchen Grade, daß nach dem Bericht des Osnabrückſchen Kanzlers Haſt an den zu den Weſtfäliſchen Friedensunterhandlungen abgeordneten Braunſchweig-Lüneburgſchen Geſandten Langenbeck, welchem ein an Ort und Stelle aufgenommenes Verzeichniß ſämmtlicher Paſtorate beigegeben war, im Jahre 1624 — alſo in dem Normaljahre — das ganze Hochſtift Osnabrück proteſtantiſch war, wobei er es zweifelhaft läßt, ob drei oder vier Paſtöre, welche ſich für ihre Perſon per substitutum quendam pontificium zu Köln die Ordines hatten holen laſſen, übrigens die neuen Einrichtungen beim Gottesdienſte befolgten, nicht doch von Herzen mehr dem Papſtthum zugeneigt ſeien [1]). Der Nachfolger, Itel Friedrich, Graf von Hohenzollern (1623—1625), regierte nur 2 Jahre, welche er überdies im Auslande verlebte, und ließ Alles beim Alten. Auch im Kirchſpiel Ankum predigten um dieſe Zeit die beiden Brüder Steffen und Johannes Grüther die evangeliſche Lehre und in den Schulen wurde der (kleine) lutheriſche Katechismus gebraucht [2]). Obgleich 1625 der Jeſuitenzögling

„Soll man denn in den Bauerhäuſern vor den Kuhſtällen konſekriren und die heiligen Wörter alſo vor dem Miſthaufen profaniren, da man doch die Perlen nicht vor die Säue werfen ſoll?“ Bonnus belehrte ihn mit ſeiner gewohnten Ruhe und Gründlichkeit, daß die Heiligkeit des Nachtmahls nicht von dem Orte, ſondern von den Worten des Herrn abhänge u. ſ. w., ſo daß der beſiegte Paſtor erröthete und ſchwieg. Spiegel, a. a. O. S. 89.

[1]) Von Meiern, Acta Pac. Westphal. 6 Th., S. 438—442. Lodtmann, Geſchichte des Proteſtantismus, S. 9. Dühne, Geſchichte des Kirchſpiels Badbergen, S. 33.

[2]) In der benachbarten Kirche zu Badbergen predigte Gerhard Jütting, ein Neffe des um 1581 geſtorbenen gleichnamigen katholiſchen Paſtors, evangeliſch. Der damit unzufriedene Onkel ſoll wiederholt zu ihm geäußert haben: „Wenn ich gewußt hätte, daß Du der neuen Ketzerei, ſo neulich zu Wittenberg entſtanden, wäreſt zu-

Digitized by Google

Franz Wilhelm, Graf v. Wartenberg (1625—1661), auf den Bischofssitz kam und mit Hülfe der liguistischen Armee und als Exekutor des erlassenen Restitutions-Edikts durch ganz Niedersachsen Alles aufbot, der katholischen Religion im Hochstift wieder zum Siege zu verhelfen, so bekam, als nach dem Siege der schwedischen Waffen der schwedische General Gustav Gustavsohn, ein natürlicher Sohn des großen Königs, im Jahre 1634 Stadt und Hochstift Osnabrück als schwedisches Lehen in Besitz nahm und bis zum Friedensschluß behielt, sogleich die lutherische Religion überall im Lande wieder die Oberhand. Nur Fürstenau und damit der angrenzende Theil des Nordlandes blieb in den Händen des Bischofs [1]). Als aber auch Fürstenau 1647 von dem schwedischen General Königsmark erobert worden war, wurde das ganze Amt Fürstenau, in welchem Ankum damals lag, ebenfalls mit evangelischen Geistlichen besetzt [2]). Im Kirchspiel Ankum, welches um das Jahr 1648 ganz lutherisch war, predigte damals der lutherische Pastor Justus Suantesius.

Nach Bestimmung des Westfälischen Friedens sollte jede Religionspartei diejenigen kirchlichen Stiftungen, Bisthümer, Klöster, Kirchen u. s. w., welche sie nachweisbar am 1. Januar 1624 — man nannte dieses das Normaljahr — besessen hatte, behalten. Darnach hätten den Evangelischen im Hochstift die meisten Kirchspiele verbleiben müssen. Das war aber nicht nach dem Sinne des eifrigen katholischen Bischofs, und so wurde mit Umgehung der obigen Bestimmung — was übrigens, um

gethan gewesen und Dich wolltest gelüsten lassen, selbige auch hier zu verbreiten, so solltest Du diesen Pastorendienst nicht gehabt haben." Sein Nachfolger, Theodor Jütting, floh während des 30jährigen Krieges, als der Bischof Franz Wilhelm die Evangelischen verfolgte, gleich vielen seiner Amtsgenossen mit Weib und Kind nach Ostfriesland, kam aber wenigstens zweimal im Jahre nach Badbergen, um die Evangelischen zur Standhaftigkeit zu ermahnen und das Abendmahl auszutheilen. Dühne, a. a. O. S. 34.

Interessant sind auch die religiösen Wirren zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in einer andern Osnabrückschen Gemeinde, Lintorf, und zwar aus dem Grunde, weil die drei Hauptpersonen in der Handlung aus der Gemeinde Lintorf gebürtig sind. Der lutherische Pastor Hülsmann mußte dem katholischen P. Richter Platz machen — beide waren bäuerliche Nachbarkinder; der letztere wurde, weil er, obgleich von der lutherischen Gemeinde darum bei der schwedischen Regierung gebeten worden war, nur der Gewalt weichen wollte, durch den schwedischen Kornet Hagedorn, ebenfalls einen Bauernsohn aus der Gemeinde, abgeführt. Lintorfer Pfarrarchiv.

[1]) Des Bischofs Bruder Ferdinand Laurenz hatte es erobert. E. Stüve S. 364.

[2]) Dühne, a. a. O. S. 34, Notiz im Bippen'schen Kirchenarchive.

Digitized by Google

der Wahrheit die Ehre zu geben, auch, wo der eigene oder der Parteinutzen es erforderte, von den protestantischen Fürsten geschah — der Vorschlag des kaiserlichen Gesandten Volmar, eine Theilung des ganzen Landes in religionsparteilicher Beziehung vorzunehmen, vom Bischofe acceptirt. Bei dieser Theilung aber, welche als dem Friedensinstrument zuwider von dem Braunschweig-Lüneburgschen Hause, dem der alternirende Besitz des Hochstifts zugestanden worden war, nie anerkannt wurde, kamen die Evangelischen, welche schon Alles besaßen, schlecht weg. So wurde die Pfarre zu Ankum von Herrn Volmar, wie es in einem Bericht vom Jahre 1649 heißt, „den Katholischen pure zugeeignet", aber durch Herrn Langenbecks Bemühungen wurde Ankum unter die Simultanea gestellt, „da es", wie es in einer anderen Nachricht heißt, „doch allein pro Evangelicis zu behalten [1])". Aber es ist nicht zu verwundern, daß Ankum unter der langen Regierung des eifrigen katholischen Bischofs, welcher sich rühmte, als Exekutor des Restitutions-Edikts für Niedersachsen 4 Kathedral- und 15 Kollegiatkirchen, unzählige Pfarrkirchen und Kapellen und 148 Klöster den Evangelischen genommen und den Katholischen wieder gegeben [2]) und nach dem Westfälischen Frieden im Hochstift Osnabrück 4000 Proselyten gemacht zu haben, zuletzt ganz den Katholiken anheimfiel [3]), zum großen Schaden des Dorfes, da die entferuter liegenden, größtentheils evangelisch gebliebenen Bauerschaften, so die großen und reichen Bauerschaften Talge und Nortrup, wie auch Hekese, Restrup u. a. sich ganz von Ankum abwandten und zuletzt in benachbarte evangelische Kirchengemeinden aufgenommen wurden. Hauptsächlich trug nun auch zu der Entfremdung, welche zuletzt in bitteren Haß überging, der Umstand bei, daß die Verordnung des Bischofs Ernst August I. (1662—1698), es sollten die in katholischen und vermischten Kirchspielen wohnenden Evangelischen an den vornehmsten Festtagen der Katholiken, als am Frohnleichnamsfest, den Marien- und Apostelntagen, sich der groben, äußerlichen Arbeit enthalten, hauptsächlich von Seiten

[1]) Dühne, a. a. O. Seite 35.

[2]) Stüve, Beschreibung und Geschichte des Hochstifts Seite 359.

[3]) Die gewöhnliche Taktik war, die lutherischen Kolonen zu Provisoren zu machen und sie so zu zwingen, die katholische Kirche zu besuchen und an den Prozessionen theilzunehmen. Auch suchte man durch gemischte Ehen die lutherischen Höfe in katholische Hände zu bringen. Nach mündlichen Mittheilungen.

Digitized by Google

des Archidiakonal- oder Sendgerichts zur Verfolgung der Protestanten und Füllung des archidiakonalischen Geldseckels arg gemißbraucht wurde. Das Archidiakonat über die Kirchen zu Ankum, Alfhausen, Badbergen, Berfenbrück und Bippen war dem zeitigen Domkantor [1]) im Jahre 1221 vom Bischof Adolf (1216—1224) übergeben worden, und dieser übte die damit verbundene Gerichtsbarkeit noch bis in die späteste Zeit aus. Jenes Verbot der groben Arbeit gab nun den Kommissarien des Archidiakonus und vorzugsweise dem übelberüchtigten Kommissar Dallmeyer, die erwünschte Gelegenheit, von den Protestanten die reichsten und übertriebensten Brüchtengelder einzuziehen. Obgleich z. B. die Talger 2 Stunden von Ankum entfernt wohnten und weder den katholischen Gottesdienst der Ankumer stören, noch das religiöse Zartgefühl der Katholiken, da keine unter ihnen wohnten, verletzen konnten, so wurden sie dennoch für die geringste Arbeit, welche sie an den katholischen Festtagen verrichtet hatten, gebrüchtet, so daß wohl selten einer von ihnen an dem zu Ankum abgehaltenen Send ohne Strafe davon kam. Es möge mir zum Schluß erlaubt sein, eine Reihe von Bestrafungen und den Veranlassungen dazu, wie sie der Kommissarius des Archidiakonus, Dallmeyer, gegen die evangelischen Einwohner des Kirchspiels Ankum auf dem Send verfügt und welche der Notar Christ. Gerh. Leistmann vermöge Specialkommission von Seiten des Fürstl. Braunschw.-Lüneburgischen evangelischen Konsistorii am 3. und 5. April 1719 durch Zeugenaussagen fixirt hat, wortgetreu mitzutheilen [2]).

„Punctum III. Ob der Commissarius Dallmeyer einige Evangelische Unterthanen, weil sie solchen Crucifixen die praetendirende Veneration nicht bezeuget, mit 20 und mehr Reichsthaler gebrüchtet?

„Gerd Ermeling, Johann Kuhlmann, Lübert Gerberding, Herm Peselbecke, Herm Sünnenkampf, Gerd Koppelmann und Heinrich Brünings Ehefrau, Fencke aus Stübings Leibzucht wären desfalls bestraffet, so davon weiter aussagen könnten.

Gerd Koppelmann und Uxor Hinr. Brünings, beide praesentes, bekennen an Eydes statt, daß der Commissarius Dallmeyer ihn, Koppelmann, auff 24 Rthlr. Brüchten angesetzet, wie dann sie, die

[1]) Einer der Prälaten des Domkapitels.

[2]) Wieder abgedruckt bei Dühne, a. a. O., S. 20, 21, 22 und 23.

Digitized by Google

Fencke Osnigs, auff 4 Rthlr., primus aber hatte die Straffe durch Cord Rodenberg mit 18 Rthlr. abgehandelt, und darob Quittung des Commissarii in Händen, secunda Fencke Osnigs hätten an statt deren angesetzten 4 Rthlr. nur 1½ Thlr. bezahlet, dabey aber dem Commissario und Pastori versprechen sollen, daß sie ihre Kinder Catholisch werden lassen sollte.

Jacob Hermsen affirmat, und wäre in specie Koppelmann zu Talge dießfalls gebrüchtet.

Gerd Nehrenhauß, Berend Nortrup, Joh. Dirsing und Johann Herm Meyling, affirmant, Koppelmann und die Frau aus Stüfings Leibzucht wären deßfalls gebrüchtet.

Jürgen Schulte zu Ankum, Hermann Niemann und Herm Brüning, affirmant, und hätten solches wohl gehöret, in specie von Koppelmann.

Punctum IX. „Ob sie die gantz-Catholische, und welche, oder halb-Evangelische Festtage feyern, und aller Arbeit auch in denen Häusern sich enthalten müssen, und zwar mittelst auflegung sonst schwerer Brüchten, da doch verschiedene Evangelische Dorfschaften des Kirchspiels Ankum, als Nortrupff, Talge, Hekese, Restrup ꝛc. von denen Catholischen Dörffern gantz separat und entfernt lägen, also die Catholischen mit ihrer Arbeit nicht ärgern könnten, und dergestalt gebrüchtet? und wie hoch?

Gerd Ermeling, Johann Kuhlmann, Lübert Gerberding, Herm Peselbecke, Herm Sünnenkamp, Gerd Koppelmann, Jürgen Warnefeld sagen allerseits, daß sie die pure Catholische Festtage, als Frohnleichnam, Mariä Magdalenä, Laurentii, Mariä Opferung, Mariä Empfängniß ꝛc. höher als den heyligen Sonntag feyren, und auff solchen sowol, als auff den halben Evangelischen Feyertagen, aller Arbeit sowol in, als ausserhalb Hauses, sich enthalten müßten; und obschon sie, Talger, nebst übrigen in puncto nono specificirten Bauerschaften, von denen Catholischen gantz entfernnt und über 2 Stund von der Ankumischen Catholischen Kirche wohneten, also keinen mit ihrer Arbeit ärgern könnten, so würden sie dennoch hart dafür gebrüchtet und wären öffters in una Synodo die meisten Eingesessenen der Talger Bauerschafft nicht ohne Brüchten davon gekommen; gestalten er samt 4 Schilling 6 Pfg. Commissarii Gebührnissen zahlen müssen, daß er Flachs auf Jacobi Nachmittag aus der Röthe gezogen.

Digitized by Google

Fenke Osnigs saget, daß sie einsmahls dem Commissario 4 Rthlr. Brüchten geben müssen, weil sie 30 Gersten-Garben, so sie des vorigen Tages heim geholet, in ihrem Hauß von der Dehle auff den Boden legen lassen, wüste aber eigentlich nicht, ob es auf Jacobi oder auf Laurenti Tag gewesen.

Ferner bekennet Lübbert Gerberding, daß der Commissarius Dallmeyer ihn auf 16 Sch. Brüchten geschlagen und auspfanden lassen, weil er auff Mariä Gebuhrts-Tag ein Fuder Torff vom Wagen geworfen, und noch auf 1 Thlr. 3 Sch., weil er auff eben den Tag einem Battbergischen geringen Heuermann seinen Wagen und Pferde geliehen.

Hermann Peselbecke saget, daß der Commissarius ihn ebenfalls auff 16 Sch. auspfanden lassen, weilen er auff Mariä Gebuhrts-Tag in seinem Hauß ein Fuder Torff vom Wagen geworffen, und noch auf 16 Sch., weil er auff Mariä Gebuhrts-Nachmittag einer geringen Witwen im Battbergischen seine Pferde geliehen; welche Exekution resp. und Brüchtenanschlag auf 1 oder mehr Thaler wegen derselben Ursache Johann und Wilken auff dem Felde, Rottmann und Struckmann zur Burlage getroffen.

Jürgen Warnefeld saget, daß der Kommissarius ihn auff 2 Rthlr. Brüchten angeschlagen, weilen er auff Laurenti Tag Korn meyhen lassen.

Jacob Hermsen affirmat per totum, und hätte der Commissarius seine Schwiegerin Hillen Hermans auf 4 Thlr. 2 Sch. gebruchtet, weilen sie sich aydlich nicht purgiren wollen, daß auff keinen heiligen Tag ihr Lebtage etwas gearbeitet.

Ferner hätte Deponens dem Commissario 14 ßl. Brüchten geben müssen, weil er auff Mariä Himmelfart einem Evangelischen Schäffer zu einer kalten Schale eine Kanne Bier vor 5 Pfg. verkaufft und das nöthige Brod dazugegeben, und hätte der Schäffer, Johan Grevenkampff, weil er auff selbigen Tag die kalte Schale gegessen, 2 Thlr. 6 Sch. geben und bezahlen müssen.

Gerd Nehrenhauß, Berend Nortrupff, Johann Dirsing und Joh. Herm Meyling affirmant per totum, als auf die Catholische Marien-Feste, Laurentii, Martini, Allerheiligen ꝛc. und sagt Joh. Herm Meyling, daß ihn der Commissarius auf 1 Thlr. 3 Sch. gebrüchtet, daß er auff Mariä Himmelfahrt in seinem Hauß Butter kerren lassen.

Jürgen Schulte, Herman Nieman und Herman Brüning affirmant,

Digitized by Google

und sagt H. Niemann, daß der Commissarius ihn heute ausgepfandet, weilen er nur einigen Kirchspiels-Leuten vergönnt, daß sie sich in seinem Hauß beim Feuer gewärmet.

Jürgen Schulte zu Ankum sagt aus, daß der Commissarius ihn in Straffe gesetzet, weilen er auff Bartholomäi in seinem Hauß ein Fuder Korn abladen lassen, welches er des vorigen Tages eingeholet, und als er, als ein Redemeyer [1]), dem Commissario nicht unterwürffig, folglich den diktirten Brüchten nicht gezahlet, der Commissarius ihm die Kirche verbieten und seinen Kirchen-Stand verarretiren lassen."

Der verdienstvolle Verfasser der Geschichte des Kirchspiels Badbergen, H. Dühne, sagt Seite 24: „Wir können Gott danken, daß er uns von der Gerichtsbarkeit der Herren Archidiakonen befreit hat." Diesem Danke schließen wir uns an mit dem Wunsche, daß bald der letzte exemte Gerichtsstand aufhören und ein und dasselbe Recht durch das ganze deutsche Reich gelten möge.

[1]) Die bischöflichen Hausgenossen, an deren Spitze die Redemeier standen, waren frei vom Send.

Digitized by Google

Buntes.

Ein mittelalterlicher Küchenzettel.

Mitgetheilt von C. M. Blaas.

Ao. Dom. xiijciij. den xv. Septembr. alsz am czwu Heren Sundage, nehist nach dem H. Creucz, is der Erwerdige Here Brwn, Bischop von Czeytz († 1304), in Unser nawin Kirche (in Weißenfels) gewezen, und aldorine seyne Einweyhungs Dinge vererichtett. Und hebben eme de vorsteher ob den Rathhuße ij. Dage lang tracteeret, undt is nen tho eßzen gegeven, alz volget:

Den Ehrsten Dagk, als de Domina (Sophie, geb. Landgräfin in Thüringen ꝛc., Äbtissin des Klosters Sta. Clara in Weißenfels. — Schöttgen und Kreysig [s. u.] VIII., 657) derbey gewest.

Daz ehrste Gericht.

Eyne Eyerspe mit Saffran, Pfeffer-Körner undt Honig darein. Ein Hyrßen Gemyze. Ein Eßzen Schafsleysch mitt Czyppollen dardber. Ein gebradten Hun mit Tzwetzschken.

Daz ander Gericht.

Stockfisch mit Oel und Roßzynen. Bleyer in Oel gebacken. Gesotten Al mit Pfeffer. Gerehster Pückling mitt Senff.

Daz drytte Gericht.

Speisefische sawer gesodten. Ein Parmmen gebacken. Kleine Vögel yn Schmaltz gepregelt mit Rettich. Eine Schwynzkeile mit Korcken.

Denn andern Dag hat man eme tho eßzen gegewen.

Daz ehrste Gericht.

Gelb Schwynesleisch. Ein Eyerkuchen mitt Honigk und Wynbeeren. Gebratten Heeringk.

Daz ander Gericht.

Kleine Bische mit roßzynen. Kaldte Bleyer gebradten, de des vohrigen Dages ebrig geblewen. Ein gebradten Ganz mitt rothen Rüben.

Daz drytte Gericht.

Gesaltzen Hecht mitt Petterlin. Ein Sallat mit Eyern. Ein Gallardten mit Mandyln besetzt.

Undt hymitt is syne Gnade gar wol tho freeden gewezen.

Daz allis hat gekost viij. fl. xv. gr. ix. pf. Und de Bischop hat tho Loone gekregen v. schock breeter Groschen, undt för Wachs, Wyrach, Czyndel, Schweebisch, Wülsze, blawe undt schwarcze Lynwadt, hatt man gegewen iij. fl. vij. gr. vj. Pf. (Diplomatische und curieuse Nachlese der Historie von Ober-Sachsen. Von Ch. Schöttgen u. G. Ch. Kreysig. Dresden u. Leipzig, 1732, VIII., S. 657—659.)

Digitized by Google

Abergläubische Meinungen und Gebräuche der Anwohner des Erzgebirges.

Von J. G. Kohl.

Um die Mitte dieses Jahrhunderts lebte ich während eines ganzen Jahres in einer der hübschen kleinen Strohflechter-Dörfer im Südwesten der sächsischen Residenzstadt Dresden. Während meines Aufenthaltes daselbst machte ich mich mit Charakter, Sitten, Dialekt und Sprechweise der Bewohner meines Dorfes und der Nachbar-Thäler und Ortschaften, zu denen mich meine Spaziergänge und Ausflüge führten, vertraut und sammelte unter andern auch ziemlich zahlreiche Beobachtungen über die abergläubischen Meinungen und Gebräuche der dortigen Leute, die ich aufzeichnete. — Solche Aufzeichnungen über Dinge, die ein Reisender selbst erfahren, mit eigenen Augen und Ohren gesehen und gehört hat, haben sogar bei einem in so vielen Werken behandelten Gegenstande, wie es der Volksaberglaube ist, noch immer einen gewissen Werth. Wie die aufmerksamen Touristen und Jäger von ihren Ausflügen und aus den Wäldern dem gelehrten Ornithologen über die von ihnen ganz in der Nähe und unter mancherlei verschiedenartigen Verhältnissen betrachteten Vögel, über ihr Verhalten bei diesem oder jenem Wetterzustande, über die Modulationen ihres Gesanges und Geschreies, ihres Federschmucks oder ihres Nesterbaues, über ihr Benehmen, ihre Gewohnheiten und andere Specialitäten noch manche neue und von Niemandem zuvor verkündete Belehrung zuführen können, so vermag auch der reisende Menschenbeobachter dem Ethnographen noch manche Detailkenntniß über das von ihm in's Auge gefaßte Thema zu erwerben und hie und da eine kleine Lücke in der Völkerkunde auszufüllen. Durch fleißiges Nachfragen und Sondiren und durch vertrauliche Unterhaltungen mit den Landeskindern

Digitized by Google

kann er herausbringen, wie tief in ihren Gemüthern diese oder jene abergläubische Meinung wurzelt, in welchen Klassen der Bevölkerung und in welchen Lokalitäten sie vorherrscht, ob sie schon im Aussterben begriffen ist, oder ob sie noch kräftig lebt und blüht. Auch bietet sich ihm manche Gelegenheit, charakteristische Äußerungen der Leute, in denen sie sich selbst portraitiren, zu vernehmen und zu verzeichnen. Von allen solchen und ähnlichen Nebenumständen, die den Werth der Angabe, daß ein Aberglaube da oder dort unter den Leuten existire, erst richtig bestimmen, kann man in solchen allgemeinen, übrigens vortrefflichen und hochverdienstlichen Werken, wie es z. B. H. Wuttke's „der deutsche Aberglaube der Gegenwart" ist, nicht viel zu erfahren erwarten. Noch ganz kürzlich hat ein fleißiger Sammler und Beobachter in dem nordwestlichsten Winkel von Deutschland, in Ostfriesland, in ähnlicher Weise, wie ich es in einem sächsischen Dorfe zu thun bestrebt war, „den Spuren des deutschen Volksaberglaubens" nachgejagt und seine Ausbeute in einem ausführlichen Aufsatze in mehreren Heften des Jahrgangs 1874 der „ostfriesischen Monatsblätter, herausgegeben von Pastor Zwitzers" mitgetheilt. Möchten auch die hier folgenden Aufzeichnungen den Kulturhistorikern in manchen Punkten willkommen sein. Ich bemerke dabei, daß der wesentliche Inhalt des Aufsatzes schon ein Mal in einem von mir herausgegebenen, aber freilich nicht weiter beachteten und von seiner Geburt an vergessenen zweibändigen Buche: „Skizzen aus Natur- und Völkerleben, Dresden bei Rudolf Kuntze 1851" mitgetheilt wurde. Die Redaktion dieser Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte glaubte, daß er in einer neuen Bearbeitung, die ich ihm gab, auch ihren Lesern erwünscht sein würde. Ich habe, wie man bei der Lektüre gewahren wird, die gemachten Beobachtungen einigermaßen gruppirt und unter gewissen Rubriken zusammengestellt.

Die Geschäfte des Ackerbaues und der Landwirthschaft liegen noch in einer Menge abergläubischer Meinungen und Sitten befangen. Manche von ihnen mögen bloß willkürliche und der fortschreitenden Entwickelung des Ackerbaues mehr oder weniger hinderliche Einbildungen sein. Andere dagegen mögen einen

Digitized by Google

sehr guten Grund der Erfahrung haben und uns nur abergläubisch oder vorurtheilsvoll erscheinen, weil wir uns die Erfahrung nicht rationell erklären können. Die meisten endlich sind wohl ganz unschädliche und unschuldige Gewohnheiten, die höchstens lächerlich erscheinen können, und von denen es ganz gleichgültig ist, ob sie existiren oder nicht.

Dieser unschuldigen Art ist z. B. die Gewohnheit der kleinen Gärtner und Häusler Sachsens, wenn sie auf ihr kleines Feld laufen, um Möhren zu säen, und den Samen dazu in einen recht großen, weitbauchigen Topf thun, weil sie hoffen, daß dieser Topf den Möhren als Muster und Beispiel dienen werde. Je dickbauchiger der Topf, glauben sie, desto umfangreicher werden auch ihre Möhren werden.

Ein ähnlicher Aberglaube ist der beim Leinsäen. Sie heben, wenn sie den Leinsamen in den Sack thun, den Scheffel hoch, lassen die Körner recht lang herabfallen und bilden sich ein, daß auch der Flachs dann recht lang werden müsse.

Der Leinsamen muß immer am Vormittag gesäet werden, denn der am Nachmittag gesäete bekommt keine Samenkapseln. „Er blüht immer fort, ohne Samen anzusetzen."

Die Rüben dürfen nicht gesäet werden, wenn im Kalender das Zeichen des Skorpions steht, denn diese Pflanzen sind sehr geneigt, jenem krausen Zeichen nachzuahmen, und statt die gewünschte Rundung eines wohlbeleibten Topfes darzustellen, kommt es ihnen dann gewöhnlich in den Sinn, Kraft und Saft in allerlei Wurzelwerkschwänzchen und Beinchen, wie sie der Körper des Skorpions darbietet, zu vergeuden. „Wenn ich meine Rüben im Skorpion aussäe, lieber Herr, so wird es lauter Krikelkrakel," sagte mir einer jener gläubigen Rübenfeldbesitzer.

Der hundertjährige Kalender ist für die kleinen Leute in den Dörfern eine zweite Bibel, und man sieht daher auch in der Hütte des Ärmsten einen solchen hängen. Sie sehen fleißig im Kalender nach, um für ihre Aussaaten „ein gutes Zeichen zu treffen." Die Fische, die Jungfrau, die Waage sind solche gute Zeichen. Der Stier ist nicht gut, „weil," wie mir ein Gärtner bemerkte, „es ein gar so stößiges Vieh ist." Der Steinbock ist auch nicht gut. Der Löwe dagegen ist wieder sehr gut und der Widder ebenfalls. Der Wasser-

Digitized by Google

mann soll aber ungünstig sein. Sie blicken auch noch bei einer Menge anderer kleinen Geschäfte nach dem zur Zeit herrschenden Thierzeichen. So soll man im Skorpion oder in sonst einem schlechten Zeichen auch keine Hühner auf die Eier setzen, kein Kalb von der Kuh entwöhnen, oder, wie sie sagen, „anbinden."

Ein kleiner Häusler erzählte mir einmal von einem Falle, wo er Kappsamen gesäet und statt Kraut „die schönsten Kohlrüben," „so weiß wie Sped", davon geerntet habe. Er sagte, es sei ohne Zweifel ein verkehrtes Thierkreiszeichen an dieser Verwandlung schuld gewesen; er bedauere es sehr, daß er nicht in seinen Kalender geblickt und sich den Tag gemerkt habe. Einen kleinen Rest von demselben Kappsamen habe er später bei einem anderen Zeichen ausgesäet, und es seien daraus dann die natürlichsten und besten Kohlhäupter erwachsen. Von der Verwandlung des Kappsamens in Kohlrüben reden die Leute überhaupt häufig und statt sich diese Verwandlung auf ganz natürliche Weise dadurch zu erklären, daß sie die beiden sich sehr ähnlich sehenden Gesäme aus Nachlässigkeit zuweilen mit einander verwechseln, greifen sie nicht selten zu ganz unwahrscheinlichen und wunderbaren Deutungen. So sagte mir eine in allerlei Künsten erfahrene Wirthin, man müsse sich wohl hüten, eine Tütel voll Kappsamen neben frisches und heißes Brot, das eben aus dem Ofen gezogen wäre, zu legen, weil er dann unfehlbar in Rübensamen verwandelt würde.

Im Kalender halten sie auch die Monate, in denen fünf Mondzeichen vorkommen, mehrfach wichtig, unter Anderem in Bezug auf die zu erwartende Vermehrung der Mäuse. Der erste Monat mit fünf Mondzeichen bringt viele Mäuse und diese Mäusefülle dauert dann so lange, bis wieder ein Monat mit fünf Mondzeichen kommt, dann gehen sie wieder weg. „December war heuer der letzte Fünf-Mondemonat. October ist der nächste. Da haben wir also die Mäuse noch lange zu füttern," so rechnete mir einst eine Wirthin vor.

Ihre kleinen Krautgärten suchen sie auf alle mögliche Weise vor den Hasen, vor den Raupen und vor anderem gefräßigen Ungeziefer zu schützen. Gegen die Hasen thun ihnen die sogenannten „Fleischspieße" gute Dienste. Dies sind die hölzernen Stäbe, an denen sie das Fleisch im Rauchfange aufzuhängen pflegen. Sie vertheilen dieselben hie und

Digitized by Google

da zwischen den Krautköpfen herum, und die Hasen sollen diese dann nicht anzurühren wagen. Die Raupen haben einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die Splitter eines alten Sarges und wittern diese heraus, wenn sie auch nur an den vier Enden des Krautfeldes in den Boden eingesteckt werden. Die Leute erhandeln daher vom Todtengräber, wenn er ein neues Grab macht, gern ein solches Stückchen Holz, zerspalten es und vertheilen die Splitter auf die besagte Weise auf ihren Feldern, indem sie sich so vor Raupen sicher halten. Dieser Aberglaube mag sie nicht selten daran hindern, ein wirksameres Mittel gegen jene bösen Feinde zu ergreifen.

Zahlreich sind die prophetischen Wetteranzeichen, an welche der Anwohner des Erzgebirges glaubt.

Nach der Meinung Vieler entscheidet das Wetter in den zwölf Tagen zwischen Weihnachten und dem heiligen Dreikönigstage für die zwölf Monate des folgenden Jahres. Es ist bekannt, daß in der ganzen Christenheit an diese heiligen zwölf Tage, die aber gewöhnlich die „zwölf Nächte" genannt werden, sich viele religiöse und abergläubische Sitten und Gebräuche knüpfen. Die sächsischen Propheten beobachten an ihnen das Wetter sehr aufmerksam, da sie glauben, daß die atmosphärischen Ereignisse am ersten dieser Tage sich ungefähr so gestalten wie im ersten Monate des Jahres, dem Januar, und zwar so, daß die ersten sechs Stunden des Tages mit der ersten Woche des Januars, die zweiten sechs Stunden mit der zweiten Woche desselben ꝛc. korrespondiren. Der zweite jener Tage verkündigt das Wetter für den Februar, der dritte zeigt das des März gleichsam en miniature und so fort. Viele verzeichnen an jenen zwölf Tagen Sonnenschein, Nebel, Regen und Wind von sechs Stunden zu sechs Stunden und bringen dann am Ende der Periode dies Verzeichniß über ihrer Thür an. Es sind zwölf mit Kreide gemachte kleine Kreise, die mit 1., 2., 3. bis 12. numerirt werden und die 12 Tage und die ihnen entsprechenden 12 Monate bedeuten.

Jeder dieser Kreise ist durch ein senkrechtes Kreuz in vier Theile getheilt, also so:

Digitized by Google

Das oberste Viertel links bedeutet die ersten sechs Stunden jedes Tages und die erste Woche jedes Monats. Wenn in einem solchen Viertel Sonnenschein war, so lassen sie es leer; war der Himmel bedeckt, so machen sie einige Kreidestriche hinein, und sie füllen den Raum mit dick aufgetragener Kreideschattirung ganz aus, wenn das Wetter sehr regnig, stürmisch und ganz schlecht war.

So wie die zwölf genannten Tage mit den zwölf Monaten des ganzen Jahres korrespondiren, so giebt es auch noch andere Perioden des Jahres, die gewissen anderen Perioden entsprechen. Dies glauben z. B. viele von dem Monate März in Bezug auf denjenigen Theil des Sommers, der hundert Tage später folgt. Sie sagen, daß die Märznebel nach hundert Tagen in derselben Reihenfolge wiederkehren, so daß also derselbe Nebel, der sich am ersten März zeigt, auch am achten Juni auf dieselbe Weise, zur selben Tageszeit und in derselben Stärke erscheine und der Nebelzustand der Atmosphäre am zweiten März eben so sei wie am 9. Juni u. s. f. Manche geben sich daher die Mühe, alle Märznebel gewissenhaft aufzuschreiben, und nehmen darnach in der Zeit der Heuernte ihre Maßregeln.

Auch soll nach der Meinung Einiger die Witterung des Monats Oktober mit der des folgenden Monats März korrespondiren.

Es giebt mehrere einzelne Tage im Jahre, welche die Witterung für einen mehr oder weniger großen Abschnitt der Folgezeit bestimmen. Solche Tage sind z. B. der 14. Februar oder der „alte Lichtmeßtag," der 22. Februar oder „Petri Stuhlfeier," die „Quatembertage" und andere Tage.

Auch der Jakobitag im Monat Juli ist für die Wetterpropheten von Wichtigkeit, und sie beobachten daher den Gang des Wetters an diesem Tage. Der Vormittag desselben soll die vier Wochen vor Weihnachten und der Nachmittag die vier Wochen nach Weihnachten bedeuten, und man soll daher das Wetter dieser acht Wochen nach dem Jakobitag im Voraus beurtheilen können. Im Allgemeinen bedeutet ein trüber Jakobitag einen feuchten Winter, ein heiterer Jakobitag einen kalten Winter.

In den Sommermonaten soll man zur Zeit des wachsenden Mondes Acht geben, aus welcher Gegend der Wind den dritten und vierten, besonders aber den fünften Tag nach dem Neumonde weht und

Digitized by Google

wie das Wetter an diesem Tage beschaffen ist. Denn es wird sich die Witterung darnach in dem ganzen folgenden Monate im Voraus bestimmen lassen.

Manche andere Tage giebt es, die das Wetter nicht so bestimmt auf Tag und Stunde, aber doch wenigstens im Allgemeinen zuvor andeuten. Sonnenschein am 22. Januar („Vincenz") soll z. B. viel Korn und Wein bringen. Ist am 14. Februar zu Altlichtmeß warmer Sonnenschein, so soll es hinterdrein noch lange Winter bleiben. „Am Tage von Altlichtmeß muß trübes Wetter sein." Daher kommt auch ihr Sprüchwort, „daß der Schäfer um Lichtmeß lieber einen hungrigen Wolf unter seiner Heerde als einen Bauer in Hemdsärmeln auf dem freien Felde arbeiten sieht;" denn es folgt dann gewöhnlich noch viel Kälte, die das Wachsthum des Futters für die Schafe zurückhält. Indeß mag diese Kälte für gewisse Saaten, z. B. für den Flachs, nicht unheilsam sein, denn es besteht neben dem angeführten auch folgendes Sprüchwort:

„Lichtmeß hell und klar
Giebt ein gutes Flachsjahr."

Überhaupt scheint Lichtmeß einer der wichtigsten Wettermacher zu sein, denn von ihm heißt es auch: „So lange die Lerche vor Lichtmeß singt, so lange schweigt sie nachher." Dasselbe deutet auf andere Weise das Sprüchwort an: „Liegt die Katze im Februar in der Sonne, so muß sie im März wieder hinter den Ofen," ebenso dieses: „So lange die Frösche vor Marci schreien, so lange schweigen sie nachher wieder still," und endlich noch dieses: „Wenn die Gans um Lichtmeß auf dem Kothe geht, so geht sie um Ostern auf dem Eise." Überhaupt scheinen die Leute zu glauben, daß Kälte und Wärme, schlechtes und gutes Wetter im Laufe des Jahres sich so ziemlich miteinander ausgleichen, daß so zu sagen in jedem Jahre eine gewisse Portion Wärme stecke und durchaus irgendwo und zu irgend einer Zeit zum Vorschein kommen müsse. Auf dieses vorausgesetzte Ausgleichungssystem der Natur gründet sich wohl auch die Ansicht, daß auf einen kalten Winter ein heißer Sommer, auf einen kühlen Sommer ein regniger Winter folgen müsse, sowie die Prophezeiung, die in dem Sprüchworte: „Grüne Weihnachten, weiße (nämlich schneereiche) Ostern!" ausgesprochen ist, sowie in dem anderen:

Digitized by Google

„Nimmt der März
Den Pflug beim Sterz,
So hält der April
Ihn wieder still!"

Andere für Wetterkunde in Sachsen wichtige Tage des Jahres sind noch folgende:

Mariä Himmelfahrt. Wenn es zu Mariä Himmelfahrt regnet, so soll es noch 40 Tage hinterher regnen.

Matthias (der 24. Februar). „Matthias bricht Eis. Find' er keins, so macht er eins."

Urbanus-Tag (der 25. Mai). Auf diesen Tag achten besonders die Weingärtner, die nach seinem Wetterzustande auf die Ergiebigkeit der Weinlese Schlüsse machen.

Magdalenen-Tag (der 23. Juli). An diesem Tage soll es gewöhnlich regnen, wahrscheinlich weil seine reumüthige Heilige so gern und häufig weinte.

St. Gall (der 16. October). An diesem Tage soll sich gewöhnlich Winterwetter einstellen, daher das Sprüchwort:

„Zu St. Gall
Bleibt die Kuh im Stall."

Der Allerheiligen-Tag (der 1. November). Wenn man an diesem Tage einen Span aus einer Tanne oder einer Buche schneidet und ihn trocken findet, so soll dies auf einen gelinden Winter deuten. Ist er aber naß, so ist ein strenger Winter zu erwarten.

Die Christnacht. Kommt der Wind in der Christnacht von Osten, so soll es ein Viehsterben, kommt er von Norden, ein fruchtbares Jahr, kommt er von Süden, böse Krankheiten für die Menschen bedeuten.

Der Sylvesterabend. Wenn am Sylvesterabend die Winde stark heulen, und am Morgen darauf die Sonne hell scheint, so haben die Leute wenig Hoffnung, daß Korn und Wein wohl gerathen werden.

Die sonderbarste Einbildung hegen sie vom Johannistage. An diesem Tage, so meinen sie, giebt es eine Stunde, welche in meteorologischer Hinsicht zu den merkwürdigsten Zeitabschnitten des ganzen Jahres gehört. Und zwar die Mittagsstunde zwischen 12 und 1 Uhr. An jenem Tage, so glauben sie, wird der Wind allemal präcise um 12 Uhr unstät und wendet sich der Reihe nach durch alle 32 Richtungen der Windrose, selbst

Digitized by Google

wenn er zuvor 14 Tage beständig aus derselben Gegend geblasen haben sollte. Erst um 1 Uhr kehrt er wieder in seine anfängliche Richtung zurück. „Dieser Umstand ist nur wenigen klugen Leuten bekannt," sagte mir ein Bauer; „die aber, welche ihn kennen, benutzen ihn, um aus den Bewegungen des Windes in jener Stunde sehr nützliche Schlüsse auf die Getreidepreise in der bevorstehenden Erntezeit zu machen. Geht nämlich der Wind in der Richtung von Morgen nach Mittag, Abend und Mitternacht um das Centrum der Windrose herum, so deutet dies auf billige Preise. Geht er aber in der Richtung aus Morgen nach Mitternacht, Abend und Mittag, so sind hohe Getreidepreise zu erwarten."

Nicht immer sind die Wetterprophezeiungen so speciell, daß sie sich an einen einzigen Tag oder eine Stunde heften. Oft schließt man nur im Allgemeinen aus der Physiognomie einer ganzen Periode, z. B. eines Monates, auf die Physiognomie der bevorstehenden Periode. Wenn im Monat Januar die Flüsse und Bäche durchweg sehr klein werden, so soll darauf ein gutes Weinjahr folgen, daher vom Januar das Sprüchwort gilt:

„Wenig Wasser, viel Wein,
Viel Wasser, wenig Wein,"

Andere Sprüchwörter von demselben Monate, die das vorige etwas zu modificiren scheinen, sind noch:

„Im Januar viel Regen, wenig Schnee
Thut Bergen, Thälern und Bäumen weh,"

und:

„Januar warm, daß Gott erbarm!"

Im Februar haben sie gern starke und häufige Nordwinde, denn es soll darnach ein fruchtbares Jahr folgen. Sie nennen den Februar gewöhnlich „den kleinen Horn," sowie den Januar „den großen Horn," bekanntlich uralte deutsche Benennungen der beiden Monate, die hier im Erzgebirge noch heutiges Tages unter den Bewohnern ganz gewöhnlich sind. Wenn es im Februar noch sehr heftigen Frost giebt, dann pflegen sie zu sagen: „Jetzt spricht der kleine Horn zum großen Horn:

„Wenn ich die Gewalt hätte wie du,
So ließ ich wohl das Kalb erfrieren in der Kuh,"

um damit auf die Bitterkeit der Februarkälte hinzudeuten.

Den März wünschen sie sich trocken, sowie den April naß und den Mai kühl. Denn sie glauben:

Digitized by Google

„Trockner März, nasser April und kühler Mai
Füllt die Scheunen und bringt viel Heu!"

So heißt es denn auch:

„Märzstaub ist Goldes Werth."

Dagegen soll auf Märzregen ein dürres Jahr folgen.

Vom April heißt es:

„Ein dürrer April
Ist nicht des Bauers Will',
An seinem Regen
Ist ihm Alles gelegen."

Der April soll dem Mai schon das halbe Gras, Getreide und Laub fertig übergeben, und wenn um Georgi (den 23. April) sich eine Krähe bereits im Korn verbergen kann, so zeigt dies ein gutes Jahr an. Übrigens mag der April sich so oder anders gebärden, in der Regel wird er zuletzt die Bäume und Pflanzen auch wirklich schon so weit gebracht haben. „Der April," sagen sie, „mag brüllen, wie er will, er brüllt doch Blüthen und Blätter heraus."

Kühlung im Mai wird in folgendem Verse als wohlthätig geschildert:

„Abendthau und Kühlung im Mai
Bringt Wein und reichlich Heu,"

und in diesem:

„Den Mai voll Wind
Begehrt das Bauernkind."

Gewitter im Mai deuten auf Fruchtbarkeit.

„Vor Johannis muß man um Regen bitten. Nach Johannis kommt er von selbst."

Sie beobachten auch den Verlauf der Blüthe bei gewissen Pflanzen und schließen daraus auf die Blüthe und Frucht anderer Pflanzen. Wenn z. B. die Kirschen „gut verblühen," so haben auch Wein und Korn eine reiche Blüthe. Wenn die Bäume in einem Mondscheine abblühen, so soll Hoffnung zu vielem Obste da sein.

Wenn im Juli die Ameisen ihre Haufen außergewöhnlich hoch und breit bauen, so deutet dies auf einen frühen und kalten Winter.

In den beiden Erntemonaten Juli und August verlangen sowohl die Winzer als die Ackerbauer nach Sonne, die Ersteren insbesondere, um ihren Wein zu reifen. Sie sprechen daher: „Was Julius und August am Wein nicht kochen, das wird der September, und wenn er noch so warm wäre, daran nicht braten."

Digitized by Google

So wie von der Blüthe des einen Baumes auf die des anderen geschlossen wird, so machen sie auch Schlüsse von der Ernte einer gewissen Pflanze in einem Jahre auf die Reichlichkeit der Ernte einer anderen Pflanze in einem anderen Jahre. So soll z. B. eine reichliche Hopfenernte auf eine schöne Roggenernte im nächsten Jahre deuten. Auch die Stoppelrübenernte soll auf die Ernte der Wintersaat Einfluß haben. Sie säen daher auch wohl einige solche Rüben probeweise zu verschiedenen Zeiten und beachten, welche Ernte, ob die der früher oder die der später gesäeten Rüben, am besten geräth, und darnach schließen sie auch, daß entweder die frühere oder die spätere Aussaat des Wintergetreides besser gedeihen werde.

Die Jäger und Forstleute behaupten, daß, wenn der Hirsch an einem schönen Tage in die Brunst tritt, er auch an einem schönen Tage wieder heraustreten muß und daß demnach wenigstens vier Wochen lang auf schönes und beständiges Wetter zu hoffen sei.

Die Vögel benutzen sie viel als Wetterpropheten und beachten besonders die Zeit ihres Wegziehens. Ziehen sie nicht vor Michaelis weg, so wird vor Weihnachten auch kein harter Winter.

Die Finken lassen außer ihrem gewöhnlichen heiteren Gesange auch zuweilen einen einförmigen und weniger angenehmen hören, der fast dem Geschrei der Eulen etwas gleicht. Die Sachsen nennen dies „das Rahzen der Finken“ und sprechen, daß es schlechtes Wetter wird, „wenn der Finke rahzt.“

Wenn es regnet und sich die Hühner dabei verkriechen, so hält der Regen nicht lange an; laufen sie aber im Regen herum, so regnet es lange fort.

Wenn der Zaunkönig sich im November um die Häuser sehen läßt, so soll Schnee und Kälte nicht mehr fern sein.

Auch die Insekten, Mäuse, Hasen und andere Thiere beobachten sie des Wetters und der Ernte wegen. Viele Maikäfer halten sie, obwohl dieselben die Fruchtbäume zerfressen, für ein Zeichen reichlicher Ernte. Die Hasen sehen sie im Winter nicht gern, nicht bloß, weil sie die Rinde ihrer jungen Obstbäume benagen, sondern auch, weil sie ein schlechtes Jahr verkünden. „Dieses Jahr“, so fand ich in einer sächsischen Dorfchronik bei „Anno 1753“ geschrieben, „sind die Hasen stark aus

Digitized by Google

dem Gebirge getreten, welche noch niemals nichts Gutes mit sich gebracht haben. Es hat das auch der Ausgang erwiesen, indem das Frühjahr von 1754 bis Mitte Mai sehr kalt und unfruchtbar gewesen."

In den Pferdeställen hängen sie zuweilen an einem Bindfaden eine Krähe auf, weil sich die Pferde unter den schützenden Flügeln dieses todten Vogels glatt im Haar erhalten sollen. Zuweilen befestigen sie auch kleine Bündel von gewissen Kräutern, von denen sie glauben, daß sie die Kraft haben, Krankheiten und Seuchen vom Vieh abzuwehren, unter dem Fußboden des Stalles. Eben so legen sie gewisse Arten von Pilzen, denen sie dieselbe Kraft zuschreiben, auf die kleinen Fenster über den Stallthüren hin.

Sehr allgemein ist bei den protestantischen Landleuten die Sitte, die Thüren der Kuh- und Pferdeställe mit drei Kreuzen zu bezeichnen. Zuweilen machen sie solche Kreuze mit Kohle oder Kreide, zuweilen auch bloß mit einem Stückchen Holz in die feuchte Materie und den weißen schwammartigen Überzug, mit dem die Stallthüren häufig bedeckt sind. In den katholischen Distrikten von Sachsen werden noch jetzt zu Zeiten die Thüren aller Zimmer des Hauses mit drei Kreuzen bezeichnet. Es geschieht dies unter gewissen Feierlichkeiten im Beisein der Priester am heiligen Dreikönigstage. Mitunter werden auch die „Anfangsbuchstaben der Namen der drei Könige" dabei geschrieben: „K. B. M." (Kaspar, Balthasar, Melchior.)

Bei den Protestanten ist dies, wie gesagt, bloß noch für die Thüren der Viehställe geblieben. Es scheint mir, daß auch manche andere Arten von Aberglauben, von welchen sich die Menschen in Beziehung auf sich selbst bereits lossagten, in Beziehung auf das Vieh beibehalten wurden, gleichsam als wenn die dummen Thiere noch gespensterhaften Gefahren ausgesetzt wären, während der Mensch sich gewissermaßen schon aus der Gewalt der bösen Geister emancipirt habe. So z. B. halten sie das Vieh auch noch vor den Hexen der Walpurgisnacht nicht ganz sicher und nehmen für dasselbe Maßregeln gegen diese Hexen, während sie für sich selbst jetzt dergleichen Maßregeln für unnöthig zu halten scheinen. Es ist eine ziemlich allgemeine Annahme, daß das Vieh am Abende des 30. April vor der ominösen Nacht des 1. Mai noch vor Sonnenuntergang beschickt werden müsse. Ehe die Sonne am Horizont verschwindet,

Digitized by Google

müssen die Kühe an diesem Tage gemolken, gefüttert, mit neuer Streu versehen und dazu die Stallthüre wohl verschlossen sein. Manche recht Ängstliche scheinen zu glauben, daß die Stunde der Verhexungen schon um 6 Uhr Abends anfange, und sehen darauf, daß bereits um diese Zeit Alles abgefüttert und besorgt sei. Dabei schlagen sie auch wohl noch das Vieh mit einer Weidenruthe kreuzweise auf den Rücken und erneuern zugleich an der Stallthüre die drei mit Kreide gezeichneten heiligen Kreuzzeichen. In manchen Dörfern soll es noch Bauern geben, die das Vieh größerer Sicherheit halber vom 1. Mai an zwölf Tage hindurch auf die besagte Weise beschicken. Denn diese ganze Zeit soll nicht ganz geheuer sein. Auch soll man am Vorabend der Walpurgisnacht keine Butter und keine Milch verkaufen, weil sonst das Vieh ebenfalls leicht behext werde.

Das Kalb muß man wo möglich nur an einem Sonntagmorgen, wenn die Leute aus der Kirche kommen, „absetzen," d. h. von der Kuh entwöhnen. Um es dabei fortzuschaffen, muß man sich eines Tischtuches bedienen. Dieses, zu einem Stricke zurecht gedreht, wird dem Kalbe um den Hals gebunden und das Thier damit zur Krippe geführt. Ist dies der Ordnung gemäß geschehen, so ist ihnen für das Fortkommen ihres Pfleglings nicht bange. Sie haben auch einen Vers, den sie dabei zum Kalbe sprechen:

„Hier, Kalb, geh' an die Rose[1]), friß dein Futter,
Und vergiß deine Mutter."

Haben sie ihr Vieh groß gezogen und bringen sie es zu Markte, so verkaufen sie es in der Regel nur mit sammt dem Stricke, an welchem es im Stalle gestanden hat. Sowohl der Käufer als der Verkäufer sehen darauf, daß dies geschehe.

Für die Pferde und das Hornvieh, als die wichtigsten von den Thieren, die bei dem Menschen Obdach gefunden haben, sind sie natürlich vorzugsweise besorgt gewesen, doch lohnte es sich wohl der Mühe, auch für die Eier legenden Hühner auf einige kleine Schutzmittelchen bedacht zu sein. Ein solches wird zu Fastnacht angewandt. Dies ist die Zeit, in welcher die Hühner wieder zu legen anfangen, und damit sie sich nicht verlaufen und ihrer werthvollen Lasten sich nicht in den Gärten

[1]) „Rose" ist die Krippe der Kühe, an der sie ihr Futter raufen.

Digitized by Google

oder Scheunen der Nachbarn entledigen, streut man ihnen an jenem Tage ihr Futter nicht in den Hof hinaus, sondern wirft es innerhalb eines Tonnenreifes, den man auf den Boden gelegt hat. So wie dieser Reif die Körner zusammenhält, so soll auch die Befriedigung des Gehöftes die Eier der Hennen zusammenhalten. Es würde mancher Streit zwischen den Nachbarinnen vermieden werden, wenn dieses Mittel probat wäre. So wie die Sachen stehen, giebt es indeß oft Zank zwischen ihnen, wenn sie ihre gegenseitigen Gehöfte oder Scheunen beschleichen, um den Eiern nachzuspüren, welche einige dumme Hennen, die das Symbol jenes Fastnachtsreifes nicht verstehen wollen, verschleppt haben.

So wie sie der Thiere wegen häufig die äußeren Umstände und Ereignisse betrachten, um daraus Schlüsse für ihr Gedeihen zu ziehen, so dienen ihnen umgekehrt auch wieder die Thiere selbst und ihr Benehmen als prophetisch oder wunderwirkend in Bezug auf andere Verhältnisse. Sie beobachten den Flug der Vögel, wenn sie an ein Unternehmen gehen, und schließen auf einen glücklichen oder unglücklichen Ausgang, je nachdem ein Vogel zur Rechten oder zur Linken auffliegt. Wenn eine Elster sich schreiend auf einen Baum in der Nähe des Hauses setzt, so erwarten sie Besuch, und der Schwanz des Vogels dient ihnen dabei als eine vom Schicksal ausgesteckte Fahne, denn der Besuch wird aus der Gegend her erwartet, nach welcher die Schwanzfedern gerichtet sind. Die Schwalbennester zerstören sie in Sachsen so wenig wie in anderen Theilen Deutschlands, denn sie glauben hier wie anderswo, daß die Schwalben Heil bringen, namentlich vor dem Blitze schützen. Der Storch nistet in den Gegenden auf der linken Seite der Elbe am Fuße des Erzgebirges fast gar nicht. Doch wo er in Sachsen zu Hause ist, z. B. in der Lausitz, da trauen sie auch ihm viel schützende Kräfte zu. Wenn die Hühner krähen, — dies thun sie nämlich zuweilen, es ist ein kurz abgesetztes Gekrähe, das sie dem Hahne nachzumachen scheinen, — so spricht man: „es kommt nun Zank in's Haus." Auch habe ich wohl junge Leute halb im Scherze, halb im Ernste sagen hören, sie möchten keine Frau aus einem Hause heirathen, in welchem die Hühner häufig krähen. Vielleicht vermuthen sie, daß eine solche Frau ebenso wie ihre Hühner geneigt sein möchte, die Rolle des scepterführenden Mannes zu übernehmen.

Digitized by Google

Allem ungewöhnlichen und auf den ersten Blick unerklärlichen Beginnen der Thiere sind sie geneigt eine prophetische Bedeutung zuzuschreiben, wie dem unregelmäßigen Krähen der Hühner oder dem „Rahzen" der Finken, so auch dem ungewöhnlichen Heulen, mit dem zuweilen die Hunde, ohne daß man eine Ursache dafür anzugeben wüßte, losbrechen.

Die Hunde sollen bei der Aufführung ihrer ohrverletzenden Musik gewöhnlich zweierlei Attituden annehmen. Entweder stecken sie den Kopf dabei in eine Höhlung des Bodens, oder sie heben ihn hoch in die Luft. In dem ersten Falle wollen sie auf einen bevorstehenden Todesfall und auf eine Beerdigung hindeuten. Im zweiten Falle aber wittern sie etwas von einer drohenden Feuersbrunst in der Atmosphäre.

Vom Alp, der die Menschen in der Nacht ängstigt, glauben die Landbewohner Sachsens, daß er ein Mensch sei, der in der „Scheechezeit" (in der Scheuchezeit oder der Gespensterstunde) geboren wurde und die Macht habe, in der Nacht unsichtbar umherzuwandeln und sich den Leuten auf die Brust zu setzen. Er kommt durchs Schlüsselloch und wächst dann, wenn er im Zimmer ist, größer und größer. Er steigt gewöhnlich über den Kopf der Schlafenden in's Bett hinein. Sie hören ihn oft am Bette heraufklettern. Wollen sie sich dann schnell umdrehen, so ist es schon zu spät.

Wie es bei den Thieren zuweilen Töne giebt, die ganz verschieden sind von denen, welche sie gewöhnlich hervorbringen, so giebt es auch in uns Menschen selbst mitunter Erregungen und Empfindungen, die außergewöhnlich sind, von denen wir keinen Grund anzugeben wissen, und die ganz außer dem Bereiche unseres Willens stehen. In der Regel zwar bewegen sich unsere Glieder, Zunge, Arme, Kinnbacken nicht anders als auf das Geheiß unseres Willens. Allein zuweilen werden sie auch von Muskelzuckungen und Nervenerschütterungen ergriffen, die vollkommen unwillkürlich sind. Unsere Kinnbacken thun sich mitunter ganz freiwillig von einander, dehnen und recken sich unwiderstehlich, der Mund öffnet sich, und es entsteht daraus allmählich das, was wir „Gähnen" nennen. Zuweilen kribbelt oder krümmt es uns in der Nase, ohne irgend eine äußere Veranlassung dazu. Dieser Nasenkitzel wird mitunter so stark, daß sich auch die angrenzenden Gesichtsmuskeln krampfhaft zusammenziehen und dann wieder plötzlich in ihre gewöhnliche Lage zurückfahren,

Digitized by Google

indem sie dabei jenen Reiz oder Kitzel auf einmal wegschaffen und zwar nicht ohne eine kleine Explosion, welche wir „Niesen" nennen. Vor unseren Augen sprüht es wie mit Funken, und in unsern Ohren macht sich ganz von selbst ein klingendes und singendes Tönen hörbar, als spukten kleine Elfen darin herum. So entstehen auch gelbe Sommersprossen und andere kleine Farbenanhäufungen plötzlich in unserm Gesichte, kleine weiße Flecke bilden sich auf den Nägeln unserer Hände, und zwar oft so zierlich, als sollten es kleine Miniaturabspiegelungen von Schneeflocken sein. Man könnte dem Allem nach glauben, es trieben neckische Geister mit uns ihren Spuk.

Das Volk hat alle jene kleinen Erscheinungen, das Gähnen, das Niesen, das Ohrenklingen, die Nägelflecke, die anomalen Hautfärbungen ꝛc. beachtet und nach seiner Weise gedeutet. Wenn einem am Vormittage die Nase „grimmt," so wird man etwas Angenehmes erfahren. Klingt Jemandem das rechte Ohr, so sprechen die Leute Gutes von ihm. Klingen Einem beide Ohren, so wird man noch an demselben Tage etwas Neues zu hören bekommen. „Dies trifft mir immer zu," sagte mir ein junges sächsisches Mädchen. „Selbst wenn mir die Ohren erst dann klingen, wenn ich schon zu Bette liege und die Lampe bereits ausgelöscht habe, so bin ich doch gewiß, daß ich, ehe ich einschlafe, noch etwas Neues an demselbigen Tage erfahre, denn sicher erzählen sich dann die Mutter und Vater noch so etwas im Bette, was ich alsdann belausche."

Beim sogenannten „Schlucken" oder „Schnucken" glauben sie ebenfalls, daß von ihnen gesprochen werde. Wollen sie denjenigen guten Freund, den sie wegen dieser Nachrede in Verdacht haben, wissen, so nennen sie die Namen aller ihrer Bekannten der Reihe nach her, und der, bei dessen Nennung der Schlucken aufhört, ist der rechte. Aus diesen vielen Anzeichen von gutem oder üblem Gerede Anderer ersieht man, daß meine einfachen Bauersleute sich eben so viel um das „qu'en dira-t-on" bekümmern, wie es in andern Ständen geschieht.

Wenn schon solche unregelmäßige körperliche Erregungen die Aufmerksamkeit erweckt haben, so kann man denken, daß dies mit denjenigen regellosen und wilden Bewegungen des Geistes, die wir Träume nennen, noch weit mehr der Fall gewesen ist. Doch ist die Traumdeu-

Digitized by Google

terei schon eine höhere Kunst, auf welche sich nur wenige verstehen. Die Menge kennt im Ganzen nur einige wenige Auslegungen der Träume, so z. B. die, daß. wenn man von Eiern geträumt habe, dies Zank im Hause bedeute, wenn man ein rauchendes Feuer oder ein trübes, sumpfiges Wasser im Traume erblickt habe, dies Unheil verkünde, daß aber, wenn man klare Wellen oder helle Flammen schaute, dies großes Glück erwarten lasse.

Sehr zahlreich sind die Vorschriften, welche die Liebenden, die Braut- und Hochzeitsleute beobachten müssen. Die Liebe ist ja von Haus aus sehr abergläubig und hält sich gern an Vorbedeutungen. Man denke nur an die Unterredung von Romeo und Julie bei Shakespeare.

Sehr ungern schließen sie den ehelichen Bund bei abnehmendem Mond oder, wie sie sich ausdrücken, „im alten Mond." Der neue Mond ist den Liebenden hold.

Wenn es zur Trauung geht, so soll auf dem Wege zur Kirche der Bräutigam sich nicht umsehen; thut er es, so betrübt dies die Braut, denn sie nimmt es als ein böses Vorzeichen für die Dauer seiner Liebe, und die Leute sprechen: „Er sieht sich schon nach einer andern um." Ernst, andächtig, straffen Schrittes, nur einen Gedanken (sein Liebchen) in Kopf und Herz, soll der Bräutigam auf die Kirche zuschreiten.

Auf dem Hingange zur Kirche haben die Brautleute gern Sonnenschein; denn wenn es der Braut dabei „in den Kranz regnet," so wird sie im Ehestande viel zu weinen haben. Auf dem Heimgange dagegen von der Trauung mag es immerhin regnen, denn viele Alte behaupten, daß dies den jungen Eheleuten Segen, Glück und Fülle bedeute.

Bei der Trauung selbst flüstern die alten wohlerfahrenen Mütter den jungen Leuten häufig die Worte zu: „Tretet nur recht nahe zusammen!" Denn wenn der Bräutigam sich vor dem Altare recht dicht seiner Braut zur Seite hält, so ist dies ein Zeichen für ein recht festes, treues und dauerndes Ehebündniß. Der Bräutigam, der sich vor dem Altare etwas fern von seiner Braut hielt, entgeht nicht der Kritik, und das Publicum zieht daraus schlimme Folgerungen.

Digitized by Google

Bei den Vorbereitungen zur Hochzeit darf sich die Braut in nichts einmischen und in keiner Weise beim Backen und Braten Hand anlegen, auch wenn der liebende Bräutigam ihr die Zeit dazu ließe.

Unzählig sind auch die Fragen, welche die jungen unverheiratheten Mädchen an das Schicksal richten, um von ihm einen Wink über denjenigen zu erhalten, der ihnen als Lebensgefährte bestimmt sei. Am Weihnachtsabende gehen sie in den Garten hinaus und schütteln die Birnbäume, indem sie dazu sprechen:

„Birnbaum, ich schüttle dich,
Fein's Liebchen, melde dich."

Die Anmeldung des Liebchens geschieht zuweilen durch einen Hund. Bellt nämlich ein solcher gleich darauf, nachdem das Mädchen jene Worte gesprochen, so ist dies ein Zeichen, daß sie bald verheirathet werden wird. Sie beobachten dabei auch die Gegend, aus welcher das Bellen kam, denn daraus machen sie Schlüsse auf das Dorf, nach welchem sie verheirathet werden sollen. Lauschen sie vergebens nach einem Hundegebell, so müssen sie noch ein Jahr warten und die Birnbäume am nächsten Weihnachten abermals schütteln. Ein verschmähter Liebhaber in dem Dorfe, in welchem ich eine Zeit lang wohnte, übte einst bei einer solchen Gelegenheit eine Rache, die einen sehr traurigen Erfolg hatte. Da er nämlich am Weihnachtsabende erfuhr, daß das Mädchen, welches ihm kürzlich einen Korb gegeben hatte, die Absicht habe, den Birnbaum in ihrem Garten zu schütteln, um sich nach ihrem wahren Liebhaber zu erkundigen, verkleidete er sich als böser Geist, schwärzte sein Gesicht, setzte Hörner auf den Kopf und kletterte auf die Zweige des Baumes. Als die scherzenden Mädchen kamen, und nun die, gegen welche seine böse Absicht gerichtet war, den Baum schüttelte und ihr Verslein sprach:

„Birnbaum, ich schüttle dich,
Fein's Liebchen, melde dich" —

sprang er rasch von dem Zweige zu Boden, stand plötzlich dicht vor ihr und sprach: „Feines Liebchen, hier bin ich und hole dich," worüber das arme Mädchen so heftig erschrak, daß sie auf der Stelle todt niedersank.

Das Heirathen ist für die Mädchen und ihre Angehörigen die wichtigste Lebensangelegenheit. Schon wenn die Kleine noch in der Wiege liegt, gehen der Mutter die Fragen durch den Kopf: „wird sie heirathen? — wird sie früh heirathen? — wen wird sie heirathen?" Der erste

Digitized by Google

Kuchen, der bei dem Taufffeste aus dem Ofen gezogen wird, giebt einigen Aufschluß über diese Fragen. Lassen die Hausgenossen und Gäste diesen Kuchen bei der Taufe unberücksichtigt, so ist die Mutter traurig und denkt, ihr Mädchen werde wohl lange sitzen bleiben. Geht er aber gleich vom Ofenloche weg rasch und heiß ab, reißen sich die Leute um ihn und wird er schnell verspeist, so hofft sie für ihre Tochter eifrige Bewerbung.

Die Gedanken der Mutter umschweben mit tausend Sorgen das Lager ihres geliebten Säuglings, und sie ist geneigt, in Allem, was ihm naht, etwas Heilsames oder etwas Schädliches zu erblicken. Dazu kommt die Hülflosigkeit der kleinen Wesen, deren Lebensfaden sich in der Wiege auf so geheimnißvolle Weise fortspinnt. Es erklärt sich daher leicht, daß man die Wiege des Menschen in allen Ländern mit so vielem Aberglauben umgeben findet, und daß auch selbst unter den höheren Ständen die jungen Mütter sich dazu geneigt zeigen.

Wie bei den Müttern fast aller Nationen und Zeiten, besteht auch bei den hiesigen der Glaube an ein böses Auge gewisser Personen, deren Blick dem Kinde etwas Schlimmes anthun könne.

Die Mütter lassen daher ihre Säuglinge nie allein. Sie fürchten, daß das Kind mit einem anderen ausgetauscht oder gar ein Wechselbalg an seine Stelle gelegt werden könne. Das Gesangbuch kann vor einem solchen bösen Streich bewahren. Die Wöchnerin geht daher nicht gern aus dem Zimmer, ohne zuvor ein solches Buch in die „Boije" (Wiege) oder dem Kinde unter den Pfühl gelegt zu haben.

Streng halten die Mütter darauf, daß ihr erster Ausgang nach Abhaltung der Wochen direkt in die Kirche gehe. Sie werden nie eine Verwandte oder eine Nachbarin, auch wenn sie mit ihnen in demselben Hause wohnte, besuchen, bevor sie nicht in der Kirche gewesen sind. Wenn nur Frömmigkeit und der Drang, Gott für die glücklich überstandene Gefahr zu danken, die Ursache dieser Sitte wäre, so wäre es sehr gut. Allein es verbindet sich auch, wie fast mit allen religiösen Gebräuchen, ein Aberglaube damit. Sie glauben nämlich, sie würden, wenn sie vor dem Kirchgange einen Besuch machten, nicht nur ihrem Kinde, sondern auch ihren Bekannten Unglück zuziehen. Die armen Wöchnerinnen sind überhaupt mit auffallend vielem Aber-

Digitized by Google

glauben, Hexenspuk und Schrecken umgeben. Die Wöchnerinnen dürfen nicht in den Keller gehen, weil sie Eidechsen, Kröten und anderes Ungeziefer hinunterbringen, — und nicht auf den Boden des Hauses, weil dann ihre Kinder furchtsam werden. Daß sie Wasser aus dem Brunnen holen, will Niemand leiden, weil sie das Wasser verderben.

Sie taufen die Kinder nicht gern, so lange ein Grab auf dem Dorfkirchhofe offen ist. Es ist ihnen, als wenn der Tod bei der Grube stände und ihren Kleinen einlüde, in die Erde hinabzusteigen. Ist die Leiche erst untergebracht, und das Grab geschlossen, so kann man dann die Taufe ohne Furcht vornehmen. Hören die Taufgäste daher von fern zu Grabe läuten, so lassen sie lieber erst „ausläuten," bis sie zur Kirche aufbrechen.

Früher, als bei den wohlhabenden Bauern noch große Himmelbetten mit langen Vorhängen gewöhnlich waren, soll es Sitte gewesen sein, nach dem Taufakte die Taufkleider und bunten Bänder des Säuglings an den Vorhängen des Bettes der Mutter aufzuhängen, wobei diese den Glauben hatte, daß dann dem Kinde in Zukunft alle Kleider besonders gut stehen würden. Jene Himmelbetten hatten eine Kuppel von Holz über sich. Auf der inneren Seite waren häufig mit gelben Farben Sonne, Mond und Sterne dargestellt, die Sonne auf der einen Seite im Aufgehen begriffen, der Mond auf der anderen und die Sterne, zwölf an der Zahl, in der Mitte, wahrscheinlich um damit auf die zwölf Apostel hinzudeuten. Auf dem Rande des hölzernen Baldachins des Bettes war der herkömmliche Platz für Bibel und Gebetbücher. Diese alten frommen Himmelbetten mit ihren Vorhängen sind jetzt aus der Mode gekommen und mit ihnen auch jenes Aufhängen der Kleider der neugebornen Mädchen.

Bei den „Pathenbriefen," welche die Pathen dem Täuflinge senden, halten dieselben darauf, daß das Geld, welches sie einschließen, nicht bloß aus großen Münzen bestehe. Sie fügen den silbernen Thalerstücken oder Banknoten in der Regel auch noch verschiedene kleine Münzen bei. Sonst waren es meistens ein paar ganz kleine Silberdreier und Silberpfennige. Jetzt, seitdem diese nicht mehr existiren, vertreten Kupfermünzen ihre Stelle. Sie glauben, daß es so dem Kinde nie an kleiner Münze in der Tasche fehlen werde. „Das Kind hat dann immer Zuspruch zum Gelde," sagen sie.

Digitized by Google

An dem Tage, an welchem die Mutter ihr Kind entwöhnt, kann sie etwas über sein künftiges Schicksal erfahren, wenn sie ihm ein Geldstück, ein Stück Brod und ein Buch vorlegt. Greift das Kleine nach dem Gelde, so wird es ein reicher Mann werden, greift es nach dem Brode, so wird es immer sein Auskommen haben, nimmt es das Buch, so wird es sehr klug und weise werden. Läßt es aber alles liegen, so bleibt es arm, elend und dumm.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Beitrag zur Geschichte der Kolonisation in Oberschlesien während der Regierung Friedrichs II.

Als durch den glücklichen Ausgang des ersten schlesischen Krieges der Krone Preußen das Herzogthum Schlesien bis auf das Fürstenthum Teschen und bis auf einige Distrikte der Fürstenthümer Grottkau, Neiße, Troppau und Jägerndorf, ferner die Grafschaft Glatz, sowie endlich der zur Markgrafschaft Mähren gehörende s. g. Katscher Distrikt und hiermit im Ganzen ein Länderkomplex von etwa 600 □Meilen mit ungefähr 1½ Millionen Menschen[1]) als Siegespreis zugefallen war, ging Friedrich II. nicht allein mit aller Energie an die Verstärkung der von den Österreichern vernachlässigten schlesischen Festungen Glogau, Neiße, Glatz und Kosel, sondern er wandte auch der inneren Organisation der neu acquirirten Provinz seine volle Aufmerksamkeit zu.

Bei der Besitznahme des schlesischen Landes war die österreichische Civilverwaltung, welche Friedrich II. vorfand, folgendermaßen organisirt.

Eine bereits im Jahre 1558 von Ferdinand I. zu Breslau errichtete und der Hofkammer zu Wien unterstellte Schlesische Kammer besorgte alle Zoll-, Salz-, Forst-, Post- und Ämter-Revenüensachen und ein Oberamts-Kollegium alle Publika.

Das General-Steueramt erhob alle Steuern und Accisen aus ganz Schlesien von jedem Fürstenthum, während die Accis-Kommissionen in den Fürstenthümern die Aufsicht über die Einnahme aus den Accisegefällen in den Städten, wie auf dem platten Lande hatten; das Obersalzamt zu Breslau leitete den Debit des Salzes durch die Salzfaktoren und Salzfeller und während die Landeshauptleute

[1]) Gegenwärtig zählt die Provinz Schlesien über 3½ Millionen Einwohner.

Digitized by Google

in den Immediat-Fürstenthümern die Aufsicht über das ländliche und städtische Polizeiwesen hatten, war dem Kommercien-Kollegium zu Breslau die Sorge für die Hebung des Handels und der Landesmanufakturen anvertraut.

Alle diese Geschäfte, welche unter der österreichischen Herrschaft von so vielerlei Ämtern und Beamten besorgt waren, koncentrirte Friedrich II. in die Hände zweier Behörden, indem er sowohl in Breslau als in Glogau je eine Kriegs- und Domänen-Kammer errichtete, deren Ressortverhältnisse durch das Notifikations-Patent vom 25. November 1741 (Korn, Schlesische Edikten-Sammlung Band I, S. 164) näher geregelt wurden.

Jede dieser beiden Kammern bestand aus 2 Kammer-Direktoren, aus einem oder mehreren Mitgliedern des zur Kammer gehörigen Oberforstamts und einer bestimmten Anzahl von Kriegs- und Domänenräthen, von denen 2 als Kammer-Justitiarii besonders zur Justiz vereidet waren.

Beide Kammern hatten einen gemeinschaftlichen Chef, welcher den Titel „Würklich dirigirender Geheimbder Etats- und Kriegs-Minister" führte; er war mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen und sammt den beiden ihm unterstellten Kollegien nicht dem „General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänen-Direktorium" zu Berlin subordinirt, sondern lediglich dem Könige selbst verantwortlich, in dessen Namen auch verfügt wurde.

Es bekleideten diese einflußreiche Stellung in nachstehender Reihenfolge: der Graf Münchow von 1742—1753, Freiherr von Massow von 1753—1755, Graf Schlabrendorf von 1755—1770 und Graf Hoym von 1770—1806. Hoym, ein Hinter-Pommer von Geburt, vor seiner Ernennung zum dirigirenden Minister von Schlesien Regierungs-Präsident in Cleve, von Friedrich Wilhelm II. in den Grafenstand erhoben, hat um die Verwaltung der Provinz Schlesien mannigfache Verdienste sich erworben. In ihm glaubte Friedrich II. den Mann gefunden zu haben, der seine Projekte in Betreff der Kolonisirung der neu erworbenen Provinz mit Einsicht und Energie zur Ausführung bringen würde, und wenn schließlich die Resultate dieser Lieblingsidee des Königs den gehegten Erwartungen nicht entsprochen haben, so ist die Schuld daran gewiß nicht seinem Minister beizumessen oder den Organen, deren dieser sich bediente.

Digitized by Google

Der Grund des theilweisen Mißlingens dieses Kolonisirungsprojekts ist anderswo zu suchen, — er liegt in der falschen Auffassung und Anwendung der Naturgesetze über die Populationstheorie, welche in Ober-Schlesien die Waldkolonien und in Ostfriesland die Haide- und Moorkolonien nicht zu dem Zustande eines fröhlichen Gedeihens gelangen ließ.

Dr. Max Beheim-Schwarzbach hat in seiner Schrift „Hohenzollern'sche Kolonisationen" (Leipzig. Duncker und Humblot 1874.) einen umfassenden Beitrag zur Geschichte des preußischen Staats und der Kolonisation des östlichen Deutschlands geliefert. In dem zweiten und dritten Kapitel des IV. Buches seiner Schrift werden die Kolonisationen Friedrichs des Großen in Schlesien und die Kolonisten in Schlesien behandelt.

Wenn nun der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes es unternimmt, gleichsam zur Vervollständigung der vorgedachten beiden Kapitel der Beheim'schen Schrift auch seinerseits einen Beitrag zu den Kolonisationen in Schlesien während der Friedericianischen Zeit zu liefern, — so geht die Absicht desselben dahin, zunächst mit kurzen Worten die Kolonien aufzuführen, welche in einem einzelnen Kreise Schlesiens und zwar in dem oberschlesischen Kreise Oppeln gegründet wurden, und sodann die Gründung und die Schicksale einer dieser Kolonien und zwar der böhmischen Kolonie Friederichsgrätz zum Gegenstande einer besonderen, eingehenderen Darstellung zu machen. Die Wahl gerade dieser Kolonie scheint deshalb angezeigt, weil sie die erste und größte sämmtlicher Kolonien im Oppelner Kreise ist und weil die hussitischen Emigranten, welche dieselbe anlegten, der besonderen Gunst des Königs sich zu erfreuen hatten und von ihm mit besonderen Privilegien ausgestattet wurden.

Außer den eigentlichen Waldkolonien werden sodann noch jene Hüttenkolonien zu erwähnen sein, welche Friedrich II. gleichfalls im Kreise Oppeln gründete. Lagen bei der Gründung derselben auch wesentliche andere Zwecke zum Grunde, als bei den ersteren, so dürfen sie doch nicht unerwähnt bleiben, weil sonst das Bild ein unvollständiges sein würde.

Der Rahmen, in welchem die gegenwärtige Darstellung sich bewegen soll, wird, wie schon bemerkt, durch den jetzigen Kreis Oppeln gebildet, welcher im Wesentlichen mit dem vormaligen Amte gleichen Namens identisch ist.

Digitized by Google

Er hat von allen Kreisen der Provinz Schlesien die meisten Kolonien aufzuweisen und zwar aus dem naheliegenden Grunde, weil er zum großen Theile im Eigenthum des Fiskus stand und weil das Waldesdickicht, mit welchem der Boden bedeckt war, die Lichtung und Besiedelung dieses damals ziemlich werthlosen Waldes [1]) als ganz besonders vortheilhaft erscheinen ließ. Wird doch in dem 25,93 □Meilen großen Kreise Oppeln, in dessen meilenweiten Forsten damals auch Wölfe, Luchse und Bären hausten, noch jetzt, nachdem im Laufe eines Jahrhunderts so bedeutende Waldstrecken ausgerodet und zu Ackerland aptirt sind, die Gesammtfläche des letzteren von derjenigen des Waldbodens um 7 Procent überschritten!

Bevor wir zu dem eigentlichen Gegenstande unserer Schilderung übergehen, wird es erforderlich sein, näher zu beleuchten, in welcher Weise man durch die Gesetzgebung der Realisirung des von Friedrich II. mit so großem Eifer verfolgten Kolonisationsprojekts zu Hilfe zu kommen suchte. Wir finden hier, daß nicht allein die Königliche Kriegs- und Domänen-Kammer zu Breslau, deren Ressort Oberschlesien und folgeweise auch der Kreis Oppeln unterstellt war, sondern auch der König selbst wiederholentlich Patente erließ, in welchen für neue Ansiedelungen Privilegien gewährt und Prämien ausgesetzt wurden.

Zum leichteren Verständniß des Ganzen wird es beitragen, wenn wir wenigstens die wichtigeren einschlagenden Kammer-Verordnungen und Allerhöchsten Edikte ihrem wesentlichen Inhalte nach hier anführen. Sie betreffen theils die Ansiedelung auf Privat-Domänen — denn auch deren Besitzer sollten für die Kolonisationsfrage interessirt werden — theils die Gründung von Kolonien auf forstfiskalischem Fundus.

Zunächst erließ die Kriegs- und Domänen-Kammer ein Cirkular d. d. Breslau 16. October 1767 (Korn, Edikten-Sammlung Band 10, S. 104) „wegen Urbarmachung überflüssiger Waldungen zur Ansetzung der Kolonisten und Anlegung neuer Dörfer."

Durch dieses Cirkular wurden die Landräthe des Oppeln-Rosenberg-

[1]) Das schlesische Klafter Kieferholz = 58,33 Kubikfuß feste Holzmasse oder $83^3/_{16}$ Raum kostete damals etwa $10-12^1/_2$ Silbergroschen, während es jetzt trotz der mächtigen Kohlenförderung in dem benachbarten Beuthen'schen Montan-Distrikte 3 ℛ 15 gr kostet.

Digitized by Google

Lublinitz- und Groß-Strehlitz'schen Kreises angewiesen, „in denen Gegenden, wo nach Proportion des Bedarfs annoch zu viel Waldungen befindlich; mit denen Dominiis und Grund-Herrschaften" über die theilweise Urbarmachung der Waldungen und die Anlegung neuer Dörfer zu konferiren, wobei hauptsächlich darauf zu sehen sei, „deutsche und arbeitsame Leute dahin anzusetzen, damit durch selbige die urbar gemachten Äcker desto eher in gute Kultur gebracht, und dadurch die dortige Pohlnische und träge Nation zu mehrerer Industrie ermuntert und angetrieben werde."

Da dieses Kammer-Cirkular anscheinend von bedeutenden praktischen Erfolgen nicht begleitet war, so erließ Friedrich II. selbst eine „Königliche Allerhöchste Deklaration" d. d. Breslau 28. August 1773 (Korn, Band 10, S. 83), in welcher er, „ausgehend von dem unleugbaren Grundsatze, daß das Etablissement mehrerer Einwohner im Lande und dessen Population sowohl zum Besten des Universi als eines jeden Particuliers und Güter-Besitzers insbesondere gereiche", die Anlegung neuer Dörfer (ganzer Kolonien) wiederholt in Anregung brachte.

Als „schickliche Gelegenheiten," in welchen solche Kolonien angelegt werden könnten, bezeichnet er im § 1 hauptsächlich 1. ansehnliche Forsten, wenn ein Theil derselben nicht so hoch als durch Kolonien ausgenutzt werden könne, 2. etwa in denselben vorhandene Brand- oder andere leere Flecke, 3. große Brüche und Lugen [1]), welche durch Abzugsgräben trocken gemacht werden könnten, 4. alte wüste Teiche oder auch s. g. Leden; 5. Äcker, die von den Vorwerken zu weit entlegen seien, sowie 6. Hutungs-Terrain.

Gleichzeitig stellte er den Besitzern solcher Privat-Güter die Bewilligung ansehnlicher Beihilfen aus Staatsmitteln in Aussicht (150 ℳ für jede Stelle), welche jedoch mit wenigstens 8 Morgen Magdeburgisch Äcker, Wiesenwachs und Garten dotirt und mit einem Wohnhause von Bindwerk, mit massiven Schornsteinen und Vorgelege nebst angehängtem Stall versehen sein mußte.

Daneben ordnete er an, daß wenigstens 6 solche Possessionen beisammen gebauet sein sollten; in der Regel sollten es 20 sein, so daß

[1]) Luge (polnisch Kałuża) = Tümpel, Lache.

Digitized by Google

für ein Dorf von solcher Stellenzahl 3000 Thaler vergütet wurden. (§§ 2. 4. und 8.)

Die anzulegenden Dörfer sollten durch die Dominialbesitzer wo möglich „mit arbeitsamen Ausländern" und nur im Nothfall mit Einländern besetzt werden. „Wir wollen dabey aber ausdrücklich, — so heißt es im § 4 — daß in denen Gegenden, wo bis jetzt noch alles pohlnisch ist, nur deutsche Leute gewählt werden, sowie im Gegentheil in denen deutschen Gegenden wiederum pohlnische Leute angesetzt werden können."

Im § 5 heißt es sodann weiter:

„Die Ausländer sind nach unsern vielfältigen Patenten ohnedem für sich und ihre Kinder von aller Enrollirung frey. Ratione der Einländer hingegen wollen Wir, daß sich nach der Vorschrift unseres Rekrutirungs-Edikts vom 1. März 1744 und dessen § 11 gerichtet und demzufolge keiner zu einer Stelle angenommen werde, der nicht 24 Jahr alt und unter 6 Zoll ist."

Der § 14 bestimmt endlich, daß ratione des Gottesdienstes es frei gestellt bleibe, wohin das neue Dorf sich wenden wolle, daß aber von der Ansetzung eines tüchtigen Schulmeisters, welchem ebenfalls eine von denen errichteten Dorfstellen eingeräumt werden könne, nur dann eine Ausnahme gemacht werden solle, wenn das alte Dorf in der Nähe liege oder das neue Dorf nicht stark genug sei.

Durch das Allerhöchste Patent d. d. Breslau 26. August 1776 (Korn, E.-S. Band 15, S. 76) bewilligte Friedrich II. den Besitzern von Privat-Domänen auch für Anlegung einzelner kleiner Häusler-Stellen eine Beihülfe von resp. 70 und 100 ℛ, jenachdem das bauende Dominium mit dem benöthigten Bauholze aus eigenen Forsten versehen war oder nicht.

Zugleich begnadigte er, „um die Besetzung mit tüchtigen Ausländern zu erleichtern und letztere zu deren Annahme anzulocken," die Annahme solcher neu erbauter Häusler-Stellen mit besonderen Wohlthaten und Freiheiten. So wurden die anzusetzenden ausländischen Kolonisten — und nur solche hat das Patent vor Augen — „von allen oneribus realibus et personalibus und namentlich von aller Kontribution und Nahrungssteuer, auch von andern öffentlichen Landespraestationen als Schanzarbeit, Aufeisen bei denen Bestungen ꝛc. auf immer und zu

Digitized by Google

ewigen Zeiten befreyet," desgleichen waren sie „für sich und ihre ins Land gebrachten Kinder von aller Enrollirung frey und sollen ihnen darüber von Unseren Kriegs- und Domänen-Kammern die Werbe-Exemtions-Scheine ertheilt werden."

Dagegen mußten sie der Feuer-Societät und, wofern sie Vieh halten konnten, auch der Vieh-Assekuranz beitreten, „indem solches zu ihrem eigenen Besten gereiche."

Den Grundherrschaften aber wurde anbefohlen, die Abgaben der anzusetzenden Wirthe so billig zu bestimmen, daß letztere dabei bestehen könnten. Besonders müßten die Stellen den Annehmern erblich übergeben, auch letztere mit keinem persönlichen Unterthänigkeits-Nexus belegt werden, sondern freie Leute bleiben.

Durch eine Königliche Kammer-Verordnung d. d. Breslau 19. October 1773 (Korn, E.-S. Band 14, S. 99), erlassen „an sämmtliche Kolonie-Inspectores," — wurden die Bedingungen näher geregelt, unter welchen Kolonisten auf Königlichem Dominial-Terrain künftighin angesetzt werden sollten.

In dieser Verordnung wurde ihnen die erbliche Verleihung der Stelle und die Ausfertigung einer Erbverschreibung zugesichert: Haus und Stallung wurde ihnen freilich gebaut, wogegen sie die Scheune gegen freies Bauholz und eine baare Beihilfe von 15 ℛ selbst bauen mußten. Von dem zugetheilten Terrain wurde ihnen 1 Morgen auf königliche Kosten gerodet; das übrige mußten sie selbst roden und erhielt jede Familie zu dem Ende ein Grabscheit, eine Rodehacke, eine Holzaxt und eine Säge. Sie bekamen 8 Freijahre, nach deren Ablauf jeder pro Morgen 3 Gutegroschen Zins entrichten und statt der Frohndienste jährlich 9 Klafter Holz einschlagen mußte. Dagegen blieben sie mit ihren Kindern von der Unterthänigkeit, sowie ferner von aller Enrollirung und Werbung frei.

Freies Bau- und Brennholz wurde ihnen nicht bewilligt, dagegen mußten sie jährlich von den Hauen 3 Klafter Tannen-, Fichten-, Birken- oder weiß Buchholz gegen die Taxe nehmen.

Es entstand nun in Oberschlesien auf Privat-Dominien in Folge der durch die Allerhöchste Deklaration vom 28. August 1773 in Aussicht gestellten Bau-Bonifikations-Gelder eine nicht unbedeutende Zahl von

Digitized by Google

Kolonien, — im Kreise Oppeln jedoch nur eine, welche die Gräfin Anna Barbara Gaschin in den großen Waldungen ihrer Herrschaft Turawa mit 20 Stellen gründete und mit dem Namen Friedrichsfelde belegte.

Wenden wir uns nunmehr zur Aufführung der auf Königlichem Dominial-Terrain angelegten Kolonien, wobei wir in der Weise verfahren, daß wir die Kolonien gleichsam gruppenweise nach den einzelnen großen Forstrevieren, in welchen die Ansiedelungen stattfanden, vorführen und damit eine kurze Beschreibung verbinden.

Wir beginnen:

1. mit der Kolonie Graefenort, die etwa 1 Meile von der Stadt Oppeln entfernt liegt. — Mit der Gründung dieser Kolonie verhält es sich folgendermaßen.

Der Forstmeister Burich in Oppeln erhielt von der Breslauer Kammer im Jahre 1770 den Auftrag, in dem Forstrevier Thiergarten 20 Kolonistenstellen, von denen jede außer der Hutung mit 12 Morgen Land, 4 Morgen Wiesen und 1 Morgen zur Hofraide [1]) und zum Hausgarten dotirt werden sollte, anzulegen und auf jeder Stelle ein Haus aus Bindwerk mit massivem Schornstein aufzubauen. Als Burich im April 1772 mit dem Bau der Häuser, von denen jedes etwa 120 Thaler kostete, im Wesentlichen fertig war, trafen die im Würtemberg'schen, Hessischen und in Franken — schlechtweg „im Reich" — geworbenen, mit Pässen ihrer Heimatsbehörden und des Königlichen Geheimraths v. Hochstetten zu Frankfurt a. M. versehenen Kolonistenfamilien, im Ganzen 101 Köpfe stark, in Graefenort ein, nachdem sie auf verschiedenen Reisestationen in Berlin, Glogau, Breslau und Brieg ein Reisegeld von zusammen 202 Thalern erhalten hatten. Bei ihrer Ankunft erhielt jede Familie 2 Kühe, die der Forstmeister Burich auf verschiedenen Märkten zu dem Durchschnittspreise von 7 ℔ 8 gr 9⅗ ₰ angekauft hatte, sowie das nöthige Geräth (Spaten, Rodehacken, Karsthacken) und eine Quantität Hirse, Heidekorn (Buchweizen) und „Erdtoffeln zur Saat." [2]) Da unter den

[1]) Hofraide = der bei einem landwirthschaftlichen Gehöft zum Hofraum dienende Platz.

[2]) Die beiden schlesischen Kammern legten großen Werth auf die Förderung des Kartoffelbaues, wie verschiedene Cirkulare derselben, z. B. das Cirkular d. d.

Digitized by Google

Erwachsenen „das faulende Fieber" und unter den Kindern die Pockenkrankheit ausbrach, so wurde ihnen ärztliche Hilfe und freie Medizin gewährt.

Durch diese Anschaffungen sowie durch das von der benachbarten Gemeinde Groschoritz besorgte erstmalige Umpflügen der gerodeten Äcker erwuchs für die herrschaftlichen Kolonie-Etablissements-Fonds eine Ausgabe von 505 ℛ 19 gr. 7⅕ ₰, welche durch die „Hauptmanufaktur-Kasse zu Breslau" zahlbar gemacht wurde. Die Kammer ging von der Voraussetzung aus, daß die Kolonisten nunmehr auf eigenen Füßen stehen und namentlich mit einem Zuschuß von 15 Thalern sich Scheunen bauen könnten, — aber bei der völligen Mittellosigkeit der Eingewanderten und bei den schlechten Ernten in den ersten Jahren blieb es nicht aus, daß aus dem Etablissements-Fonds noch Manches nachträglich geleistet werden mußte.

Die Kolonisten machten dem Forstmeister Burich, dessen spezieller Aufsicht die Kolonie anvertraut war, im Anfange sehr viel zu schaffen. So schlachtete der Kolonist Jonas Hedrich, gebürtig aus Rotenbach im Friedberg'schen, eine der ihm überwiesenen Kühe, um, wie er zu seiner Vertheidigung vorbrachte, „von dem gelösten Gelde etwas Brot zu kaufen und sich selbst an dem Fleische etwas zu erholen." Er wurde jedoch wegen dieses eigenmächtigen und verbotswidrigen Verfahrens arretirt und, nachdem er durch den Amts-Justitiarius zu Protokoll konstitnirt war, von der Kammer zu 14tägigem Amtsarrest im Thurm zu Oppeln verurtheilt und ihm daneben bedeutet, „daß sobald er das angezeigte Erbtheil aus seiner Heimath erhalte, er sich davon die ihm fehlende Kuh wieder ankaufen müsse."

Alsbald riß auch die Desertion unter den Ankömmlingen ein. Zuerst desertirten 2 ledige Frauenzimmer, obwohl der Forstmeister Burich — wie er der Kammer unterm 16. August 1772 berichtet — „sie immer ver-

---

Breslau 29. Februar
Glogau 4. März 1768, „betreffend den Tartoffel-Anbau," (Korn, Band 10, S. 146) beweisen. Schon durch das Cirkular d. d. Breslau 24. März 1756 (Korn Band 6, S. 350) — erlassen an sämmtliche Landräthe und Beamte — wurde „die Anpflanzung der sogenannten Tartoffeln als ein sehr nützliches und sowohl für Menschen als Vieh auf sehr verschiedene Art dienliches Erd-Gewächse ernstlich anbefohlen."

Digitized by Google

tröstet hatte, daß sich vielleicht eine Gelegenheit finden werde, wo sie sich verheirathen oder durch Dienste bei ihren Landsleuten ihr Brot erwerben würden."

Ihnen folgten alsbald 4 Kolonistenfamilien und, obwohl der Forstmeister ihnen durch seinen Schreiber zu Pferde nachsetzen ließ, so gelang es doch nicht, der Entwichenen wieder habhaft zu werden. Dieser Abgang wurde durch 4 Familien aus dem Österreichischen (dem Troppan'schen) wieder ersetzt. Da der eine dieser Kolonisten Namens Hall katholisch war und mit den anderen Kolonisten zuweilen in religiöse Meinungsverschiedenheit gerieth, so empfahl der Forstmeister der Kammer, diesen Kolonisten in eine andere Kolonie zu translociren, in der mehrere Katholiken seien.

Die wenig erfreulichen Verhältnisse, wie sie vorstehend bei Graefenort geschildert sind, treten im Wesentlichen auch bei der Gründung der anderen Kolonien zu Tage; aber auch heute, nachdem mehr denn ein Jahrhundert verflossen ist, ist die Kolonie Graefenort noch ein armer Ort, da der leichte Sandboden, auf welchem sie errichtet ist, nur sehr geringe Wirthschaftserträge liefert. — Wir haben die Verhältnisse von Graefenort etwas umständlicher geschildert, weil sie die erste Kolonie im Kreise Oppeln war, welche mit Leuten „aus dem Reich" besetzt wurde, und wollen im Allgemeinen nur noch bemerken, daß sämmtliche Kolonien meistens im dritten Jahre nach ihrer Gründung eine ihre Rechte verbriefende Erbverschreibung ausgefertigt erhielten, welche von dem Amte Oppeln ausgestellt und von der Kammer zu Breslau konfirmirt wurde.

Die Kolonien selbst wurden in der Regel nach den Namen berühmter Generäle, hochgestellter Staatsbeamten oder solcher Beamten benannt, die um die Begründung der neuen Ansiedelung besondere Verdienste hatten.

2. Derschau, 1773 durch den Forstmeister Burich gleichfalls im Thiergartener Forstrevier und zwar in dem Forstort Suche-Heide mit derselben Stellenzahl und demselben Grundbesitz wie Graefenort angelegt, „mit Ausländern deutscher Nation," wie es in der Erbverschreibung heißt, besetzt und nach dem Minister Derschau benannt, — gehörte wegen der schlechten Qualität der meist aus Sand- und kaltem Moorboden bestehenden Grundstücke zu den ärmsten Kolonien des Kreises Oppeln.

Digitized by Google

Die Kolonie ist im Laufe der Zeit sehr polonisirt d. h. die ursprünglich rein protestantische Bevölkerung ist theilweise katholisch geworden, denn polnisch bedeutet in dieser Beziehung soviel wie katholisch, während deutsch = protestantisch ist.

3. Kolonie Kupferberg, 1771 gleichfalls im Thiergarten durch den Forstmeister Burich gegründet und zum weitaus größten Theil mit „Ausländern deutscher Nation" besetzt; Dotations-Verhältnisse wie ad 1. Die Kolonie Kupferberg ist gegenwärtig ganz polnisch.

4. Das Eisenhüttenwerk Malapane, 1753 am Malapanefluße in Kraschcower Revier an einem von dem Forstmeister Rehdanz ausgesuchten Platze gegründet, damit — wie es in einer Allerhöchsten Ordre d. d. Potsdam 20. März 1755 heißt — „die im oberschlesischen Wald unterm Amte Oppeln befindlichen am Malapane-Strom und andern dortigen Gegenden gegen Creutzburg entdeckten Eisensteine nicht ohne Nutzen bleiben, sondern zum Besten der Königlichen Lande und getreuen Unterthanen gereichen mögen." — Bei dem rasch sich erweiternden Betriebe des Werkes, welches hauptsächlich zur Beschaffung von Kriegsmaterial für die schlesischen Festungen diente, trat bald Mangel an Arbeitern und namentlich an Holzschlägern ein. Es wurde daher im Jahre 1769 die Kolonie Hüttendorf mit 17 Stellen und einem Kretscham (Schankhaus) angelegt und jeder Stelle eine Fläche von 8 Morgen Land und 2 Morgen Wiesen beigelegt, auch das Recht zu freiem Bau-, Raff- und Leseholz gegen eine geringe Abgabe gewährt.

Im Jahre 1781 mußte eine zweite Kolonie, Antonia, angelegt werden. Sie bestand aus 20 Häusern aus Bindwerk, jedes Haus zu zwei Familien eingerichtet, also aus 40 Stellen; zu jeder derselben gehört ein Areal von 4 Morgen Land und 1 Morgen Wiese.

5. Kolonie Münchhausen, 1774 im Kraschcower Forstrevier mit derselben Stellenzahl und demselben Grundbesitz wie ad 1 gegründet und mit „Ausländern deutscher Nation," unter denen hauptsächlich Sachsen und Churpfälzer, besetzt, — war ursprünglich eine rein deutsche Ansiedelung.

Durch Heirathen mit Eingesessenen aus der benachbarten böhmischen Kolonie Friederichsgrätz und durch Zuzug von Leuten aus den umliegenden polnischen Dörfern hat die Kolonie ihren ursprünglichen Charakter

Digitized by Google

theilweise verloren, so daß gegenwärtig nur noch etwa die Hälfte der Einwohner deutsch, ein Viertel dagegen böhmisch und ein Viertel polnisch spricht.

Der Boden ist theils steriler Sandboden, theils saurer, naßkalter Moorboden, und obwol den Kolonisten, da ihre Existenz geradezu auf dem Spiele stand, im Jahre 1780 noch die große Luge Jeziorneck „zur Verbesserung ihres Nahrungszustandes" überlassen wurde, — so haben dennoch die Verhältnisse derselben sich wenig gehoben, und Münchhausen gehört mit zu den ärmsten Kolonien des Kreises.

6. Chobie s. Mysline. Die Kolonie ist dadurch entstanden, daß im Jahre 1755 das zum Amte Oppeln gehörige kleine Vorwerk Mischline „wegen seiner Entlegenheit vom Amte und daher entspringenden unbequemen Bewirthschaftung" dismembrirt und an 12 polnische Kolonistenfamilien aus den oppelnschen Amtsdörfern ausgethan wurde. Jede Familie mußte für ihren Antheil einen jährlichen Kanon von 6 Thalern zahlen.

7. Kolonie Tempelhof 1770 in dem Krascheower Forst in der Stallung[1]) Bloczionka bei Sczedrzik mit 20 Stellen à 18 Morgen Rodeland zu Acker, 6 Morgen Rodeland zu Wiese und 100 □Ruthen zur Baustelle bez. zum Garten gegründet, außerdem mit Hutung dotirt und nach dem Förster Templer in Krascheow benannt — wurde mit polnischen Leuten aus den Amtsdörfern namentlich aus Sczedrzik besetzt.

8. Kolonie Creuzthal polnisch: Kryżowodolina (Krzyz = Kreuz, Dolina = Thal), 1776 im Krascheower Forst in der Stallung Przibawke gegründet; Zahl der Stellen und Dotation wie ad 7; jedoch erhielt später 1783, da die Kolonisten ihr Leben durch Bebauung des elenden Sandbodens nicht fristen konnten, jeder derselben noch 6 Morgen Ackerland ausgewiesen.

Zu Kolonisten wurden sämmtlich Leute aus den benachbarten Amtsdörfern Danietz, Krascheow, Schodnia ꝛc. genommen.

9. Kolonie Carmeran, so genannt nach dem Justiz-Minister und Präsidenten der 3 schlesischen Oberamtsregierungen Grafen Carmer, wurde

[1]) Stallung, ein der älteren Waidmannssprache entlehnter Ausdruck, bedeutet ein bestimmt abgegrenztes kleines Forstrevier, so groß, daß es bei den Treibjagden mit den vorhandenen Garnen und Netzen umstellt werden konnte.

Digitized by Google

im Jahre 1764 in der Krascheower Forst in der Stallung Sporne (woher auch der polnische Namen Spórol) gegründet und mit deutschen Kolonisten, sämmtlich aus Österreich-Schlesien besetzt.

Sie gränzt unmittelbar an die gräflich Renard'sche Herrschaft Groß-Strehlitz und zählt 20 Stellen, von denen jede mit Hutung, 14 Morgen Acker, 4 Morgen Wiesenwachs und 1 Morgen zur Hofraide und zu Gartenland dotirt wurde.

Ein zwischen dem preußischen Gouvernement und dem damaligen Besitzer der Herrschaft Groß-Strehlitz, dem Reichsgrafen von Colonna wegen der Kolonie schwebender Grenzstreit wurde durch einen Grenzregulirungs-Receß vom $\frac{\text{9. November 1775}}{\text{10. Februar 1776}}$ in der Weise beigelegt, daß die eine Hälfte der Possessionen, die Nr. 1—10 der Herrschaft Groß-Strehlitz und die zweite Hälfte, die Nr. 11—20, dem Amte Oppeln zugelegt wurde.

Die gegenwärtigen Bewohner von Carmeran sprechen polnisch, und nur Wenige sind der deutschen Sprache etwas mächtig.

10. Kolonie Friederichsgrätz. Die Geschichte ihrer Gründung und ihre ferneren Verhältnisse werden, wie wir bereits oben bemerkt haben, weiter unten Gegenstand einer detaillirten Schilderung sein.

11. Kolonie Schulenburg, 1771 in dem Thiergarten-Revier zu 20 Stellen angelegt und dotirt mit Hutung, 14½ Morgen zu Acker, 1½ Morgen zu Wiesenwachs und 1 Mrg. zu Hofraide und zum Garten. Die Kolonie wurde mit „Ausländern deutscher Nation" insbesondere mit Sachsen besetzt; jedoch ist nur noch ein Drittheil der Einwohner von Schulenburg deutsch, zwei Drittel sind allmälig polnisch geworden.

12. Der Hüttenort Königschuld (polnisch: Osowiec d. h. ein früher mit Espen bestandener Ort, osica = Espe), am rechten Ufer des Malapaneflusses belegen, gehört insofern zu den von Friedrich II. im Kreise Oppeln gegründeten Hütten-Kolonien, als er mittelst Allerhöchsten Patents de 18. Juni 1785 einem Konsortium von breslauer Kaufleuten gestattete, „zur Beförderung der inländischen Industrie eine Fabrik zur Erzeugung von kurzen eisernen und stählernen Waaren, woran es zum Theil noch fehle, aus eigenen Mitteln anzulegen", und ihnen zur Etablirung des Hüttenwerks einen Platz nach freier Wahl überweisen ließ

Digitized by Google

Die Erbverschreibung, durch welche der Gesellschaft die Fläche von 389 Morgen 63 □Ruthen unentgeltlich überwiesen wurde, datirt vom 26. August 1789.

13. Kolonie Neu-Kupp wurde im Jahre 1781 erbauet und bestand aus 8 im Zirkel um das Kupper Schloß liegenden Häusern. Das Schloß war im Jahre 1780 in dem polnischen Dorfe Kupp in einem Achteck angelegt, nachdem der Minister Hoym dort eine besondere Domänen-Administration organisirt hatte, hauptsächlich zur Förderung der wirthschaftlichen Lage der in der Umgegend angelegten Kolonien, deren Bewohner eine unausgesetzte persönliche amtliche Einwirkung nothwendig machten.

Die Kolonie Neu-Kupp wurde besetzt mit einem Kretschmer (Krugwirth), einem Huf- und Waffenschmied, einem Zimmermann, einem Büttner, einem Schuhmacher und zwei Leinwebern, von welchen der eine — ein Hinter-Pommer — zugleich Schulhalter wurde.

Die ursprünglich rein deutsche Bevölkerung von Neu-Kupp ist gegenwärtig zur Hälfte polnisch. Dagegen ist

14. die im Kupper Forstrevier im Forstrevier Brzezie 1774 gegründete und mit „Ausländern deutscher Nation" insbesondere mit Sachsen und mit Hessen-Hanauern besetzte Kolonie Finkenstein (polnisch: Brzezie) Zahl der Stellen: 20, Dotation: Hutung, 12 Morgen Acker, 4 Morgen Wiesenwachs und 1 Morgen zur Hofraide und zum Garten) deutsch geblieben.

15. Salzbrunn (polnisch: Solowa Studnia) in den Jahren 1771/73 in der Kupper Forst bei der Luge Latze in der Nähe eines salzigen Brunnens (Solowa studnia) gegründet, zählt 18 Stellen, welche mit polnischen Amtseingesessenen besetzt wurden. Dotation: Hutung, 12 Morgen Rodeland, 6 Morgen Wiesenwachs und 100 □Ruthen zu Baustellen und zu Gartenland, sowie außerdem freies Bauholz und geschenkweise 30 Thaler Baukosten. Die Erbverschreibung datirt de d. Schloß Oppeln 9. Novbr. 1778.
Breslau 8. Febr. 1779.

Der Boden der Kolonie ist durchgängig ein kalter, auf undurchlassendem Untergrunde ruhender mit Rasenstein (Wiesenerz) vermischter Sandboden, welcher geringe und unsichere Erträge liefert.

Digitized by Google

16. Kolonie Hirschfelde (polnisch: Kaniow), 1778 in der Poppelauer Forst auf dem Kaniow mit 20 Stellen angelegt und lediglich mit polnischen Leuten aus den benachbarten Amtsdörfern Chroszütz (Chroszczyc), Dombrowka, Groß-Doebern (Wielki Dobrzyn) und Schalkoritz besetzt, ist rein polnisch geblieben. Dotation: Hutung, 18 Morgen Rodeland, 6 Morgen Rodeland zu Wiesen, 100 □Ruthen zur Baustelle; außerdem freies Bauholz und geschenkweise 30 Thaler Baukosten.

17. Kolonie Poppelau. Laut Erbverschreibung d. d. Oppeln 19. Juni 1764 / Breslau 1. Febr. 1765 wurde an 12 polnische Eingesessene aus den umliegenden Amtsdörfern das kleine Amtsvorwerk Poppelau mit dem gesammten lebenden und todten Inventarium gegen einen jährlichen perpetuirlichen Kanon von 500 Thalern überwiesen. Dagegen waren sie für sich und ihre Nachfolger frei von Steuern und Abgaben, insbesondere von Hand- und Spanndiensten bei den Königlichen Eisenhütten und Hochöfen; auch erhielten sie freies Bauholz, wogegen sie die Gebäude nicht mehr von Bohlen sondern von Bindwerk aufbauen und mit Lehm auskleben mußten. Endlich war ihnen zur Bedingung gemacht, „auf die Spinnerei alle mögliche Vorsorge zu tragen und könnten sie unter sich eine Spinn-Schule halten, damit die Kinder von Jugend auf dazu gewöhnt würden."

Bei der Kolonie Poppelau ist der seltenere Fall eingetreten, daß ein ursprünglich rein polnischer Ort im Laufe der Zeit rein deutsch geworden ist.

18. Kolonie Sacken, im Poppelauer Forstrevier 1780/81 angelegt. Im Jahre 1771 meldeten sich 40 hussitische Familien aus dem Orte Hussinetz im niederschlesischen Kreise Strehlen, denen als Kolonistelle ein Platz auf der Lubine im Poppelauer Revier angewiesen wurde. Friedrich II. bewilligte 6,700 Thaler zur Anlegung der Kolonie, worauf der Maurermeister Drenckhahn aus Brieg die Herrichtung von 40 Kolonisten-Häusern, 40 Scheunen, 1 Schulhause, 4 Brunnen und 4 Backhäusern für 6,390 Thaler (das Bauholz wurde frei aus der Königlichen Forst geliefert) — in Entreprise nahm. Der Bau wurde jedoch wegen der Kriegsunruhen und weil man das Geld zu militairischen Zwecken verwenden mußte, bis 1779 ausgesetzt. Am 21. April 1780 wurden

Digitized by Google

die Stellen unter Leitung des Bau-Inspektors Pohlmann aus Oppeln unter die Kolonisten verlooſt, wobei dieſelben der Königlichen Kriegs- und Domänen-Kammer ewige Treue „mit froh brechendem Seufzen“ angelobten.

Jede Stelle wurde mit 19 Morgen 110 □Ruthen Acker und Wieſen dotirt; dagegen erhielten die Koloniſten keine freie Hutung, vielmehr ſollten ſie die Stallfütterung einführen, desgleichen kein freies Bauholz, wol aber Raff- und Leſeholz in den ihnen von dem Forſtamte angewieſenen Hauen und zwar an 2 Holztagen wöchentlich in der Zeit von Michaelis bis Oſtern. Die Mitnahme einer Axt oder eines Beiles war nicht geſtattet. Nach Ablauf von 8 Freijahren mußten ſie 3 Sgr. Grundzins pro Morgen bezahlen und alljährlich jeder ſtatt der auf immer und ewig erlaſſenen Frohndienſte und Robote 9 Klafter Holz im Poppelauer Reviere unentgeltlich einſchlagen.

Dieſe urſprünglich rein huſſitiſche Kolonie wurde durch die im Laufe der Jahre erfolgende weitere Anſiedlung allmählich mit polniſchen und deutſchen Elementen verſetzt, ſo daß der in Sacken angeſtellte Lehrer in allen 3 Sprachen Schulunterricht ertheilen muß.

19. Kolonie Blumenthal (polniſch: Krzywogóra, zu deutſch: Krummhügel — góra = Berg — weil im Nordweſten eine Hügelreihe in krummer Linie ſich hinzieht), wurde im Jahre 1774 im Kupper Forſtreviere in der Stallung Czegewieſe gegründet und mit „Ausländern deutſcher Nation“ beſetzt. Jede der 20 Stellen wurde dotirt mit 12 Morgen zu Ackerland, 4 Morgen zu Wieſenwachs und 1 Morgen zur Hofraide und Garten; außerdem wurde jeder Stelle freie Hutung für 2 Kühe und 2 Pferde oder 2 Zug Ochſen eingeräumt. Nach Ablauf von 8 Freijahren mußten die Koloniſten 9 Klafter Holz unentgeltlich einſchlagen. Der Verkauf der Stellen an „unterthänige Einländer“ war verboten.

Die Kolonie Blumenthal ſowie die beiden folgenden ſind rein deutſch geblieben und wol als die beſtſituirten des Kreiſes zu betrachten.

20. Kolonie Tauenzinow, 1773 im Dombrowkaer Forſtrevier in der Stallung Loos mit 20 Stellen gegründet und mit „Leuten deutſcher Nation“ namentlich aus Stolberg-Gedern beſetzt. Jeder Koloniſt erhielt auf Königliche Koſten Wohnhaus, Stall und Scheune; im übrigen waren die Koloniſations-Bedingungen dieſelben wie ad 19.

Digitized by Google

21. Kolonie Zedlitz, 1774 in dem Dombrowkaer Forstrevier mit 20 Possessionen, von denen die 20. Schulstelle ist, etablirt und mit „Ausländern deutscher Nation" insbesondere mit Mähren und Hessen besetzt. Dotation und Bedingungen wie ad 20.

22. Kolonie Georgenwerk (polnisch: Bukowo), 1773 im Dombrowkaer Forstrevier angelegt und mit „deutschen Ausländern" insbesondere mit Hessen-Darmstädtern besetzt, ist im Laufe der Zeit halb polnisch geworden. Dotation und Bedingungen wie ad 20.

23. Kolonie Neu-Budkowitz (polnisch: Nove Budkowitce), kleines Amtsvorwerk und 1764 an 14 Familien aus den umliegenden polnischen Amtsdörfern gegen einen jährlichen Erbenzins von 238 Thalern ausgethan.

Die Bedingungen waren im Wesentlichen wie ad 17 (Kolonie Poppelau), jedoch wurde den Kolonisten das Aufbauen ihrer Wohnungen, Stallungen und Scheunen aus Schrotwerk (Schrotholz[1]) gestattet, da kein Lehm in dortiger Gegend vorhanden war.

24. Die Kolonie Podewils, 1773 im Kupper Forstrevier und zwar in der Stallung Kalle mit 20 Stellen, die mit „deutschen Ausländern" besetzt worden, angelegt. Dotation und Bedingungen wie ad 20.

25. Kolonie Heinrichsfelde, so genannt nach dem Bruder Friedrich II., und 1773 im Kupper Forstrevier und zwar in der Stallung Grabie (grab = Weißbuche) mit 20 Stellen angelegt und mit Mähren, Böhmen, Ungarn, Hessen-Darmstädtern und Würtembergern besetzt. Dotation und Bedingungen wie ad 20.

26. Kolonie Massow, im Anfang der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts in der Stallung Czassine Kupper Forstreviers mit 20 Stellen gegründet, welche sämmtlich mit Böhmen katholischer Konfession besetzt wurden. Dotation und Bedingungen wie bei Tauenzinow ad 20. Die wenigen evangelischen Einwohner von Massow sind nach Kupp eingepfarrt.

Die Erbverschreibung von Massow datirt de $\begin{matrix}31.\text{ Mai }1771.\\31.\text{ Mai }1776.\end{matrix}$

Die Kolonie ist arm und hat einen fast ganz polnischen Charakter angenommen.

[1]) Ein solches im rohen Blockverbande aufgeführtes Haus heißt im Polnischen: chalupa.

Digitized by Google

27. Kolonie Seidlitz, 1773 im Poppelauer Forstreviere mit 20 Stellen angelegt und mit „deutschen Ausländern" insbesondere mit Hessen-Darmstädtern und Würzburgern sowie auch mit Polen d. h. mit Deutschen aus Polen besetzt. Dotationen und Bedingungen wie ad 20.

Obwol die ursprünglich deutsche Bevölkerung mit polnischer vermischt ist, so hat doch die deutsche Sprache im Wesentlichen in Seidlitz sich erhalten.

28. Kolonie Dammratscher-Hammer, kleines Amtsvorwerk, 1764 gegen einen jährlichen Kanon von 400 Thalern an 17 „Einlieger und unseßhafte Unterthanen" aus den polnischen Amtsdörfern vertheilt.

Bedingungen wesentlich wie bei Poppelau (17).

29. 30. 31. — Neuwedel, Süssenrode und Plümkenau.

Diese drei das Kirchspiel Plümkenau bildenden Kolonien wurden im Jahre 1773 im Dombrowkaer Forstreviere mit resp. 20, 16 und 15 Possessionen gegründet, „mit Ausländern deutscher Nation" (Hessen-Hanauern, Sachsen sowie auch mit Deutschen aus Großpolen) besetzt. Jede Possession erhielt freie Waldhutung für 2 Kühe, 2 Pferde oder 2 Zug Ochsen sowie 12 Morgen Acker, 4 Morgen Wiesenwachs und 1 Morgen zur Hofraide und Garten.

Die Kolonien führen ihren Namen von den Oberforstmeistern von Wedel und Süssenbach sowie dem Domänenrath Plümeke, welche die Anlegung derselben hauptsächlich betrieben. Die Kirche in Plümkenau wurde 1786 erbauet; sie war eine Simultankirche, und zwar wurde an 2 Sonntagen reformirter und am dritten lutherischer Gottesdienst gehalten, bis im Jahre 1822 die Union zu Stande gebracht wurde.

Den Kolonisten wurden 8 Freijahre akkordirt, nach deren Ablauf sie jedoch 2 Thaler Grundzins zahlen mußten; sie erhielten gegen alljährliche Lösung eines Holzzettels mit 2 Gutegr. 3 Pfg. freies Raff- und Leseholz; auch brauchten sie im Veräußerungsfalle, wofern sie sich anderwärts in den schlesischen Landen und der Grafschaft Glatz niederlassen wollten, kein Loslassungsgeld und von ihrem Vermögen kein Abzugsgeld zu zahlen.

Außerdem waren sie von aller Werbung und Enrollirung, von allen Landesabgaben, aller Fourage-Lieferung an die Regimenter, sowie von Grasung und Einquartierung frei.

Digitized by Google

32. Das aus 7 einzelnen Anlagen bestehende Eisen-Hütten-Etablissement Creuzburgerhütte, 1755 auf Befehl des Königs zu denselben Zwecken wie das Hüttenwerk Malapane gegründet. Der Oberforstmeister Rehdanz mußte den geeignetsten Platz für das Werk vermitteln.

Zur Heranziehung von Hüttenarbeitern wurde in demselben Jahre mit Gründung der Hüttenkolonie Friedrichsthal begonnen; die ursprüngliche Zahl von 20 Kolonisten, die aus den benachbarten polnischen Amtsdörfern, namentlich aus Budkowitz herangezogen waren, war 1769 bereits auf 45 gestiegen.

Nach der Erbverschreibung d. d. Oppeln 1. Januar 1767 war jede Stelle mit 2 Morgen 14 □Ruthen Gartenland, 5 Morgen Wiesen und 3 Morgen Ackerland dotirt.

Die Hüttenkolonisten waren frei von Steuern, Roboten, Einquartierung und Lieferung; sie bezogen freies Bauholz und Raff- und Lesholz und durften jeder 6 Kühe halten, die sie jedoch durch einen gemeinschaftlichen Hirten eintreiben lassen mußten.

Die Hüttenarbeit mußten sie gegen den gewöhnlichen Hüttenlohn thun und außerdem jährlich 40 Klafter Holz, jede 6½ rheinländisch Fuß hoch und ebensoviel Fuß lang gesetzt, das Scheit aber 3½ Fuß lang — einschlagen, wofür ihnen jedoch ein Schlagelohn von 6 Silbergroschen für Eichen und Buchen, von 5 Sgr. für Kiefern und Birken und 4 Sgr für Fichten, Tannen und Erlen pro Klafter vergütet wurde. Auch erhielten die Kolonisten von der Königlichen Kammer „aus mildester Bewegung" eine große Feuerspritze, 12 Stück lederne Eimer und 2 Wasserkuffen geschenkt. Das Spritzenhaus mußte die Kolonie gegen Hergabe des freien Holzes selbst bauen, wie sie auch den ihnen geschenkten Kirchhof mit einem Zaune umgeben mußten.

Wenn nun Beheim-Schwarzbach in der Tabelle XVI. des seinem Buche beigegebenen statistischen Theils S. 538 als Kolonien, die im Kreise Oppeln unter Friederich II. auf Königliche Kosten angelegt seien, die nachstehenden: 1. Karlsruh, 2. Friederichsthal, 3. Chobie, 4. Friederichsgrätz, 5. Hüttendorf, 6. Poppelau, 7. Budkowitz und 8. Dammratscher-

Digitized by Google

Hammer aufführt und zugleich auf der vorhergehenden Seite angiebt, daß die Kolonien Friederichsgrätz, Myschlin und Friederichsthal mit böhmischen Emigranten besetzt seien: — so sind diese Angaben theils unzutreffend theils unvollständig. Denn abgesehen davon, daß Myschline mit Chobie identisch ist und daß weder Chobie noch Friederichsthal mit Böhmen sondern mit Einwohnern aus den polnischen Amtsdörfern besetzt wurde, so daß nur Friederichsgrätz und Sacken hussitische Kolonien im Kreise Oppeln sind: — so ist auch die Zahl der unter Friedrich II. auf fiskalischem fundus etablirten Kolonien, wie aus der von uns oben gegebenen Nachweisung hervorgeht, eine weitaus größere, selbst wenn man die eigentlichen Hütten-Kolonien nicht zählt. Carlsruh aber ist überhaupt nicht zu den hier in Rede stehenden Kolonien zu rechnen; denn das Schloß Carlsruh, um welches später die Bewohner des Marktfleckens Carlsruh (polnisch: Poloy, deutsch: Friedensruh) sich ansiedelten, wurde im Jahre 1748/49 sammt einem beinahe 2 Meilen großen Thiergarten durch den jagdliebenden Herzog Karl Christian Erdmann zu Würtemberg, Fürsten von Oels und Bernstadt, zuerst als Jagdschloß in einem ausgedehnten Waldrevier gegründet, welches mit den Gütern Krogulno und Gründorf von den Grafen von Reder durch Erbgang auf ihn gekommen war und noch heute die Herzoglich Würtembergsche Fideikommiß-Herrschaft Carlsruh bildet.

Wenden wir uns nunmehr zu einer detaillirteren Schilderung der Gründung und der späteren Schicksale der unter Nr. 10 aufgeführten hussitischen Kolonie

Friederichsgrätz.

Wir werden dadurch ein genaues kulturhistorisches Spiegelbild der damaligen Verhältnisse und der nationalökonomischen sowie der politisch-religiösen Anschauungen gewinnen, denen die Kolonien jener Zeit ihre Entstehung verdanken.

Wer heute das etwa 4 Meilen von der Stadt Oppeln entfernte an der Oppeln-Guttentager Straße belegene und von einem Mühlbache durchflossene Friederichsgrätz passirt, der nimmt von dem Orte keinen unfreundlichen Eindruck mit sich, da die Häuser — wenngleich noch zum großen Theil aus Schrotholz hergerichtet — in einer regelmäßigen Distanz von 100 Fuß aus einander stehen, mit einer weißen Kalktünche versehen und von Bäumen beschattet sind, die auf beiden Seiten des Baches ange-

Digitized by Google

pflanzt sind. Als der eigentliche Gründer von Friedrichsgrätz muß der böhmische Prediger Blanisky aus Hussinez bei Strehlen in Nieder-Schlesien angesehen werden. Dieser zeigte in einer Eingabe vom 13. August 1751 der Kriegs- und Domänen-Kammer zu Breslau an, daß er sich getraue, wenigstens 60 böhmische Familien in das Land zu ziehen, und daß er um Anweisung eines angemessenen Platzes für die Kolonisten durch den Forstmeister Rehdanz bitte. Ein solcher Platz sei im Walde bei Krascheow und hätten die zwei böhmischen Deputirten, mit denen er die Örtlichkeit besichtigt, jenen Platz als zur Anzucht von Früchten jeglicher Art für geeignet erachtet. Die Kammer ging auf dieses Projekt mit Lebhaftigkeit ein, expromittirte dem Blanisky Reisekosten und eine Remuneration und beauftragte den Forstmeister Rehdanz mit der Ausmittelung des Platzes, indem sie gleichzeitig anordnete, daß der Forstschreiber Moor den Situationsplan anfertigen solle. Nach dem aufgestellten und auch zur Ausführung gelangten Plane sollte die neu anzulegende Kolonie 100 Stellen umfassen und jeder Neo-Kolon erhalten:

Baustelle			90 □Ruthen.
Garten .	1	Morgen	45 „
Acker . .	13	„	47 „
Wiese .	3	„	45 „
=	18	Morgen	47 □Ruthen.

Der Platz zu der Kolonie wurde in dem großen Krascheower Forstrevier gewählt, in einer Gegend, „wo nichts als dicker Wald der stärksten Bäume, Sumpf und Moor war." Um dieses nasse, kalte Terrain überhaupt kulturfähig zu machen, war die Anlegung eines die Kolonie durchschneidenden großen Abzugsgrabens erforderlich; die Mittel hierzu wurden mit 565 Thalern auf Staatsfonds übernommen und die Arbeit selbst unter Leitung des Forstschreibers Moor ausgeführt.

Den 29. September 1751 besahen 36 Patres familias die Lokalität und 33 nahmen alsbald Besitz von den durch das Loos vertheilten Stellen; sie erhielten jeder an Baugeldern einen Vorschuß von 20 Thalern bewilligt, und im folgenden Jahre waren bereits 45 Familien, zusammen 216 Köpfe stark, zur Stelle.

Man beschloß der neuen Ansiedelung den Namen Friederichsgrätz — Friedrichu-Hradec (hradec böhmisch = Burg) — zu geben, und der König, welcher für die böhmischen Emigranten ein besondres Interesse

Digitized by Google

hegte, wurde angegangen, die Pathenstelle bei der Kolonie zu übernehmen und die Rechte derselben durch Ausstellung einer Fundations-Urkunde zu verbriefen.

Der König willfahrte diesem Ansuchen, wie die nachstehende von ihm eigenhändig vollzogene Urkunde beweist:

Wir Friedrich, von Gottes Gnaden, König in Preußen ꝛc., thun kund und fügen hiermit zu wissen: Demnach Uns einige Böhmische Familien reformirter Religion, welche seit einiger Zeit in Unserem Souverainen Erb-Herzogthum Schlesien zerstreut gewohnt, nunmehro aber sich beisammen unterm Amte Oppeln aufhalten, aller unterthänigst zu vernehmen gegeben, wie sie an einem ihnen angewiesenen Orte der Uns zugehörigen Waldung, und zwar in dem Oppelnschen Krascheower Forst-Revier, allwo selbige bereits mit der Rodung der vermessenen Grundstücke und Errichtung der Häuser den Anfang gemacht, sich nebst mehrern künftig bei ihnen einfindenden böhmischen Familien zu etabliren, auch daselbst ein Dorf, das den Namen Friedrichsgrätz führen soll, anzulegen gesonnen, Wir diesem Gesuch im Verfolg der denen böhmischen Emigranten von Uns verschiedentlich ertheilten General Concessionen und Versicherungen in Gnaden deferirt, auch denen Impetranten den Anbau daselbst allermildest bewilliget haben.

thun daher dasselbe hiermit und in Kraft dieses dergestallt und also, daß nicht allein

1. gedachte böhmische Emigranten, welchen Wir bereits die Stellen nebst dazugeschlagenen Ackerstücken und Wiesen-Plätzen, ohnentgeldlich durch Unser Oppelnsches Forstamt zu theilen lassen, sondern auch die in der Zeit Folge sich auf den übrigen nach dem angefertigten Plan des Orts befindlichen Baustellen durch Erbauung Häuser possessionirt machen werden, solche Jure perpetuo Colonie erb- und eigenthümlich, jedoch mit dem Beding nutzen mögen, daß eine jede dieser Stellen mit einer besonderen Familie besetzt, niemalen aber getheilt werde, noch eine Familie zwei dergleichen Stellen besitzen können.
2. Sollen diese böhmischen Emigranten Zehn Jahre hindurch vom 1ten Juni des Siebenzehnhundert zwei und fünfzigsten Jahres anzurechnen, von allen und jeden Landes und herrschaftlichen Abgaben, Amts-Prästationen und Oneribus befreit bleiben, ferner
3. Sie und ihre Nachkömmlinge von allen herrschaftlichen zu prästirenden Natural-Diensten verschonet sein, und statt derselben nach Ablauf ihrer Freijahre ein geringes Dienstgeld, welches Wir auf drei Reichsthaler jährlich von jeder bewohnten Stelle hiermit vor beständig festsetzen, an Unser Amt Oppeln zahlen;
4. Alles jetzt zum Anbau ihrer Häuser erforderliche Holz ohnentgeldlich angewiesen und gereichet erhalten, wie denn auch
5. Denenselben ihre Höfe nebst dazu gehörigen Grundstücken obgedachtermaßen erblich verbleiben, und werden Wir ihnen nicht zumuthen lassen, Leute von andern als evangelischen Religionen unter sich wohnhaft aufzunehmen.

   Damit aber
6. ein jeder Hauswirth bei Anwachsung seiner Familie und da er die ihm zu Theil gewordene Stelle nur mit einem seiner Söhne oder Töchter zu besetzen, keineswegs aber solche Stellen zu theilen befugt, seine übrigen Kinder um so leichter unterzubringen Gelegenheit haben möge; so sollen obgedachte böhmische Emi-

Digitized by Google

granten, wie auch deren Erben und Erbnehmer in personalibus von allem Nexu Subjectionis befreiet, und ihnen unbenommen bleiben, ihre übrigen Kinder im Lande entweder durch Gewinnung städtischer Zünfte, oder sonsten so gut sie können, unterzubringen, ohne daß es nöthig sei, sich dieserwegen um einen Loslassungsschein zu bewerben.

Annebest sollen

7. gedachte Emigranten einer völligen Gewissensfreiheit und Unserer besondern Protection sich zu erfreuen haben, auch in Jurisdictionalibus unter Unserer Krieges- und Domainen-Kammer und Unserem Landrathe Oppelnschen Kreises, dem ein Gerichtshalter evangelischer Religion aus Oppeln zugeordnet werden wird, stehen.

Wir befehlen demnach Unserer Krieges- und Domainen-Kammer, Landrath, Beamten und sonst jeder männiglich mehrbemeldte böhmische Familien, in dem Genuß dieser von Uns denenselben accordirten Gerechtigkeiten zu schützen, und gegen jedermanns Beeinträchtigungen zu handhaben.

Urkundlich unter unserer höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Insiegel.

Gegeben Potsdam den 25. September 1752.

(L. S.) gez.: Friedrich.
m. p.

In Folge dieser günstigen Bedingungen wuchs die Zahl der Kolonisten alsbald noch mehr an, und es handelte sich nun um die Anstellung eines böhmischen Predigers, zu welchem Ende der Hofprediger Loos in Breslau um seine Vermittelung ersucht wurde. Obwol ein jährliches Gehalt von 200 Thalern für einen der böhmischen Sprache mächtigen Prediger auf den Etat der Kammer gesetzt war, so war doch ein solcher nicht zu finden, und das damalige „Departement der geistlichen Affairen" in Berlin schrieb unterm 10. November 1752 an die Kammer: „es fehle der Unitaet selbst an Subjektis zur Besetzung ihrer eigenen Stellen; man sey aber im Begriffe, die Einrichtung inskünftige dergestalt zu machen, daß von den Böhmen selbst gute Ingenia zum Studio Theologico und Predigt-Amt angezogen und dieselben auf bestthunlichste Art mit Beneficiis versehen werden sollten."

Um den Friederichsgrätzern etwas zu Hilfe zu kommen, wurde ihnen von der Kammer unterm 19. November 1753 die Genehmigung zur Anlage einer Mühle sowie einer Arrende[1]) (Schankstätte) gegen Zahlung

[1]) Das Wort ist wahrscheinlich von dem lateinischen area herzuleiten; noch heute heißen die mit einem Realrechte versehenen Dominial- bezieh. die auf einem Privilegium beruhenden Schankstätten in Oberschlesien Arrenden und die deskfalsigen Schankwirthe „Arrendatoren," während unter „Kretscham" (aus dem slavischen Karczma, Karczemba hergeleitet) der gewöhnliche, nicht realberechtigte Dorfkrug verstanden wird. Der Inhaber dieser letzteren Art von Schankstätten wird „Kretschmer" genannt

Digitized by Google

eines jährlichen Kanons von 2 bezieh. 10 Thalern mit der Bestimmung ertheilt, daß die aus der Verpachtung der beiden Anlagen der Kolonie zufließenden Einkünfte zu kirchlichen und zu Schulzwecken verwendet werden sollten.

Um dieselbe Zeit begann der Schulunterricht in Friederichsgrätz und wurde dem Schulmeister ein Theil des durch Nichtbesetzung der Pfarrstelle ersparten Gehaltes zugebilligt. Man faßte nun das Projekt eines Pfarrhaus-Baues ernstlich ins Auge; von dem Kondukteur Schultz ward ein Riß und Kostenanschlag angefertigt und der Bau zu 235 Thalern an den Maurermeister Peters in Oppeln verdungen. Letzterer war jedoch mit der Ausführung des Baues säumig und entschuldigte seine Säumniß damit, daß ein Strike unter seinen Maurergesellen ausgebrochen sei, die in Friederichsgrätz selbst für theures Geld nichts zu leben hätten finden können. Das Resultat war, daß das Haus — ein Schrotholzhaus — dessen Wände die Kolonisten mit Lehm auskleben sollten, verfiel, ehe es fertig wurde.

Inzwischen war es dem Hofprediger Loos gelungen, in der Person des Adjunkten Samuel Figulus in Polnisch Lissa ein geeignetes Subjekt zu ermitteln und wurde Figulus durch eine von Friedrich II. selbst vollzogene Ordre d. d. Potsdam 10. May 1754 zum Prediger von Friederichsgrätz mit 200 Thaler Gehalt vocirt. Gleichzeitig wurde von der Kammer eine Kollecte für den intendirten Bau einer Kirche bewilligt. Der Prediger Figulus scheint jedoch keinen besonders günstigen Eindruck von Friederichsgrätz bekommen zu haben, denn in einer Eingabe von 32 Kolonisten erklären dieselben der Kammer: „ihre Ältesten hätten mit Figulus bei seiner Ankunft sofort Streit angefangen, so daß er kaum Mittagspredigt habe abhalten und am andern Morgen gleich wieder abgereist sey; die Ältesten hätten nun unter der Hand um einen Priester aus Ungarn geschrieben, den sie (sc. die Beschwerdeführer) aber nicht annehmen konnten, da er Arianer sey; man wolle vielmehr den Blanisky haben."

Dieser war aber nach der Mittheilung der Kammer schon aus dem geistlichen Dienste abgegangen und befand sich in Königsberg.

In Folge einer Art Hungersnoth, die in der Kolonie ausgebrochen war, entstand dort ein Aufstand, der um so bedenklichere Dimensionen

Digitized by Google

annahm, als religiöse Zwistigkeiten unter den Kolonisten ausgebrochen waren, von denen ein Theil gegen die Rechtgläubigkeit und anscheinend auch gegen den Wandel des Nachfolgers des Figulus, eines Praedikanten Endredi, mit dem Beinamen Stetinius, Anschuldigungen bei der Kammer vorbrachte.

Diese Anschuldigungen führten dahin, daß der Hofprediger Loos mit dem der böhmischen Sprache mächtigen Prediger Kalusky aus Friederichs-Tabor sich nach Friederichsgrätz begab, den Endredi predigen ließ und ihn einem examen rigorosum unterwarf, welches nicht zu seinem Ungunsten ausfiel. Der Hauptanstifter der Machinationen gegen Endredi war nach dem Berichte des Oppeln'schen Landraths von Tschirsky zu Schoenewitz der Kolonist Stawitzky, Mediziner von Profession, der in einem in nicht schlechtem Latein abgefaßten Exhibito d. d. Friederichsgrätz 1. Oktober 1755 den Beschwerden der Friederichsgrätzer Ausdruck gab. Endredi nahm dagegen Veranlassung seinerseits bei dem Landrath in einem gleichfalls in lateinischer Sprache geschriebenen Briefe sich zu beschweren, indem er namentlich hervorhob, daß die Friederichsgrätzer ohne genügende Ursache (vili de causa) die Glocke, die ihnen von der Kammer geschenkt sei, geläutet hätten, und daß ihn insbesondere der Älteste Janiecek in Gegenwart vieler seiner Pfarrkinder einen Hundsfott genannt habe — in specie Janiecceck coram multis hominibus me dixit esse Huntzfutonem. Die Kammer erließ darauf unterm 20. Oktober 1755 eine offene Ordre an die Kolonie, in welcher sie die Aufwiegler mit Zuchthausstrafe bedrohte und ihnen zu erkennen gab, daß die gegen den Prediger Endredi (Stetinius) vorgebrachten Beschwerden nicht der Art seien, um seine Entlassung verfügen zu können; bei passender Gelegenheit solle aber ein anderes passendes Subjekt ausfindig gemacht werden.

Im Übrigen waren die wirthschaftlichen Verhältnisse der Kolonie die traurigsten, welches theilweise seinen Grund darin hatte, daß die Kolonisten Professionisten waren, welche vom Ackerbau, der in dieser unwirthlichen Gegend doppelt mühsam war, wenig oder gar nichts verstanden. Dazu kamen Theurung, Kriegswirren und fortwährende Streitigkeiten der Kolonisten, welche aus allen Weltenden zusammengebracht waren und theilweise nicht aus den allerbesten Elementen bestanden.

Digitized by Google

Wie bei der Kolonie Graefenort etwa 20 Jahre später der Fall war, so riß auch hier die Desertion ein; ein Theil der Kolonisten verließ die nur halbfertigen Ansiedelungen und zerstreute sich in alle Richtungen der Windrose, während die zurückgebliebenen, im steten Ringen mit Mühsalen eines armseligen Lebens begriffen, fortwährend Beschwerden bei den Behörden erhoben, die sie in diese Wildniß berufen habe. Die Zahl der Kolonisten sank von 100 auf 79 herab.

In diese Zeit fällt ein Ereigniß, welches an und für sich geringfügig, doch ein so helles Schlaglicht auf die damaligen Kulturzustände und namentlich auf die damaligen militärischen Verhältnisse wirft, daß es hier etwas näher erwähnt zu werden verdient.

In Brieg lag damals (1761) das Mellin'sche Bataillon. Dort traf der Kolonist Johann Brezina aus Friederichsgrätz, welchen seine Geschäfte nach Brieg geführt hatten, einen Unteroffizier jenes Bataillons, welcher gleichfalls Ungar und ihm von früher her bekannt war. „Beyde" — so heißt es in dem Berichte, welchen der Amts-Justitiarius Greupner unterm 5. September 1761 über den Vorfall der Kammer erstattet — „erfreuen sich über ihre unvermuthete Zusammenkunft und gehen daher in ein Brandtweinhauß. Nachdem sie nun etwas getrunken, sich aber, wie der Kolonist ausdrücklich behauptet, nicht betrunken, invitirt ihn der Unteroffizier auf sein Quartier und fängt da an, ihm alles mögliche von den Vortheilen der Königlichen Militairdienste vorzureden. Der Kolonist will aber nichts davon hören. Endlich schnallt der Unteroffizier sein Seiten-Gewehr ab, gurtet es dem Kolonisten um, setzt ihm seinen Hut auf und flattirt ihm ungemein, wie vortrefflich ihm solcher stände. Da aber dieser dennoch darauf bestehet, daß er kein Soldat werden sondern wirthschaften wolle, so fängt endlich jener gantz ernsthaft an: Nun hülffe es ihm nicht mehr; er hätte einmal den Hut auf dem Kopfe und das Königliche Gewehr an der Seite gehabt, — er müßte nun Soldat werden und wäre alle sein Widerstreben vergebens. Er sollte zum Kapitän kommen und Handgeld nehmen, sonst würde er gar nichts kriegen Der Mensch ward darüber bestürzt und ohnerachtet er nochmalen von keinen Kriegsdiensten wissen will, so wird ihm dennoch seine Kleidung vom Leibe gerissen, die Mondirung angezogen und angedeutet, zum Kapitain zu gehen. Der gute Mensch geht in der größten Bestürzung dahin und, nachdem ihm etwas vom Handgelde aufgedrungen war, legt er auch den gewöhnlichen Schwur ab. In etlichen Tagen darauf findet er sich beim Oberamtmann Riemer ein, welcher ihn zu mir Justitiario mit dem Förster Radziewsky schickte und, nachdem ich den Menschen umständlich über alle Punkte ausgefragt, so verfügte ich mich sogleich zum Kapitän von Rothkirch. Ich demonstrirte ihm die gantze Sache, ich wieß ihm, daß Ihro Königliche Majestät diese Kolonisten ausdrücklich wider alle gewaltsame Werbung durch das ihnen ertheilte Privilegium sicher gestellt hätten, und zeigte ihm auch, daß dieser Vorfall von üblen Folgen nothwendig sein würde. Gedachter Kapitän aber behauptete, der Kolonist hätte sich gutwillig anwerben lassen und, wenn ich mich damit nicht wolle beruhigen lassen, so

Digitized by Google

sollte ich an den Obersten Mellin gehen. Ich versetzte darauf: Die Sache gehört vor hiesiges Gouvernement, hier wäre locus delicti pp., allein er erwiderte: ich könnte thun, was ich wollte, er gäbe den Kerl nicht los. Dieser bekam indessen davor, daß er bey uns gewesen war und Hülfe gesucht hatte, noch den Tag 20 Prügel. Ich ging also gleich zum Kommandanten, den Obersten v. Saß. Dieser wackere Mann, dem der Neid selbst alles rühmliche nachsagen muß, versprach mir sogleich alle Satisfaktion. Er verfügte also ein ordentliches Verhör. Ob nun solches billig der Vorschrift gemäß aus einem Judicio Mixto hätte bestehen und also entweder der Landrath oder einer vom Amte dabei sein sollen, so würde dennoch auch so die Sache zum Vortheil der Kolonisten sich gehörig ausgewiesen haben, wenn der Inquisitor Hoppe, welcher hier zugleich Guarnisons-Auditeur ist, dabey das Allerhöchste Interresse besser beobachten wollen; da er mit dem Menschen selbst nicht sprechen konnte, so mußte es durch einen Dolmetscher geschehen, und dieser sollte ein vereydeter oder wenigstens unpartheyischer sein. Nun weiß ich nicht, ob sichs von ohngefähr so schicken müssen oder ob es mit Fleiß dergestalt veranstaltet worden, daß der Dolmetscher ein Unteroffizier von dem nehmlichen Bataillon wo nicht gar von Kapitain v. Rothkirch Kompagnie selbst gewesen. Daher kam es, daß das Verhörs-Protocoll von allen den Hauptumständen just das Gegentheil enthielt. Nach diesem hieß es: der Kerl hätte sich besoffen und dem Unteroffizier, der ihn angeworben, den Hut vom Kopfe genommen, sich aufgesetzt, auch sich selbst das Seiten-Gewehr umgeschnallt und freiwillig ohne den geringsten Zwang sich zum Kapitain verfügt, das Handgeld genommen und geschworen. Ohnerachtet nun nach geendigtem Verhör dem Kolonisten von einem Unteroffizier bey Strafe 10 mahl Spißruthen zu lauffen, verbothen worden, zu mir zu gehen, so erfuhr ich gleichwohl noch den Tag den Inhalt des Verhörs und hatte darauf Gelegenheit, den Kolonisten zu sprechen. Ich verwieß ihm, daß er mich so falsch berichtet, indem er ja gutwillig Soldat geworden, allein er betheuerte auf das höchste, daß er mir die reine und lautere Wahrheit gesagt und auch im Verhör nicht anders ausgeredet. Er hätte gleich gemerkt, daß der Unteroffizier nicht die Wahrheit gesprochen, sondern falsch gedolmetscht habe. Er bäthe mich daher inständigst, ihme zu helffen. Bloß aus Furcht vor den Kriegs-Diensten wäre er aus seinem Lande gegangen, weil er als ein rechtgläubiger Protestant wider den König von Preußen als die Haupt-Stütze seiner Religion nicht dienen wollen. Dagegen wolle er unter diesem großen König wirthschaften, wozu er auch in Friederichsgrätz eine Stelle angenommen. Ich versuchte hierauf zu verschiedenen Mahlen mit dem Kommandanten zu sprechen, allein er wollte sich nicht schicken. Ich ließ dahero sowol durch den Gouvernements-Secretair Anders als auch durch den Adjudanten v. Spalting das nöthige vorstellen, besonders aber, was der Kolonist erhebliches wider das Verhör einzuwenden habe. Ich bekam aber ohnlängst die Resolution durch erstgedachten Adjutanten, daß, da der Kolonist sich gutwillig engagirt hätte, er auch Soldat bleiben müßte.

In Folge dieses Berichts des Justitiarius Greupner wandte sich die Kammer an den Obersten v. Saß und stellte ihm vor: sie wüßte zwar wol, daß bei jetzigen Zeitläuften die Werbungen nur sehr wenig Ausnahmen erleiden könnten, und sie würde daher auch dem Kommandanten dieses Kolonisten halber nicht beschwerlich fallen, wenn nicht in dem vorliegenden Falle der aus dem Engagement des Kolonisten erwachsende Nachtheil größer wäre, als der aus seinem Militairdienst zu gewärtigende

Digitized by Google

Vortheil, indem zu besorgen stehe, daß wenn die Friederichsgrätzer Kolonie in der von Sr. Majestät ihr versicherten Werbungs-Exemtion gekränkt werden sollte, nicht nur andre Ausländer abgeschreckt würden, aus feindlichen Provinzen sich in hiesige Lande zu begeben, sondern auch die bereits angesessene junge Mannschaft aus Furcht vor einem gleichen Schicksale sich auf- und davon machen werde — nicht zu gedenken, daß die Kolonie wegen Verletzung ihrer Gerechtsame unmittelbar bei Sr. Majestät sich beschweren werde.

Dieses Schreiben oder hauptsächlich wol die am Schlusse desselben als möglich bezeichnete Beschwerdeführung der Kolonie bei dem Könige verfehlte nicht den gewünschten Eindruck zu machen; denn der Kommandant antwortete unterm 18. September 1761: „Da der Kolonist Handgeld genommen, so könne er den Kapitain v. Rothkirch nicht dazu anhalten, den Kerl wieder herauszugeben. Um jedoch der Kammer eine Probe seiner Hochachtung und Ergebenheit zu zeigen, so habe er die Sache folgendergestalt beigelegt, daß er dem Hauptmann v. Rothkirch einen Burschen von seiner Kompagnie gegeben, wogegen Letzterer den Friederichsgrätzer Kolonisten nach Erstattung des großen Traktements und des Handgeldes der Kriegsdienste bereits wieder entlassen habe.

Die Kammer bedankte sich darauf unterm 22. September 1761 verbindlichst für diesen glücklich gefundenen Ausweg zur Lösung des Falles. —

Im Jahre 1765 wurde ernstlich das Projekt zur Erbauung eines Schulhauses — bis dahin war die Schule in einem stallähnlichen Gebäude abgehalten — aufgenommen und ward der Bau in den beiden folgenden Jahren nach dem auf 235 ℛ 17 *gr.* sich belaufenden Kostenanschlage des Baubeamten Pohlmann von der Kolonie aufgeführt.

Ebenso wurde Riß und Kostenanschlag zu einer Kirche angefertigt und ein doppeltes Projekt — einmal ein Bau aus Schrotholz und sodann aus Bindwerk (Fachwerk) — durch den Pohlmann der Kammer vorgelegt. Die Ausführung des ersten Projekts war auf 1032 ℛ 9 *gr.* $3\frac{3}{5}$ ₰, die des zweiten auf 1059 ℛ 3 *gr.* 6 ₰ veranschlagt. Die Kammer entschied sich für den Bau aus Bindwerk, wies das Bauholz unentgeltlich aus der Forst an und genehmigte die Verwendung der angesammelten Kollekten-Gelder ad 1017 ℛ 12 *gr.*, so daß die Kolonisten zur Deckung der Baugelder noch 41 ℛ 15 *gr.* aus den Revenüen der

Digitized by Google

von ihnen verpachteten Arrende zuzuschießen hatten. Obwol die Kammer unterm 27. Februar 1767 an den Pohlmann restribirte, daß bei diesem Bau „auf die Konkurrenz derer Kolonisten mit Fuhren und Handdiensten freilich keine große Rechnung zu machen sein werde, da diese Starrköpfe sich allzusehr am Buchstaben ihrer Konzession hielten," — so wurde doch in dieser Richtung ein Versuch gemacht und mit den Friederichsgrätzern verhandelt. Wenn dieser Versuch nicht ganz fehlschlug, so ist dieses wol lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß der königliche Förster Templer zu Krascheow auf dringendes Zureden des Baubeamten Pohlmann und des Kriegs- und Domänen-Raths Reisel den Kirchenbau in Entrepriſe nahm, nachdem ein anderer Bau-Entrepreneur trotz wiederholter Aufforderungen nicht aufzutreiben war. Templer hatte den Bau zum Herbst 1768 völlig fertig hergestellt, während der im Jahre 1751 begonnene Pfarrhausbau seiner Vollendung noch immer entgegensah.

Dieser Kirchenbau war den Friederichsgrätzern eine willkommene Veranlassung, die Kammer mit einer Menge Beschwerden zu behelligen, in welchen sie stets behaupteten: der Kollektengelder-Betrag sei größer, als angegeben sei, so daß sie auf diese Weise zu dem Kirchenbau nicht allein nichts zuzuschießen brauchten, sondern daß ihnen noch ein Guthaben verbleibe, welches sie unter sich vertheilen wollten. Daneben legten sie über die zu Kirchen- und Schulzwecken bestimmten Revenüen aus der Arrendepacht niemals ordnungsmäßig Rechnung ab und producirten ebensowenig bei eintretendem Besitzwechsel in den Kolonienstellen dem Amte Oppeln die Kaufinstrumente, was zu einer Verdunkelung der Eigenthumsverhältnisse führen mußte und gleichzeitig die beabsichtigte Folge hatte, in die Abtragung des geleisteten Baugeld-Vorschusses zum Nachtheil des Fiskus Verwirrung zu bringen. Die Ältesten der Gemeinde zogen es nämlich vor, diese Käufe vor ihr Forum zu ziehen, um — wie es in einem Kammer-Rescripte vom 12. März 1767 heißt — „die unter sich festgesetzten Kontrakts-Sportuln zu schmausen." Allen Anordnungen der Kammer und der Behörden setzten die Kolonisten einen hartnäckigen Widerstand entgegen und vor Allem die Gemeindeältesten, die dieserhalb auch mit Arrest in dem Schloßthurme zu Oppeln vergeblich bestraft wurden. Auch an militärischer Exekution fehlte es nicht, wogegen die Kolonisten, die fortwährend auf ihre wirklichen und ihre eingebildeten Privilegien

Digitized by Google

sich beriefen, einen Deputirten direkt nach Berlin sandten, dessen Mission anscheinend auch nicht ohne Erfolg war.

Im Jahre 1766 wurde den Kolonisten auf ihre wiederholten Vorstellungen, daß sie sich nicht im Besitze eines Stückes Wald befänden, eine Fläche von 1502 Morgen 14 □Ruthen Wald überwiesen, theils um ihnen zur Hebung ihrer traurigen wirthschaftlichen Verhältnisse die Haltung reiner Brache zu ermöglichen, theils um ihnen von dieser Fläche, welche zum Theil mit dichtem Wald bestanden war, das nöthige Bau- und Brennholz zu gewähren. Obwohl es nach der Absicht, welche bei dieser Überweisung obwaltete, kaum einem Zweifel unterliegen kann, daß es sich hier nur um Einräumung eines servitutischen Rechts handelte, so gelang es doch den Kolonisten, die im Laufe der Zeit immer größere Rechte an der Fläche sich angemaßt hatten, in den 50er Jahren dieses Jahrhunderts in allen Instanzen rechtskräftige Entscheidung dahin zu erstreiten, daß der Fiskus mit seinen Eigenthumsansprüchen abgewiesen und der s. g. Friederichsgrätzer Kolonisten-Wald als ein Privateigenthum der Kirche und Schule sowie der Kolonieſtellenbesitzer erklärt wurde. Die fragliche Fläche wurde darauf im Wege des Gemeinheitstheilungs-Verfahrens unter den vorgedachten Berechtigten speciell getheilt.

In der Mitte der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde der Versuch gemacht, die Friederichsgrätzer unter die Jurisdiktion des Amts Oppeln zu stellen; diesem Ansinnen widersetzten sie sich jedoch mit einer ausdauernden Zähigkeit, indem sie auf das ihnen in Jurisdictionalibus gewährte Allerhöchste Privilegium sich beriefen. Zur Abwendung der ihnen drohenden Maßregel versprachen sie, dem Landrath, der über sie unterm 7. März 1778 an die Kammer berichtete: „er sey nicht gesonnen, diesen unvernünftigen und harten Böhmischen Köpfen mit einer unanständigen Blödigkeit auszuweichen und ihrer zügellosen Frechheit durch Stillschweigen (wie bisher so viele Jahre zu ihrem eigenen Schaden und Verhärtung geschehen) fryen Lauf zu lassen," — sowie dem Gerichtshalter für die Abhaltung von Lokalterminen in Friederichsgrätz freie Fuhr und außerdem dem Ersteren pro Tag 1 Thaler Diäten und dem Letzteren Zahlung nach der Königlichen Ober-Amts-Sportul-Taxe zu gewähren.

Die Kammer stand darauf von ihrem Vorhaben, den Friederichsgrätzern ihren eximirten Gerichtsstand zu entziehen ab, genehmigte ihre

Digitized by Google

Proposition wegen Salarirung des Landraths und des Gerichtshalters und überließ ihnen sogar die Wahl des Letzteren. Sie wählten darauf den Steuereinnehmer des Kreises Oppeln Namens Plato, den aber die Kammer auf geschehene Präsentation als einen „von einem Civil-Gerichte nicht examinirten Mann" zurückwies. Hierauf fiel ihre Wahl auf den Cand. jur. Reym zu Oppeln, welcher auch unterm 3. September 1778 als Gerichtshalter von Friederichsgrätz durch den Baron v. Lynker beeidigt wurde.[1]) Nachdem die Kolonie nunmehr im Besitze eines Pfarrers, Schulmeisters und Gerichtshalters sich befand, fehlte es nur noch an einem Arzt. Um diesem Mangel abzuhelfen, bewarb sich der Kolonist und verabschiedete Husar Joh. Kolloschinsky bei der Kammer um die Konzession zur Ausübung freier ärztlicher Praxis. Obwol er der Kammer wiederholt vortrug, daß er als „gebohrener Pollack" (er war in Warschau geboren) freiwillig und ohne Kreuzer Handgeld in dem Schimmelpfennig von der Oye'schen Braunen-Husaren-Regiment 7 Jahre 6 Monat treu gedient, auch vor Ergreifung seiner militärischen Carriere in dem Lazareth „Kindlein Jesu" zu Warschau Praxis und verschiedentliche Operationen von dem Doctor Philippowitz gelernt habe, und obwol seine Gesuche dringend von den Kolonisten befürwortet wurden: — so bestand die Kammer doch fest darauf, daß Kolloschinsky sich bei dem Collegium Medicum zuvor prüfen lassen solle. Auf diese Proposition ging Kolloschinsky aber nicht ein, und es blieb ihm so nichts andres übrig, als „bloß im Stillen die Patienten zu kuriren," wie er der Kammer mißmuthig schrieb. —

Daß die Verhältnisse der Kolonisten, von denen jeder im Jahre 1769 noch 4 Morgen 153 □Ruthen, der Ortsschulze aber 2 Breslauer Scheffel Land zugetheilt erhielt, so daß der Gesammtflächengehalt des zu jeder Kolonistelle eigenthümlich gehörenden Areals nunmehr 23 Morgen 20 □Ruthen (18 Morgen 47 □Ruthen und 4 Morgen 53 □Ruthen) betrug — im Laufe der Zeit sich nicht wesentlich gehoben haben, wird folgende statistische Nachweisung ergeben.

---

[1]) Der Justitiar Reym erhielt für die Besorgung der Friederichsgrätzer Justizsachen aus dem Amts-Etat ein Fixum von jährlich 12 Thalern. Nach seinem im Jahre 1810 erfolgten Tode wurde das Justitiariat von Friederichsgrätz auf Anordnung des vormaligen Oberlandesgerichts zu Brieg mit dem Stadtgerichte zu Guttentag vereinigt.

Digitized by Google

Im Jahre 1874 betrug die Seelenzahl von Friederichsgrätz 1401, das von 183 Censiten aufzubringende Klassensteuer-Soll 274 ℳ, die Gewerbesteuer vom stehenden Handel 80 ℳ. Dieser letztgedachte Steuerbetrag war von 35 Gewerbetreibenden aufzubringen, unter denen 2 Schankwirthe, 1 Brauer und 1 Wassermüller sich befanden. An steuerfreien Gewerbetreibenden d. h. an solchen, die entweder allein oder höchstens mit 1 Gehülfen oder 2 Lehrlingen arbeiten, waren 110 vorhanden.

Die Zahl der Grundeigenthümer beträgt 145, und ebenso groß ist die Zahl der Gebäudeeigenthümer; gezahlt wird von ihnen an Grundsteuer 102 ℳ 8 gr. 4 ₰, an Gebäudesteuer 47 ℳ 25 gr.; der Gesammtgrundbesitz umfaßt eine Fläche von 4163 Morgen = 1063 Hektar. Nach der Viehzählung vom 10 Januar 1873 waren vorhanden: 32 Pferde, 529 Stück Hornvieh, 7 Schweine, 8 Ziegen und 14 Bienenstöcke.

Aus diesen Zahlen-Angaben ergiebt sich, daß die Qualität des steuerbaren Grundbesitzes, die Steuerkraft der Gemeinde und der Viehbestand ein verhältnißmäßig nur sehr geringer ist. Ganz abgesehen davon, daß die Pferde der kleinen struppigen polnischen Landrace angehören, und daß die Kühe, welche auf der kargen Friederichsgrätzer Hutung ihr Leben fristen, jenen magern und häßlichen Kühen ähneln, die König Pharao einst im Traume an den Wassern des Nils erschaute: — so ist, — was für die Beurtheilung des wirthschaftlichen Nahrungszustandes der Kolonie von Wichtigkeit ist, — nicht außer Acht zu lassen, daß die Zahl der Schweine nur 7 beträgt.

Ob diese Verhältnisse sich bessern und ob die Kolonie Friederichsgrätz sowie die andren Kolonien des Kreises Oppeln, nachdem sie die Säkularfeier ihres Bestehens bereits begangen, in der Folgezeit zu einem größeren Wohlstande sich emporarbeiten werden? Wir bezweifeln es. Alle Privilegien und Beneficien, die der Staat den neuen Kolonisten gewährte, alle Mittel, die aufgewandt wurden, um Wald, Heide und Moor mit einer tüchtigen Menschenklasse zu bevölkern, konnten von einem nennenswerthen Erfolge nicht begleitet sein, weil mit diesen Maßregeln nicht die unumgänglich nothwendige Beschaffung und Vermehrung der Produktion Hand in Hand ging; für die Bevölkerung, welche in diesen Kolonien künstlich angesiedelt wurde, waren schon die Grundlagen zu schwach, als

Digitized by Google

daß aus ihnen — auch bei gutem Willen — die Mittel zu einer leidlichen Existenz hätten gezogen werden können. Die Anlegung dieser Kolonien in Oberschlesien stellt sich nicht als die natürliche Folge des natürlichen Zustandes der Dinge dar, sondern als ein unfruchtbares Reis, welches auf einen unfruchtbaren Stamm gepfropft wurde; sie war das Kind jener falschen Theorie, welche mit dem Wahlspruch: Menschen, nur Menschen! in dem Heranziehen einer zusammengewürfelten besitzlosen Menschenmenge, der man ein glückliches Heim zu gründen wähnte, einen unerschöpflichen Born neu aufsteigender Volkskraft eröffnet und damit eine besondere nationalökonomische Einsicht bewiesen zu haben vermeinte. Gerade in nationalökonomischer Hinsicht erscheint die Besiedelung der großen Walddistrikte im Kreise Oppeln als ein verfehltes Unternehmen. Zur Zeit der Gründung jener Waldkolonien — von den wenigen Hüttenkolonien, bei denen ja andre Zwecke verfolgt wurden, spreche ich hier nicht — hatte der Wald in dieser unwegsamen, von aller Kultur entfernten Gegend allerdings nur einen sehr geringen Werth, aber dieses Verhältniß ist im Laufe der Zeit wesentlich ein andres geworden, und die Jetztzeit kann es nur beklagen, daß jenes nach vielen tausend Morgen zählende Waldareal, durch Verwandelung in schlechtes Ackerland seiner natürlichen Bestimmung entzogen ist, und daß die Ablösung jener zahlreichen den Kolonisten theils verliehenen theils abusivisch von ihnen erworbenen Holz- und Weidegerechtsame dem Staate späterhin noch weitere schwere Opfer durch eine Entschädigung der Berechtigten in Grund und Boden auferlegen mußte. Ebenso schlimm ist es aber, daß in einem großen Theile jener Kolonien eine Generation herangezogen wurde, die niemals zu irgend welchem Wohlstande sich emporarbeiten wird und in Beziehung auf das Mein und Dein am Walde, in dessen Dickicht vor mehr denn 100 Jahren ihre Vorfahren als Kolonisten vom Staate ausgesetzt wurden, theilweise Anschauungen huldigt, die mit den bestehenden Sitten- und Strafgesetzen durchaus nicht im Einklange stehen. Aber auch der Zweck, den man bei der Besetzung der Kolonie mit „deutschen Ausländern" hauptsächlich im Auge hatte, — die ursprünglich rein polnische d. h. katholische Bevölkerung mit deutschen d. h. evangelischen Elementen zu versetzen, ist nur theilweise gelungen, da — wie wir oben gesehen haben — mehrere evangelische Kolonien ganz oder theilweise katholisch geworden sind. Dieses

Digitized by Google

ist allerdings bei Friederichsgrätz nicht der Fall, vielmehr ist die Kolonie nach Sprache und kirchlichem Bekenntniß hussitisch geblieben, ja aus ihr ist noch eine Tochtergemeinde hervorgegangen — die Kolonie Petersgrätz im Groß-Strehlitzer Kreise, die auch nach Friederichsgrätz eingepfarrt ist. Diese Kolonie, welche ihren Namen von dem damaligen Prediger Peter Schikora zu Friederichsgrätz führt, wurde im Jahre 1832 mit 60 Stellen in dem Himmelwitzer Forst angelegt und jede derselben mit 20 Morgen Land dotirt, welches jedoch wegen seiner theils sandigen theils moorigen Beschaffenheit den Kolonisten nur das kärglichste Auskommen gewährt. Diese theilen darin mit ihren Vätern in der Muttergemeinde ein gleiches Loos.

Sehen wir uns jetzt die Leute etwas näher an, welche die Kolonie Friederichsgrätz bewohnen.

Zum größten Theil Weber und Schuster betreiben sie nebenbei noch Ackerbau, dessen Erträgnisse bei der kläglichen Bodenbeschaffenheit der ihnen ausgewiesenen Parcellen selbst in günstigeren Jahren nur sehr geringe sein können. Danach bestimmt sich auch die Lebensweise der Kolonistenfamilien. Kartoffeln und wieder Kartoffeln sowie Kraut (polnisch: Kapusta = Kohl) bilden das Hauptnahrungsmittel, daneben — als polnisches Nationalgericht — eine mit halbgegohrenem Sauerteig, durchsetzte dicke Suppe, welche Żur genannt wird. An hohen Festtagen wird zu diesem Żur eine besondere Art Wurst, deren Hauptinhalt aus würfelförmigen halbgebratenen Fettstücken besteht, gegessen. Żur mit einer Kiełbasa — denn so heißt im Polnischen eine solche Wurst — gilt nebst einem Häring dem Friederichsgrätzer Kolonisten, der in dieser Beziehung vollständig den Geschmack seines polnischen Nachbaren theilt, als der Inbegriff alles Herrlichen, was Land und Meer an Delikatessen bieten kann. Gott hat Beiden wenig Bedürfnisse und leicht Genüge gegeben. Auch rücksichtlich der Tracht hat der Friederichsgrätzer Kolonist mit dem polnischen Landvolke im Wesentlichen auf gleichen Fuß sich gesetzt; namentlich tragen die Männer die cylindrische polnische Lammfellmütze und den weißen Schaafpelz (polnisch Kazuch), der jedoch nicht mit jenen arabeskenartigen Verzierungen besetzt wird, wie dieses in Ungarn und der Walachei der Fall ist. Die Weiber lieben in ihren Trachten, gleich den polnischen Weibern, grelle und schreiende Farben. In ihren Sitten und

Digitized by Google

Gewöhnungen haben die Kolonisten gleichfalls manches Oberschlesische angenommen. Eigenthümlich und mit besondrem Pomp werden von ihnen jedoch die Hochzeiten gefeiert.

Zwei Tage vorher werden die sämmtlichen Anverwandten und die nächsten Nachbarn durch den Brautdiener und die s. g. Jungfernführer, deren es gewöhnlich 3 giebt, eingeladen. Am Hochzeitstage wird der Bräutigam aus seinem elterlichen Hause vom Brautdiener und den Jungfernführern unter Begleitung mehrerer Gäste abgeholt und in das Haus der Braut eingeführt, wobei der Brautdiener — welcher bei der Hochzeit überhaupt den Oberceremonien-Meister macht — eine Rede hält. Haben sich sodann sämmtliche Gäste bei der Baut eingefunden, so hält der Brautdiener abermals eine Rede an das Brautpaar und dessen Eltern, worauf der ganze Zug mit Musik nach der Kirche sich begiebt. Das Hochzeitsmahl im Hause der Braut besteht regelmäßig aus zweierlei Suppe und zweierlei Fleisch, wobei Rindfleisch sowie Meerrettig (polnisch: Krzon) in Milch gekocht die Hauptrolle spielen. Vor und nach der Tafel verrichtet der Brautdiener ein Gebet, und nachdem zum Schluß von sämmtlichen Gästen ein geistliches Danklied gesungen und alsdann auf das Brautpaar, dessen Eltern und zuletzt auf alle Gäste ein Toast ausgebracht ist, begiebt man sich mit Musik in die Arrende, woselbst der Tanz beginnt.

Am folgenden Tage geben die Eltern des Bräutigams in ihrem Hause einen ähnlichen Schmauß, und es wird nun der Kopfschmuck unter Absingung eines geistlichen Liedes der jungen Frau abgenommen und die ganze Hochzeit mit einem abermaligen Tanzvergnügen geschlossen.

Der Böhme wie der Slave überhaupt hat Neigung und Geschick zum Gesang. Das zeigt sich auch bei den Böhmen in Friederichsgrätz; jedoch ziehen sie im Gegensatz zu den anderen Slaven die Volkslieder aus den Durtonarten den Liedern aus den Molltonarten vor. Von deutschen Volksliedern werden in Friederichsgrätz u. a. gesungen: „Üb' immer Treu und Redlichkeit," ferner „Ich hab' mich ergeben," und „O! Tannenbaum!" Von böhmischen einzelne, welche die Emigration zum Gegenstande haben, wie das Lied: Kde muj je Kraj, Kde má je wlast zu deutsch: Wo ist meine Heimat, meine Heimat? und hinwiederum andere, in denen die Liebe mit ihren Freuden und Schmerzen geschildert wird, wie in dem

Digitized by Google

Liede: Mjwal sem ja Holek, jako Krojti w Louce (Ich hatte ein Mädchen, so schön wie die Blume auf der Wiese.)

Möge zum Schlusse eins der am meisten in Friederichsgrätz gesungenen böhmischen Lieder, das Lied: Cerwená modra Fiala (Das blaurothe Veilchen) in deutscher Übersetzung hier seinen Platz finden. Es lautet:

1. Das röthliche, blaue Veilchen
   Hast wo gepflückt mein Liebchen?
2. Gepflückt hab' ich es im Gärtchen,
   Dabei that weh mir mein Herzchen.
3. Grüne weiße Haselstauden!
   Ach wer wird mein Herz erfreuen.
4. Betrübt hat es mir leicht Jemand,
   Aber trösten kann es Niemand.
5. Warum soll Dir Dein Herz wehthun,
   Wenn Du schon einen andern Jüngling hast.

Digitized by Google

Beiträge zur Geschichte des Militärwesens in Deutschland während der Epoche des dreißigjährigen Krieges.

Von G. Droysen.

(Schluß.)

IV. Die prima plana.

Alle nicht gemeinen Soldaten, alle, die einen Befehl, ein Amt hatten, wurden in den verschiedenen Listen, den „Rollen," besonders aufgeführt: auf dem „ersten Blatt," oder der „prima plana." Später unterschied man dann noch zwischen einer Ober- und Unter-prima plana, d. h. zwischen hohen und niederen Chargen; etwa wie wir sagen zwischen Ober- und Unterofficieren.

Über den Begriff Officier herrscht im 16. und 17. Jahrhundert große Unklarheit. Die Einen rechnen zu dem Stand der Officiere alle Soldaten, die nicht gemeine Knechte sind: vom Tambour und Gemeinweibel bis hinauf zum höchsten Befehlshaber. Der Officier ist ihnen der „Officiant", der Beamte. Wir finden geradezu den Ausdruck „Amtleute." Dann wieder ist ihnen jeder, der einen Befehl zu geben hat, Befehlshaber; selbst der Tambour, weil die Signale, die er mit seiner Trommel giebt, als Befehle gelten. Andere, wie Wallhausen, erklären sich auf das Bestimmteste gegen diese weitere Auffassung des Officierstandes. Die Spielleute, die Fouriere u. a. will er nicht zum „Befehl" gerechnet wissen. Was wir heute unter Officiercorps verstehen, war ein jenen Zeiten unbekannter Begriff. Die militärischen Beamtungen bauten sich wol über einander auf, aber ein Standesbewußtsein und eine Standesehre fehlte durchaus. So erklärt es sich denn auch, daß der strenge Begriff der

Digitized by Google

einzelnen Chargen, wie er sich in jüngerer Zeit herausgebildet hat, jener Epoche fehlt. [1]) Es herrscht eine auffällige Willkür namentlich in Betreff der höchsten Officierstellen, die sich schon in der überaus schwankenden Terminologie ausspricht. Auch hier tritt uns das Regiment als größte militärische Einheit entgegen: das Regimentskommando enthält eine Reihe stets wiederkehrender Chargen. Was aber darüber hinaus liegt, ist an keinerlei feste Norm gebunden: einen Generalstab nach heutigem Begriff wird man vergebens suchen.

a. Der Armeebefehl.

Wallhausen sagt (in seiner Kriegskunst zu Fuß) „ein wohlbestellter Feldzug hat drei generalprinzipalste Befehle," und nennt den General-Feldherr, den Feldmarschall und den General-Wachtmeister. Er bezeichnet damit, was sich sonst wohl als „hohe Ämter" (auch „Generalbefehlshaber") genannt findet. Diese Dreizahl steht fest. Jedoch unter verschiedenen Namen. So finden sich häufig die Bezeichnungen Generaloberst (Feldoberst), Generaloberstlieutenant und Oberstfeldwachtmeister. Dazu aber kommen bald hier bald dort weitere hohe Ämter: ein besonderes „Generalat von der Cavallerie," wie denn der Feldmarschall (der französische Connétable) häufig als specieller Oberbefehlshaber der Reiterei erscheint; dem gegenüber auch wol ein General über die gesammte Infanterie (eine Stellung, die Baner — laut Bestallung vom 13. Juli 1630 — im schwedischen Heere einnahm); der Oberst Feldzeugmeister (im österreichischen Heer), der die oberste Aufsicht über die Artillerie hat; der Generalproviantmeister, der Generalprofoß, der Kriegszahlmeister, der Oberst-Mustermeister, der General- oder Oberst-Profoß, auch Generalgewaltiger, der General-Troß- oder Wagenmeister (schwedisch) u. A. m. [2]) Und zu ihnen allen dann — der hier genannt werden muß — der Generalkriegskommissarius als oberster Verwaltungs- und Controllbeamter der Armee.

---

[1]) In diesen Punkten befinde ich mich im Widerspruch zu dem bekannten lehrreichen Werk des verstorbenen General v. Ganfauge.

[2]) Ein vollständiges Verzeichniß der verschiedenen Officier-Chargen und ihrer Namen erscheint an dieser Stelle überflüssig, da es sich aus den später mitzutheilenden Listen ergiebt, auf die ich ein für alle mal verwiesen haben will.

Digitized by Google

Sie alle sind „die Prinzipale selbst, die die Ämter besetzen und Herren über sie sein."

Der Generalfeldherr, Generaloberst, Generalissimus ist meist der Kriegs- und Zahlherr in eigener Person.

Der eigentliche Heerführer ist dann der General-Oberstlieutenant; im schwedischen Artikelsbrief, auch in kaiserlichen Soldlisten der „Feldmarschall." Er vertritt den Kriegsherrn und stellt seine Person dar, kommandirt in dessen Abwesenheit die ganze Armada „und giebt in einem und andern nothdürftige Ordinanz." Der schwedische Artikelsbrief (Art. 21) befiehlt, daß alle Offiziere und Soldaten ihm „als Unserm Gesandten, und der Unsre Person, wann wir nicht zur Stelle sein, repräsentiret, ehren, veneriren und demselben so lang er in Unsern Diensten ist, gehorsam sein, sich auch demselben in keinerlei Wege widersetzen." — Sollte sich jemand unterstehen, ihn „mit spöttlichen Worten, so nicht die Ehre betreffen, sondern ihm sonst zur Verkleinerung gereichen, anzufassen, der soll mit Abbitte vor dem Kriegsgerichte oder auch wohl mit Gefängniß und anderer Arbitrarstrafe, nach Beschaffenheit der Worte und Standesperson belegt und gestraft werden." Sollte er ihn aber „an Ehre und Redlichkeit angreifen, oder mit gewapneter Hand sich im Zorn ihm widersetzen, könnte auch dessen genugsam überführet und überzeuget werden, er habe ihm gleich am Leibe Schaden zugefüget oder nicht, der soll anderen zum Abscheu am Leben unnachläßlich gestraft werden." „Würde auch einer nur mit der Hand nach ihm schlagen, er erreiche ihn damit oder nicht, der soll dieselbe verwirket und verloren haben." Aus seiner Bestallung ergab sich seine Pflicht und sein Recht. Es liegen eine ganze Reihe solcher Bestallungen vor; gedruckt u. A. die des Grafen Wolf von Mansfeld als kursächsischem, die des Hans Kaspar von Klitzing auf Sarmündt als braunschweigisch-lüneburgischem Höchstkommandirenden. (Jene bei Müller S. 17, diese bei v. d. Decken III. Nr. 279 mitgetheilt.) Mansfeld verpflichtet sich bei seinen gräflichen Ehren und mit schriftlichem Revers dem Kurfürsten „daß er Uns getreu, hold und dienstgewärtig, insonderheit aber schuldig sein soll, Unsern Nutz und Frommen nach seinem besten Verstand und Vermögen wie sonst also auch bei diesem Amt zu befördern, Schaden und Nachtheil aber zu warnen und so viel an ihm zu wenden und vorzukommen, einzig und allein auf Uns zu

Digitized by Google

sehen, überall Unsere ins Feld auf die Reiterei und Fußvolk bestallte Ober- und Unterbefehlshaber, wie die Namen haben, sowohl alles Kriegsvolk zu Roß und Fuß, so itzo in Unsere Bestallung oder noch angenommen werden möchte, an Unser Statt zu kommandiren, Unsers Abwesens in Einem und Andern gebührliche Ordinanz und Bescheid zu ertheilen, Unsern bestallten Generalkriegskommissarium und dessen Nachgeordnete jederzeit willig und gern zu hören, in allen und jeden fürfallenden Occassionen die Hand zu bieten, in wichtigen Sachen und sonderlich, wenn Uns selbsten er so geschwind nicht erlangen könnte, mit Rath und Vorbewußt Unserer Kriegsräthe, so ihm künftig fürgestellt werden möchten sowohl ermeldten Unsers General Kriegskommissarii zu handeln, auch da es die Noth und Beschaffenheit der Sachen erforderte, nicht allein dieselben sondern auch die General-Befehlshaber und Obersten zu Roß und Fuß, oder welche Befehlsleute ihm ferner belieben, dazu und mit in Rath zu ziehen, und sonsten allenthalben dasjenige zu thun und zu schaffen, so einem treuen Diener und General Obersten Lieutenant geziemet und wohl ansteht."

Dafür werden ihm vom Tage der Bestallung an, so lange das Volk noch nicht ins Feld geführt wird, sondern noch in Quartieren liegt, monatlich 1000 Gulden „in gemeiner Währung, als 20 Groschen für einen Gulden zugesichert." Er dagegen hat sich „wesentlich bei Unserm Hoflager finden zu lassen, und jederzeit bei Uns, Wir seien in Unserm gewöhnlichen Hoflager oder auf Reisen, unterthänig aufzuwarten, damit in fürfallenden Sachen Wir Uns seines Raths zu gebrauchen haben mögen. Hingegen soll er jedesmal an Unserer Tafel gespeiset, seine Diener, so viel wir ihm mit sich nach Hof zu bringen erlauben, ihren Tisch bei dem Hofspeiser haben, und auf die Pferde der Hafer in dem Tax, wie Unsere Diener denselben bekommen, gefolget werden."

Wird dagegen das Volk ins Feld geführt, und hat er „also das Amt eines General-Oberstlieutenants zu versehen," so soll er monatlich 2000 Gulden Besoldung erhalten und außerdem „pro ajuto di costo 2000 Gulden zur Ausstattung ein für allemal."

Hans Kaspar von Klitzing verpflichtet sich in ähnlicher Weise. Er hat „in der militia mit allem Fleiß dahin zu sehen, daß jeder Obrister und Offizier seinem officia sich gemäß verhalte und sein devoir erzeige.

Digitized by Google

Allermaßen wir denn unsere Obersten und Regimenter, auch Offiziers von der Artillerie zum Kommando an ihn verweisen wollen." Im Kriegsrath hat er die erste Stimme; er hat die „Inspektion" über die großen Städte und Festungen. Dagegen erhält er Alles in Allem monatlich 1500 Thaler, mit Vorbehalt der Gagenerhöhung. Das Verhältniß wird durch gegenseitige dreimonatliche Kündigung gelöst.

Hinzuzufügen ist, daß der General-Oberstlieutenant — wofür mehrere Beispiele vorliegen — häufig zugleich Oberst eines Regiments zu Pferd oder zu Fuß war. Er bezog alsdann neben seiner, in diesem Fall wohl verringerten Gage (in der angezogenen kursächsischen Bestallung 1500 statt 2000 Gulden) die volle Gage des Obersten.

Es ist von Interesse, eine Anschauung von der überaus zahlreichen Begleitung und Dienerschaft, mit der sich der Höchstkommandirende umgab, zu gewinnen. Zu dem Zwecke sei mitgetheilt der „Furier- und Futterzettel" des Herzogs Georg von Braunschweig-Lüneburg als „des löblichen niedersächsischen Kreises bestallten General- und Feldobristen zu Roß und Fuß" (von 1623).

Personen.	Reisige.	Kutschpferde.
1 Mein gnädiger Fürst und Herr	19	6
4 Dietrich v. Honstedt, Fahnenjunker u. Stallmeister	4	—
4 Der von Buttler, Rittmeister	4	—
3 Anton Georg v. Badendorff	3	—
3 Ernst August v. Mandelsloh	2	—
3 Wilhelm v. Lenthe	2	—
3 Nicolaus Wiedener, Quartiermeister	4	—
2 Johann Eberhard, Bereiter	1	—
2 Kammerschreiber	—	—
5 Edelknaben	—	—
2 Kammerdiener	—	—
2 Valbiere	1	—
1 Fourier	1	—
8 Trompeter	4	—
5 Musikanten	—	—
1 Mundschenk	—	—
2 Silberknechte	—	—
3 Mundköche	—	—
9 Ausm Marstall	—	—
2 Lakayen	—	—
12 Leibschützen	—	—
2 Sattler	—	—
1 Feuerböter	—	—
3 J. F. G. Leibkutscher	—	—

Digitized by Google

2 beim Offizierwagen	—	4
2 bei 2 Caleschen	—	4
6 bei 3 Rüstwagen	—	12
93 Personen.		45 Reisige. 26 Kutsch- u. Wagenferde.

In Betreff der übrigen Prinzipalämter unterlasse ich es, hier nähere Angaben zu machen. Die meisten entsprechen den gleichen Ämtern im Regiment, denen sie vorgesetzt sind. Von einigen wird später, so vom Proviantmeister bei der Verpflegung, vom General-Auditeur bei der Armeejustiz die Rede sein. Nur von dem besonders wichtigen Amt des Generalkommissars (General-Kriegskommissarius) ein paar Bemerkungen. Er hat die eigentliche Vertretung der Interessen des Kriegsherrn, die Oberaufsicht über die Armee, namentlich die Kontrolle der Offiziere bis zum höchsten hinauf. In seine Hand laufen alle Fäden der Armeeverwaltung zusammen. [1])

Er hat dafür zu sorgen, daß „die dem Lande auferlegte Kriegssteuer ordentlich eingezahlt und die hierzu verordnete Kassa der Gebühr stabiliret, unterhalten und nicht ohne guten Vorrath befunden werde." Zu dem Ende hat er einen „qualificirten Cassier, — Pfennigmeister, wie sich der Name findet — der Uns mit Recht und Pflichten vorher verwandt gemacht und hiernächst die Rechnung über Einnahme und Ausgabe monatlich halten könne und solle," zu bestellen. Er selber hat dann über die Rechnung die Aufsicht und „Inspektion" zu führen, und sich die „aufrichtige Auszahlung des Kriegsvolks emsig angelegen sein zu lassen."

Weiter hat er dafür Sorge zu tragen, daß Alles, was zum Unterhalt des geworbenen und ferner zu erfordernden „Lehnroß und Landvolks" „an Proviant, an Korn, Hafer, Mehl, Brod, Fleisch, anderen Viktualien und was dergl. mehr nothwendig," zeitig und mit Rath erkauft, und an den Truppen nächstgelegene Orte geschafft werde. Er hat „eine qualificirte und uns mit Eid und Pflichten verwandt gemachte Person zum Verwalter des Proviants zu ernennen."

Ebenso hat er für die rechtzeitige Anlage von Magazinen und für

[1]) Das Folgende nach der Bestallung Heinrich von Borstells zum anhaltischen Kriegskommissar vom 17. März 1623. Krause I. S. 29 f. Er hatte zugleich die Funktionen eines Generalkommissars und eines gewöhnlichen Kommissars.

Digitized by Google

die Beschaffung der Munition Sorge zu tragen; und daß bei der Vertheilung von Kraut, Loth, Lunten und dgl. sparsam umgegangen werde; daß bei der dereinstigen Abdankung die vom Fürsten den Hauptleuten gelieferten Wehren und Waffen unverdorben zurückgeliefert werden. Er hat — wie ich aus dem dänischen Artikelsbrief (Art. 108) hinzufüge — „wegen der Kranken Vorsorge zu tragen und fleißige Aufsicht darauf zu haben, daß zu deren Behuf Hospitale angerichtet werden, darin sie vor ihre Besoldung gebührlich können unterhalten werden." — Wie er denn auch dem Soldaten, der im Dienst zum Krüppel gemacht wird, „etwas verehren soll, damit er wiederum nach seinem Vaterland kommen möge." Auch auf die Artillerie soll er fleißig Acht haben und zu dem Ende einen Büchsenmacher und ein paar gute Werkmeister — es findet sich der Name Camerarii — anwerben und durch sie „die vorhandenen Stücke montiren, mit Zubehörungen versehen, zur Anführung nothdürftige Fuhren verordnen." Auch die Sorge für das Genieweſen fällt in sein Bereich: er hat, wo es eine Schanze aufzuwerfen gilt, über der rechtzeitigen Anschaffung von Karren, Schaufeln, Piken, Brettern, Spaten, Schippen, Bohlen, Radehauen, Äxten u. dgl. zu wachen.

Besonders aufmerksam hat er darauf zu sein, daß der Artikelsbrief unverletzt gehalten, die Verbrecher zu gebührender Strafe gezogen und also gut Regiment gehalten werde; daß bei der Austheilung der Quartiere durchgehende gute Gleichheit gehalten werde; daß bei der Truppe kein Weibsbild, sie wären denn des Soldaten Eheweib, geduldet, sondern alsobald den Unterofficieren und weiter der Obrigkeit zur Bestrafung angemeldet werde. Er hat in allen solchen Fällen die Hauptleute und Befehlshaber nicht nur ihres Amts und ihrer Schuldigkeit zu erinnern, sondern sie auf ihr Erfordern, wo ihnen Zweifel entstehen, mit wohlmeinendem sachverständigem Rath an die Hand zu gehen. Es steht ihm die volle Strafgewalt zu. Über seine und seiner Untergebenen Funktionen bei den Musterungen ist schon früher geredet.

b. Der Regimentsbefehl.

Den drei „Prinzipalbefehlen" entsprechen im Regiment die drei Chargen des Obersten, Oberstlieutenants und (Regiments-) Wachtmeisters, der dann auch mit französischer Bezeichnung Major

Digitized by Google

genannt wurde). Sie haben, wie Wallhausen sagt, „das höchste Kommandement über das Regiment“

Für den „Staat“ des Obersten, als des eigentlichen Chef des Regiments, — wir würden sagen seinen Stab — finden wir wieder die Bezeichnung „hohe Befehlshaber.“ Der weitaus größte Theil derselben kehrt bei den Regimentern immer wieder; die meisten finden sich schon in Karls V. Epoche.

In der Zeit des beginnenden dreißigjährigen Krieges umfaßte der Regimentsbefehl den Oberst und seinen Oberstlieutenant, den Regimentswachtmeister (Oberstwachtmeister), Regimentsquartiermeister, Regimentsschultheiß mit seinen „Adhärenten“ (nämlich seinem Statthalter [Lieutenant], Gerichtsschreiber, Gerichtsweibel und zehn Gerichtsgeschworenen); den Regimentsprofoß ebenfalls mit seinen Adhärenten (nämlich dem Profoßlieutenant, den Trabanten, Clauditen [Steckenknechten] und dem Scharfrichter), dem Sekretär (Regimentsschreiber), dem Pfarrherrn (Kaplan, Prediger, Feldprediger, Predikant, Pastor), dem Arzt (Feldscherer), dem Wagen- und dem Proviantmeister, endlich dem Hurenweibel, so wie wohl auch dem Rumormeister.

Und zwar war der Stab des Infanterie- und des Kavallerieregiments wesentlich derselbe. Nur die eine und andere Charge fiel bei diesem fort, wofür sich denn wol andere finden, so der Rumormeister, der Heerpauker, der Platner u. s. w.

Zu bemerken ist, daß wol eine Art Reihenfolge innerhalb der einzelnen Chargen existirte, die aus den reichlich vorliegenden Sold- und Verpflegungslisten erkennbar ist, aber nicht eine streng durchgeführte Rangfolge. Nur so erklärt es sich, das Wallhausen dem Pfarrherrn, dem Sekretär, dem Proviant- und Wagenmeister die Zugehörigkeit zum „Befehl,“ weil sie nichts über die Soldaten zu befehlen haben, absprechen kann.

Es sei verstattet, an der Hand zeitgenössischer Militärschriftsteller und anderer Quellen auf einige dieser Regimentsbefehle näher einzugehen.

Über den Obersten und seinen Stellvertreter braucht kaum etwas weiteres bemerkt zu werden. Der Oberst ist, wie schon gesagt, der Chef des Regiments; er errichtet es, besetzt die Officierstellen in ihm, hat die oberste Strafgewalt, stellt die „Paßporte“ aus und ist die un-

Digitized by Google

umgehbare Mittelsperson zwischen dem Zahlherrn und der Truppe, die diesem schwört, aber dem Oberst gehorcht.

Von hervorragender Wichtigkeit ist das Amt des Wachtmeisters: „ein hoch und viel vertraulich Amt, daran viel gelegen. Denn an der Wacht das ganze Kriegswerk gelegen; wo die versäumt oder versehen wird, so ist ein Volk schon geschlagen."

Die Wacht ist die eigentliche Domaine des Wachtmeisters, und von ihr führt er den Titel. „Ein Wachtmeister soll schier von doppeltem Eide sein," heißt es, denn man muß ihm die Schlüssel zu allen Festungen anvertrauen. Die darf er bei Leibe keinem Andern überantworten. Und begehren zur Nachtzeit die, welche am Tage ausgeritten oder verschickt worden sind, Einlaß, so soll er alle Kriegsleute mit an die Pforte nehmen, die Einlaß Begehrenden aber — und mags gleich Hauptmann, Fähnrich oder Lieutenant sein — nicht stärker als drei Mann einlassen: besonders wo es gefährlich ist. Sind drei hinein und „er hört keines Feindes Noth," dann mag er den andern das Thor öffnen.

Er hat die Wacht zu „ordiniren," muß wissen, wie stark sie allabendlich aufgeführt wird und wie viel Schildwachen auszustellen sind; muß dafür sorgen, daß die Schaarwacht nicht zu weit von der Schildwacht entfernt ist, und daß da, wo das Rauschen von fließendem Wasser oder das Wehen des Windes das Hören erschwert, die Wachen stärker bestellt werden, „obs gleich die Kriegsleut nicht gern thun; hilft nichts zu, denn es gehet sie alle an." Auch dafür muß er sorgen, daß die Wacht alle Nacht gewechselt werde, und nicht eine Rotte Knechte stets auf Einer Stelle wache. „Denn es soll kein Kriegsmann eher wissen, wo er auf die Nacht wachen wird, als ihn der Feldwebel, oder wer sonst die Wache aufführt, an den Ort verlesen thut."

Das Amt des Quartiermeisters „ist ein Amt von der hohen Obrigkeit wie ein Kommissarius oder ein Kriegsrath von K. M. oder Kurfürstlichen Gnaden verordnet." Dem Quartiermeister liegt ob, dafür zu sorgen, daß nicht der Eine Ort des Landes stärker als der andere verderbt werde, und daß die Hauptleute sich nicht durch Geschenke gewinnen lassen, den Einen auf Kosten des Andern zu verschonen. Er hat neben dem Kommissär regelmäßig (alle 3 Monate) ein Fähnlein nach dem andern zu mustern. Er muß die „Gelegenheit" eines ganzen Königs-

Digitized by Google

reichs oder Fürstenthums wissen oder erkundigen: „welcher Maaßen Städte, Dörfer und Flecken gestaffirt sind und Kriegsvolk halten können, und wie lange, damit man zu rechter Zeit an einen andern Ort fortrückt." Und wenn er ein Amt einnimmt, so muß er sich vom Amtmann sagen lassen, wie viel Dorfschaften zu dem Amt gehören, und wie viel Fähnlein, Knechte oder Reiter in ihnen Quartier erhalten können. Dann muß er mit dem Amtmann den einzelnen Fähnlein die Dörfer zuschreiben und den Dorfrichtern, Schultheißen und Gemeinden Anzeige machen, damit sie die Truppen bei den Bauern vertheilen. In Städten hat er in ähnlicher Weise mit dem Rath zu verhandeln. Liegen die Truppen dann im Quartier, so hat er herumzugehen und nachzusehen, „ob es mit den Kriegsleuten wie mit den Bauern gleich zugehe." Liegt man im Feld oder in Schanzen, so hat er jedem Fähnlein seinen Platz anzuzeigen, oder mit einer Schnur abzugrenzen und für den Bau der Lagerhütten Sorge zu tragen.

Der Commiß- oder Proviantmeister hat das gesammte Verpflegungswesen und die Vorrathsmagazine unter sich. In Festungen wie im Lager hat er dafür zu sorgen, „daß allzeit gute Victalia erhalten werden," und nicht „stinkende untüchtige Kost und ungesundes Getränk." Er hat daher die Aufsicht über die Bäcker, daß sie das Brod recht backen, damit es nicht bald schimmlich und zu Schanden wird. Die Getreidevorräthe läßt er monatlich zwei- oder dreimal umrühren, damit sie nicht tümmelig werden. Er beaufsichtigt die Fleischhauer und Kommißmetzler, daß sie alles Fleisch recht salzen und abräuchern, damit es Jahr und Tag ohne Schaden hängen kann. Er hat darauf zu sehen, daß das Lagerbier ordentlich gebraut und daß es nicht „sauer oder sommerentzig" werde. „In Summa, Käs, Butter, Fleischwerk und alles muß versehen und nach seiner Art wohl verwahrt werden."

Namentlich auf die Festungen und die in ihnen befindlichen Vorrathsmagazine erstreckt sich seine Thätigkeit. Im Feldlager hat er mit dem Quartiermeister einen „freien öffentlichen Kommißplatz" (Proviantplatz) auszusuchen und darauf zu sehen, daß derselbe stromaufwärts liege, „denn allen Unflath wirft man ins Wasser, das schwimmt hinunter." Er läßt die nöthigen „Sudlerhütten" bauen, und sorgt dafür, „daß die Sudler Rost zurichten, daran die Kriegsleute nicht ihren Schaden essen."

Digitized by Google

Vom Lager aus begiebt er sich zu Pferd oder zu Fuß in die Umgegend und in die nächstgelegenen Städte, um Lebensmittel herbeizuschaffen, von denen er den Marketendern und Kommißmetzlern ihren Bedarf verabfolgen läßt.

So kommt es denn darauf an, zu Proviantmeistern Leute zu wählen, „die der Sachen einen Verstand haben, die da schreiben und rechnen können, daß sie alles in Register bringen, daneben alles mit Handschrift bekräftigen, damit, wenn man Besoldung bekommt und mit dem Kriegsvolk abrechnen soll, daß jedem Recht geschehe und der Musterschreiber oder Hauptmann einem jeden abziehen kann, was er empfangen hat."

Der Proviantmeister führt genau Buch über das Quantum dessen, was jedes Fähnlein an Lebensmitteln bedarf, damit weder zu viel noch zu wenig angeschafft werde. In Festungen oder Städten muß er — namentlich wenn Mangel und Theurung eintritt, — genau berechnen, wie viel pro Tag auf den Mann kommt.

Was das Proviantaustheilen betrifft, „so kann er allezeit auf ganze Rotten austheilen und einen Rottmeister nach dem andern verlesen." Zu dem Ende muß er ein genaues Verzeichniß jeder Rotte haben, in welchem auch notirt ist, wie viel Huren und Jungen zu ihr gehören und wem sie zustehen.

Der Wagenmeister[1]) hat, wie sein Name sagt, die Aufsicht über den Wagenpark des Regiments. Er ist stets beritten. Er führt eine Liste über die ihm untergebenen Wagen und die zu ihnen gehörenden Pferde. Er disponirt über die Reihenfolge der Wagen in der Zugordnung und sorgt dafür, daß Unordnung vermieden werde. Beim Aufbruch hat er darauf zu sehen, daß alle Wagenknechte zugleich anspannen können. Er zieht vor dem Kriegsvolk her, und wo er die Wege nicht weiß, sucht er des Landes kundige Bauern zu bekommen, die ihm den Weg weisen. Bei feindlichem Überfall hat er, mit des Obersten Wissen, sofort eine Wagenburg herzustellen, je nach Gelegenheit zwei oder drei Wagen tief.

[1]) Vgl. die sehr eingehenden Bestimmungen im schwedischen Artikelsbrief. Tit. V. handelt in 15 Artikeln „von des General Troß- oder Wagenmeisters auch aller Regimentswagenmeister Amt und Verrichtung." Ich hebe nur den Art. 2 hervor, der bestimmt, „daß alle und jede Regimenter" besondere Wagenmeister haben sollen, die unter dem Generalwagenmeister stehen.

Digitized by Google

Liegt das Regiment in Dörfern, so sorgt er dafür, daß, wo die Noth es erfordert, die Wagen sofort zur Verbarrikadirung der Wege und Pässe verwandt werden können. Gilt es zum Bau von Verschanzungen Holz und Reisig zu beschaffen, wozu Marketender- und auch Heerwagen genommen werden, so ist er dafür verantwortlich, daß alles in Ordnung zugeht.

Der Feldscherer („Barbier") gehört zum Regiment, findet sich aber häufig bei dem Kompagniestab. Wahrhaft ergötzlich ist die Naivität, mit welcher in den einschlagenden Werken des ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts seine Funktionen und seine Stellung beschrieben werden. Er muß ein weit gewanderter, wohl erfahrener, kunstreicher Mann sein; ein guter Wundarzt, Bruchschneider und Mediciner, der da nicht allein den alten Weibern kann die Rauden heilen und allerlei Läuse vertreiben; sondern er muß aller Lande Art und Gebrauch wissen, Salben und Arzeneien zuzurichten, auch in der Medicin die Komplixion des Menschen wohl studirt haben, damit er wisse, woher ein jedes Gebrechen seinen Ursprung hat, was eigentlich dazu dienet zu heilen. Er muß auch Arm und Bein abzulösen und die Eingeweide im Leib zurecht zu bringen verstehen; muß eine leichte Hand zum Verbinden haben, und schröpfen und Aderlassen verstehen. Er muß seine Feldschererei allzeit fertig und bereit haben, sich nicht vollsaufen und unzüchtigen Weibern nachlaufen, vielmehr seiner Patienten fleißig warten. Er muß alle vor dem Feinde Verletzten umsonst heilen. Will ihm Einer etwas schenken, stehts ihm frei. Er mag auch die Knechte, so sie Geld empfangen, ansprechen, daß jeder zum Behelf seiner Apotheke ein paar Schilling in sein Becken wirft. Von Kriegsleuten dagegen, die sich balgen und muthwillig verderben, mag er Bezahlung nehmen. Sonst hat er seine Besoldung bei dem Herrn, ist wachtfrei und aller Dinge ledig. Es gebührt ihm nicht im Zug oder im Feld vor den Knechten zu marschiren, denn er hat keine Wehr wie die andern Soldaten zu streiten; auch kein Kommando über die Knechte. Seine Stelle ist vielmehr hinter dem Fähnlein, bei der Bagage. „Denn wie er in Scharmützeln seitab von den Knechten außerhalb der Schlachtordnung hält, also soll er auch im Zuge von den Knechten sein."

„Es will gebühren, bei einem Haufen aus allerlei Landen und

Digitized by Google

Nationen, ernstlich Regiment vor die Hand zu stellen, damit Missethäter, Aufrührer, Meutmacher und allerlei Übelthäter im Zwang zu halten." So heißt es in der Vorstellung eines Profoßen vor der Truppe. Auch er gehört zu den hohen Beamten. Ihm ist „das Regiment, das ist ein Stab oder Stock der Gerechtigkeit" übertragen. „Und ob er Euch — heißt es in jener Vorstellung — zum Herrengebot ins Feld gestellt würde, sollt Ihr ihn so wohl fürchten, als die Obrigkeit selbst." „Wer sich an dem Regiment vergreifen wird mit Worten, Werken, Wehre oder Waffen, und die Hände anlegen, sich dawider setzen und nicht daran geloben, so er eine Übelthat begangen oder mit dem Geringsten strafwürdig worden ist, dem soll es an seinen Hals gehen, und am Leib und Leben gestraft werden."

Der Profoß, der Generalgewaltiger, hat die Regimentsjustiz. [1]) Deshalb muß er nicht nur ein „verständiger, versuchter," er muß auch ein „ernsthafter" Mann sein, der nichts danach fragt, wenn man ihn sauer und übel ansieht; „denn gemeiniglich ist ihm niemand günstig."

Er soll streng nach dem Recht handeln; er genießt eines besondern Schutzes, daß ihn jeder fürchte. Doch soll er die Gefangenen nicht zaghaft machen, sondern sie, es stehe wohl oder übel mit ihnen, trösten.

Zu seinen Funktionen gehört auch, außerhalb des Lagers umherzugehen oder zu reiten, um zu sehen und zu hören, ob die Straßen und Wege rein sind, damit Krämer und Marketender ab- und zureisen können.

Ihm liegt die Schätzung aller von den Marketendern zugeführten Waaren ob, [2]) damit die Kriegsleute nicht übertheuert werden, und die Marketender auch dabei bestehen können. Er bekommt davon „sein Beheff und Pension nach ordentlichem Kriegsgebrauch."

Er hat besondere „Trabanten:" einen Lieutenant, dazu andere: vor allen die Stock- oder Steckenknechte, Regimentsknechte, Clauditen; „des Henkers Jagdhunde," wie man sie wol nannte.

Um dieses Amt eines Steckenknechts bewarb sich schwerlich jemand freiwillig. Es wurden wol zum Tode Verurtheilte dazu genommen: „wie denn oft geschieht, daß einer den Hals verwirkt hat, und man hat

[1]) Weiteres über ihn, wo von der Regimentsjustiz gehandelt wird.

[2]) Ich komme darauf beim Marketenderwesen zurück.

Digitized by Google

keinen Stockknecht, so wird ihm freigestellt, zu sterben oder das Amt zu bekommen." Diese Steckenknechte haben genau das Amt des „Stadtknechts" oder des „Büttels." Aber es ist ein großer Unterschied zwischen ihnen. Denn wenngleich der Steckenknecht die Kriegsleute in Eisen schließt und dem Henker zuführt — denn er muß thun, was der Profoß und die Obrigkeit befiehlt, — so ist er doch ehrlicher als andere Büttel und Stadtknechte, die mit heimlichen Schelmen und Dieben umgehen. Darum kann ein Steckenknecht, wenn er sich sonst ehrlich und aufrichtig verhält, „von einem ganzen Fähnlein Knechte wieder gut gemacht werden, und seine redlichen Paßport bekommen, daß ihm niemand nichts vorwerfen kann."

Der Rumormeister muß ein großer starker Mann sein; aber Witz, Verstand und Geschicklichkeit braucht er nicht viel zu haben, „wenn er sich nur bös und tyrannisch stellt, daß sich jedermann vor ihm scheuen muß. Doch daß er keinem Unrecht oder Gewalt thue! Sondern wo sich Zank und Hader zutragen will, soll er dazwischen laufen und von einander bringen und stillen helfen." Vor Allem soll er zur Hand sein, wo Feuer auskommt und die Leute wie nicht getrost herzulaufen, oder von den geretteten Sachen mausen wollen. „Da hat er frei unter ihnen zu rumoren." Auch bei großer Wasserfluth, oder wo es gilt eilig Verschanzungen aufzuwerfen, „da Huren und Jungen, Groß- und Kleinhans arbeiten muß," da soll er antreiben helfen. Bei der Eigenthümlichkeit dieser Beamtung mag es verstattet sein, die Bestimmungen anzuführen, die der schwedische Artikelsbrief (Tit. VI. in 4 Artikeln) über sie enthält.

„Der Rumormeister hat außerhalb der Quartiere zur Verhüt- und Abstrafung der Mißhandlungen ebenmäßige Gewalt und Macht, so der Generalgewaltiger im Quartier hat. — Und wie der Generalgewaltiger nach dem Heerzug reiset, als soll der Quartiermeister sich jederzeit vor demselben, auch an dessen Seiten finden lassen: die Vorausläufer hindern und zurückhalten und fleißige Achtung geben, damit die Quartiere, ehe der Heerzug angelanget, nicht geplündert, auch allerhand Frevel und Disordre vermittelt werden mögen. — Diese Gewalt soll er zu seinem Vortheil und einigen Menschen Nachtheil nicht mißbrauchen, sondern sich wohl vorsehen, damit weder er noch seine Leute nicht in ebenmäßigen strafwürdigen Excessen, so er andern der Gebühr nach zu vindiciren

Digitized by Google

Macht hat, ergriffen werden — Er hat wohl Macht, einen offenbaren Mißhändler, der wider ausdrücklich Verbot oder Gebot und Umschläg oder Ausblasen gehandelt und auf frischer That ergriffen worden, ohne ferner Angeben zu gesetzter Strafe zu ziehen: da aber wegen etlicher Umstände noch weiteres nachzuforschen wäre, soll er den Missethäter dem Generalgewaltiger zur Haft und zur gründlichen Erkenntniß der That Umständen überliefern."

„Man sagt: wenn Einer Ein Bein, nur Eine Hand und Ein Auge hat, so ist er gut zum Hurenweibel." Es ist ein Amt, zu dem man einen „ehrlichen" Kriegsmann nimmt, der vor dem Feind um Geld und Gesundheit gekommen, so daß er im Kampf nicht mehr zu brauchen ist, aber doch seiner Ehre und redlichen Gemüths halber von den Hauptleuten und dem gemeinen Kriegsvolk nicht verstoßen werden soll. „Man soll ihm — heißt es wohl — seiner Redlichkeit halber eine Besoldung machen, dabei er bleiben kann, und bedenken, daß er seinem Feinde hat dürfen unter die Augen sehen, weil er gesund war."

Er ist über den Troß gesetzt, „wie sonst ein Befehlshaber; ist auch seiner Ehre nicht zu nahe." Er hat „die Huren und Jungen" in Ordnung zu halten und in Zugordnung zu richten „damit sie nicht zerstreuet laufen wie ein Haufen Säu und ziehen wie Zigenner oder Tataren." Überhaupt: „alles, was mit Huren und Jungen zu schaffen ist, soll durch ihn verrichtet werden. Deshalb wolle ein jeder Kriegsmann seiner Beischläferin oder Jungen befehlen, daß sie ihm gehorchen und unterthänig sind, damit allerwegen Regiment gehalten werde."

Mit dem gemeinen Kriegsvolk aber hat der Hurenweibel nichts zu thun.

c. Der Kompagniebefehl.

Im Gegensatz zu den hohen Befehlshabern des Regiments werden die Chargirten der Kompagnien wohl schlechtweg „Befehlshaber" genannt. Doch findet sich dann auch innerhalb der Kompagnie wieder zwischen hohem und gemeinem Befehl unterschieden. Es ist die heutige Scheidung in Ober- und Unterofficiere.

Zum hohen Kompagniebefehl gehören wieder drei Chargen: der Hauptmann, sein Lieutenant und der Fähnrich. Zum gemeinen Befehl Feldwebel (oder Sergeanten), Fouriere, Führer, Gemeinwebel,

Digitized by Google

Korporale, Trommler, Pfeiffer, Trompeter, und weiter Capitain d'armes, Profoß, Musterschreiber, Feldscherer, von denen sich jedoch der eine oder andere auch wol beim Regimentsstab findet; dazu andere, wie aus später mitzutheilenden Listen ersichtlich sein wird.

An der Spitze der Kompagnie steht der Hauptmann oder Kapitain, bei der Kavallerie der Rittmeister.

Er ist das Haupt des Fähnleins, nach dessen Befehl sich alle andern Befehlshaber desselben zu richten haben. Bei seiner Charakterisirung verweilen die Militärschriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts mit offenbarer Vorliebe. So sagt Einer von ihnen: „Ein Hauptmann muß ein wohlerfahrener, verständiger Mann sein, dazu ein ernst Gemüth haben, gute Worte geben und scharf Recht halten, gleich und billig mit den Kriegsleuten umgehen, keinen besser achten und halten als den andern, den kleinsten als den größten, gleich als wenn sie alle seine Söhne wären." Ein Vergleich der häufig wiederkehrt. Er soll allezeit für seine Leute sorgen: sind sie krank oder verwundet, haben sie keinen Unterhalt oder kein Geld, soll er ihretwegen anhalten, selbst um Geld reiten oder schreiben und keine Mühe sparen. Er soll sie nicht verlassen. Aber er darf sich mit den Kriegsleuten nicht zu gemein machen; sie müssen ihn fürchten. Das Sprüchwort sagt: „ein Kriegshauptmann soll durch die Woche sauer sehen und die Kriegsleute nicht eher anlachen als am Sonntag, wann man im Feld prediget und sie auf der Erden sitzen und stehen auf, den Hut für dem Hauptmann abzuziehen."

Auch daß er sich „aufrichtig, gerechtig und mannhaftig" halte, „als ein ansehnlicher Mann" wird von ihm gefordert, und daß er jedermann guten Bescheid gebe und ihn bald verhöre.

Er soll das „Regiment" in seiner Hand haben; will Einer nicht gehorchen, so darf er ihn „mit dem Regiment oder auch mit Knebelstöcken" schlagen. Er soll keinen Befehlshaber weiter, als dessen Amt sich erstreckt, regieren lassen, keinem seine „Heimlichkeit, Vorhaben und Anschläge" anvertrauen. „Denn es stehet sehr übel, wenn ein Hauptmann sein Regieren auf die Befehlshaber stellt, und ihrem Rath folgt und sich fast meistern läßt." Er soll auch keinen Befehlshaber leiden, „der ihm viel zu Ohren läuft, hin- und herfrägt, danach auffaßt und wiederbringt, wie Spitzhüter thun, und wollen sich danach wieder weiß

Digitized by Google

brennen, wenn sie gute Gesellen in Unglück gebracht haben." Vor solchen sehe der Hauptmann sich vor.

Er soll allzeit gute Kundschaft haben, namentlich vor dem Feinde, „es koste, was es wolle." Geht's ins Gefecht, so hat er vom Pferd zu steigen und sich an die Spitze seiner Truppen zu setzen. Reiterhauptleute dagegen „dürfen zu Fuß nichts verrichten." „Andere Hauptleute in weltlichem Regiment über Unterthanen, Land und Leuten haben — so lesen wir in einer damaligen Schrift — wohl große Ehr und hohe Namen. Aber es ist ein viel ander Ding mit einem Kriegshauptmann, da man Prozession hält mit langen Spießen, Schlachtschwertern, Hellebarden, Büchsen und dgl.: da soll einem reichen Hansen wohl die Haut schauern, wenn er soll zusehen, geschweige denn, wenn er soll darbei sein und den Tod vor Augen sehen. . . . Da muß ein Kriegshauptmann mit an die Spitze und vor den Kriegsleuten hergehen; da gilt sein Leben so schier als eines andern, denn allda kein Unterschied: ein Fürst, Graf oder Herr in einem gülden Harnisch gilt ebensoviel als ein armer Lanzknecht in zerrissenen Hosen."

Der Lieutenant „ist der höchste Befehl neben dem Hauptmann." In des Hauptmanns Abwesenheit führt er in seinem Namen und an seiner Statt den Kompagniebefehl. „Wo der Hauptmann sein hinbegehrt zu Roß oder Fuß, es sei vor dem Feind oder in anderen Geschäften, in Feldzügen oder Besatzungen, wo es wolle," dahin soll er gehen. Bei der Werbung hat er sich zu bemühen, seinem Hauptmann tapfere und versuchte Soldaten zuzuführen. Er hat fleißig Sorge zu tragen, daß die Truppen auf dem Marsch, im Lager und in der Garnison „wohl einlogirt und gefurieret" werden, und daß sie „allezeit richtig und fertig mit der Wehr sind." Er holt sich vom Hauptmann die „Ordinanz" ein und erscheint allabendlich persönlich auf der Parade, um zu sehen, ob und wie sie von den Feldwebeln versehen wird. Er erkundigt sich bei den Korporalen nach der Haltung der Soldaten und nimmt die Straffälligen in Strafe. Er hat, wie der Hauptmann, das Recht, sie mit dem „Regiment," oder mit „Knebelstöcken" zu schlagen. Er führt „die Rolle" der Soldaten und theilt sie rottenweise in die Korporalschaften aus. Er überwacht das Exercitium. Alle Klagen der Soldaten gehören zuerst vor ihn, damit er sie „moderire", wo es geht, und nicht gleich

Digitized by Google

„alle Lumpenhändel dem Kapitän zu Ohren liegen.“ Er soll nächst dem Hauptmann den höchsten Respekt bei den Soldaten haben, aber so mit ihnen umgehen, „daß er nicht allein gefürchtet, sondern auch geliebt werde. Denn er sich den Halsstarrigen als ein strenger, den Gehorsamen als ein gutthätiger erzeigen soll.“ Er muß deshalb „der Soldaten ihre humores“ kennen. Mit einem Wort: „es behöret nichts so klein und groß zu sein, was das Kriegswesen betrifft, das ihm nicht zu wissen nützlich; denn es dem Kapitän auch desto gemächlicher, und vieler Mühe überhoben wird; ist dem Kapitän auch unter seinen Soldaten ein besser Respekt.“ „Alle Mühe und Last von der ganzen Kompagnie — sagt Wallhausen — liegt auf seinem Halse.“

Der Fähnrich — bei der Kavallerie auch „Kornet“ — hat ein „ehrbar, ehrlich und rühmliches Amt.“

Es besteht ausschließlich darin „auf das Fähnlein zu warten.“ [1]) „Dem Fähnrich ist das Fähnlein zur Ehe gegeben für eine Braut. Darauf

[1]) Das Fähnlein (bei der Kavallerie auch Standarte) war das Heiligthum der Kompagnie; es pflegte ein Sinnbild und einen Spruch zu führen: gleichsam den Wahlspruch der Truppe. Wir haben davon viele schöne Beispiele, die zu sammeln es sich wohl einmal verlohnte. Hier einige Proben. Im Heer Gustaf Adolfs befand sich eine Fahne mit der königlichen Krone und dem Namen des Königs, über der Krone ein Röslein; auf der andern Seite die Worte:

„Rühre mich nicht,
Oder du verbrennest dich.“

Eine andere hatte auf der einen Seite einen sitzenden Löwen mit ausgestreckter Junge, in der Klaue ein Schwert, dazu die Worte:

Gott hilft fechten
Wider den Ungerechten.

Auf wieder einer anderen die Justitia mit der Waage und dem Schwerte in den Händen und den Worten:

Für den König und die Gerechtigkeit.

In einer vierten fünf Kronen mit der Aufschrift:

Seid munter und haltet fleißig Wacht
Und nehmet Eure Schanz in gute Acht.

Wieder eine, auf welcher der seinen Sohn opfernde Abraham dargestellt war, dazu:

Gleich wie Abraham willig opfert Gott seinen Erben,
Also wollen wir gern für den König in Schweden sterben.

Auf einer die Sonne mit einem Gewölk und den Worten: Sero sed Serio.

Auf einer Tillyschen Standarte befand sich ein Doppeladler mit Schwert und Waagschaale in den Klauen und der Unterschrift:

pro ecclesia et pro imperio.

Auf einer anderen die Planeten Mars und Venus und die Worte: Arte et Marte.

Digitized by Google

stehet seine Treu und Ehr, seine Redlichkeit und guter Name. Dabei muß er leben und sterben; wills nicht anders sein, so muß er sich drein verwickeln und erstechen lassen. Davon gehört ihm seine Besoldung und nach Gutdünken der Obrigkeit alle drei Musterungen ein neu Fähnlein oder eine Kleidung." Schon früher, wo von der Vorstellung des Fähnrichs die Rede war, haben wir gesehen, wie die Auffassung war, daß ihm die Fahne angetraut sei. Ich füge hier eine der dort mitgetheilten Anrede des Obersten ähnliche ein, in der dem Fähnrich gesagt wird, er solle sich an das Fähnlein gebunden achten „nit weniger dann ein redlicher Ehren- und Biedermann seinem Ehegemahl vor Gott männiglich verpflichtet ist;" er solle es „über ehrliche und redliche Lanzknechte und über keine Schelmen fliegen lassen; sich auf Zug und Wachten, in Stürmen und Schlachten, vor den Feinden oder zu den Feinden also und dermaßen mit seinem stets fliegenden Fähnlein erzeigen, daß von ihm niemand unter den Kriegsleuten einige Ursache zur Kleinmüthigkeit oder Furcht nehmen, sondern männiglich von ihm Anreizung zur Mannheit und ein männlich Herz bekommen möge. Und da Ihr vom Feind die eine Hand verlieret, sollet Ihr das Fähnlein in die andere Hand fassen. Da Euch aber dieselbige auch (Gott woll's verhüten) abgeschossen oder geschlagen würde, sollet Ihr mit den Zähnen drein fallen, es, so lang Euer Leib und Leben wehret, mit Treten, Reissen, und wie Euch menschenmöglich vertheidigen; Euch ehe Ihr es willig den Feinden überliesset, Euch darein winden und wickeln und also Lebens oder Todes erwarten."

Auch auf dem Marsch, im Quartier und im Lager hat er es mit allem Fleiß zu bewahren und zu bewachen, „besser als seinen eigenen Leib." Er soll es stets bei seinem Lager haben, und ohne Vorwissen des Hauptmanns keine Nacht davon bleiben. In diesem Fall muß er einen „ver-

Eine Weimarische führte den Wahlspruch: Perque enses perque ignes.

Auf einer Lothringischen auf der einen Seite die Andromeda, auf der andern ein Fuchs mit einem Becher im Rachen, dazu die Worte: Forze fait plus que la finesse.

Dazu eine andre, hüben Sonne und Mond, drüben das Bildniß der Mutter Gottes mit der Umschrift: Maria Mater Dei ora pro nobis.

Die Croaten führten eine Fahne mit einem Wolf und den Worten: Ich dürste nach Beute.

Digitized by Google

ständigen Mann" zu seiner Stellvertretung bestellen. Der eigentliche Stellvertreter war der Unterfähnrich, dessen bei der gefreiten Rotte gedacht ist.

Auch soll er das Fähnlein „nicht in andrer Leute Losament tragen, es von jedermann befühlen und besehen lassen, es auch nicht ins Feld werfen und davon laufen oder jedermann lassen Jeckerei damit treiben".

Wird ihm das Fähnlein durch schelmische Diener oder andere Verräther von der Stange gerissen und gestohlen, so ist er dem gemeinen Mann mit Leib und Leben verfallen, nach dessen Willen.

Nach alle dem begreift es sich, daß man zu Fähnrichen „lange, grade, starke, männliche Leute" auswählte; daß dem Hauptmann ans Herz gelegt wurde, dafür zu sorgen, daß er einen „jungen Helden" zum Fähnrich habe.

Mit dem „Kommandement der Soldaten" hat der Fähnrich nichts zu schaffen. So hat er denn auch keine Strafgewalt über sie; weder mit Worten, noch vollends „mit Prügeln oder bloßem Seitengewehr." Vielmehr muß er „ein lustiger und fröhlicher Gesell" sein, „mit jedermann kostfrei und alle Sachen helfen auf gute Mittel und Wege bringen." Wir sahen schon früher, wie die Sitte wollte, daß er sein Amt gleich damit antrat, daß er die Mannschaft tractirte. Nicht sowol die Soldaten strafen als für sie bitten soll er. Doch hat er, wenn sie sich unziemlich betragen und etwas thun, was gegen des Fähnleins gethanen Eid ist, Macht, sein Fähnlein einzuschlagen und es über keinen, der gescholten oder ein Missethäter ist, fliegen zu lassen.

In der Bataille trägt der Fähnrich seine Fahne selber. Er wird rund um in der Mitte eingeschlossen. „Da er denn auch nichts mehr zu thun hat, als die Fahne zu halten, zu schwingen und den Soldaten Muth zuzusprechen. So führt er auch in Scharmützeln keine Knechte zum Feind an, viel weniger führt er sie ab."

„Mancher Kriegsmann weiß noch verstehet nicht, was das Fähnlein anlanget; vermeinet, es sei Daffendt und nichts mehr: wann es an ein Ausreissen gehet, so mag mans hinwerfen und auch mitlaufen, ist nichts an gelegen, oder mag einen langen Spieß dafür in die Fäuste nehmen."

Ein solcher lasse sich an das erinnern, was der dänische Artikelsbrief (Art. 98 und 99) sagt:

Digitized by Google

„Es soll niemand von seiner Cornette und Fahne sich begeben, ehe sie in guter Gewahrsam. Wird aber dieselbe genommen, so sollen die Reuter und Knechte so lange ohne Fahne reiten und marschieren, bis sie vom Feinde eine andere ritter- und redlich überkommen, es wäre denn Sache, daß sie deswegen Pardon erhielten. Und soll ein jeder, wann von den Feinden eine Fahne mit Gewalt erobert, sein Bestes thun, wie ehrlichen Kriegsleuten eignet und gebühret, damit sie von den Feinden dieselbe wiederum bekommen."

„Wer seine Cornette oder Fähnlein, wann ein Scharmützel oder Schlachtung angehet, nicht beschützet, soll unehrlich gehalten und vermöge des Kriegsraths Erkenntniß am Leben gestrafet werden."

Bei jeder Compagnie befinden sich mehrere (meist 3) Sergeanten oder Feldwebel, die sich im Range gleich stehen. Sie haben „das allermühseligste Amt." Sie müssen alle Knechte bei Namen kennen und Achtung auf sie haben „wie ein Schäfer auf seine Schafe." Sie müssen hart gegen sie sein „auf der Wacht und allerwegen." Sehen sie etwas Ungebührliches, so müssen sie es sofort dem Hauptmann und Profoßen anzeigen, ohne etwas zu verschweigen. Auch sind sie nicht schuldig (wie der Fähnrich) für einen zu bitten, sondern sollen allezeit die Ankläger sein. Doch nicht so, daß sie aus Haß und Neid unbillig mit den Knechten handeln und sie muthwillig ins Unglück stürzen. Sie haben die Knechte anzuhalten, daß sie ihre Schuldigkeit thun, und dürfen sie strafen, wenn sie ihnen nicht gehorsamen: und zwar dürfen sie sie mit einem „Knebelspieß oder Hellebardenstock über die Lenden schlagen," was sonst keinem niederen Befehlshaber gestattet ist, außer wenn im Gefecht die Knechte nicht vorwärts wollen. Sie haben die ganze Kompagnie abzurichten, und haben — worauf später zurückzukommen sein wird — abwechselnd eine Woche um die andere die Wache aufzuführen. „In Summa: alle Kriegshandlung muß durch den Feldwebel bestellt und ausgerichtet werden, es sei, was es wolle."

Dem Capitain d'armes liegt die Sorge über die Waffen ob. Er hat dafür aufzukommen, daß stets die hinreichende Menge von Pulver, Kugeln und Lunten für die Kompagnie vorhanden ist. Er ist stets zugegen, wenn die Wache aufgeführt wird, und mustert da die Gewehre der aufziehenden Mannschaft. Wo er einen Schaden findet, sorgt er

Digitized by Google

dafür, daß der Soldat ihn reparirt. Er hat zu verlesen, wie die zur Wache Bestimmten mit einander marschiren sollen, und nachzusehen, ob sie alle da sind. Die Gewehre der Kranken und Deserteure hat er dem Hauptmann zuzustellen. Auf dem Marsch und in der Garnison stehen die Kranken unter seiner Obhut. Er sorgt für die Fortschaffung ihrer Waffen und Bagage. Auch am Einexerciren der Mannschaft hat er sich zu betheiligen.

Von dem Musterschreiber ist schon früher die Rede gewesen. Er hat namentlich die Führung der „Musterregister, Zahlregister und Lückenregister." Er muß alle Münzsorten genau kennen, und das war dazumal keine Kleinigkeit. Da er sich stets in der Umgebung des Obersten oder Hauptmanns aufzuhalten hat, muß er „ein gescheidter, unverdrossener Gesell sein, nicht versoffen noch verschlafen, sondern ehrbar und aufrichtig," aber auch verschwiegen. Denn der Hauptmann muß ihm viel vertrauen. Ja, „er muß fast des Hauptmanns Meister sein, der selber oftmals nicht schreiben und rechnen kann." Gegen die Kriegsleute darf er nicht stolz und hoffärtig und, wie sonst wol gemeiniglich die Schreiber, „prächtig" sein.

Der Furier hat ein „mühsames, unruhiges, abgünstiges Amt." Er muß viel unnütze Worte hören von jedermann. Denn jedermann schilt und schimpft auf ihn. „Drum, wer nicht unnütze Worte hören und auflesen kann, der taugt zu keinem Furier." Sein Amt aber ist die Sorge für das Quartier. Er zieht den Truppen vorauf, auch wenn man sich in Feindes Land befindet. Zu seinem Schutz hat er eine eigene Rotte, „die stets auf ihn warten und mit ihm gehen muß." An dem zum Quartier bestimmten Ort macht er mit dem Dorfrichter oder Schulzen schleunigst „Ballet," damit die ankommenden Truppen nicht zu warten brauchen. Über das Detail des „Fourierens" später, wo vom Quartier die Rede ist.

Zum Führer (Amboſat) muß „ein alter, verständiger, erfahrener Kriegsmann, der sich wohl verantworten kann," genommen werden. Er ist der „stete Vorsprecher, Vater und Vormund" der Kriegsleute. Bei seiner Ernennung gelobt er ihnen, „allezeit für sie als seine Söhne zu sprechen, eines jeden Noth und Anliegen oder Gebrechen der Obrigkeit anzubringen."

Digitized by Google

Er muß, wie sich gesagt findet, „vor allen Befehlshabern hergehen, und fast wider sie sein von wegen der gemeinen Knechte.“ Und wieder: „was alle Befehlshaber, selbst der Hauptmann zu klagen haben, das gebührt dem Führer wegen der Knechte zu verantworten, bis einer zum Tode verurtheilt wird.“ Er muß sich aller Sachen der Knechte annehmen, sie vertreten, sie vertheidigen, für sie bitten. Namentlich hält er auch im Interesse der Soldaten und von ihnen geschickt, bei der Obrigkeit um Geld und Löhnung an. Die Knechte dagegen müssen ihn für ihren Führer, Vorsprecher, Vorbitter, Versöhner und „Allen Gutes Gönner“ ansehen, alle als ein Mann für ihn stehen, namentlich wenn er zu ihrem Nutzen „ein Wort zu viel geredet hätte,“ und dadurch in der Obrigkeit Ungnade gekommen wäre. Es heißt: „was dem Führer wegen der Knechte widerfährt, soll auch dem ganzen Fähnlein widerfahren.“

Er ist auch der Fecht- und Lehrmeister der Kriegsleute, unterweist sie, schlichtet Zank unter ihnen und straft sie mit Worten, wofern es nicht Profoßenstrafe gilt.

Man sieht: ein ebenso wichtiges als gefährliches Amt; gefährlich für den, der es bekleidete, wie für die Disciplin der Truppe. Daher gab es manchen Gegner gegen dieses Amt, und vor Allen Wallhausen eifert gegen dasselbe und verlangt seine Kassirung: denn „der Führer schadet im Fähnlein mehr, als er nützt. Er ist nur sein Aufwiegler und in Mentereien der Soldaten Advokat.“

Der Gemeinweibel hilft den andern Befehlshabern alle Geschäfte verrichten, führt die Wache auf, hilft die gemeinen Knechte in Zugordnung und Schlachtordnung „in die Glieder richten,“ hilft sie unterweisen und dgl. mehr. Daher seine Bitte an die Truppen bei der Vorstellung, daß sie ihm Gehör geben, wenn er sie um ungebührliche Dinge belangt und straft, daß sie ihm versprechen, sich allezeit nach Kriegsgebrauch zu halten, auf dem Zuge in rechter Zugordnung zu gehen, jeder auf sein Glied und seinen Mann zu warten, Huren und Jungen nicht in der Zugordnung zu lassen (u. dgl.) Er genießt die volle Ehre und Würde eines Officiers und hat die Aussicht, beim Tode eines höherstehenden aufzurücken.

Des Rottmeisters ist schon früher, bei der Kompagnieeintheilung, Erwähnung geschehen. Nach Wallhausen hat er „nicht sonderlichen

Digitized by Google

Befehl," nur daß er als „Schaffyrer" über eine Rotte Knechte gesetzt ist. Jedenfalls hat er eine sehr wichtige Stellung in der Kompagnie. „Wenn man ein ganz Fähnlein bernst, oder Löhnung zahlt, oder Pulver, Zündstricke, Kommiß austheilt, oder wenn man Schützen und Fußvolk mit kurzer Oberwehr ausschicken will," so beruft man nur die Rottmeister. Und schickt man etliche Rotten ohne Befehlshaber auf einen Paß, so „befiehlt man dem Rottmeister das Regiment." Auf der Wacht hat er die Schildwachen aufzuführen und die Losung zu geben, ab- und zuzugehen und die „Rottgesellen" ernstlich zu ermahnen, daß sie fleißig Wacht halten. Selber Posten stehen thut er nicht. Schlafen auf Posten wurde mit dem Tode bestraft. Da konnte nun der Rottmeister seinen Rottgesellen von großem Dienst sein: er konnte den Posten, wenn er betrunken oder schläfrig war, durch einen andern ablösen lassen. Schreit die Schildwache Allarm, so hat der Rottmeister sofort mit seiner Rotte unter Waffen und kampfbereit zu sein. Auch hat er darauf zu sehen, daß ein Rottgesell seinen Ringkragen nicht vom Hals thut, oder sein Seitengewehr ablegt. Denn ein Kriegsmann soll sein Seitengewehr Tag und Nacht bei sich haben. Auch darauf, daß er auf der Schaarwacht Schuh und Strümpfe nicht auszieht. Er hat seine Rottgesellen anzuhalten, „daß sie einträchtlich beisammen sind, nicht keifen und zanken, wie die alten Huren um die Käse, sondern zusammenhalten als Brüder, auf Beute, in Scharmützel und wo sonst es sei." Im Quartier hat er „die Ballet" auf seine Rotte zu holen. Er trägt stets ein Paar Würfel bei sich, mit denen er die Rottknechte um das, was geschehen soll, spielen läßt, damit keinem Unrecht geschieht.

Endlich die Spielleute. Bei der Infanterie Trommler und Pfeifer (oder „Schalmeyer"), bei der Kavallerie Trompeter.

Auch beim Regiment, ja selbst bei dem Höchstkommandirenden befindet sich ein Spielmann. In den Listen des Regimentsstabs finden wir häufig einen „Regimentstrommelschläger," einen „auf den Oberst wartenden Trommelschläger" wie Beke ihn in seinem Soldatenspiegel (v. 1605) nennt, oder einen Trompeter und Kesselpauker, jenen bei der Infanterie, diese bei der Kavallerie. Wallhausen sagt, es gehöre sich, daß der Oberst aus den Trommelschlägern den besten zum Regimentstrommelschläger auswähle. Es muß nicht nur wohl mit dem Spiele umzugehen wissen, die

Digitized by Google

Signale der verschiedenen Nationen kennen, sondern auch ein verständiger, erfahrener und verschmitzter Soldat sein, weil er in vielerlei Sachen und Händeln gebraucht wird. Beke sagt, er habe hauptsächlich „umzuschlagen zum Gehör Göttlichs Worts, Malefiz zu halten, mustern, auf sein, ob jemand was verloren hätte ꝛc." Er müsse „eine gute, helle, verständige Stimme" haben, denn er diene zugleich als Ausrufer. Er und namentlich der Stabstrompeter dienen häufig als Boten und Überbringer von Schreiben. Wie sie im Parlamentärdienst verwandt werden, ist aus vielen Beispielen bekannt.

Wenn dem Regiment etwas zu verkünden oder auszurufen ist, so hat es der Regimentstrommelschläger auf des Obersten resp. Wachtmeisters Befehl zu thun. Er nimmt dann wol die Trommelschläger aller Kompagnien und führt den Befehl aus. Im schwedischen Artikelsbrief (Art. 31) wird den Truppen geboten, „allen von den Trompetern öffentlich ausgeblasenen, und von den Trommelschlägern umgeschlagenen Verboten und Anordnungen gehorsamlich nachzuleben."

Aus ihm erfahren wir auch, daß im schwedischen Heer bei dem täglichen Gottesdienst „allzeit zuvor ein Zeichen von des Feldmarschallen oder des Lagers Kommandeur Trompetern, so wohl im Anfang als am Ende des Gottesdienstes gegeben, und darauf alsbald von allen Reutertrompetern und der Knechte Trommelschlägern geantwortet werden soll." Ferner, daß im schwedischen Heer, (wie auch in andern Heeren) „zur Wacht umgeblasen und umgeschlagen" wird, und Abends der „Zapfenschlag" erfolgt. Wenn man eilends auf sein will, läßt man „die Zusammenkunft oder Versammlung" schlagen. Und gehts gegen den Feind, so zeigen die Trommelschläger das Marschtempo an, immer geschwinder, bis sie endlich Allarm schlagen, da denn mit gefällten Spießen hart angesetzt wird. Nicht freilich, — wie Beke sagt — als ob sie „das Herz machen," aber „sie erregen doch den kriegerischen Muth, der in einem mannhaftigen Herzen steckt, sich merken zu lassen."

Während in der französischen, englischen, niederländischen u. a. Armeen die Trommler und Trompeter verschiedene Signale hatten, herrschte bei den deutschen Regimentern wenigstens noch zu Beginn des dreißigjährigen Krieges der Brauch, daß sie beim Aufziehen zu Versammlungen und im Marsch stets einerlei Schlag gebrauchten. Und wenn sie

Digitized by Google

des Morgens auf sein wollten, wurde es des Abends zuvor und des Morgens sehr frühe von dem Trommelschläger „ausgerufen." Wallhausen eifert heftig dagegen. Er sagt, „der Schlag von der Trommel sei dazu angeordnet, daß ein großes Volk, so weit von einander gelegen und nicht ein jeder hören kann, was man ausruft, wisse. Denn es behöret ja billig, daß es ein ander Schlag sei, der da die Soldaten aufweckt mit ihrem Gewehr bei dem Fähnlein zu erscheinen, ein ander Zeichen, wann man zum Anzug sich giebt, ein ander, wann man im Zug ist, ein ander Zeichen, wann es Lärmen giebt und daß man den Feind mit aller Eil, so da schon auf dem Halse ist, wisse mit dem Gewehr zu begegnen, ein ander Zeichen oder Schlag zur Tagwacht, ein anderes zur Scharwacht, ein ander Zeichen zum Ausrufen, ein ander Zeichen zum eilend auf sein, ein ander Zeichen zum langsam auf sein, ein ander Zeichen wird mit den Trommeln gegeben in Fröhlichkeit, ein ander Zeichen in Traurigkeit; und was der Zeichen und Schläge mehr sind." Er sagt, „alle Nationen, wie barbarisch sie auch sind, brauchen diesen Unterschied." Nur „wir Teutschen, die wir sonst so verschmitzt sein wollen, hangen alle auf einer Seiten, wird in allen Stücken Ein Schlag gehalten, als ob die Teutschen nicht so viel gelernt oder so ungeschickt wären, daß sie könnten ebenso wohl als andere Nationes diese unterschiedenen Zeichen mit dem Spielen geben." „Zudem — fährt er fort — ist es mehr schädlich als nützlich, daß man des Abends und Morgens, wann man auf sein will, lässet solches ausrufen; denn wann du ins Feindes Land marschirest, so kann dein Feind all dein Vorhaben dadurch wissen und gewahr werden, kann dir alsdann besser auf den Weg Acht haben, dir denselben verlegen oder sonst dir dadurch Schaden zufügen." „So giebt es dir auch große Ungelegenheit mit den Soldaten, die sich alsdann hierauf verlassen: wenn ihnen des Abends zuvor nicht ist des morgenden Tags auf sein angekündigt, geben sie sich auf das Aus- und Seitenlaufen, auf das Mausen und Plündern, denn sie wissen durch solches Mittel, daß sie noch 24 Stunden Zeit haben."

Digitized by Google

V. Der Sold.

„Das erste und letzte, der Anfang, Mittel und das Ende des Krieges ist pecunia, argentum et aurum," so heißt es in einer Schrift aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. In der That, ohne einen Einblick in die Geldverhältnisse jenes Jahrhunderts wird sich das volle Verständniß des großen Krieges nicht gewinnen lassen. Es wäre dringend zu wünschen, daß ein Forscher ihnen einmal seine Aufmerksamkeit zuwendete. Ihnen und — was unmittelbar damit zusammenhängt — dem Contributions- und Verpflegungswesen. Freilich, die Arbeit wäre sehr mühselig und schwierig. Nicht zum mindesten wegen der furchtbaren Verwirrung der Finanzzustände des 16. und 17. Jahrhunderts, von der sich der Uneingeweihte schwerlich einen Begriff machen wird. Die Unsumme der verschiedenen deutschen Münzsorten spottet jeder Beschreibung. Und zu ihr kam nun noch, — nicht zum wenigsten in Folge der nomadenhaften Natur des Kriegsmannes, der heute diesem, morgen jenem Herrn, deutschen wie ausländischen, diente — die ganze Fluth ausländischen Geldes. Was aber wol mehr als Alles dazu beitrug, die Münzverhältnisse verworren zu machen, war, daß der Werth des Geldes je länger um so mehr abnahm. Von dem Erlaß des großen Münzedikts von 1559 ab ist der Geldwerth kaum ein Jahr lang stabil gewesen; trotz der immer neuen Münzedikte, die ihn zu fixiren suchten, sank er unaufhaltsam weiter, bis er endlich in der Kipper- und Wipperzeit sein tiefstes Niveau erreichte.

Hat man in diesem Wirrsal der Finanzverhältnisse aufgeräumt, so bleibt freilich in den Augen Vieler noch Eins zu ihrem vollen Verständniß übrig. Es liegt in der Tendenz gegenwärtiger Forschung, die materiellen Verhältnisse vergangener Zeiten aus dem Vergleich mit den entsprechenden Verhältnissen der Gegenwart zu verstehen. Man wünscht die Reduktion des Werthes der früheren Geldsorten, des einstigen Werthes der Edelmetalle und des Getraides auf deren heutige Werthe. Es ist das eine berechtigte Bequemlichkeit, die jedenfalls mehr als Alles dazu beiträgt, die Vergangenheit unmittelbar anschaulich zu machen. Nothwendig freilich erscheint eine solche Reduktion durchaus nicht. Wie wir die Publicistik und Litteratur, den Handel und Verkehr, die Staatsverwaltung und das Soldatenthum früherer Zeiten für sich auffassen

Digitized by Google

und aus sich selbst zu verstehen suchen, so ist es auch mit den Geldverhältnissen möglich, und sogar, wenngleich das Schwierigere, doch jedenfalls das Sachgemäßere. Der Vergleich mit modernen Zuständen ist ein Nothbehelf, den derjenige leicht entbehren kann, der in jenen Zeiten, wie man sagt, zu Hause ist.

So weit es sich in den folgenden Mittheilungen um Geldangaben handelt, werden die Münzsorten, in denen sie gemacht sind, beibehalten werden, auf Kosten der Anschaulichkeit vielleicht; jedenfalls zu Gunsten der Genauigkeit. Denn inmitten des Schwankens der Geldwerthe und des Verhältnisses der verschiedenen Geldsorten zu einander würde die Reduktion auf Eine Rechnungsart ein gewagtes Experiment sein; wenigstens so lange, als nicht eine genaue deutsche Münzgeschichte der neueren Zeit vorliegt.

Ich bemerke, daß, wo in den nachfolgenden Tabellen nach Gulden und Groschen gerechnet ist, der Gulden 20 Ggr. hat (es handelt sich namentlich um anhaltinisches Geld); der Reichsthaler hat 36 Mgr., der kurhessische Thaler 24 Gr., der schwedische Reichsthaler (Riksdaler) 52 Öre (zu je 24 Pfennigen). Außerdem gab es noch schwedische Thaler (Silfverdaler) in grober Münze, die aus 32 Öre bestanden.

Was der Soldat kontraktlich an baarem Geld erhielt, und zwar so, „daß er weiter nichts zu fordern hat," war sein „Sold," (oder „Gage" auch „Bestallung," „Anlag.") Der damalige Sold unterscheidet sich also wesentlich von der heutigen Truppenlöhnung. Er ist nicht das ein für allemal von staatswegen normirte Äquivalent des Dienstpflichtigen für seine militärische Dienstleistung, ausreichend, um davon zu leben, wenn die Sorge für Wohnung, Kleidung, Essen u. dgl. vom Staat übernommen wird: er ist vielmehr eine auf freiem Übereinkommen beruhende Geldsumme, gegen deren Zahlung der Kriegsmann dem Bezahlherrn Kriegsdienste leistet, ohne daß dieser, außer der regelmäßigen Zahlung der verakkordirten Summe in Betreff des Unterhalts zu irgend einer weiteren Leistung verpflichtet wäre. Sie wird, wie es in der kaiserlichen Soldordnung vom 9. Nov. 1630 heißt „für alles und jedes gereicht und passirt." Wir sprachen schon oben bei der Musterung von diesem Übereinkommen, dieser Kapitulation. Natürlich, daß die Summe

Digitized by Google

in jedem einzelnen Fall nicht eine völlig beliebige war. Die verschiedenen Truppengattungen hatten im Ganzen einen bestimmten Werth, der je nach der besseren Bewaffnung und größeren Tüchtigkeit des einzelnen Mannes um ein paar Gulden auf- und abwärts schwankte. Nur bei den Besoldungen der Officiere, namentlich der höheren, nehmen wir bedeutende Schwankungen wahr.

Das einfachste und zugleich sicherste Mittel, einen Einblick in die damaligen Soldverhältnisse zu gewinnen, ist das Studium der in großer Zahl vorliegenden Soldlisten. Bevor ich jedoch deren eine Auswahl mittheile, einige weitere Bemerkungen.

Die Zahlung des Soldes beginnt bei den hohen Befehlshabern mit dem Tage ihrer Bestallung, bei dem gemeinen Kriegsmann (und wol auch bei den untern Officieren) mit dem Tage der ersten Musterung; geschieht also praenumerando.

Zum Zwecke der Soldzahlung werden die Monate gewöhnlich entweder durch die Bank zu 30, [1]) oder umschichtig zu 30 und 31 Tagen gerechnet. Nach dem dänischen Artikelsbrief für den niedersächsischen Kreis wurde jeder Monat zu 32 Tagen angenommen.

Die Soldzahlung geschah entweder monatlich oder mehrmals des Monats an bestimmten Tagen: zuweilen wöchentlich, meist jeden zehnten Tag (wie es ja noch heute bei uns in Übung ist). So bestimmt Herzog Georgs Ordonanz v. 1638: „Auf den Monat werden 30 Tage gerechnet, alle 10 Tage der dritte Theil der monatlichen Löhnung, jedoch allemal vorheraus gereicht, damit die Soldatesca davon die folgenden 10 Tage zu leben habe." Auch hier weicht der dänische Artikelsbrief wieder in auffälliger Weise ab. Er bestimmt: „wann in der einen (Woche) die Löhnung auf einen Montag gegeben, soll acht Tage darnach gleicher Gestalt solche auf einen Dienstag, folgende Woche aber auf einen Mittwochen und also fortan, gereichet werden." Es wird hinzugefügt, daß „die Abrechnung alle halbe Jahr einmal, oder auch, wann der Soldat licentirt wird, beschehen soll."

Häufig findet sich in den Artikelsbriefen besonders hervorgehoben,

[1]) „30 Tage im Monat gerechnet und den folgenden 31. Tag ein ander Monat wieder anfahen soll." Bestallung eines Hauptmanns über 250 Mann zu Fuß bei Krause I. Nr. 7. (S. 10).

Digitized by Google

daß die Truppen verpflichtet sein sollen „Gold oder Gulden, Groschen oder Kronen nach dem Werth desselben Landes Gebrauch und wie des Orts andere Kriegsleute, Reuter und Knechte besoldet und bezahlt werden," anzunehmen (kursächs. Artikelsbrief Art. 7. [1]). Dann aber auch wieder die Zusicherung, daß die Zahlung in einer bestimmten Münzsorte geschehen soll (so in einer anhaltinischen Hauptmannsbestallung bei Krause I. Nr. 7 S. 10 „in guter gangbarer Reichsmünze und Valor, der itzigen anhalt. Valvation und Münz-Edikten gemäß;" ein Zusatz, der sich aus der damaligen Kipperei, gegen welche die Anhaltiner soeben ein Münzedikt publicirt hatten, zur Genüge erklärt).

Häufig findet sich ferner in den Artikelsbriefen eine Bestimmung, deren Wortlaut ich nach dem kursächsischen (Art. 8; vergl. kaiserlicher Artikelsbrief Art. 10) mittheile: „da sich das Geld verzöge und in etlichen Tagen und Zeit nicht gleich da wäre, so sollet ihr Geduld tragen und nichts desto weniger eure Wacht versehen und keinen Zug und Abbruch gegen den Feind abschlagen, wie dann Kriegsleuten gebühret."

Auch hier hat der dänische Artikelsbrief (Art. 50) wieder seine ganz besondere Fassung: „Sollte sich aber begeben, daß die Lohn- und Abrechnung oder Bezahlung alle Wochen und Monat auf bestimmte Zeit,

---

[1]) Hier zur Probe ein paar Posten aus einem „Zahlregister," wie es der Musterschreiber zu führen hat, (nach Olßnitz).

Lieutenant erhält 1 Monat Sold:
25 ℔ an Gold in Rosenobel, Dukaten und Pistolenkronen.
9 ℔ an ganzen Thalern und grober Münze.
8 ℔ an Örtern, Schreckenbergern und kleiner Münze.
Ihm wird nichts abgezogen.

Feldwebel erhält 1 Monat Sold:
14 ℔ an Golde in Schiffnobel, Goldgulden, französische Kronen.
17 ℔ an Thalern und grober Münze.
17 ℔ an Schnapphahnen, Batzlern und Pfennigen kleiner Münze.

Georg N. von N. empfangen an 1 Monatssold, davon abgezogen an der Wehre 3 ℔.
12 ℔ an doppeltem Dukatengolde.
4 ℔ an französischen Dicken.
3 ℔ an Fettmännigen.

Gödert N. von N. Einen Monatssold bekommen, davon abgezogen wegen der Wehre 3 ℔.
10 ℔ an Golde in Kaisersgulden und Hörnichsgulden.
6 ℔ an halben Thalern und grober Münze.
1 ℔ an Heller, Pfennigen und Blanken.

Digitized by Google

weil das Geld zu Wasser und über Ströme fortzubringen, auch wohl von dem Feinde oder anderer Ungelegenheit halber verhindert und aufgehalten werden könnte, nit erfolgete, so soll das Kriegsvolk deswegen sich nicht muthwillig anstellen oder mit aufrührischen Worten sich vernehmen lassen, „viel weniger sich unterstehen, die Kommissarien oder jemand anders zur Bezahlung zu zwingen; sondern soll nicht desto weniger gehalten sein, eine Zeitlang Geduld zu tragen und inmittelst sich willig gegen den Feind gebrauchen zu lassen . . . . bei Leibesstrafe."

Eine ähnliche Bestimmung enthält der anhaltinische „Stadtbrief" (Krause I. Nr. 18. S. 24), auf den Hartwig von dem Werder, Christof von Krosigk und Dietrich von dem Werder, jener als Rittmeister, diese als Hauptleute in Bestallung genommen werden: „ob auch das Geld 5, 10 oder 15 Tage über die Zeit ausbliebe, soll er und seine Reuter [NB. mut. mut. für die beiden Hauptleute] Geduld tragen und nichts desto weniger alles thun, was ehrlichen Kriegsleuten wohl anstehet, gleich als hätten sie das Geld zu rechter Zeit empfangen, auch deswegen keine Meuterei und Auffstand verstatten und verhängen." Eine Bedingung, der nur zu oft nicht nachgekommen wurde. Man weiß ja, ein wie großer Theil der Soldatenmeutereien während des dreißigjährigen Krieges in unerfüllter Forderung rückständigen Soldes seinen Anlaß hatte. So erfahren wir, um bei dem gewählten Beispiel zu bleiben, von einer Meuterei in der Kompagnie Christof von Krosigks. Sie hatte in den drei Monaten jederzeit ihren vollen Sold „richtig und voraus" erhalten, bis auf einen halben Monat. Kaum nun hatte sie — so berichtet der Kriegskommissär H. v. Borstell den anhaltinischen Fürsten — „verschienen Montag drei Monat ausgedient," ohne daß ihr an diesem Tage der letzte halbe Monatssold ausgezahlt worden, so „meuterirte eine Korporalschaft, so die Wache haben sollen, und verweigerte sich auf die Wache zu ziehen." Ich bemerke, daß der Kommissär H. v. Borstell sofort verordnete „daß die Rädelsführer sollen bei den Köpfen genommen werden."

Charakteristisch für die ganze Stellung des Soldaten ist die in den Artikelsbriefen häufig sich findende Bestimmung (kursächsischer Art. 41; kaiserlicher Art. 43): „Wann einer vom Feinde, oder sonsten ehrlicher Weise beschädiget, oder von Gottes Gewalt krank wird, soll seine Besoldung dennoch ihren Fortgang haben."

Digitized by Google

Der gewöhnliche Modus bei der Auszahlung des Soldes scheint gewesen zu sein, daß „den Befehlshabern als Obristen und Hauptleuten der Knechte Monatssold zugestellt wurde," und diese ihn dann an den Zahltagen austheilten, wobei denn die früher charakterisirten Betrügereien nur zu häufig vorkamen. Doch geschah es auch, daß der Kommissarius die Soldvertheilung hatte. So bestimmte der dänische Artikelsbrief (Art. 62) ausdrücklich, daß „die Officiere mit der Soldaten Bezahlung nichts zu schaffen haben sollen, sondern ein jeglicher Officier und Soldat soll sein Geld selbst von den Kommissarien empfangen."

Und es wird hinzugefügt, daß, wenn einer auf den Soldaten weniger Geld giebt, als er auf denselben empfangen, so soll der Degen von ihm, da es ein Officier, genommen werden, welchen er hernach nimmermehr zu tragen, weil er mehr seines Vortheils als Ehre und Reputation wegen dem Kriege gefolget; ist es ein Schreiber, soll er als ein Ungetreuer nach des Kriegsraths Erkenntniß gestrafet werden." [1])

An dieser Stelle muß noch einmal wiederholt werden, daß für die den Truppen gelieferten Wehr- und Waffenstücke Soldabzüge erfolgten. Auch hier kann ich nichts weiter thun, als einzelne wichtige Belege anführen. So findet sich in der schon einmal angezogenen schwedischen Bestallung eines Obersten über ein Kürassierregiment (Arkiv. III. Nr. 988) folgende Bestimmung: „Die Reuter wollen wir mit Waffen versehen und für jedes Stück, so viel deren vom Oberst geliefert werden, einen Monatssold oder 11 Rthlr. nach der Hand abziehen. Bei Abdankung aber solche Waffen, dafern sie komplett und ganz, für 8 Rthlr. wieder annehmen lassen." Doch wird hinzugefügt, daß, wenn ein Reiter vom Feind „redlich gefangen" würde und darüber seine Waffen verlöre, ihm andere ohne Bezahlung gegeben werden sollten. Was er aber sonst verliere oder verderben lasse, solle ihm am Monatssold abgezogen werden. Sehr eingehend verbreitet sich der dänische Artikelsbrief über die Soldabzüge. Namentlich die Art. 51, 52, 53 kommen in Betracht. „Es

[1]) Vgl. dazu u. A. die braunschweigisch-lüneburgischen Kriegsartikel von 1620. (Art. 39): „Item soll auch ein jeder Hauptmann seinen unterhabenden Soldaten, einem jeden seinen Sold oder Löhnung, wie es jederzeit empfangen wird, ohne Finanz oder Betrug, treulich geben und zustellen; der aber demselbem zuwider handeln würde, soll auf die Klage für dem Rechten zu antworten schuldig sein."

Digitized by Google

soll einem Soldaten zu Fuß vor seine Obergewehre in sechs Monat ein Monatssold abgekürzet werden; die Küraſſiere sollen ihre Küraſſe vor fünfzehn Reichsthaler, die Arquebusiere ihre Brust- und Rückenstücke und dann einen Pott vor elf Reichsthaler annehmen, die Bezahlung dieser Waffen soll der Reiterei nach der Hand in zehn Monat abgekürzet werden."

„Wenn die Reuterei oder das Fußvolk abgedanket wird, sollen sie verpflichtet sein, ihre Gewehr komplet und vollkommen wieder von sich zu liefern, und sollen ihnen deswegen ein Drittentheil weniger, als sie selbst dafür gegeben, nämlich einem Küraſſier zehn Reichsthaler, einem Arquebusier und einem Soldaten zu Fuß nach Advenandt bezahlet werden. Im Fall aber die Soldaten die erwähnten sechs, und die Reuter die zehn vollen Monat nicht im Dienst bleiben, sollen sie die Gewehr gleich gut von sich liefern, und so viel sie selbst darauf entrichtet, jedoch jederzeit den Drittentheil ringer als vorgedacht, in Bezahlung wiederum annehmen."

„Ein jeglicher Reuter und Knecht soll angenommen, und nur mit solchen Gewehren, so er zu brauchen weiß, bewehret werden, und sollen sie auf ihren eigenen Unkosten die Waffen fertig und bei Macht halten. Wird einiger Mangel daran gespüret, sollen von den Kommiſſarien die Lehnungen nach der Hand gekürzet, und die Gewehren davon verfertiget werden. Welcher auch mit einer guten Seiten-Gewehre zum andern mal nicht versehen, dem soll so viel als solche zu verfertigen von nöthen, gekürzet, zudem ihm auch an Monats-Besoldung abgezogen, in der Lehen- und Abrechnung dekurtiret, und desto weniger auf die Kompagnie ausgezählet werden. Es soll auch keiner mit seiner Seiten-Gewehr, bei Verlust und Verringerung seiner Besoldung, Holz oder dergleichen hauen und zimmern."

Wie es mit dem Abzugsgeld gehalten werden soll, ist auf das Genaueste bestimmt. Vielfach finden wir die Anordnung, daß nach völliger und prompter Abrechnung, „nach verdienter Besoldung" (wie der kursächsische Artikelsbrief sagt) den Truppen noch ein halber Monatssold „zum Abzug" gezahlt werden soll. In dem anhaltinischen Artikelsbrief wird hinzugefügt, daß dafür der Hauptmann die gelieferten Wehr und Waffen ohne Mangel wieder einzuliefern habe. In der kursächsischen Abzugsordnung wurde die Bestimmung in folgender Weise detaillirt:

Digitized by Google

Wenn der Monat bei der Abdankung um ist, wird noch ein halber Monatssold zum Abzug gereicht; wenn man dagegen 10, 12 oder 14 Tage vor Ausgang des Monats abdankt, „soll allein derselbe für voll bezahlet, und damit die Gebühr des Abzugsgeldes auch erstattet sein."

Auch hier wieder hat der dänische Artikelsbrief wegen seiner eigenthümlichen und detaillirten Bestimmungen besonderes Interesse. Ich lasse sie im Wortlaut folgen.

„Im Fall einiger Officierer oder Soldat, Reuter oder Knecht, ehe drei Monat zu Ende gelaufen, abgedanket wird, soll es dergestalt gehalten werden, daß Uns die Besoldung der drei vollen Monat nicht angemuthet, der Soldat auch durch die gar schleunige Abdankung und darauf erfolgende Bezahlung nicht unleidlich beschweret, sondern beiderseits eine mäßige Proportion darin gehalten werde."

„Wann die Soldaten zu Roß oder Fuß sechs ganze Monat gedienet, oder dafür bezahlet worden, alsdann sollen sie kein Abdankgeld zu prätendiren haben. Werden sie aber vor solcher Zeit abgedanket, und wegen der sechs vollen Monat nicht bezahlet, soll den Reutern halb so viel zum Abzuge, als sie zu Anrittgeld bekommen, und den Soldaten zu Fuß ein halber Monatssold, benanntlich zwei Reichsthaler, gegeben werden."

„Die Officierer zu Roß und Fuß haben kein Abdankgeld zu prätendiren, welche sich selbst die Gewehr verschaffen und damit jederzeit bei der Kompagnie armirt sein sollen."

Noch muß ich des Schlacht- oder Sturmsoldes gedenken, der schon in der Zeit Kaiser Karls V. existirte, und darin bestand, daß im Fall des Siegs in offener Feldschlacht, oder der Eroberung einer Festung mit Sturm, jedem Kriegsmann „wie ihn der Monat seines Dienstes begreift, sein Monat aus- und angehen soll." So sagt der kursächsische Artikelsbrief Art. 11, und fährt fort: „und soll euch weiter nichts schuldig sein; und obs sich begebe, daß auf solches das Geld nicht gleich zur Stund an bei der Hand wäre, und den Feinden der Abbruch geschehen möchte, so sollet ihr auch nach der That nachzurücken, wie eure Obersten gebieten, zu ziehen, und was für gut geachtet würde, nicht widern, zuvor aber keinen Zug den Feinden zu Abbruch abschlagen."

Indem ich diesen Bemerkungen nunmehr eine Anzahl von Soldlisten

Digitized by Google

folgen lasse, wiederhole ich, daß sie nur zur Veranschaulichung der realen Verhältnisse dienen sollen, und daß ich mich auf die Zusammenstellung einer Durchschnittstabelle des Armeesoldes nicht eingelassen habe. Es ist viel wichtiger, zu erkennen, wie äußerst schwankend der Sold ist, als eine mittlere Zahl zu suchen, die den realen Verhältnissen in nicht Einer Armee entspricht.

Die Angaben beziehen sich, wo nichts anderes ausdrücklich bemerkt ist, stets auf den Sold pro Monat.

A. Etat des Armeestabes.

Nach Oberleitner (S. 9. Anm. 1) bezog etwa zu Beginn des großen Krieges in der kaiserlichen Armee:

Der Feldmarschall	monatlich	3000 fl.
Der General der Artillerie mit s. Stab	„	4125 fl.
Der Oberst-Feldwachtmeister	„	800 fl.
Der Quartiermeister mit s. Personal .	„	250 fl.
Der Rumormeister mit s. Personal .	„	366 fl.
Der Profoß mit s. Untergebenen . .	„	274 fl.

Von Regensburg aus erließ der Kaiser unter dem Datum des 9. Nov. 1630 ein für die militärischen Verhältnisse sehr wichtiges Aktenstück, welches hervorging aus der Absicht „Unsere Armaden auf ein Merkliches zu reformiren, wie nicht weniger die Besoldungen auf einen gewissen Fuß zu setzen, und in gemein alles, was zu Erleichterung der bedrängten Stände dienen mag, Unseres Theils zu befördern." In diesem Aktenstücke ist der Sold des „General-Stabs" (der Ausdruck ist hier gebraucht) folgender:

Einem Feldmarschall	monatlich	2000 fl.
Obersten Feldzeugmeister	„	1200 fl.
Obersten Feldwachtmeister . . .	„	1000 fl.
Obersten Kommissario	„	600 fl.
Muster-Kommissario	„	150 fl.
Obersten Feld-Quartiermeister . .	„	400 fl.
Dessen Lieutenant	„	100 fl.
Auditor sammt den Seinigen . .	„	300 fl.
Profoß sammt dem Stab . . .	„	3000 fl.
Obersten Wagenmeister	„	100 fl.
Dessen Lieutenant	„	50 fl.

Nach Müllers mehrfach angeführter Abhandlung war das Monatsgehalt des kursächsischen Generaloberst-Lieutenant zu Beginn des Krieges im Quartier 1000, im Feld 2000 Gulden, wozu noch die einmalige

Digitized by Google

Summe von 2000 Gulden zur Equipirung kam. Es wurden ihm jedoch schon bald 500 Gulden Zulage gewährt.

Die Monatsgage des Generalwachtmeisters schätzt Müller auf mindestens 1000 Gulden.

Der General Kriegskommissär erhielt 1000 ℔.
Der General Proviantmeister „ 600 ℔.
Der General Profoß . . . „ 500 ℔.

(Er war schuldig, zu seinem Profoßenamt einen Lieutenant, 6 Trabanten, einen Stockmeister, 2 Steckenknechte und 4 Pferde zu halten.)

Der Kriegszahlmeister erhielt . . . 200 ℔.
Die Proviantbeamten erhielten . . 1327 ℔.

Endlich wähle ich als vierte Liste den Etat des braunschweig.-lüneburgischen Generalstabes vom Anfang des Jahres 1641. (v. d. Decken IV. Nr. 378.)

General Herzog Georg	monatl.	777 ℔.	
Gen. Lieutenant v. Klitzing	„	500 „	
Gen. Major Pithan	„	333 „	4 Ggr.
Gen. Auditeur Otto Otto incl. Bureaukosten	„	186 „	
Gen. Quartiermeister	„	62 „	
Gen. Adjudant Oberst-Lieut. Stockheim .	„	60 „	
Gen. Quartiermeister-Adjudant	„	15 „	
Die Artillerie	„	864 „	16 Ggr.
Dem Residenten beim Feldmarschall Baner	„	100 „	
Dem Residenten zu Paris	„	25 „	
Auf 5 Conducteurs (einer z. 15, vier z. 12 ℔)	„	63 „	
Unkosten für d. Kriegsräthe u. ihre Kanzlei	„	178 „	
Proviantbuchhalter	„	30 „	

Zu bemerken ist, daß der Posten des General-Kommissars nur momentan aufgehoben war.

B. Etat des Regimentsstabes.

a. Von der Infanterie.

Nach einer Liste bei Müller (S. 16) war der Etat der hohen Ämter des Regiments zu Fuß in der ersten Zeit des dreißigjährigen Krieges folgender:

Der Oberst (zur „Leibsbesoldung" Müller S. 24) monatl.		500 ℔.
1 Oberstlieutenant	„	150 „
1 Schultheiß	„	60 „
1 Gerichtswebel	„	14 „
10 Gerichtsleute, jeder 4 ℔	„	40 „
1 Wachtmeister	„	120 „
1 Quartiermeister	„	90 „
1 Profoß	„	35 „

Digitized by Google

2 Trabanten desselben, jeder 8 fl.	monatl.	16	fl.
1 Profoß-Lieutenant	„	16	„
3 Steckenknechte, jeder 8 fl.	„	24	„
1 Kaplan	„	30	„
1 Regimentssekretär	„	30	„
1 Arzt	„	40	„
1 Proviantmeister	„	40	„
1 Wagenmeister	„	40	„
1 Scharfrichter	„	16	„
1 Hurenwebel	„	4	„

Nach der kaiserlichen Soldordnung vom 9. Nov. 1630 waren die Ansätze vielfach bedeutend niedriger. Es war bestimmt:

Dem Obersten	monatl.	500	fl.
Oberst-Lieutenant	„	120	„
Oberst-Quartiermeister	„	40	„
Proviantmeister	„	40	„
Schultheißen	„	40	„
Wagenmeister	„	24	„
Sekretario	„	24	„
Kaplan	„	24	„
Profoß, dessen Lieut. u. Stab, Nachrichter, Steckenknecht	„	60	„
Scharfrichter	„	12	„

In derselben Zeit (1630/31) betrug der Sold für die Befehlshaber des Infanterieregiments in der Armee Gustaf Adolfs — nach ein paar Listen Arkiv III Nr. 989 vom 29. Mai 1630, und Arkiv III Nr. 990 vom 16. Januar 1631 — in schwedischen Thalern und Reichsthalern ausgedrückt:

	I. Liste (1630).			II. Liste (1631).	
Oberst	300	schwed.	Thaler	184	Reichsthaler.
Oberstlieutenant	130	„	„	80	„
Obristwachtmeister	100	„	„	61	„
1 Quartiermeister	50	„	„	30	„
1 Regimentsschultheiß	50	„	„	30	
1 Regimentsschreiber	50	„	„	fehlt.	
1 Proviantmeister	50	„	„	fehlt.	
4 Barbiere, jeder	20	„	„	48	„
2 Prediger, jeder	30	„	„	30	„
1 Gerichtsschreiber	30	„	„	30	„
Gerichtswebel	30	„	„	18	„(Gerichtsschreiber)
4 Profoßen, jeder	20	„	„	18	„
2 Stockknechte, jeder	6	„	„	13	„
1 Scharfrichter	12	„	„		„

Eine dritte Liste stimmt mit der ersten überein, nur daß sich in ihr noch befinden:

Digitized by Google

Der Major	monatlich	100	schwed. Thaler.
Ein Medikus	„	30	„ „
Regimentstrommelschläger	„	10	„ „

Aus dem Jahr 1638: die Soldliste in Herzog Georgs v. Lüneburg Ordonnanz. (v. d. Decken III. Nr. 272.)

Der Oberst	150 ℔.
Oberstlieutenant	40 „
Majeur	30 „
1 Auditeur	15 „
1 Sekretarius	15 „
1 Quartiermeister . . .	15 „
1 Pastor	9 „
1 Gerichtsschreiber . . .	9 „
1 Gerichtswebel	9 „
4 Feldscherer à 7 ℔ . .	28 „
1 Profoßlieutenant . . .	6 „
1 Scharfrichter	6 „
2 Steckenknechte à 3 ℔ .	6 „

Endlich erhielt nach dem kursächsischen Verpflegungsreglement vom 1. Septbr. 1646 (Cod. Aug. I. 1998 f.) der

Oberst	wöchentl.	48	℔ [1]	
Oberstlieutenant	„	12	„	
Oberstwachtmeister	„	6	„	
Quartiermeister	„	3	„ 5	gr.
Regimentsschultheiß	„	3	„ —	„
Feldprediger	„	2	„ 12	„
Sekretarius	„	2	„ —	„
Feldscherer	„	1	„ 12	„
Proviantmeister	„	2	„ —	„
Wagenmeister	„	1	„ 12	„
Zwei Aufwärter	„	3	„ —	„
Statthalter	„	1	„ —	„
Zehn Gerichtsgeschworene, jedem 12 gr.	„	5	„ —	
Gerichtsschreiber	„	—	„ 18	„
Gerichtswebel	„	—	„ 15	„
Profoß	„	2	„ 6	„
Profoßlieutenant	„	1	„ 6	„
Zwei Trabanten	„	2	„ —	„
Stockmeister	„	—	„ 18	„
Zwei Steckenknechte	„	1	„ 6	„
Regimentstrommelschläger	„	—	„ 15	„
Hurenwebel	„	—	„ 12	„
Scharfrichter	„	1	„ 12	„

[1] Der Thaler zu 24 Gr.

Digitized by Google

b. Von der Kavallerie.

Der Etat der hohen Ämter bei der Kavallerie ist durchgehends höher als der bei der Infanterie, wie sich schon aus den beiden nachfolgenden Listen ergiebt.

Nach der Kaiserlichen Soldordnung von 1630 soll gereicht werden

dem Obersten	monatl.	600	fl.
Dem Oberstlieutenant	„	150	„
Dem Oberstwachtmeister . . .	„	50	„
Dem Quartiermeister	„	50	„
Dem Schultheißen	„	30	„
Dem Kaplan	„	30	„
Dem Sekretario	„	30	„
Dem Profoß	„	30	„
Dem Wagenmeister	„	30	„
Dem Freimann	„	12	„
Dem Stockmeister	„	8	„
Dem Steckenknecht	„	8	„

Nach der Ordonnanz Herzog Georgs von 1638 soll erhalten:

der Oberst	monatl.	250	fl.
Der Oberstlieutnant	„	80	„
Der Oberstwachtmeister . . .	„	50	„
Der Regimentsauditeur . . .	„	24	„
Der Regimentssekretarius . . .	„	24	„
Der Regimentsquartiermeister . .	„	20	„
Der Pastor	„	20	„
2 Profoßen	„	12	„
2 Henker nebst seinem Knecht . .	„	10	„
1 Steckenknecht	„	6	„

Und nach dem kursächsischen Verpflegungsreglement v. 1. Septbr. 1646.

Dem Oberst	wöchentl.	50	fl	—	gr
Dem Oberstlieutenant	„	12	„	—	„
Dem Oberstwachtmeister . . .	„	8	„	—	„
Dem Wachtmeisterlieutenant . .	„	4	„	—	„
Dem Quartiermeister	„	4	„	—	„
Dem Regimentsschultheiß . . .	„	3	„	5	„
Dem Feldprediger	„	2	„	12	„
Dem Sekretarius	„	2	„	—	„
Zwei Aufwärtern	„	3	„	—	„
Dem Regimentsfeldscherer . . .	„	2	„	—	„
Dem Proviantmeister	„	2	„	—	„
Dem Wagenmeister	„	2	„	—	„
Dem Trompeter	„	1	„	12	„
Dem Kesselpauker	„	1	„	7	„ 6 ₰.
Dem Profoß	„	2	„	12	„

Digitized by Google

Profoßlieutenant . .	wöchentl.	1 ℔	6 gr
Stockmeister	„	— „	6 „
Zwei Steckenknechte .	„	1 „	6 „
Scharfrichter	„	1 „	12 „

Nach diesen wenigen konkreten Beispielen dürfte es von Interesse sein, den abstrakten Anschlag Wallhausens zu überblicken; der folgende Ziffern enthält:

Der Oberst hat auf seine Oberstschaft	855 ℔.
und auf seine Hauptmannschaft	180 „
thut zusammen	1035 ℔.
Der Oberstlieutenant hat auf seine Lieutnantschaft so viel als die auf die Hauptmannschaft nämlich 180 ℔, also zusammen	360 ℔.
Der Regimentswachtmeister	100 „
Quartiermeister	60 „
Regimentsschultheiß mit seinen Adhärenten . . .	100 „
Sekretarius	35 „
Pfarrherr	30 „
Regimentsprofoß mit seinen Adhärenten	100 „
Wagenmeister	20 „
Hurenweibel	15 „

C. Etat des Kompagniestabes.

a. Von der Infanterie.

1) Liste um 1590. (Bei Olßnitz Kriegsordnung).

Hauptmann	monatlich	120 ℔.
Fähnrich	„	81 „
Lieutenant	„	60 „
Feldwebel	„	43 „
Führer	„	24 „
Furierer	„	22 „
Gemeinwebel	„	20 „
Trommelschläger	„	12 „
Pfeifer	„	10 „

2) Liste um 1619. (Kursächsisch, bei Müller S. 15).

Hauptmann	monatlich	360 ℔.
Fähnrich	„	70 „
Lieutenant	„	50 „
Feldwebel	„	36 „
Feldschreiber	„	20 „
Führer	„	24 „
Furierer	„	24 „
2 gemeine Webel (à 20 ℔)	„	40 „
Feldscherer	„	24 „
2 Trommelschläger (à 12 ℔)	„	24 „
2 Pfeifer (à 12 ℔)	„	24 „

Digitized by Google

3) Liste von 1623. (Anhaltinisch; b. Krause I. S. 10).

Hauptmann	monatl.	180 fl.
Auf seine 4 Diener	„	40 „
Lieutenant	„	60 „
Fähnrich	„	50 „
2 Sergeanten	„	40 „
4 Korporale	„	60 „
Kapitän übers Gewehr	„	20 „
Feldscherer	„	16 „
Musterschreiber	„	16 „
2 Trommelschläger und 1 Pfeifer	„	30 „
Furierer	„	20 „

4) Liste von 1623. (Anhaltinisch; b. Krause I. S. 8).

Kapitän	monatl.	150 fl.
Dem Kapitän auf dessen Staat und Wagen	„	48 „
Lieutenant	„	60 „
Fähnrich	„	50 „
Musterschreiber	„	25 „
Zwei (unleserlich)	„	46 „
Capitain d'armes	„	20 „
Furierer	„	20 „
4 Korporale	„	60 „
3 Tambours	„	30 „
Feldscherer	„	20 „
Profoß	„	10 „

5) Liste von 1630. (Kaiserlich; in d. Arma Suec. ed. VI. S. 88).

Dem Hauptmann selbst für alles und jedes	monatl.	160 fl.
Lieutenant	„	60 „
Fähnrich	„	50 „
Feldwebel	„	21 „
Korporal und andere ringe Stabs-Befehlshaber, so viel deren vorhanden, jedem	„	12 „
Gefreiten-Spielleuten	„	7 „ 30 Kr.

6 u. 7) Listen von 1630 u. 31. (Schwedisch; im Arkiv III. Nr. 989 u. 990).

	Liste A.			Liste B.	
Kapitän	monatl.	100	schwed. Thlr.	61	Reichsthlr.
Lieutenant	„	50	„ „	30	„
Fähnrich	„	50	„ „	30	„
2 Sergeanten à	„	16	„ „	9	„
Führer, Furier, Musterschreiber, Rüstmeister à	„	12	„ „	7	„
Trommler und Pfeifer à	„	8	„ „	4	„
6 Korporale à	„	11	„ „	6	„
15 Rottmeister à	„	9	„ „	5	„
21 Unterrottmeister à	„	7	„ „	4	„

Digitized by Google

8) Liste von 1639. (Braunschweig-Lüneb.; b. v. d. Decken III. Nr. 272).

1 Kapitän	monatl.	36	₰.
1 Lieutenant	„	15	„
1 Fähnrich	„	15	„
2 Sergeanten à 6 ₰	„	12	„
4 Unterofficiere à 5 ₰	„	20	„
3 Spielleute à 2 ₰ 27 Mgr. . .	„	8	„ 9 Mgr.
6 Korporäle à 3 ₰ 18 Mgr. . .	„	21	„
15 Oberrottmeister à 2 ₰ 27 Mgr.	„	41	„ 9 Mgr.
21 Unterrottmeister à 2 ₰ 12 Mgr.	„	49	„

9) Liste von 1646. (Kursächsisch; Cod. Aug. S. 1998 f.)

Hauptmann	wöchentl.	10 ₰	(zu 24 gr.)
Lieutenant	„	3 „	5 gr.
Fähnrich	„	2 „	12 „
Feldwebel	„	1 „	6 „
Musterschreiber	„	1 „	— „
Führer	„	1 „	— „
Furier	„	1 „	— „
Zwei gemeine Webel. . .	„	1 „	— „
Feldscherer	„	1 „	— „
3 Korporale (à 12 gr.) . .	„	2 „	6 „
3 Trommelschläger (à 15 gr.)	„	1 „	21 „
Pfeifer	„	— „	15 „
25 Gefreite (à 15 gr.) . .	„	15 „	15 „

b. Von der Kavallerie.

1) Liste von ca. 1619 (b. Müller S. 13).

1 Rittmeister	monatl.	174	℔.
1 Lieutenant	„	80	„
1 Fähnrich	„	60	„
2 Korporale (jeder 25 ℔) . . .	„	50	„
2 Trompeter (jeder 12 ℔) . .	„	24	„
1 Musterschreiber	„	12	„
1 Fourier	„	12	„
1 Feldschreiber	„	18	„
1 Sattler	„	6	„
1 Plattner (Harnischschmidt) . .	„	6	„
1 Justiziendiener	„	10	„
1 Fahnenschmidt	„	12	„

2) Liste v. 1623. „Bestallung eines Rittmeisters über 115 Harkebusir-Reuter. (Krause I. S. 10).

Rittmeister	monatl.	250	℔
Lieutenant	„	90	„
Fähnrich	„	80	„
Quartiermeister	„	25	„
3 Korporale	„	75	„
Musterschreiber	„	15	„
Feldscherer	„	15	„

Digitized by Google

Hufschmidt	monatl.	15	℔.
Sattler	„	15	„
2 Trompeter	„	28	„
Profoß	„	15	„
Capitalu d'armes	„	15	„

3) Liste von 1630. (Schwedisch; Arkiv III. Nr. 988)

Rittmeister	monatl.	250	Rchsthlr.
Lieutenant	„	90	„
Kornet	„	70	„
Quartiermeister	„	40	„
3 Korporale à	„	25	„
3 Trompeter	„	60	„
1 Musterschreiber, Barbier, Schmidt, Sattler à	„	15	„

4) Liste von 1638. (Braunschweig-Lüneburgisch; v. d. Decken III. Nr. 272).

Rittmeister	monatl.	62	₰	18	Mgr.
Lieutenant	„	20	„	—	„
1 Kornet	„	15	„	—	„
1 Quartiermeister	„	7	„	18	„
3 Korporale, à 5 ₰	„	15	„	—	„
3 Musterschreiber, Feldscherer u. Schmidt, à 3 ₰	„	9	„	—	„
2 Trompeter	„	7	„	18	„

5) Liste von 1646. (Kursächsisch; Cod. Aug. 1998 f.).

Rittmeister	wöchentl.	12	₰	
Lieutenant	„	4	„	20 gr.
Kornet	„	4	„	
Wachtmeister	„	2	„	
Furier	„	1	„	
2 Korporale (à 1½)	„	3	„	
Musterschreiber	„	1	„	
Feldscherer	„	1	„	
Fahnenschmidt	„	1	„	
Plattner	„	1	„	
3 Trompeter	„	3	„	
Sattler	„	1	„	

Man findet nicht selten bei Soldangaben jener Zeit, — auch in zeitgenössischen Drucken — den Ausdruck „erstes Blatt." Es ist darunter zu verstehen das erste Blatt der Musterrolle, auf welchem die Officiere und Officianten verzeichnet waren. In der mehrfach angezogenen Kaiserlichen Soldordnung von 1630 wird in Betreff der Reiterkompagnien die Besoldung des Stabes nicht specialisirt, sondern nur summarisch bestimmt:

„Auf eine Kompagnie Kürassier auf das erste Blatt, darunter Platner, Sattler und Schmidt . . . . . 500 ℔.
„Auf eine Kompagnie Arkebusier auf das erste Blatt . . . 440 ℔.

Digitized by Google

D. Sold der gemeinen Mannschaft.

a. Infanterie.

Schon zu Karls V. Zeit scheint es das Gewöhnliche gewesen zu sein, den „einfachen Monatssold" auf 4 Gulden anzusetzen, doch stieg der Sold dann, je nach der bessern Ausrüstung des Kriegsmannes, bis um mehr als das Doppelte. Alle die mehr bekamen als den einfachen Monatssold, — namentlich die mit Hellebarden und mit Schlachtschwertern Bewaffneten, die meist ganze Harnische trugen und häufig von Adel waren, — hießen Doppelsöldner. Der höhere (doppelte) Sold des Pickeniers erhielt sich dann trotz des völligen Umschlags in der Bedeutung und dem Werth der Waffen durch das ganze Jahrhundert. Wallhausen eifert auf das Nachdrücklichste gegen eine solche Widersinnigkeit: „in dem Spieß hat man nicht so viel Mühe und Arbeit zu verrichten, als in der Muskt. Deshalb giebt man unter den Soldaten den schlechtesten, die sich zu Musketieren nicht schicken wollen, den Spieß." Es sei also eine baare Ungerechtigkeit, den Spießträger höher als den Musketenträger zu besolden. Wer die doppelte Mühe und Arbeit habe, dem gebühre auch der doppelte Sold.

Aus dem Ende des 16. Jahrhunderts liegt (bei Olßnitz) eine sehr anziehende Soldliste vor für eine Infanteriekompagnie von 300 Mann, die nach Solden berechnet ist, der Sold zu 4 ℛ. Ich lasse sie folgen:

Im ersten Blatt.			69 Sold	=	276 ℛ.
20 Gefreite,	jedem	$4\frac{1}{2}$ Sold .	90 „	=	360 „
12 Doppelsöldner	„	4 „ .	48 „	=	192 „
15 Doppelsöldner	„	$3\frac{1}{2}$ „ .	$52\frac{1}{2}$ „	=	210 „
16 Doppelsöldner	„	3 „ .	48 „	=	192 „
14 Doppelsöldner	„	$2\frac{1}{2}$ „ .	35 „	=	140 „
5 Doppelsöldner	„	2 „ .	10 „	=	40 „
42 Musketiere	„	$2\frac{1}{2}$ „ .	105 „	=	420 „
30 Schützen	„	2 „ .	60 „	=	240 „
36 Schützen	„	$1\frac{3}{4}$ „ .	63 „	=	252 „
64 Schützen	„	$1\frac{1}{2}$ „ .	96 „	=	384 „
16 Schützen	„	$1\frac{1}{4}$ „ .	20 „	=	80 „
Summa: 300 Mann.			$696\frac{1}{2}$ Sold	=	2786 ℛ.

Die genaue und vielgegliederte Abstufung der verschiedenen besoldeten Pickeniere und Musketiere, die aus dieser Liste sehr scharf hervortritt, scheint in den ersten Zeiten des dreißigjährigen Krieges, trotz der vielen Unbequemlichkeiten und Bedenklichkeiten, die sie hatte, beibehalten

Digitized by Google

zu sein. Es ließen sich dafür viele Beispiele anführen. Ich begnüge mich mit zweien. Bei Müller findet sich (S. 23) ein Anschlag von Jakob von Grünthal für die Dresdner Musterung von 1619, in folgender Detaillirung:

Doppelsöldner.

4	Soldaten, jeder	20 ℛ	80 ℛ.
4	„ „	18 „	72 „
4	„ „	16 „	64 „
4	„ „	14 „	56 „
16	„ „	12 „	192 „
40	„ „	10 „	400 „
48	„ „	9 „	432 „
120	Doppelsöldner		1296 ℛ „so sie schlecht sein;"

„so sie gut sein" werden gesetzt . . . . . 1350 ℛ.

Musketiere.

40	Soldaten, jeder	10 ℛ	400 ℛ.
65	„ „	9 „	585 „
75	„ „	8 „	600 „
180	Musketiere.		1585 ℛ.

Und in einer anhaltinischen Liste von 1623 (Krause I. S. 8) sind angesetzt:

10	Pickeniere, jedem	10 ℛ	. . . . . 100 ℛ.
10	„ „	9 „	. . . . . 90 „
22	„ „	8 „	. . . . . 176 „
20	Musketiere „	9 „	. . . . . 180 „
20	„ „	8 „	. . . . . 160 „
41	„ „	7 „	. . . . . 287 „

Später scheinen diese Nuancen in der Besoldung des gemeinen Kriegsmanns ganz aufgehört zu haben. In der kaiserlichen Soldordnung von 1630 ist jeder „Knecht" zu 6 ℛ 40 Kr. angesetzt; in schwedischen Soldlisten aus der Zeit von Gustaf Adolfs deutscher Expedition findet sich der Monatssold des „gemeinen Soldaten" zu 6 ℛ (schwed.); in der Ordonnanz Herzog Georgs von 1638 zu 2 ℛ. Nach dem kursächsischen Verpflegungsreglement von 1646 beträgt der wöchentliche Sold 14 *gr.* ($^7/_{12}$ ℛ)

b. Kavallerie.

Zu Karls V. Zeit erhielt der geharnischte Reiter, mit Einschluß seines Pferdes, das er selbst halten mußte, 24 ℛ; der berittene Schütze mit Einschluß seines Pferdes 12 ℛ. Später fiel der Unterschied zwischen schwerem und leichtem Reiter, was die Besoldung betrifft, vielfach fort.

Digitized by Google

Es wurde — wie schon Olßnitz sagt — „die Besoldung überein und gleich gemacht auf ein Pferd wie auf das andere." Zu Ausgang des 16. Jahrhunderts war der Reitersold 16 ℛ monatlich (aufs Pferd); später besonders häufig 15 ℛ; in Gustaf Adolfs Heer 11 Reichsthaler; nach der Ordonnanz Herzog Georgs von 1638 betrug der Sold des „Einspänners auf sich und für Hafer auf sein Pferd" 8 Rthlr. Nach dem kursächsischen Verpflegungsreglement von 1646 wöchentlich 1 Thaler „vor Alles." Die kaiserliche Soldordnung von 1630 hingegen hält den Unterschied aufrecht; sie bestimmt „auf jedes Kürassierpferd" 15 ℛ, in der Arkebusierkompagnie auf jedes Pferd 12 ℛ.

Ich habe bisher nur von dem in Geld fixirten und baar bezahlten Solde gesprochen. Eines wichtigen Umstandes muß ich noch gedenken, ohne dessen Kenntniß der Einblick in die Soldverhältnisse lückenhaft bleibt. Ich knüpfe an die sehr lehrreichen Angaben von Olßnitz an. Er will darlegen, daß die Musterschreiberei über Reiter viel einfacher sei, als über Fußvolk, und giebt zu dem Zwecke ein Bild der stramm geordneten Verhältnisse bei der Reiterei zu Ende des 16. Jahrhunderts. Zu betonen ist, daß er ausgeht von dem vasallitischen Unterschied zwischen „Herrn" und „Knecht", von dem früher die Rede war. Er sagt: „man darf, wie stark auch ein jeder reitet, nur Einen Namen schreiben, als der Herren Namen und der Knechte nicht."

Er giebt nun an, daß immer auf 12 „reisige Pferde" ein „Stallkläpper auf die Post zu reiten" und 4 „Wagenpferde" „gut gemacht" werden. Eine Unterscheidung, die dann später vielfach wiederkehrt: im schwedischen Heer werden „Servispferde" und „Bagagepferde" unterschieden; in der niedersächsisch-dänischen Armee findet sich für die letzteren der Ausdruck „Bidet."

Auf das reisige Pferd (Reitpferd), ebenso auf die Postkläpper kommt der volle Monatssold von 16 ℛ, auf die Wagen- oder Packpferde nur der halbe Sold.

Nach diesen Bemerkungen wird man die Musterrolle verstehen, die unter andern Muster- und Zahlregistern der Reiterei von Olßnitz mitgetheilt wird.

Digitized by Google

			Berittene Pferde ohne Stall.	Stallknechte auf je drei Pferde „Postknechte“	Wagenpferde	Vorthelgeld.
720	℔	Der Oberst	36	3	12	200 ℔
432	„	Der Kommandeur	30	2	12	100 „
540	„	Der Rittmeister	25	2	8	50 „
324	„	Der Leutenant	12	1	6	32 „
360	„	Herr von N.	40	4	16	382 ℔
480	„	Herr von N.	24	2	8	
288	„	Junker Hans von N. . .	15	1	4	
324	„	Junker Otto von N. . .	20	1	6	
252	„	Junker Heinrich von N. .	18	1	6	
240	„	Franz von N.	12	1	4	
240	„	George von N.	12	1	4	
112	„	Moß von N.	6		2	
112	„	Abraham von N. . . .	6		2	
16	„	Philipp von N. . . .	1			
16	„	Heinrich von N. . . .	1			

Die Rechnung ist so. Der Oberst (z. B.) hat im Ganzen 51 Pferde von diesen zählen die 36 Reitpferde und 3 Stallknapper für voll, die 12 Wagenpferde nur für halb; er erhält also den Monatssold von 16 ℔ nicht für 51, sondern nur für 45 Pferde: also nicht 816, sondern nur 720 ℔, wozu noch 200 ℔ Vorthelgeld kommen; das macht zusammen die in der Liste an der ersten Stelle notirten 920 ℔ Monatssold.

Zu bemerken ist, einmal, daß „wenn einer 8, 9 oder 10 Pferde hat, ihm allein kein Postknapper gut gethan wird; er muß mit einem andern, der auch überlei Pferde hat, die Besoldung auf einen Postknapper fordern, so auf 12 Pferde gehöret, und sich daraus vergleichen“.

Sodann: „Da Einspännige sein, die eine Kompagnie zu Hauf machen, daß auch ihrer 12 können einen Wagen mit 4 Pferden aufbringen, so muß man sie zu Hauf rottiren, daß sie Geld empfahen auf die Wagenpferde und Postknapper, wie die andern, das ihnen gut gethan ist.“

Begreiflich, daß diese „gut gethanen“ Pferde in jeder Beziehung lästig waren, und daß man Sorge trug sie abzuschaffen, oder doch zu reduciren. Es liegt eine ganze Reihe von Bestimmungen vor, die das zum Zweck hatten. So heißt es gleich aus dem Anfang der zwanziger Jahre in einer anhaltinischen Rittmeisterbestallung über eine Kompagnie

Digitized by Google

von 115 Arkebusieren: „sollen auch bei solcher Reiterei-Musterung keine Pferde mehr gut gethan werden als:

Dem Rittmeister	6 Pferde.
Dem Lieutenant	4 „
Dem Fähnrich	4 „
Dem Quartiermeister . .	2 „
Jedem Korporal	2 „

Die übrigen Reiter alle mit einander sollen sich mit einem Pferde begnügen lassen."

Eine aldringersche Ordinanz vom Oct. 1626 bestimmt für den Hauptmann 6, den Lieutenant und Fähnrich je 2 passirte Pferde.

Von Gustaf Adolf findet sich — in einer „Kapitulation zu Pferd" vom Juli 1630, in der die Besoldungen der Reiterei genau angegeben werden, — die Erklärung, er wolle neben dem „Traktement" dem Rittmeister auf einen Wagen, dem Lieutenant und Kornet auf einen Wagen, und auf die ganze Kompagnie einen Wagen, auf jeden 40 Reichsthaler aus seiner Königlichen Kammer entrichten und bezahlen lassen. „Dem Rittmeister wollen wir in der Musterung 6 Pferde, dem Lieutenant 4 Pferde, dem Kornet 4 Pferde, Quartiermeister 2 Pferde und dann einem jeden Reuter 2 Pferde gut thun."

Bei der kaiserlichen Armee bestimmte ein Patent von 1623 für den Stab des Infanterie-Regiments: 30 Pferde, für Kapitain, Fähnrich und Lieutenant 10 Pferde; und die oft angezogene Feldordnung von 1630 setzte dann genau fest, wie viel Pferde und wem sie „passirt" werden sollten. Nämlich:

a. Armeestab.

Einem Feldmarschall	50 Roß.
Obersten Feldzeugmeister . . .	30 „
Obersten Feldwachtmeister . . .	25 „
Obersten Kommissairo	20 „
Musterkommissairo	6 „
Obersten Feld-Wachtmeister . .	16 „
Dessen Lieutenant	4 „
Auditor sammt den Seinigen . .	12 „
Profoß sammt dem Stab . . .	12 „
Obersten Wagenmeister	6 „
Dessen Lieutenant	3 „

Digitized by Google

b. Stab des Kavallerieregiments.

Dem Oberſten	17	Roß.
Oberſt-Lieutenant	10	„
Oberſt-Wachtmeiſter	8	„
Quartiermeiſter	6	„
Schultheiß	4	„
Kaplan	2	„
Sekretario	2	„
Profoß	6	„
Wagenmeiſter	4	„
Freimann	1	„

c. Stab des Infanterieregiments.

Dem Oberſten	12	Roß.
Obriſten Lieutenant	9	„
Obriſten Quartiermeiſter	3	„
Proviantmeiſter	2	„
Schultheiß	3	„
Wagenmeiſter	2	„
Sekretario	2	„
Kaplan	2	„
Profoß, deſſen Lieutnant und Stab	8	„
Scharfrichter	1	„ [1]

Für die Truppen des Herzogs von Braunſchweig-Lüneburg enthält deſſen Ordonnanz von 1638 die genauen Beſtimmungen über die „gut gethanen“ Pferde.

Kavallerie.

	Reitpferde.	Wagenpferde.
Der Oberſt	8	8
Der Oberſtlieutenant	4	4
Oberſtwachtmeiſter	3	4
Regimentsauditeur	2	—
Regimentsſekretarius	2	—
Regimentsquartiermeiſter	3	2
Paſtor	1	—
2 Profoß	2	2
2 Henker nebſt ſeinem Knecht	2	—
1 Steckenknecht	—	—

[1]) Die gut gethanen Pferde der Reiterkompagnie ſind nicht angegeben; dagegen beſtimmt, daß „auf das ganze Fähnlein Knechte auf 12 Pferd Heu und Stroh, Loſament, Ligerſtatt und Brand paſſirt“ werden ſollen.

Digitized by Google

Kompagnie zu Roß.[2])

	Reitpferde.	Wagenpferde.
Rittmeister	6	4
Lieutenant	3	2
1 Kornet	3	2
1 Quartiermeister	1	—
3 Korporale	6	—
3 Musterschreiber, Feldscherer, Schmidt	3	—
2 Trompeter	2	—

Infanterie.

Der Oberst	4	8
Oberstlieutenant	2	4
Majeur	2	2
1 Auditeur	1	2
1 Sekretarius	1	2
1 Quartiermeister	1	2
1 Pastor	1	—
1 Gerichtswebel	—	2

Kompagnie zu Fuß.

1 Kapitain	2	4
1 Lieutenant	1	2
1 Fähnrich	1	2

Das kursächsische Verpflegungsreglement von 1646 bestimmte, daß „die Freireuter, Troß- und Wagenpferde gänzlich abgeschafft, und ein mehreres nicht passirt und mit Futterung versehen werden sollte, als

einem Obersten zu Roß und Fuß 10 Pferde.
Einem Oberstlieutenant . . . . 6 „
Einem Oberstwachtmeister . . . 4 „

Rittmeister, Hauptleute u. s. w. sollten zur Zeit des Armistitii ganz keine Bagagepferde halten, noch etwas darauf zu begehren haben."

D. Dragoner, Artillerie, Schanzpersonal.

Auf die Gefahr hin, zu ermüden, füge ich ein paar die Dragoner und Artillerie betreffenden Soldlisten hinzu, aus denen sich zugleich die Gagenverhältnisse des Officiers- und Beamtenpersonals bei diesen Waffen ergeben.

Dragoner.

Eine Soldliste für den Stab eines Dragonerobersten im schwedischen Heer von 1635 (Arkiv III. No. 1034) bestimmt:

[1]) Die „25" Officierspferde sind, den Hafer mit eingerechnet, in der Liste auf 200 Thaler Sold angesetzt; Wagen und Pferde des Rittmeisters, Lieutenants und Kornets auf 19 Thaler.

Digitized by Google

Dem Oberſten	monatl.	80 R:dr.
Oberſtlieutenant	„	40 „
Major	„	25 „
Quartiermeiſter	„	18 „
Regimentsprädicant	„	18 „
Regimentsſchulz	„	18 „
Regimentsſchreiber, Barbier und Profoß (à 12 R:dr.)	„	36 „
2 Prediger, à 10 R:dr.	„	20 „
3 Barbiere, à 10 R:dr.	„	30 „
3 Profoße, à 5 R:dr.	„	15 „

Für den Sold der Dragoner-Kompagnie im ſchwediſchen Heer liegen ein paar Liſten vor vom 10. Auguſt 1631 und vom Jahre 1635. (Arkiv III Nr. 992 und 1034.)

			1631.		1635.
Dem Kapitain	monatl.	40	Rchsthlr.	25	Rchsthlr.
Lieutenant	„	24	„	16	„
Fähnrich	„	24	„	16	„
2 Sergeanten	„	8	„	8	„
Führer, Furierer, Musterſchreiber, Rüſtmeiſter	jedem „	7	„	6	„
6 Korporalen, jedem	„	6	„	4½	„
3 Trommelſchlägern, jedem	„	5	„	3	„
15 Rottmeiſtern, jedem	„	5	„	3½	„
21 Unterrottmeiſtern, jedem	„	4½	„	3	„
90 Gemeinen Soldaten	„	4	„	3	„
4 Muſterjungen, jedem	„	3	„	2½	„
14 Paſſevolanten, jedem	„	3	„	2½	„

Dazu eine Kurſächſiſche Liſte von 1646.

Hauptmann	wöchentl.	10 ℔	—	gr.
Lieutenant	„	3 „	5	„
Fähnrich	„	2 „	12	„
Wachtmeiſter	„	1 „	6	„
Furier	„	1 „	—	„
Fahnenjunker	„	1 „	—	„
Muſterſchreiber	„	1 „	—	„
3 Korporale à 18 gr.	„	2 „	6	„

Trommelſchläger und Schallmeyer wie die einfach beſoldeten Dragoner, nämlich 14 gr.

Artillerie.

In Betreff ihrer will ich auf die ſehr genauen und umfangreichen Verzeichniſſe und Liſten der ſchwediſchen Armee (Arkiv III Nr. 1037—1040) verwieſen haben, die ein Bild von der hohen Entwicklung geben,

Digitized by Google

welche das schwedische Geschützwesen Gustaf Adolf verdankt. Hier begnüge ich mich mit der Mittheilung des „Stats" der kaiserlichen Artillerie zu Beginn des großen Krieges. [1])

[1]) Zum Vergleich füge ich anmerkungsweise den „Bestand der Artillerie des Herzogs Georg (v. Braunschweig-Lüneburg) im Anfang des Jahrs 1640 bei (nach v. d. Decken III. Nr. 186).

	Monatlich.	Reitpferde.	Wagenpferde.
Oberstlieutenant Pelzer	120 Rthl	4	—
Capitain Milder	42 „	—	—
Capitain Schaffer	33 „	—	—
Capitain Brener	33 „	1	2
Zeugmeister Nurmberg	28 „	1	2
2 Lugt., à 8 Rthl	16 „	2	—
2 Werkmeister, à 12½ Rthl	25 „	2	—
Meister Fischer	10 „	1	—
Noch 2 Feuerwerker à 8 Rthl 8 Ggr.	16 „ 16 Ggr.	—	—
1 Petardier	10 „	1	—
2 Mineur, à 7 Rthl	14 „	—	—
40 Constabel, à 6 Rthl	240 „	—	—
Brückenmeister	10 „	1	—
Dessen Knecht	5 „	—	—
Carthusenbinder	8 „ 12 Ggr.	—	—
Zimmermann	7 „	—	—
3 Schmiede, à 7 Rthl	21 „	—	—
2 Rademacher, à 7 Rthl	14 „	—	—
1 Lafettenmacher	10 „	—	—
1 Buchhalter	13 „	1	—
1 Petrermacher	10 „	—	—
67	701 Rthl 4 Ggr.	14	4
(NB. muß heißen	686 „ 4 „)		
1 Fähnrich	15 „	1	2
4 Stückjunker, à 8 Rthl	32 „	4	—
1 Wagenmeister	10 „	1	—
1 Stallmeister	8 „	1	—
1 Feldscherer	6 „	—	—
1 Fourier	8 „	—	—
1 Feuerwerker und Stückgießer	8 „	—	—
77	780 Rthl	21	6
(NB. muß heißen	773 „ 4 Ggr.)		
Auf 21 Reitpferde für den Oberstlieutnant und Capt. die Fourage eingerechnet	64 „ 18 Ggr.		
Auf 5 Wagenpferde	6 „ 18 „		
Fourage extra	5 „ — „		
	864 Rthl 16 Ggr.		
(NB. muß heißen	849 „ 16 „		

Digitized by Google

Obristfeldzeugmeister und sein Stab . . .	monatl.	1400 fl.
Feldzeuglieutenant	„	200 „
Feldzeugwart	„	40 „
2 Ingenieurs, à 50 fl.	„	100 „
Zeugmeister, der das Zahlmeisteramt versah	„	36 „
Quartiermeister	„	40 „
Fourier	„	14 „
Stuck-Capitain	„	40 „
3 Zeugdiener zu Pferd à 30 fl.	„	90 „
4 Zeugdiener zu Fuß	„	80 „
Proviantmeister	„	24 „
Schanzmeister	„	40 „
2 Werkleute à 10 fl.	„	20 „
2 Feuerwerker à 16 fl.	„	32 „
20 Büchsenmeister à 12 fl.	„	240 „
2 Rottmeister à 1 fl.	„	2 „
2 Pulverhüter à 7 fl.	„	14 „
Feldscherer und seine Gehülfen	„	34 „
Geschirrmeister	„	40 „
3 Geschirrknechte à 10 fl.	„	30 „
Schreiber über die Artilleriepferde . . .	„	12 „
Sattler	„	12 „
Meisterschmidt	„	12 „
3 Schmiede à 8 fl.	„	24 „
Zeugschlosser	„	12 „
Wagner	„	12 „
Binder	„	12 „
Platner	„	12 „
Zimmermann	„	12 „
3 Zimmerleute à 8 fl.	„	24 „
Profoß	„	24 „
2 Trabanten à 8 fl.	„	16 „
Steckenknecht	„	6 „
Scharfrichter	„	16 „
		2722 fl.

Monatssold des Schanzpersonals.

Hauptmann	40 fl.
Trabant	8 „
Fahnenträger und sein Junge	16 „
Schreiber	12 „
Trommelschläger	8 „
150 Schanzknechte à 5 fl.	750 „
2 Rottmeister (über je 75 Knechte) à 10 fl. . .	20 „
Steckenknecht	6 „
	860 fl.
Summa Summarum . .	3582 fl.

Digitized by Google

VI. Verpflegung und Löhnung.

Es liegt auf der Hand, daß es in Wirklichkeit nur in den seltensten Fällen möglich sein konnte, den Soldaten mit seinem Solde vollständig abzufinden. Was nützte ihm das Geld in der Tasche, wenn er sich nicht satt essen konnte. Eine Hauptsorge auch der damaligen Armeeverwaltung war deshalb das Verpflegungswesen, das unter der Leitung des Generalproviantmeisters stand. Da ist es nun zu betonen, daß, so weit ich es habe verfolgen können, der besoldete Kriegsmann auf unentgeltliche Realverpflegung durchaus keinen Anspruch hatte. Alles, was er zum Leben bedurfte, — seine „Nothdurft" — mußte er baar bezahlen, oder er empfing es von der Obrigkeit gegen einen entsprechenden Soldabzug. Für die Lieferung dessen, was zur Verpflegung dient, von Seiten der Obrigkeit findet sich der Ausdruck „Commissioniren;" und bis heutiges Tags hat sich ja der „Commiß" in der soldatischen Terminologie erhalten.

Ich will dafür nur auf die kaiserliche Soldordnung von 1630 verwiesen haben, in welcher den detaillirten Soldangaben unter andern die Bestimmung folgt: „Wann es Sach wäre, daß in den Durchzügen, Quartieren, oder sonsten, an Brodt, Wein, Hafer oder Victualien den Soldaten etwas gegeben würde, das soll ihnen an ihrem Unterhalt, gleichwohl etwas leidentlicher im Werth, als sonst der gemeine Kauf und Verkauf ist, wieder abgekürzt, und den Dargebern an ihren Gaben gut gemacht werden." Und nach dem dänischen Artikelsbrief kann den Kriegsleuten „ihre Nothdurft anstatt eines Theils ihrer Besoldung gereicht werden."

Es muß aber noch einer andern Art, die Truppen zu unterhalten, schon hier gedacht werden, der „Lehnung," die bisher noch kaum eine Beachtung gefunden hat, und deren Detail gewiß zu den komplicirtesten Dingen des gesammten Militärwesens jener Zeiten gehört. Wenngleich in manchen Fällen die Ausdrücke Sold und Lehnung oder Löhnung ohne Unterschied gebraucht werden, so kann nach andern doch kein Zweifel sein, daß beide Worte etwas verschiedenes, eine verschiedene Art der Truppenunterhaltung bezeichnen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die „Lehnung" im Gegensatz zum Solde als den Unterhalt der Truppen durch Naturalverpflegung bezeichne, als das, wofür sich auch der Ausdruck „Traktement" findet. Doch muß ich hinzufügen, daß die Naturalverpflegung, wenn sie an die Stelle der Geldbesoldung trat, eine

Digitized by Google

Lieferung von Geld nicht ausschloß. Es werden weiter unten Beispiele von den Naturallieferungen zu Seite gehenden Geldlieferungen mitgetheilt werden. Für diese findet sich dann ebenfalls die Bezeichnung „Lehnung," „gelehnet Geld." Schon aus dem Gesagten ergiebt sich, daß die Geldlöhnung geringer gewesen sein wird, als der Sold, und zwar (wie ich vermuthen möchte, ohne es doch genau nachweisen zu können) geringer ungefähr um den in Geld veranschlagten Werth der Naturallieferung.

Dann wieder finden sich für bestimmte Kategorien der Naturalleistungen Ablösungen in Geld: es sind das die s. g. „Serviciengelder"; wir sprechen ja noch heute vom Servis.

Die erste Frage in Betreff des Traktements muß die nach seiner Beschaffung sein. Ich will hier nicht auf alle Punkte eingehen. Namentlich nicht auf das Detail des Kontributionswesens, in das man den besten Einblick aus den Verhandlungen und Abschieden der Landtage und Kreisstände gewinnt. Mir liegt daran, eine Reihe anderer Punkte hervorzuheben.

Schon Olßnitz macht in seiner Kriegsordnung einen Unterschied zwischen der Verpflegung der Truppen in Feldzügen (wie er sagt) und im Lager. In der That muß man die Art, wie Truppen im Lager, in Garnisonen (wie wir sagen) und, fügen wir hinzu, auf dem Marsch und im Quartier verpflegt werden, genau unterscheiden. Die Städte und Festungen, in denen regelmäßige Garnisonen liegen, sind die eigentlichen Centralstellen der Truppenverpflegung: in ihnen finden sich die Proviantdepots; sie bilden den eigentlichen Schauplatz der Thätigkeit des Generalproviantmeisters mit seinem Personal. Wie groß dieses Personal sein mußte, wird man sich unschwer vorstellen. Der kursächsische General-Proviantmeister von Zschepplitz fordert als „nothwendige Proviantpersonen" (Müller S. 22):

1 Lieutenant,
1 Schreiber zum Einkaufen aller Viktualien,
1 Gagenschreiber,
1 Schreiber, so Wein, Bier und Brod verschreibet,
1 Weinmeister, beneben
2 Böttichern und
1 Braumeister;
1 Metzger, beneben
2 Fleischerknechten,
1 Mahlmeister;
1 Wirkmeister, beneben

Digitized by Google

3 Bäckerknechte,
1 Person neben
1 Diener, so Salz, Schmalz, Käse ꝛc. in Vorrath unter Verwahrung haben.
1 Paar Schirr- oder Wagenmeister.

Die (ebenfalls von Müller mitgetheilte) Instruktion des Herrn von Zschepplitz läßt uns die Thätigkeit des dem Proviantwesen Vorgesetzten im Detail erkennen. Er soll „das Kriegsvolk im Felde zu jeden Zeiten mit allerlei Proviant, als nämlich: Brod, Wein, Bier, Fleisch, Salz, Schmalz, Butter, Käse, Hafer und anderer Nothdurft versehen;" soll für rechtzeitigen Ersatz des Abgangs sorgen, damit das Kriegsvolk nicht aus Proviantmangel unwillig werde und abziehe, und so die militärischen Unternehmungen vereitelt werden. „Dazu Wir ihn jederzeit mit Geldern, wo nicht von Stund an, doch auf eine gewisse Zeit versehen wollen." Zeigt sich Mangel „an dem Verlag," so soll er sich „bei Uns oder wer die Verwaltung von Uns haben möchte, jederzeit anmelden, alle Käufe, klein und groß, 1) mit Vorbewußt schließen, die Muster und Form, auch Probe in Getraid und Getränk selbst zuvor besehen, und den Unterbeamten oder Bestallten allein nicht trauen; mit Vorbewußt nach beschehenen Käufen einen Anschlag machen, wie hoch die Proviant nach Gelegenheit des Kaufs und darauflaufenden Unkosten ohne Beschwerde des Kriegsmanns hinauszubringen sei; Uns auch 2) kein Verlust aufgelegt werde, sondern, wo mit Fug etwas zu erhalten, daß es mittelmäßig beschehe, und derselbe Gewinn nicht ihm, dem Obersten-Proviantmeister oder anderen Personen, sondern Uns zu gut komme; welches auch mit der Münz, ob daran ein Gewinn im Kaufen und Verkaufen sein möchte, also gehalten werden soll. 3) Zu Einkaufung des Proviant-Vorraths zu wohlfeilen Zeiten wollen wir ihm Anweisung zu Baargeldern oder andere Mitteln verschaffen, auf'n Fall so auf Borg oder sonsten desto theurer was angenommen werden müßte, und er jederzeit ein solches melden würde, soll ihm kein Saumfall zugemessen, sondern er aller Beschuldigung erlassen werden."

„Der Wagen und Fuhren halber, so zum Proviantwesen von nöthen, wollen Wir ihm jederzeit eine Anzahl von Heerfahrts- und Lohnwagen verschaffen, auch Anordnung machen, daß alle Proviant, wie kriegsgebräuchlich, zoll-, mauth- und auffschlagfrei sein, und dem Zuführenden

Digitized by Google

allerhand Gelegenheit, Vortheil und Sicherheit gemacht, und solche allenthalben befördert werden solle; nicht weniger, daß an denen Orten, wo die Proviant durchzubringen, die Wege, Brücken gebessert, damit man füglich fortkommen möge u. s. w."

Wir erfahren (aus schwedischen Patenten, so für den Proviantmeister Zacharias Nawern vom Februar 1631, Arkiv III. Nr. 1058), wie den Proviantmeistern bestimmte Gebiete angewiesen werden, von denen sie den Proviant zu beziehen haben; und wie die Bewohner des Distrikts aufgefordert werden, den Proviantmeister in Allem, was die Beschaffung des Proviants betrifft, gebührend an die Hand zu gehen, die aufgebrachten „Vivers" unweigerlich einzuliefern und mit ihren Pferden und Wagen an den bezeichneten Ort zu schaffen.

Und Olßnitz schildert, wie in Städten und Festungen die Obersten sammt Hauptleuten und Proviantmeistern, „als rechte Prinzipal aller Sachen," dafür zu sorgen haben, „daß Alles nach seiner Gelegenheit recht und wohl verwahrt und an gute und bequeme Örter geschafft werde, damit man gute Vitalien in einer Besatzung haben mag und nicht stinkende untüchtige Kost, sauer und ungesundes Getränke." Er nennt „Korn, Waizen, Gerste, Hafer, Erbsen, Bohnen, Linsen, Wicken, item Hafergrütz, Graupen, Hirse, Reis, Sauerkraut, eingemachte Rüben, dürre und grüne Rüben, Möhren oder gebacken Obst, Salz und allerlei Küchengemüse, Butter, Käse und dgl." Und „da man überlei Vieh hat, daß man es bei Zeiten schlachte, um der Fütterung willen, ob ja Mangel vorfallen wollte. Auch soll man mit dem Brand und Feuer zusehen, daß nichts unnützlich verbrannt werde, wie dann oft geschieht, daß man darnach muß Häuser abbrechen, sonderlich, wo man belagert ist. Item so soll man auch mit der Pferdefütterung Hafer, Heu, Stroh, gute Ordnung machen."

Anders steht es mit der Verpflegung, wenn die Truppen sich im Feldlager befinden. Da hat man Marketender, welche die Lebensmittel herbeischaffen; da giebt es oft Beute. Doch hält man daneben auch oft „Commission."

Hier ist der Ort von dem Marketenderwesen des Weiteren zu reden.

Der Marketender, so findet sich gesagt, „ist nichts anderes als ein

Digitized by Google

Garkoch oder ein Wirth in einer Stadt oder Flecken, und bedarf wohl ein geschicktes Weib, die aufrichtig und bescheiden ist." Der Marketender, wie der ihm zur Seite stehende „Commißmetzler" gehört zur Truppe. Er muß wie die Kriegsleute zu dem Fähnlein schwören und ist verpflichtet, ihm zu folgen. [1]) Ja, er ist häufig nicht bloß der Truppe sondern auch direkt dem Kriegsherrn „bei seinem körperlich geleisteten Eide" verpflichtet. So war es vor Allem in Gustaf Adolfs Heer. In der von ihm erlassenen „Ordinanz, nach welcher sich ein Marketender richten soll" (sie ist in den Arma Suecica abgedruckt) heißt es sogar, er soll „der Königl. Maj. zu Schweden ꝛc. in allen Dingen getreu, hold und gehorsam sein, wie auch der Armee Nutz und Wohlfahrt bedenken und befördern, dagegen aber allen Schaden und Nachtheil, so viel an ihm ist, vorkommen und verhüten helfen." Und im vierten Titel des schwedischen Artikelsbrief, der vom Profoßenamt handelt, wird der Generalgewaltiger angewiesen, „auf die Marketender gute Obacht zu haben, damit sie nicht ohnbeeidiget Marketenderei unter unser Armee sich annehmen, noch unter die geschwornen Marketender sich einmischen." Er hat solche sofort beim Generalauditeur anzugeben, damit sie von ihm „von Unser Armee mit Confiscirung aller Waaren ausgemustert werden."

Der Marketender ist bewaffnet und nimmt am Kampfe Theil.

Er hat „das Regiment, insonderheit seine Kompagnie mit allerhand nothdürftigen Victualien zu versorgen." Er führt zu dem Zwecke genaue Listen mit Angabe der Zahl der Truppen, „Frauen oder Beischläferinnen, Töchter oder Mägde, Söhne oder Knechte, Karren, Wagen, Pferde." Er hat „Freibriefe" oder „Paßporte", vermöge deren er „allenthalben frei und sicher zu- und abfahren, hantieren, paß- und repassiren, auch von keinem Menschen wegen seiner Marketenderei angefochten oder molestiret, weniger gefährdet werden mag." Es findet sich die ausdrückliche

[1]) Sehr eingehend über das Marketenderwesen handelt Titel IV. des schwed. Artikelsbriefs. Art. 9: „der General Gewaltiger soll auch dessentwegen fleißige Aufsicht haben auf die Regiments- und Cavallerieprofoßen, damit sie sich mit ihren von den zu ihren Regimentern oder Compagnien bestellten und geschworenen Marketendern geordneter Gebühr begnügen und dieselben vor sich höher nicht beschweren, noch von andern beschweren lassen, viel weniger von fremden Marketendern ichtwas einfordern, es wäre ihm dann von dem Generalgewaltigen, dem solche Gebühr zuständig, insonderheit befohlen."

Digitized by Google

Bestimmung, daß er keine gestohlenen Güter entnehmen oder kaufen darf, „unter was Schein oder mit was Titel es sein möchte," „bei Confiscirung des erkauften Guts und über das noch willkürlicher Strafe." [1] Die den Truppen zugeführten Waaren hat er „bei gebührlicher Strafe" „um die gesetzliche Taxe, Maaß und Gewicht, dessen er sich zuvor bei dem Generalgewaltiger erholen soll, und höher nicht, zu verkaufen." Der Profoß ist also, wie schon hervorgehoben, der officielle Taxator der vom Marketender ins Lager geführten Waaren; er muß den Proviant „also setzen, daß beides, Käufer und Verkäufer dabei bleiben können." Er hat darauf zu sehen, daß der Marketender „allein guten und unverfälschten Wein und Bier, und kein klein Bier verzapft und ausschenkt." Dieses Kleinbier mag ein anderer von der Kompagnie „durch Vergünstigung des Herrn Obristen" um die bestimmte Taxe verkaufen. [2]

Alle andern Verkäufer „wie sie Namen haben und unter was Schein es auch geschehen möchte," sind gänzlich abgeschafft: die „vereideten" Marketender haben also das Handelsmonopol im Lager. Auch der Profoß darf sich nicht „einigerlei für sich oder die Seinigen gebrauchen." Der 133. Art. des dänischen Artikelsbrief sagt mit kurzem Wort: „bei Verlust des Gewehrs und Dienstes soll kein Officirer, Reuter oder Knecht Marketenderschaft treiben." Für die Beaufsichtigung der Marketenderei erhält der Profoß dann wol eine bestimmte Abgabe, einen Antheil an dem Gewinnst des Marketenders, eine Art Tantieme. In der schwedischen Armee „die Zunge von allem Rindvieh, so von den Marketendern oder andern geschlachtet wird."

[1] Vgl. auch schwed. Artikelsbrief Tit. IV. § 12.

[2] Vgl. zu dem allen auch die detaillirten Bestimmungen im schwedischen Artikelsbrief Tit. IV. §§ 6, 7, 8. „Er (der Generalgewaltiger) soll allen Fleiß anwenden, daß er erfahre, an welchem Ort die Marketender oder Proviantkrämer Viktualien holen und wie theuer sie dieselben einkaufen, damit demselben nach solche von Unserm Generalauditor taxirt werden. — Soll er beneben des Regiments- und der Cavallerie-Profoßen zusehen und gute Achtung geben helfen, daß die Marketender allezeit tüchtige Viktualien und Waaren in die Quartiere bringen, dieselben nicht verfälschen auch um den gesetzten Tax geben und verkaufen; welche aber hierwider handeln, auch die Waaren theurer verkaufen, als sie geschätzet, nach Erkenntniß des Generalauditors abstrafen lassen. — Wann der Marketender Waaren, Proviant, Speise und Getränke mit Vorwissen unseres Generalauditors nach Erkundigung des Steigens und Fallens geschätzet werden, soll kein Regiments- noch Cavallerieprofoß um Geschenke, Gift oder Gaben oder anderer Ursachen willen, nachsehen zu lassen oder verstatten, daß die Waaren und Getränke theurer verkauft und gegeben werden, bei Leibesstrafe."

Digitized by Google

An dem Proviant, der ins Lager oder dem Heere zugeführt wird, darf sich keiner vergreifen, ehe er geschätzt ist. Auch darf keiner vor das Lager laufen, um Proviant vorzukaufen. Nach dem dänischen Artikelsbrief (Art. 130) wird der Zuwiderhandelnde „acht Tage zu Wasser und Brod gestraft." Der Proviant soll vielmehr auf einen freien Platz ins Lager geschafft, und zunächst geschätzt werden. Darnach hat jeder das Recht, von ihm zu kaufen. Aber „wer nicht Geld hat, den Marketendern abzukaufen, der muß von dem Feldherrn Commiß nehmen" (Olßnitz). Dagegen darf sich keiner unterstehen, den Marketendern etwas mit Gewalt zu nehmen, oder sie sonst zu betrügen, weder im Lager noch auf der Straßen. Wird Anzeige davon gemacht, oder kommt es sonst heraus, „so sollen die Missethäter, wie Olßnitz sagt, bei den Köpfen genommen und gestraft werden." Nach dem schwedischen Artikelsbrief (Art. 81) und nach dem dänischen (Art. 129) werden sie „unnachläßig am Leben gestraft."

So genießen sie den besondern Schutz der militärischen Obrigkeit, sind ihr aber dafür auch auf das strengste unterworfen.

Es ist von Interesse, die Preise, wie sie die Truppen für die ihnen zugeführte Lebensmittel zu zahlen hatten, kennen zu lernen. Um nicht allzu weitläufig in der Mittheilung von derartigem Tabellenwerk zu werden, beschränke ich mich auf die Anführung von zwei „Taxen," die eine in der Zeit vor dem Ausbruch des großen Krieges, die andere recht in seiner Mitte verfaßt.

1) Taxe des Proviants wie er am 6. Dec. 1585 „in dem Königlichen und Kurfürstlichen Feldläger, in der ersten Belagerung vor der Stadt Neuß in der Schanzen zu Gnadenthal" gegolten. [1])

1 Pfund Weitzen Weißbrod	—	Schil.	20 ₰.
1 Pfund grob Roggenbrod	—	„	6 „
1 Pfund mittelmäßig grob Roggenbrod . .	—	„	9 „
1 Maaß Rheinisch Wein	4	„	1 „
1 Maaß schlechter neuer Wein	3½	„	— „
1 Maaß von dem besten Bier	2	„	3 „
1 Maaß vom schlechten Bier	1½	„	— „
1 Maaß Scherbier oder Kouent	1	„	— „

[1]) Gerechnet ist nach Gulden („Herrengulden") zu 22(½) Schilling, der Schilling zu 45 Weißpfennigen.

Digitized by Google

1 Maaß Aepfeltrank	—	Schil.	9 ₰.
1 Pfund gut Rindfleisch	1½	„	— „
1 Pfund schlecht Rindfleisch	1	„	2 „
1 Pfund gut Schweinefleisch	1	„	3 „
1 Pfund schlecht gering Schweinefleisch	1	„	10 „
1 Pfund gut Schaffleisch	2½	„	— „
1 Pfund Speck	4½	„	— „
1 Pfund Butter	4½	„	— „
1 Pfund Holländischer Käse	3½	„	— „
1 Pfund grüner Käse	2½	„	— „
1 Pfund Kerzen oder Unschlittlichte	4	„	— „
1 Pfund Seife	4	„	— „
1 Pfund gute grüne Fische	5	„	— „
1 Loth Salz	—	„	1 „
1 Hering oder Bückling	—	„	9 „
1 Kapskrauthaupt	—	„	9 „

„Stockfisch und andere dürre Fische sind, danach die Waare gewesen, verkauft worden; desgleichen Äpfel, Birnen und ander Zeug, Rüben, Rettig und Möhren; in Summa, alles was ins Lager kommen und geführt ist worden, darnach die Waare ist gewesen, darnach hat es der Profoß schätzen müssen."

2) Kursächsische „Taxordnung, wie theuer unserer Soldateska zu Roß und Fuß die bedürfenden Victualien, Getreid und anderes verkauft werden soll. (Vom 13. Mai 1631. Cod. Aug. I. S. 1982.)

6 Loth Semmeln	—	gr.	1 ₰.
9 Loth Brod	—	„	1 „
3 ℔ 1 Viertel Bauer Brod	1	„	— „
1 ℔ Rindfleisch ohne Zugabe	—	„	10 „
1 ℔ Schweinefleisch	—	„	18 „
1 ℔ Schöpsenfleisch	—	„	11 „
1 ℔ Kalbfleisch	—	„	7 „
1 Lamm	18	„	— „
1 ℔ Kuhfleisch	—	„	8 „
1 ℔ grünen Speck	2	„	6 „
1 ℔ geräucherten Speck	—	„	3 „
1 ℔ Butter	—	„	2 „
1 ℔ holländ. Käse	2	„	6 „
1 Schock Eier	5	„	— „
1 alte Henne	2	„	— „
1 Schock Käse	6	„	— „
1 Kanne eingebrautes Bier	—	„	5 „
Vor Rauchfutter und Stallgeld auf ein Pferd Tag und Nacht	—	„	18 „
1 Scheffel Korn	28	„	— „
1 Scheffel guten Hafer um	14	„	— „

Beides dresdnisch Maaß.

Für das Verpflegungswesen auf Märschen und im Quartier

endlich ist es von Wichtigkeit, zu betonen, daß Marsch- und Quartierordnung streng geregelt war, und daß die Truppen im Allgemeinen keineswegs, wie man so oft meint, querfeldein marschirten und Quartier machten, wo es der Zufall wollte. Wir besitzen in einer großen Zahl von „Marschordinanzen" und Quartieranweisungen der verschiedensten Armeen den schlagendsten Beweis des Gegentheils. Nicht blos den einzelnen Regimentern, sondern innerhalb derselben den einzelnen Kompagnien war genau vorgeschrieben, bis wohin, und mit Berührung welcher Ortschaften und Gehöfte sie den Tag zu marschiren hätten, und wo dann jeder einzelne Truppentheil sein Quartier nehmen sollte.

Ebenso genau war bestimmt, was den Truppen von den Ortschaften, durch die der Marsch ging, an Proviant und Fourage geliefert werden sollte, und was sie im Quartier zu fordern hatten. Denen, die sich mit ihrer Ration nicht begnügten, sondern sich auf eigne Faust mehr zu verschaffen suchten, wird in den Artikelsbriefen mit strenger Strafe gedroht; freilich vielfach vergebens. —

Es ist von besonderer Wichtigkeit, sich einmal klar zu machen, was denn nun die Truppen an Lebensmitteln realiter brauchten. Ich will versuchen, zur Lösung dieser Frage einiges beizutragen, und wiederhole, daß ich die Frage, wie diese Lebensmittel beschafft wurden, hier nicht eingehend erörtere. Es liegt in der Natur des Gegenstandes, daß die Darlegung sich wesentlich in die Form statistischer Nachweisungen kleiden wird. Aus der großen Fülle des Materials wird es genügen, eine besonders significante, nach bestimmten Gesichtspunkten geordnete Auswahl zu treffen. Die Angaben werden, wie ich denke, für sich selber deutlich genug sprechen.

Was die im Feld befindlichen Truppen verzehrten, wurde — so weit es nicht aus Magazinen geliefert wurde — durch die Gegenden selbst, in denen die Truppe sich befand, aufgebracht. Und zwar meist in Folge von Ausschreiben von Seiten des Landesherrn oder des Kommissärs, oder in Folge von Forderungen von Seiten des Befehlshabers der zu verpflegenden Truppe an die betreffende Ortsbehörde. (Wobei ich nicht unterlassen will, auf den häufig wiederkehrenden Unterschied zwischen einfachem Feindesland, und solchem Feindesland, das „unter Kontribution ist", aufmerksam zu machen.) Natürlich, daß da die jedesmaligen Ver-

Digitized by Google

hältniſſe maaßgebend waren: wenn es in einer Gegend kein Rindvieh mehr gab, konnte der Soldat nicht beanſpruchen, Rindfleiſch zu eſſen.

Zunächſt nun gilt es, an einer Reihe von ſpecificirten Proviantforderungen eine Einſicht in das, was verlangt wurde, zu geben. Man wird erkennen, wie ſich in ihnen beſtimmte Poſten ſtets wiederholen, wie in Betreff anderer Willkür herrſcht. Ich bemerke, daß die Liſten insgeſammt ſich beziehen auf die Verpflegung einer Kompagnie pro Tag; wie man damals ſagte: „aufs Nachtlager." Nicht ohne Grund ſind die zunächſt folgenden Liſten ſämmtlich der Sammlung anhaltiniſcher Aktenſtücke von G. Krauſe (Bd. I.) entnommen.

1) Fürſtlich anhaltiniſche Deſignation deſſen, was täglich auf eine Reiterkompagnie von 100 Mann geliefert werden ſoll (vom Nov. 1627).

1 Wiſpel Hafer zur Fütterung.
144 zweipfündige Brod, ſo aus 4 Scheffel Mehl zu backen.
150 ℔ Fleiſch.
3 Schock Käſe.
2 Bernburger Maaß [1]) Bier.
1/2 Stein Lichte.
Rüben, Kraut und Feuerung nach Nothdurft.

Für die Officiere allein:

12 Gr. zu Semmeln.
2 Hammel.
6 Hühner.
2 Gänſe.
10 ℔ Butter.

„Wein wird allein dem Oberſten und Oberſt Lieutenants gegeben."

Zu bemerken iſt, daß auf den Regimentsſtab ſo viel wie auf eine Compagnie zu geben iſt.

2) Nach einer Fürſtlich anhaltiniſchen Verpflegungsordnung (d. d. Bernburg 15. Nov. 1629) war einer Compagnie von 100 Pferden für das Nachtlager zu geben:

200 ℔ Brod.
150 ℔ Fleiſch.
2 Hammel.
1 groß Faß Bier.
1 Wiſpel Hafer.
10 ℔ Butter.
6 Gr. Semmel.
6 ℔ Licht.

Und auf den Stab ſo viel wie auf eine Compagnie nebſt etwas Wein.

3) Jeder der ſieben Compagnien Piccolominiſchen Reiterregiments, deſſen Effectivſtärke leider nicht angegeben iſt, ſoll im Auguſt 1629 im Zerbſtiſchen pro Tag gereicht werden:

---

[1]) 180 Maaß = 1 Faß.

Digitized by Google

1 Wispel Hafer.
1½ Faß Bier.
300 ℔ Brod.
3 lebendige Hammel.
1 lebendiger Ochsen.
13 Gr. Semmel.
10 ℔ Butter.
4 ℔ Licht.
1 Viertel Salz.

Dazu dem Stab:

2 Wispel Hafer.
2 Faß Bier.
400 ℔ Brod.
1 lebendigen Ochsen.
3 lebendige Hammel.
1 (?) lebendigen Fisch, oder wo die nicht vorhanden, Schollen und Stockfisch oder Heringe.
12 ℔ Butter.
12 Gr. Semmel.
1 holländischen Käse.
6 ℔ Licht.
2 Viertel Salz.
1 Eimer Wein.

4) Womit zu vergleichen ist, was dasselbe Regiment kurz zuvor zu Brandenburg erhalten.

Nämlich jede Compagnie:

7 Tonnen Bier.
2 lebendige Ochsen.
6 Hammel.
500 ℔ Brod.
2 Wispel Hafer.

Und der Stab:

11 Tonnen Bier.
3 lebendige Ochsen.
10 Hammel.
4 Wispel Hafer.
1000 ℔ Brod.

5) Für 1500 Pferde des Grafen Merode waren im Anhaltinischen im Mai 1628 pro Tag bestimmt:

20 Wispel 6 Scheffel Hafer.
32 Ctr. Brod.
32 Faß Bernburger Bier.
16 Ctr. Rindfleisch.
16 Hammel.
16 Kälber.
2 Eimer Wein.
Semmel, Gänse, Hühner, Eier.

6) Endlich beträgt „vermöge alter Ordinanz" die tägliche Proviantlieferung für folgende Truppen zu Pferd (Bernburg 17. Aug. 1628):

Digitized by Google

Merodiſche Reiter . . .	21 Comp.
Iſolaniſch	7 „
Lucas Hraſtonazky . .	4 „
Dragky	10 „
Hinzugerechnet	4 Stäbe.

	Macht auf 3 Nachtlager.
An Brod 9200 ℔. dazu gehören 5 Wſp. 8 Schffl. Roggen	16 Wiſpel.
An Hafer 46 Wſpl.	138 „
An Bier 82 Bernburgiſch Faß	246 Faß.

7) Was die Verpflegung der Infanterie betrifft, ſo erhielten im Juli 1628 (im Anhaltiniſchen) 100 Muſketiere (Regiment Herzog Franz Albrechts zu Sachſen) täglich:

200 ℔ Brod.
1 Bernburger Faß Bier.
2 Hammel oder 100 ℔ Fleiſch.
6 Gr. Semmel.
5 ℔ Butter.
1/4 Eimer Wein.

8) Nach einem andern Anſchlag vom Juli 1629 erhielt eine Compagnie von 100 Mann täglich:

200 ℔ Brod.
1 Faß Bier.
2 Hammel.
100 ℔ Fleiſch. (NB. Nicht wie in der voraufgehenden Liſte: 2 Hammel oder 100 ℔ Fleiſch).
6 Gr. Semmel.
10 ℔ Butter.
4 Scheffel Hafer.
3 Metzen Salz.

9) Nach der fürſtlich anhaltiniſchen Verpflegungsordnung (d. d. Bernburg 15. Nov. 1629), war auf eine Compagnie zu Fuß von 200 Köpfen pro Tag angeſetzt:

400 ℔ Brod.
2 große Faß Bier.
200 ℔ Fleiſch.
2 Hammel.
12 Gr. Semmel.
10 ℔ Butter.
6 Scheffel Hafer.
6 ℔ Licht.

Dazu auf den Stab ſo viel als auf eine Compagnie nebſt etwas Wein.

10. 11. 12) Verpflegungsordinanz auf folgende Compagnien: (d. d. Köthen 15. Januar 1630.)

	Capt. Milatz. 226 Mann und 13 Officiere.	Capt. Holſtein. 180 Mann und 13 Officiere.	Capitain Blankenburg. 42 Mann und 4 Officiere.
Bier	5 1/2 Tonnen.	5 Tonnen.	1 1/2 Tonne.
Zweipfündige Brode	239 Stück.	192 Stück.	46 Stück.

Digitized by Google

Fleisch	239 ℔	192 ℔	46 ℔
Butter	10 ℔	10 ℔	10 ℔
Licht	6 ℔	6 ℔	3 ℔
Salz	4 Metzen.	4 Metzen.	2 Metzen.
Dazu für den Capitain besonders			
Wein	4 Maaß.	4 Maaß.	4 Maaß.
Ein Kalb	1	1	1
Für Semmeln	6 Gr.	6 Gr.	6 Gr.
Für Gewürz	6 Gr.	6 Gr.	6 Gr.
Haser	4 Scheffel.	4 Scheffel.	2 Scheffel.

13. 14. 15. 16) Andere Verpflegungsanschläge pro Tag auf Compagnien zu Fuß, deren Stärke nicht bekannt ist — alle aus dem Jahr 1628:

20 Scheffl. Haser.	3 Wisp. 12 Schffl. Haser.	6 Schffl. Haser.	6 Scheffl. Haser.
1 Vernb. Faß Bier.	60 Faß Bier, jedes 42 Stübchen.	4 Faß Bernb. Bier.	4 Faß Bier.
150 ℔ Brod.	60 Ctr. Brod.	6 Ctr. Brod.	500 ℔ Brod.
2 Hammel.	3 Stück Rindfleisch.	30 Paar Semmel.	12 G. z. Semmeln
6 Hühner.	11 Kälber.	1 Stück Rindvieh.	250 ℔ Fleisch.
	11 Hämmel.	1 Kalb.	4 Gänse.
		1 Hammel.	1 Hammel.
		4 Gänse.	1 Schock Eier.
		10 ℔ Käse.	
		1 Schock Eier.	

Dazu fast immer die Bestimmung, daß auf den Stab so viel wie auf eine Compagnie zu geben ist, nebst einem Eimer Wein.

Es kann dem, der diesen Listen seine Aufmerksamkeit zu schenken sich nicht scheut, nicht entgehen, daß in den meisten derselben eine Reihe von Posten sich wiederholt, deren jeder in einem bestimmten Verhältniß zu der zu verpflegenden Truppenzahl steht. Diese Posten sind Fleisch, Bier und namentlich Brod. Beim Getränk ist das wegen der verschiedenen zur Anwendung gebrachten Maaße weniger deutlich zu erkennen; beim Fleisch tritt es weniger hervor, da statt der nach Pfunden berechneten Waaren häufig das lebende Vieh gefordert wird. Es ergiebt sich daß 100 Mann 200 Pfd. Brod, 100 oder 150 Pfd. Fleisch und mehrfach 1 Faß Bier erhalten.

Geht man die Artikelsbriefe, die Verpflegungs-Ordonnanzen, Verpflegungsreglements und dgl. officielle und normative Erlasse durch, so wird man das Ergebniß bestätigt finden.

Für die einfache Tagesration, d. h. das tägliche Tractement des gemeinen Mannes war der Ausdruck „Platz" im Gebrauch.

In Erlassen von kaiserlichen Obristen im Anhaltinischen (z. B. von Aldringer) findet sich angegeben der Platz für die Infanterie zu:

Digitized by Google

2 ℔ Brod, 1½ ℔ Fleisch und 2 Maaß Bier.

Für die Cavallerie zu:

2 ℔ Brod, 2 ℔ Fleisch und 2 Maaß Bier.

Nach dem dänischen Artikelsbrief sollte das tägliche Tractement des gemeinen Soldaten (also der Platz) betragen:

2 ℔ Brod, 2 ℔ Fleisch, 3 Pott Bier und ⅛ ℔ Butter. Oder statt des Fleisches und der Butter so viel Fisch, Käse oder andere gute Victualien, „so zur Unterhaltung des Leibes ebensoviel verschlagen können."

Nach Gustaf Adolfs Verpflegungsordonanz betrug der Platz:

2 ℔ Brod, 1 ℔ Fleisch, 1 Maaß Wein und Servis.

Nach dem kaiserlichen Patent (von 1623):

2 ℔ Brod, wöchentlich 4 ℔ Fleisch, (das ℔ zu 6 Kr.) und 7 Pint Bier, (jede zu 4 Kr.).

Nach der Ordonnanz Herzog Georgs von Braunschweig-Lüneburg v. 1638:

1½ ℔ Brod (weitere Bestimmungen fehlen.)

Endlich nach dem kursächsischen Verpflegungsreglement von 1646 wurde gereicht:

Dem gemeinen Reiter täglich: 2 ℔ Brod, 2 Kannen Bier; dazu wöchentlich 12 Gr. an Geld.

Dem gemeinen Soldaten täglich: 1½ ℔ Brod, 1 Maaß Bier und 1 Gr. an Geld.

Dem Trommelschläger, Pfeifer und einem berittenen Dragoner täglich: 1½ ℔ Brod, 1 Maaß Bier; dazu wöchentlich 10 Gr. an Geld.

Dem unberittenen Dragoner täglich 1½ ℔ Brod, 1 Maaß Bier; dazu wöchentlich 7 Gr. an Geld.

Auf die drei Posten: Brod, Fleisch und Bier, [1]) beschränkte sich im Wesentlichen der „Platz" des gemeinen Mannes. Nur scheinbar widersprechen dem die meisten der angeführten Listen, denn man darf nicht übersehen, daß sie meist den Gesammtbetrag der Victualien und Fourage für die Kompagnie angeben, ohne zu specificiren, was auf die Mannschaft, was auf den „Befehl" kommt. Auf letzteren aber, und zwar auf den Kompagniestab kommt statt des Bieres womöglich Wein, kommt ein bestimmtes Quantum an Semmeln, kommen verschiedene Arten Fleisch, je nachdem es zu haben ist: Rind, Kalb, Huhn, Gans, Fisch u. s. w., und zwar wird es ungeschlachtet geliefert; kommt Butter und Käse, Gewürz und Salz, auch Eier. Dazu endlich (worauf ich hernach zurückkomme) Licht.

Wenn in den Listen mehrfach gesagt ist, daß auf den Stab so viel

[1]) Jedoch zuweilen auch Wein. So befiehlt Gustaf Adolfs Verpflegungsordonnanz v. 3. Mai 1632, daß „im Weinland der Soldatesta Wein, und im Bierland, oder da der Wein sehr theuer oder übel zu bekommen, zwei Maaß Bier für ein Maaß Wein geliefert werde."

Digitized by Google

zu liefern ist, wie auf eine Kompagnie, so bezieht sich das auf den Regimentsstab. —

Mit dem „Platz" aber war die Naturalverpflegung des Soldaten nicht abgethan. Es kamen zu ihr noch die „Servitien" hinzu. Unter Servis ist zu verstehen „Logis und Lagerstatt"; daneben „nichts als Holz, Licht und Salz," wie es in Herzog Georgs Ordonnanz v. 1638 heißt; oder wie sich auch gesagt findet, (von Aldringer, 19. Oct. 1626): die Servitien sind „anders nichts als allein die Liegenschaft, Holz, Salz und Licht." Oder wie es im kursächsischen Verpflegungsreglement von 1646 heißt: unter Servis soll „ein mehreres nicht als frei Logis, Lagerstatt, Holz, Salz und Licht zugestanden werden." Kurz, diese Auffassung des Servis ist im damaligen Militärwesen die allgemeine und durchaus stehend. Für „Salz, Licht, Essig (sic) und dgl.," findet sich dann wol (in dem kaiserl. Patent von 1623) der Ausdruck „Servitien di casa."

In Betreff des Servis bestimmt die kursächsische Verpflegungsordonnanz von 1646: „Die Servitien sollen nicht mit Geld, sondern in natura prästirt werden. . . . . Der Unterbefehlshaber, gemeine Reuter und Soldat muß sich bei des Wirths Feuer und Licht behelfen." Ähnlich die aldringersche Ordinanz vom 19. Oct. 1626 („die gemeinen Befehlshaber und Soldaten sollen sich mit des Wirths Feuer und Licht behelfen und ihre Sachen dabei verrichten"). Und ähnlich auch sonst.

In „Platz" und „Servis" ist die Naturalverpflegung des gemeinen Mannes enthalten.

An dieser Stelle mag hinzugefügt sein, was zur Verpflegung des Pferdes gehörte. Leider finden sich nur verhältnißmäßig wenig Angaben darüber, und diese sind nichts weniger als ausreichend, namentlich auch wegen der unsicheren oder verschiedenartigen Maaße, nach denen gerechnet wird.

Nach dem kaiserlichen Patent v. 1623 kam auf jedes Pferd wöchentlich ½ Strich Hafer gehäuft, an Rauch und Futter 10 ℔ Heu und ein klein Bund Stroh.

Nach der von Opel (Wallenstein im Stift Halberstadt Anhang Nr. I.) mitgetheilten Ordinanz v. 1625 (§ 12) sollen „Tag und Nacht auf jedes Pferd zwei Viertaß Habern" gegeben werden.

Nach den aldringerschen Ordinanzen v. 1626 kamen auf jedes Pferd täglich 12 ℔ Heu und wöchentlich 2 Bund Stroh.

Nach dem Verpflegungsansatz des braunschweigisch-lüneburgischen Leibregiments v. 1633 auf jedes Pferd täglich 8 ℔ Hafer, 12 ℔ Heu, wöchentlich 1 Bund Stroh.

Digitized by Google

Auch nach dem dänischen Artikelsbrief ist die Verpflegung der Pferde specificirt. Leider sind in ihm bei einzelnen Posten Lücken zur jedesmaligen Ausfüllung gelassen. Nach ihm kamen auf das Cavalleriepferd täglich ? Schalpfund Hafer oder ? Schalpfund Gerste, 12 ℔ Heu, wöchentlich 4 Bund Stroh.

Auf das Bidet täglich ? Schalpfund Hafer oder ? Schalpfund Gerste, 6 ℔ Heu, wöchentlich 2 Bund Stroh.

Also auf das Bidet halb so viel Fourage wie auf das Reitpferd. Man wird sich früherer Angaben erinnern, nach denen zwei Wagen- oder Packpferde gleich einem Reitpferd gehalten werden sollten. Eine Unterscheidung, die dann auch im schwedischen Heer durchgeführt ist. So enthält Gustaf Adolfs Verpflegungsordonnanz vom 3 Mai 1632 (Arkiv III. Nr. 995) eine Bestimmung, die ich hier im Wortlaut folgen lasse: Es „soll in der Austheilung des Hafers nicht dem Gewicht, sondern dem verordneten Maaß nachgegangen, auf ein Servispferd Tag und Nacht ein Maaß, auf ein Bagagepferd, so viel deren in Bestallung zugelassen, halb so viel, und dann an den Orten, wo der Hafer nicht zu bekommen, halb so viel Gerste geliefert werden. An Heu auf jedes in der Bestallung zugelassene Servis- und Pagagi-Roß Tag und Nacht 10 ℔."

Zu diesen Listen mag man aus den früher mitgetheilten Listen die Fourageposten hinzunehmen, wonach auf die Reiterkompagnie von 100 Mann täglich 1 Wispel, dann wieder auf 1500 Pferde täglich 20 Wispel 6 Scheffel Hafer kamen. —

Wie stellte sich das Tractement der Officiere? Nicht blos des Stabes im Ganzen, sondern jeder einzelnen Charge.

Es liegt in der Natur der Sache, daß wir uns auch hier wieder mit Beispielen begnügen müssen.

In einem Verzeichniß, wie das marrazanische Regiment zu Fuß im Anhaltischen täglich verpflegt werden soll, — es datirt vom Mai 1630 und findet sich bei Krause I. S. 625 — sind die verschiedenen Tractemente der Officiere nach Plätzen (der Platz zu 2 ℔ Brod, 1½ ℔ Fleisch und 2 Maaß Bier gerechnet) angegeben. Ich lasse es folgen:

Regimentsstab.

Oberst	150	Platz.
Oberst Lieutenant . . .	40	„
Oberst Wachtmeister . . .	30	„
Regimentsschultheiß . . .	30	„
Regimentsquartiermeister .	30	„
Caplan	20	„

Digitized by Google

Sekretarius	20	Platz.
Stabhalter	9	„
Gerichtswebel	5	„
Gerichtsschreiber	5	„
Zwei Gerichtspersonen	4	„
Wagenmeister	5	„
Profoß mit seinen Leuten	50	„
Zum Unterhalt der Pferde beim Stab	30	„

Kompagnie.

Hauptmann	50	„
Lieutenant	20	„
Fähnrich	15	„
Feldwebel	8	„
Führer, Furier, Feldschreiber, Feldscherer und 2 gemeine Webel, jeder 5 Platz	30	„
6 Corporale u. einen Capitain der armis, jedem 4 Platz	28	„
4 Spielleute und 24 Gefreite, jedem 2 Pl.	56	„
Zum Unterhalt d. Pferde b jeder Compag.	10	„

Aber diese Zahlen standen nichts weniger als fest. So finden sich für das tägliche Tractement des savellischen Infanterieregiments (8. Comp.) nur wenige Monate früher (Jan. 1630), gleichfalls im Anhaltischen, folgende Ansätze:

Capitain	20	Plätze.
Lieutenant	10	„
Fähnrich	8	„
Feldwebel	4	„
Furier	2	„
Feldschreiber	2	„
Corporal	2	„
Landpassaten und vom Adel	1½	„

Und dazu in einem andern, die Verpflegung des savellischen Regiments betreffenden Actenstück d. d. Bernburg d. 29. Jan. 1630 in Betreff des Regimentsstabes folgende Tractemente:

Quartiermeister	8	Plätze.
Sekretarius	8	„
Regimentsschultheiß	8	„
Stabhalter	2	„
Gerichtsschreiber	2	„
Gerichtswebel	2	„
Profoß	16	„
Wagenmeister	3	„

Dazu Folgendes aus den aldringerschen Ordinanzen vom Oct. 1626:

Digitized by Google

Infanterie.

Einem Furier	2	Platz.
Einem Führer	2	„
Einem Corporal	2	„
Einem Landpaßaten, Gefreiten oder v. Adel	1½	„

Cavallerie.

Dem Wachtmeister	4	Platz.
Dem Furier	3	„
Dem Corporal	2	„

Dazu Gustaf Adolfs Verpflegungsordonnanz.

Ein Obrister soll täglich 2 Mahlzeiten haben für sich und die Seinigen, und jede Mahlzeit	12 Essen, deren eins in andere mehr nicht als ⅛ eines Reichsthaler koste. 10 ₰ Brod. 10 Maaß Wein. Servis.
Obrist Lieutenant, jede Mahlzeit	8 Essen à ⅛ eines Reichsthaler. 8 ₰ Brod 6 Maaß Wein. Servis.
Major und Capitain, jede Mahlzeit	6 Essen à ⅛ eines Reichsthalers. 6 ₰ Brod 4 Maaß Wein. Servis.
Lieutenant oder Fähnrich, j. Mahlz.	4 Essen à ⅛ Thaler. 4 ₰ Brod. 3 Maaß Wein. Servis.
Unteroffcier, jede Mahlzeit	3 Essen à 6 Kr. 2 ₰ Brod. 1½ Maaß Wein. Servis.
Ein Corporal od. Trommelschläger	2 Essen à 6 Kr. jede Mahlzeit. 2 ₰ Brod 1½ Maaß Wein } des Tags. Servis.

„Wo der Wein übel zu bekommen, soll das Bier bestimmter Maaßen gereicht, auch unter dem Servis mehreres nicht dann Logiament, Holz, Licht, Salz und Gelager erfordert und geliefert und hierinnen im geringsten kein Mißbrauch oder Ueberfluß gestattet werden."

Nach Herzog Georgs v. Lüneburg Ordonnanz von 1638 soll auf einen Officier vom Sergeanten bis auf den Corporal incl. täglich die doppelte Brodration des gemeinen Soldaten, also 3 ₰ gereicht werden.[1]) —

[1]) Nach diesen Mittheilungen werden manche unverständliche Stellen in Ordonnanzen und ähnl. Actenstücken verständlich sein, so § 2—5 der von Opel (Wallenstein

Digitized by Google

Schon zu Anfang dieses Kapitels sprach ich von dem Verhältniß der Geldzahlung zur Naturallieferung. Ich wiederhole, daß die Naturallieferung durchaus als Zahlung galt, daß sie daher einen Einfluß auf die Zahlung in Geld ausübte.

Wie es in den zwanziger Jahren in der niedersächsisch-dänischen Armee gehalten wurde, lehrt der dänische Artikelsbrief, der diese Dinge mit besonderer Ausführlichkeit behandelt. In seinem 56. Artikel wird der Fall erörtert, daß „den Kriegsleuten zu Roß und Fuß ihre Nothdurft anstatt eines Theils ihrer Besoldung gereicht, oder sie in dem eignen oder der Feinde Landen, da sie die Nothdurft haben könnten, einquartiert würden." In diesem Falle traten nun genau normirte Soldabzüge ein. Der folgende (57.) Artikel fügt hinzu: „Wann ihnen solcher Unterhalt nicht verschaffet, oder auch nicht könnte zu Wege gebracht werden, soll man ihnen von der vollen Besoldung nichts decurtiren, und alsdann sollen sie in der Freunde Land mit baarem Gelde, nach dem Tax, so darüber gemacht, zu bezahlen schuldig sein. In der Feinde Land aber, so nicht unter Kontribution sein, mögen sie die Nothdurft, wann es ihnen vergönnet worden, holen."

Es werden aber am Solde abgezogen:

Dem gemeinen Kürassier auf sich und sein Pferd monatl.	7	Rchsthlr.	
Dem Arkebusier	„	5½	„
Einem Soldaten, „so die geringste Besoldung hat"	„	2½	„
Den andern, wie dann auch den Adelsburschen und Sergeanten	„	3	„
Den Oberofficieren	„	4	„

Früher (S. 606 u. 610 Nr. 6 u. 7) habe ich schwedische Soldlisten mitgetheilt. Und zwar nach den Erlassen Gustaf Adolfs vom 23. Mai 1630 und 16. Januar 1631. Es ist von Interesse, daß in ihnen Rücksicht auf den Fall genommen wird, daß „ihre (der Soldaten) Dienste Lehnungen erfordern." In diesem Fall, „da (wie bei Uns der Gebrauch ist) die Regimenter sollen mit Löhnungen bezahlt werden," soll statt der früher mitgetheilten Soldsummen an Lehngeld monatlich gegeben werden:

---

im Stift Halberstadt Anhang Nr. I.) mitgetheilten Ordinanz v. 1625: „Ein Hauptmann soll 6 Essen haben mit Butter und Käse; Lieutenant 3 Essen; Fähnrich 3 Essen; Furier 2 Essen."

Digitized by Google

	Liste A.				Liste B.	
Dem Obersten	112	Thlr.	16	Rundst.	69	Rchsthlr.
Oberst Lieutenant	52	„	16	„	32	„
Oberst Wachtmeister	24	„	—	„	14	„
Quartiermeister	18	„	—	„	11	„
Regimentsschultheiß	18	„	—	„	11	„
Proviantmeister	18	„	—	„	—	„
Regimentsschreiber	18	„	—	„	11	„
Vier Barbiere, jedem	12	„	—	„	28	„
Zwei Prediger, jedem	12	„	—	„	14	„
Gerichtsschreiber	12	„	—	„	7	„
Gerichtswebel	12	„	—	„	—	„
Vier Profoßen, jedem	12	„	—	„	7	„
Zwei Stöckelknechte, jedem . . .	3	„	—	„	3	„
Scharfrichter	9	„	—	„	5	„

Compagnie.

Jedem Capitain	24	Thlr.	—	Rundst.	14	Rchsthlr.
Lieutenant und Fähnrich, jedem .	18	„	—	„	11	„
Zwei Sergeanten, jedem . . .	9	„	—	„	5	„
Führer, Furier, Musterschreiber u. Rüstmeister, jedem	7	„	16	„	4	„
Drei Trommelschläger und Pfeifer, jedem	4	„	—	„	2	„
Sechs Corporale, jedem	3	„	8	„	3	„
Fünfzehn Oberrottmeister, jedem .	3	„	24	„	2	„
Einundzwanzig Unterrottmeister, jedem	3	„	24	„	1½	„
90 Pickenier und Musketier, jedem	3	„	24	„	1	„
4 Musterjungen, jedem	2	„	8	„	1	„
14 Passevolanten, jedem . . .	2	„	8	„	1	„

Ähnlich verhielt es sich (wie ich schon einleitungsweise hervorhob) nach dem kaiserlichen Patent von 1623 in der kaiserlichen Armee. Auch hier wurde die Naturalverpflegung gegen Soldabzug geliefert, und zwar betrug er ⅓ des Monatssoldes. Anstatt der „Servitien di casa" aber, d. h. wenn dieselben durch Geld abgelöst werden sollten, wurde für den gemeinen Soldaten die Summe von 2 Guld. Rh monatlich bestimmt. Das war die einfache „Portion." Das Servisgeld der Officiere und hohen Ämter stellte sich darnach folgender Maaßen:

Der Regimentsoberst	30 Portionen.
Oberstlieutenant	15 „
Oberstwachtmeister	12 „
Quartiermeister	5 „
Regimentsschultheiß	5 „
Profoß	4 „

Digitized by Google

Regimentssekretarius	4	Portionen.
Hauptmann	10	„
Fähnrich	6	„
Lieutenant	5	„
Feldwebel	4	„
Caplan, Führer, Furier, Gefreitcorporal, Feldschreiber, à	3	„
Corporal, Hurenwebel, Landpassat und Spielleute	2	„
Ebenso die gefreiten Compagnien	2	„

Die in dem kaiserlichen Patent vorgesehene Ablösung des Servisgeldes betrifft einen Punkt, auf den ich zum Schluß dieses Abschnitts die Aufmerksamkeit lenken möchte.

Schon oben theilte ich aus dem kursächsischen Verpflegungsreglement von 1646 die Worte mit: „Die Servitien sollen nicht mit Geld, sondern in natura prästirt werden.“ Aber es wird hinzugefügt: „es wäre denn daß ein oder andere bequartierte Ort ihm selbst verträglicher erachtete, dafür ein Leidliches an Geld zu entrichten.“ Und nun folgen detaillirte Angaben der Geldsummen, die „auf diesen Fall wöchentlich zum Höchsten“ zu zahlen sind.

Einem Obersten zu Roß oder Fuß 12 ℔ (zu 24 gr.).			
Einem Oberst Lieutenant	6	„	
Oberst Wachtmeister	4	„	
Regimentsquartiermeister	2	„	12 gr.
Wachtmeister Lieutenant	2	„	12 „
Regimentsschultheiß	2	„	— „
Feldprediger	1	„	— „
Sekretär	1	„	— „
Regimentsfeldscherer	—	„	18 „
Proviantmeister	—	„	18 „
Wagenmeister	—	„	18 „
Trompeter	—	„	8 „
Kesselpauker	—	„	8 „
Profoß	1	„	— „
Stadshalter	—	„	6 „
Ein Gerichtsgeschworner	—	„	6 „
Profoßlieutenant	—	„	8 „
Gerichtsschreiber	—	„	6 „
Gerichtswebel	—	„	6 „
Trommelschläger	—	„	5 „
Hurenwebel	—	„	5 „
Stockmeister	—	„	5 „
Steckenknecht	—	„	4 „
Scharfrichter	—	„	6 „

Digitized by Google

Rittmeister oder Hauptmann . .	3	₰	12 gr.
Lieutenant	1	„	12 „
Cornet oder Fähnrich	1	„	— „
Wachtmeister oder Feldwebel . .	—	„	12 „
Furier	—	„	9 „
Corporal zu Roß	—	„	10 „
Musterschreiber	—	„	9 „
Gemeine Weibel	—	„	9 „
Führer	—	„	9 „
Feldscherer	—	„	9 „
Fahnenschmidt	—	„	8 „
Platner	—	„	8 „
Sattler	—	„	8 „
Corporal zu Fuß	—	„	6 „

„Die Discretion-Cortesie-Commandant- und Tafelgelder und alle dergleichen Auflagen, die über die gebührliche Verpflegung begehrt werden, sind nochmals gänzlich aufgehoben."

Das war die Regel: der Servis der Truppen konnte in Geld abgelöst werden; dieses Geld zu zahlen kam den Einwohnern der Gegend zu, welche den Truppen zum Quartier angewiesen war. Freilich war die Geldsumme sehr verschieden hoch gegriffen. Die Verfügung des Landesherrn war billig und gerecht, aber der gierige Übermuth des Generals, der an der Spitze seiner Soldateska ins Land kam, kannte, auch wenn es Freundesland war, mit dem man auf Kontributionsfuß stand, oftmals keine Grenzen. Ein paar Beispiele mögen das veranschaulichen.

Aldringer forderte in seiner Ordinanz v. 19. Oct. 1626 für die in Zerbst einquartierten Soldaten, für den Fall, daß die Bürgerschaft sie nicht in natura verpflegte anstatt der „Plätze" folgende Geldposten: [1])

Infanterie.

Einem Hauptmann auf sich und seine Diener wöchentl.	40	₰	
Einem Lieutenant auf sich nur	14	„	
Einem Fähnrich	10½	„	
Einem Feldwebel	4	„	
Einem Feldschreiber	2½	„	
Einem Furier	2½	„	
Einem Führer	2	„	
Einem Feldscherer	2	„	
Einem Corporal	2	„	

[1]) Ähnlich der Anschlag des Oberst-Wachtmeister Christof Wengersky d. d. 13. Dec. 1626 b. Krause I. S. 208. Doch verlangte er für einen Capitain 60 Thlr., wogegen die anhaltinischen Fürsten protestirten, die auf den Hauptmann nicht mehr als 40 Thlr. bewilligen wollten.

Digitized by Google

Einem Gefreiten Landpassaten und vom Adel $1\frac{1}{2}$ ₰
Einem Gemeinen Soldaten . . . . . $1\frac{1}{4}$ „

Cavallerie.

Dem Herrn Rittmeister wöchentl		40	Rthlr.
Dem Herrn Lieutenant	„	14	„
Dem Cornet	„	$10\frac{1}{2}$	„
Dem Wachtmeister . .	„	7	„
Dem Furier	„	$5\frac{1}{4}$	„
Einem Corporal . .	„	$3\frac{1}{2}$	„
Einem Reuter . . .	„	$1\frac{3}{4}$	„

Nach der Ordonnanz Herzog Georgs von Braunschweig-Lüneburg v. 1638 blieb es den Unterthanen jedes Orts freigestellt, für den Servis an Holz, Licht und Salz — nicht für den an Logis und Lagerstatt — „ein gewisses Servicegeld zu entrichten." Und zwar wöchentlich:

	Von Ostern bis Michaelis.		Von Michael. b. Ostern.	
Oberst Lieutenant	2 ₰	— Mgr.	3 ₰	— Mgr.
Major	1 „	18 „	2 „	9 „
Hauptmann, Rittmeister, Garnison-Commissario, Lieutenant, Adjudant, jedem . .	1 „	— „	1 „	18 „
Cornet, Fähnrich, Regimentsschulze, Secretario, Quartiermeister, Feldprediger, jedem	— „	18 „	— „	27 „
Sergeant, Corporal zu Pferd, Führer, Furier, Capitain d'armes, Musterschreiber, Profoß, jedem	— „	12 „	— „	18 „
Corporal, Feldscherer, Schmidt, Sattler, Trompeter, jedem	— „	9 „	— „	$10\frac{1}{2}$ „

Die in diesem Verzeichniß nicht genannten Officiere, werden denen, denen sie in der Gage gleich stehen, gleich gehalten.

Den hohen Officieren ist in dem Servisgeld erlaubt, ihr Holz zu ihrer Nothdurft in den Wäldern selbst anzufahren. Doch ist ihnen das Holz von den Holzförstern anzuweisen. Sie dürfen kein „fruchtbar Holz," und nicht mehr Holz als nöthig fällen, damit es nicht „zur Holzverwüstung ausschlage."

Rottmeister, gemeine Reuter und Knechte haben sich im Quartier bei des Wirthes Feuer und Licht zu behelfen. Und auch die Unterofficiere haben, wenn sie Holz, Licht und Salz in ihrem Quartier bekommen, kein Servisgeld zu fordern. Behelfen sie sich dagegen in des Wirths Stube und bei dessen Feuer, so erhält jeder von Ostern bis Michaelis 5 *gr.* und von Michaelis bis Ostern $7\frac{1}{2}$ *gr.*

Digitized by Google

Buntes.

Ein Original-Brief Dr. Ph. Nikolai's.

Mitgetheilt von A. Sinemus.

Die Lüneburger Stadt-Registratur birgt unter ihren reichen, für die Kulturgeschichte noch wenig gehobenen und nutzbar gemachten Schätzen u. a. auch ein Convolut Akten, „Religionssachen" betitelt. Unter diesen fand sich der nachstehende, bisher noch ungedruckte Brief Dr. Ph. Nicolais, des Dichters von: Wie schön leuchtet der Morgenstern — und: Wachet auf, ruft uns die Stimme.

Schon als Dichter dieser beiden unvergleichlichen Kirchenlieder, von denen das letztere als „geistliches Wächterlied" noch unverkennbare Anklänge an die „Tageweisen" und „Wächterlieder" des Mittelalters enthält,[1] hat sich Nicolai (geb. 1556 zu Mengeringhausen in der damaligen Grafschaft Waldeck, † 1608 als Hauptpastor an der St. Katharinenkirche in Hamburg) in der Geschichte der deutschen Literatur einen Platz für alle Zeiten gesichert, nicht minder aber auch durch seine sonstigen sehr zahlreichen Schriften, welche theils historischen und dogmatischen, theils erbaulichen und polemischen Inhalts sind. Was die Sprache Nicolai's anbetrifft, so rühmen an ihm die Wittenberger Professoren seiner Zeit „die Macht in Worten und sonderbare schöne Art, die Sachen richtig und wohl zu tractiren" (Dedecken, Vorrede zu Nicolais Teutschen Schrifften) und Dr. Gabert, der in diesem Jahrhundert wieder zuerst auf Nicolai aufmerksam machte,[2] sagt: „Sollte nicht unserem Nicolai ein Platz unter den ersten deutschen Schriftstellern seiner Zeit gebühren?" Diese Frage ist im Hinblick auf die gesammte literarische Thätigkeit des Mannes unbedingt zu bejahen, das harte Urtheil aber, welches Gervinus über Nicolai fällt,[3] wird widerlegt durch zahlreiche Zeugnisse seiner Zeitgenossen, wie denn auch Vehse (Gesch. der kl. Höfe V, 1856) sich recht günstig über ihn ausspricht. In neuerer Zeit ist das trefflichste Werk Nicolai's, welches sich eben so sehr durch Tiefe der Gedanken als durch lebensvolle Darstellung auszeichnet und ehedem sehr verbreitet war, „der Freudenspiegel des ewigen Lebens," von G. Mühlmann wieder herausgegeben worden; ebenso sind die auch in kulturhistorischer Hinsicht höchst beachtenswerthen Biographien über Nicolai von Curtze,[4] Rocholl[5] und Wendt[6] erschienen, von denen Curtze wohl über das bedeutendste, zum Theil noch ungedruckte Quellenmaterial verfügte, während Wendt im Vorworte seiner Schrift pag. VI. VII. sagt: „Nicolai hat, besonders während seines Aufenthaltes in Hamburg, mit ausgezeichneten Theologen seiner Zeit in Briefwechsel gestanden. Wenn uns dieser Briefwechsel erhalten wäre, so würden wir in ihm über manche Erlebnisse und Bestrebungen Nicolai's näheren Aufschluß finden. Wir besitzen aber diese Briefe nicht mehr." Um so erfreulicher ist es, daß sich hier in Lüneburg noch ein Original-Brief Nicolai's gefunden, der es wol verdient, in einer kulturhistorischen Zeitschrift veröffentlicht zu werden. Der Brief lautet:

---

[1]) Vilmar, Vorles. über die deutsche Literaturgesch. 1856. I. 277, 278; W. Wackernagel, Gesch. der d. Lit. S. 435 u. a.

[2]) Waldeck. Zeitschrift I. 59.

[3]) Gesch. der National-Lit. 1837. III, 3.

[4]) Curtze, Dr. Philipp Nicolai's Leben und Lieder. Halle, J. Fricke.

[5]) Rocholl, Das Leben Ph. Nicolai's. Berlin, Schlawitz.

[6]) Wendt, Dr. Philipp Nicolai. Vorlesungen ꝛc. Hamburg, Köhler.

Digitized by Google

Dem Achtbaren Vnd Wolgelarten Hern Georgio Hollant Burgern Zue Luneborg Meinem Insonders großgunstigen Hern vnd Freund, den 25. Aprilis Ao. 1608.

Ehrenhafter achtbarer Wolgelarter großgunstiger Her vnd Freund, Neheſt erbietung meines freuntwilligen Dienſtes vnd Wunſchung aller Wolfart von Gott dem almechtigen, Soll Ewer achtbaren gunſt auf ihr Schreiben Zur Kurzen antwort nicht verhalten, daß Doctor Samuel Huberus am nechſtvergangenen Mitwochen dieſes orts Angelanget, vnd Weil ehr Antibellarmini sui librum secundum den Hern Burgemeiſtern vnd Rathsverwanten Der Stätten Lübegk Hamburg Luneburg Wißmar Roſtock Stade ectr. dediciret vnd Zugeſchrieben, hat ehr ein gebunden Exemplar einem Erbarn Hochweiſen Rath dieſer Stadt ſelbſt offerirt vnd ein Honorarium (weiß aber nicht wie viel) dafur bekommen, Jmgleichen iſt Durch ihn ein ungebunden Exemplar auch einem Erwurdigen Ministerio Ecclesiastico dieſer Stadt von ihm offerirt worden, Derhalben Conventus pastorum geweſen, vnd laßen wir Vnß ſeine arbeit wieder Bellarminum wolgefallen, werde auch ſehen, daß ehr auß den Kirchen aerarijs vnd ſonſt von gutherzigen Chriſten ein Stewr bekommen möge, Iſt heute nach Stade verreiſet, Daſelbſt auch ein Exemplar Einem Erbaren rathe Zue offeriren, vnd wird nach drej oder vier tagen wieder hieher kommen. Zwejmal iſt ehr bej mir geweſen vnd hab ich ſeines paradixi halben de vniversalj electione Zum andernmahlen Ziemblich lang mit ihm conferirt Der hoffnung ihn mit freundlicher Unterrichtung dahin Zubewegen, daß ehr Dauon abſtehen, vnd alſo einhelliglich mit vnß wider die Caluinianer vnd Jeßwiter fur einen Mann ſtehen mochte: Wan ehr von Staden wieder kombt, werde ich ihn ad prandium Zu mir fordern, mit etlichen Herrn Collegis ex Ministerio nostro vnd in ihrer Gegenwart, abermahl verſuchen, ob ehr Zurecht könne gebracht werden [1]): Wolt ehr ſich weiſen laſſen vnd abſtehen, ſo wer er in den certaminibus contra Pontificos et Caluinistos ein gewunſchter Man, iſt Wolberedt, vnd Zeucht dem Bellarmino den Larua redlich ab. Seines Streites de Vniversalj Electione gedenckt ehr nirgendt Darin, hat auch verheißen, in den vbrigen Buchern (ſo noch folgen werden) Kein Wort dauon Zumachen: Was ferner durch Kunfftige Unterredung bej ihm Zuerhalten ſej, vnd Gott ſein gnade da Zue verleihen wirt, ſoll Ewer achtbaren gunſt folgend Zuwiſſen bekommen, Ich bin auch von meinem Jeßwiter [2]) Zum offentlichen ſtreit ſchrifftlich Zum andernmahl auffgemahnet vnd außgefordert: habe jetzt Refutationem Apologiae Pierane sub pricio,[3]) Sobald Daſſelbe verfertiget, werde ich dem Lojoliten publice Antworten: Vberſende dem Hern ein Exemplar meines Panegyrici in nouam Giessenae urbis Academiam: Weiß ſonſt nicht newes daß ich communiciren mochte.

Deßgleichen vberſende ich ewer Achtbaren gunſten die quitung über 50 Reichsthaler ſo am nechſtvergangenen Oſtern bedaget vnd erſchienen Dienſtfreundlich bittend der Her vnbeſchwerert ſein wolle, ſolch gelt maio nomine bey Der Kamerej abzufordern vnd heruber Zuſenden.

---

[1]) Scheint nicht den gewünſchten Erfolg gehabt zu haben, denn bald darauf erſchien: Ph. Nicolai ad D. Sam. Huberi confessionem de universali electione Responsum breve et christianum. (Lat. Werke Nicolais v. Dedecken, Th. I. pag. 495—502).

[2]) Nicolai gerieth im Jahre 1607 in einen heftigen Streit mit dem Jeſuiten Henricus Reverus, Prieſter der katholiſchen Gemeinde in Altona. Die intereſſante Schilderung dieſes Streites bei Wendt a. a. O. pag. 89—98.

[3]) Die letzte polemiſche Schrift Nicolai's gegen Urb. Pierius, reform. Pfarrer in Bremen, gerichtet, erſchien am 25. Aug. 1608. Näheres darüber Curtze a. a. O. pag. 206 und 207.

Digitized by Google

Auch hat Dieß M. Christofforus Barbarossa mir ein Tractatlein Zue perlustirnen gegeben, vnd gebeten laut sejnes beigefugeten Zettels, Daß es Zue Luneburg dem Buchhandler Johannj Stern mocht Zugestalt werden, Bitte demnach freuntlich, Der Her gegenwartigen Botten fortbefehlen wolle gedachtes Tractatlein an ernanten ort Zu bringen. Womit ewer Achtbaren gunstl. vnd den ihrigen ich wieder Zugefallen mit meinen Diensten sein Kan, thue ich mich Jederzeit freuntwillig erbieten.

Dieselben hirmit gottlicher gnad vnd almacht befehlendt. Datum Hamburg den 22. Aprilis Ao. 1608.

Ew. Achtb. gunstl. freuntwilliger
Philippus Nicolaj D.

Kölner Rathsverordnung bezüglich der unzüchtigen Geistlichen. Anno 1579 Freidags den letzten Dach des Monatz July hatt eyn Ehrbarer Radt in beiwesen der alter Hern Burgermeistern und Renthmeistern und den Hern von beiden Camern uß sondern bedencklichen ursachen verdragen, nemblich das die Hern Gwaltmeistern so jetzo seint und die hernachmaln gekoren werden zu halben Jaren wie auch die Dienern beneben iren gewonliche Eyde schweren sollen, das sie alle geistliche personen, Pfaffen, Canoniche und Mönche, so sie in unzuchtigen heüseren, bei unzuchtigen personen oder sunst in Ehebruch oder unzuchtigem ergerlichem leben befinden werden, keine von denen ußgescheiden, da der auch ein Prelat wehre, sampt den unzuchtigen personen strack hinder unser Hern vann Rade uff ire Torn und Custodien brengen sollen, damit die verwart werden, und sollen dern keine Ransuniren oder einiger gestalt sich mit denselben vergleichen uff straff unser Hern und fern neben den Heren Stimmmeisteren fleissig thundschafft darauff legen, dhamit solche unzucht (dadurch der Zorn Gotz erweckt) gestraifft und niemandz dairin übersehen werde.

Und damit den Gewaltmeistern und iren Dienern in diesem fal nichtz abgehe, insonderheit aber zu hanthabung gutter policei under frommen und unfrommen weibspersonen, hatt ein Ehrbarer Ratthe verdragen, das sie die Gwaltmeistern und ire Dienern allen pfaffen Mägden und Dyrnen, so uff der straßen betreden, rechtferdigen mogen, und da dieselbige golt oder Silber, vortt Flowel oder ander Seiden gewant an iren handenn, seitten oder leibe dragen, das seien Ringe, Gurdelen oder Metzern, Klaren, Maven, off andere geschmuck, sollen sie denselbigen strack abfordern, zu sich nemmen, confisciren und verkauffen mogen, und das Geld davon thomende zu irem und der Diener nutzen gebrauchen, one alle widerrede.

Sunst sollen die Gewaltmeistern bevelch haben, die pfaffen und pfaffenhoren, so ein haus sol Kinder haben und den Nachbauren zum bösen ergerlichen Exempell seyn, dergestalt das sollich ir unzuchtich leben Stadtkundich ist, anzugreiffen und hinder unsere Heren vom Rade zu brengen, unangesehen, das solliche unzucht alleyn in iren heuseren begangen ist.

Aber andere pfaffenhoren, die so gar offenbar nicht seyn und doch ir unzuchtig leben nicht leuchnen konnen, bekennen oder uberzeugt werden, sollen jarlichs eine jede umb zehen goltgulden zu boißen und solliche boiße zu gemeiner theilung lauth irer Rollen inzubrengen, alles sonder geferde und argelist.

Druckfehler. In dem Aufsatze: „Haus und Hof zur Zeit Walthers von der Vogelweide“ (Doppelheft 5 u. 6) muß es heißen S. 364 Z. 6 v. oben und S. 365 Z. 17 v. oben: Layener Ried, statt Lagener Ried; S. 381 Z. 3 v. unten: Egarten, statt: Eparten.

Digitized by Google

Ein Weimarischer Beamter des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Carl Freiherrn von Beaulieu-Marconnay.

Es ist eine unserer deutschen Entwickelung eigenthümliche Erscheinung, daß ein sogenannter Beamtenstand sich bilden, ausbreiten und selbst nicht ganz unwesentliche Förderungen für Geist und Gemüth darbieten konnte. Aus dem Berufe, dem sich eine ansehnliche Personenzahl widmete, konstruirte man einen Stand. Geschichtlich läßt sich dies erklären, insofern es eine Zeit gab, wo fast ausschließlich Glieder des Bürgerstandes jenen Beruf erwählten; aus ihm sonderte sich dann im wachsenden Gefühle der Wichtigkeit und des Einflusses eine Quintessenz ab, wie der Rahm im Milchtopf. Sich immer enger aneinander schließend im Laufe der Zeit, gehoben durch die vertrautere Beschäftigung mit den Wissenschaften, vorgezogen durch dynastische Interessen, und endlich sich aus sich selbst rekrutirend, entstand dann allerdings eine Kaste, die ihre besonderen Vorzüge und Fehler besaß. Mit dem vornehm klingenden, sonderbar zusammengesetzten Titel: „Büreaukratie" geschmückt, waltet sie bis heute unverdrossen ihres Amtes und bildet eine Säule unseres modernen Staates. Aber auf die Eigenschaft eines besonderen Standes machte sie neuerdings keinen Anspruch mehr.

Er hatte jedoch seine guten Seiten, dieser Beamtenstand der vorigen Jahrhunderte, und weiset eine Reihe stattlicher Räthe und Kanzler auf, die, treu ihrem Herrn wie ihrem Lande, als Hüter der Gesittung und Träger des Fortschritts gepriesen zu werden verdienen. Große Denkmäler sind ihnen nicht gewidmet worden, wie sie den Helden der Schlachten und verheerenden Kriegszüge gesetzt wurden; nur spärlich taucht hier und dort eine Erinnerung auf, die obendrein gewöhnlich auf den engen lokalen

Digitized by Google

Bezirk der früheren Wirksamkeit beschränkt zu sein pflegt. Desto mehr scheint es aber in unserer Pflicht zu liegen, derartige Spuren, wo sie uns aufstoßen, nicht unbeachtet an der Seite liegen zu lassen, sondern sie vor dem gänzlichen Untergang zu bewahren und ihnen ein breiteres Feld der Betrachtung zu verschaffen. Doppelt ist dies der Fall, wenn sie Schilderungen darbieten, die uns Zustände, Sitten, Gebräuche früherer Zeit in kleinen Genrebildern vorführen, aus denen immer noch etwas zu lernen ist.

Diese Gründe und Betrachtungen mögen die Mittheilung der auf den folgenden Blättern enthaltenen Aufzeichnungen aus dem Leben eines Weimarschen Beamten des vorigen Jahrhunderts rechtfertigen und entschuldigen. Sie rühren her von Christian Friedrich Schnauß, geboren zu Eisenach am 16. October 1722 und gestorben zu Weimar am 4. December 1797 als Geheimer Rath und Oberaufseher der Herzoglichen Bibliothek, des Münzkabinets und des freien Zeichnen-Instituts. Sein Leben umfaßt demnach eine nach vielfältigen Richtungen hin sehr interessante Periode.

Die Familie Schnauß kann ihre Genealogie durch eine ganz ansehnliche Zahl von Jahren nachweisen. In Gruners Beschreibung des Fürstenthums Coburg wird eines Cyriak Schnauß gedacht, welcher Apotheker gewesen und daneben eine Buchdruckerei angelegt hat. Da er um das Jahr 1546 gelebt hat, so fällt dies in die Zeiten des Kurfürsten Johann Friedrich und seines Bruders, des Herzogs Johann Ernst, welchem im Jahre 1542 die Pflege Coburg überlassen worden war. Es ist die verhängnißvolle Zeit der Schlacht von Mühlberg und der Wittenberger Kapitulation, in der die Ernestinische Linie die Kur verlor. Wir finden nun als ersten genügend beglaubigten Vorfahren den ehrenfesten Friedrich Schnauß, Bürger und Bildhauer zu Heldburg, einem Städtchen an der Rodach, im jetzigen Herzogthum Meiningen gelegen. Da die Entfernung von Coburg eine unbeträchtliche ist, so läßt sich annehmen, daß dieser Friedrich Schnauß, welcher im Jahr 1546 geboren wurde, ein Sohn jenes Cyriak war, der sich entweder schon mit seiner Familie, oder später als selbstständiger Mann in Heldburg niederließ. Er verheirathete sich mit Margaretha, der Wittwe des Pfarrers Eucharius Ebhardt zu Bercken in Franken, Tochter des Rathsherrn Nikolaus Bock-

Digitized by Google

heußen zu Heldburg, und starb im Jahre 1607. Sein Sohn, Eucharius Schnauß, geboren 1582, war Fürstlich Sachsen-Eisenachischer Kammerdiener beim Herzog Johann Ernst, welcher 1638 starb. Es läßt sich demnach vermuthen, daß er diesem seinen Herrn bis zu dessen Tod treu und gewärtig gewesen, da er selbst fünf Jahre später starb, im Jahre 1643. Er war verheirathet mit Elisabetha, gebornen Röhnin, und hinterließ einen Sohn, Johann Schnauß, welcher im Jahre 1624 das Licht der Welt erblickte, als Stadtbaumeister in Eisenach lebte und wirkte und bei seinem im Jahre 1681 erfolgten tödtlichen Hintritt aus seiner Ehe mit Elisabetha, gebornen Kallenbachin, drei Söhne zurückließ: Johann Christian, geboren 1657, Jeremias, geboren 1659, und Johann Balthasar, geboren 1667. Von ihnen interessirt uns hier nur der älteste, — doch mag erwähnt werden, daß der zweite als Pfarrer zu Ursprungen, einem Dorf im jetzigen Eisenachischen Amte Ostheim, — und der jüngste als Tuchmacher in Saalburg lebten.

Johann Christian, geboren am 14. April 1657, besuchte in seiner Vaterstadt Eisenach die deutsche Schule und dann das Gymnasium, wo er am 19. April 1678 seine valedictoriam de laude linguae hielt, und darauf bona cum pace entlassen ward. Er begab sich sofort auf die Universität Erfurt, woselbst er „eine avantageuse Condition" bekommen, so daß er nebst der Information seine Collegia juridica publica et privata bei den Professoren Grashof, Mayer und Brückner besuchen konnte. Im Februar 1680 wandte er sich nach Jena, wo er seine Studien mit Ostern des folgenden Jahrs beendigte. Unmittelbar darauf übernahm er eine Condition bei einem Herrn von Wangenheim in Sonneborn, bei dem er bis Neujahr 1683 blieb. Er erhielt sodann eine Hülfsstelle bei dem Amtmann in Ostheim und kam auf dessen Empfehlung im folgenden Jahre als Informator und Secretair zu dem Kaiserlichen und Gesammt-Fürstlichen Geheimen Rath Hiob Ludolph in Frankfurt, wo er viertehalb Jahre mit großem Vergnügen und Nutzen verblieben. Seine Rückkehr nach Eisenach erfolgte wegen seiner Anstellung bei der fürstlichen Rentkammer im Jahr 1686; vier Jahre später ernannte ihn der Stadtrath zum Kammerschreiber, 1706 zum Rathskämmerer und 1721 zum Bürgermeister. Von der Regierung ward er daneben noch als Landschafts-Deputirter und als Mitglied des Ober-Steuer-Direktoriums

Digitized by Google

bestätigt. Am 14. October 1727 ging er nach eingenommenem Mittagsmahl wiederum aufs Rathhaus, um als damaliger regierender Bürgermeister sein Amt zu verwalten; an der Rathstafel auf seinem Stuhl ward er von einem so heftigen Schlagfluß befallen, daß er sogleich todt geblieben, seines Alters 70 Jahre und 6 Monate. Sein Leichenstein steht auswendig an dem Rathsbegräbniß, und ist darauf ein stattliches Familienwappen ausgehauen. — Seine Gattin Maria Lucretia, Tochter des Kammerkastners Elias Eckardt Schneider, gebar ihm drei Söhne und drei Töchter, von denen wiederum nur der älteste Sohn hier in Betracht kommt.

Elias Friedrich Schnauß, geboren am 23. Juli 1691, ward auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt unterrichtet und verließ dasselbe Ostern 1711 mit der Abschiedsrede: de utilitate ex inimicis capienda. Er besuchte in Jena die Vorlesungen der Professoren Struve, Beck, Wildvogel und Anderer, und disputirte unter dem Erstgenannten de pace domestica. Zu Michaelis 1713 verließ er Jena und begab sich nach Gotha zu einem Vetter, dem Hof-Advokaten Walch, welcher ihn in die Praxis einführte. Im Jahre 1717 erhielt er den Acceß bei dem Sekretariat der Regierung in Eisenach, zwei Jahre später den Titel Sekretär mit einer Besoldung von jährlich 30 Thalern, und ward 1721 zum Registrator und Botenmeister mit einer Zulage von 100 Thalern ernannt, worauf dann nach vier Jahren noch eine weitere Zulage von 50 ℔ erfolgte. Im Jahre 1729 starb der Herzog Johann Wilhelm von Sachsen-Eisenach, dessen Sohn und Nachfolger Wilhelm Heinrich unsern Schnauß neben vielen Andern außer Dienst setzte, — selbstverständlich ohne Pension oder Wartegeld. Diese prekäre Lage dauerte bis zum September 1730, wo der Herzog ihn wieder zu Gnaden annahm und ihn zum Sekretär ernannte, jedoch mit einer Besoldung von nur 50 ℔! Hiermit mußte er sich bis zum Jahr 1733 begnügen, dann aber erhielt er seine frühere Stelle mit 200 ℔ Gehalt, 40 Scheffel jährlich Trankſteuer frei zu brauen, auf 6 Monate Lichter à 4 Pfund und etwas weniges pro examinatione derer Jenaischen und Allstedtschen Gerichts- und Advokaten-Gebühren.

Nach dem Tode des Herzogs Wilhelm Heinrich im Jahr 1741 fiel Eisenach an den Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar; dieser bestätigte unsern Schnauß in seiner Stelle, gab ihm 30 ℔ Zulage und

Digitized by Google

übergab ihm auch später das Archiv mit einer kleinen Gehaltserhöhung. In dieser Stellung blieb er bis zu seinem Tode, welcher am 25. Juni 1754 eintrat. Im Juli 1721 hatte er sich verheirathet mit Sabine Christine Chateau, Kammerjungfer bei der Frau Oberhofmeisterin von Schlotheim. Sie war die Tochter des Herrn Joseph du Chateau, weiland Professor publicus linguarum occidentalium auf der Universität Wittenberg. Gebürtig von Aix in der Provence, Sohn eines dortigen Procureur beim Parlament, sollte er Geistlicher werden, machte jedoch die Bekanntschaft der Hugenotten und trat in Genf zur reformirten Kirche über. Von dort kam er in die Dienste des Grafen von Stollberg-Gedern als Hofmeister bei dessen Sohn und heirathete eine Kammerjungfer der Gräfin, deren Vater, Hasenwinkel, kaiserlicher Trompeter und hernach Stadtfourier in Frankfurt a. M. gewesen. Das Ehepaar zog dann nach Halle, wo eine Tochter im September 1695 geboren ward. Bald darauf erhielt du Chateau vom Kurfürsten von Sachsen den Ruf nach Wittenberg, woselbst er im Jahre 1708 starb. Das Kind ward im Stift Quedlinburg erzogen und trat im Jahre 1714 bei Frau von Schlotheim in Eisenach in Dienst, bei der sie 7 Jahre bis zu ihrer Verheirathung blieb, ungeachtet die Herzogin und die Prinzessinnen sie gern für sich haben wollten. Diese Ehe war mit acht Kindern, 3 Söhnen und 5 Töchtern gesegnet; das älteste Kind war Christian Friedrich, der Verfasser der Lebens-Notizen, die wir hier mittheilen.

Wir sehen uns also einer ehrenwerthen Familie gegenüber, welche ihre Traditionen sorgsam pflegte und aus bescheideneren, rein bürgerlichen Verhältnissen in die höhere Klasse der studirten Herrn und der städtischen Magistratspersonen sich emporgearbeitet hatte. Charakteristische Merkmale dieser Abstammung und des angeerbten Familiensinnes treten nun auch bei unserm Christian Friedrich Schnauß überall hervor. Unermüdlich fleißig in den übernommenen Berufspflichten, treu ergeben seinem Fürstenhause, gilt sein hauptsächliches Sinnen und Trachten vorwiegend seinen amtlichen Geschäften; sein Umgang ist ganz auf die Familie und einige Freunde beschränkt; erst nach dem Tode seiner zweiten Frau, da zugleich seine Gesellschaft durch den Tod oder Wegzug mehrerer Freunde immer kleiner geworden, läßt sich der acht und sechzigjährige Greis 1790 in den Klub und in die Mittwochs-Gesellschaft aufnehmen, wobei jedoch

Digitized by Google

wesentlich der Grund mitwirkte: „weil meine Mädchen doch auch ein divertissement haben wollten." Ihn charakterisirt ferner die einfach christlich-religiöse Denkweise, die sich nirgends breit macht, aber stets unwillkürlich hervortritt, wo eine Veranlassung vorliegt. Wenn die Nothwendigkeit an ihn herantritt, in wichtigen, seine Gegenwart und Zukunft beeinflussenden Ereignissen einen Entschluß fassen zu müssen, geht er mit seinem Gott zu Rathe und kräftigt sich durch Gebet; es wird kein Kind getauft, ohne daß der Vater mit gewissenhafter Genauigkeit den Ort, den Pfarrer, die Pathen nennet und dann mit dem frommen Wunsche schließet, daß Gott der Allmächtige dieses Kind zu seiner Ehre und zu der Eltern Freude in Gottesfurcht, Zucht und Tugend heranwachsen lasse. Ebenso tritt eine rührende kindliche Ehrfurcht und Liebe den eignen Eltern gegenüber stets hervor, in kleinen Zügen sowohl, wie in der ausführlichen Beschreibung ihrer letzten Krankheit und Beerdigung, welche hier nur auszugsweise mitgetheilt werden konnten.

Andrerseits werden die politischen Ereignisse seiner Zeit nur angeführt, insofern dadurch Weimar und Eisenach berührt und in Mitleidenschaft gezogen wurden. Daher finden wir mitunter ausführliche Schilderungen der Durchmärsche von Truppen, wobei denn gelegentlich auch ein flüchtiger Blick auf die geschichtlichen Ereignisse geworfen wird, in deren Folge die ersteren stattfanden; — aber eine Erwähnung auch der wichtigsten welthistorischen Begebenheiten findet sich nicht vor, sobald diese nicht eine unmittelbare Rückwirkung auf Weimar und Eisenach haben. So z. B. wird der französischen Revolution von 1789 und aller in Frankreich stattfindenden Veränderungen und Vorgänge der folgenden Jahre nicht gedacht, — dagegen aber des Feldzugs in die Champagne und des späteren Vorrückens der französischen Armee Erwähnung gethan.

Ebenso eigenthümlich ist, daß der ganzen literarischen Gestaltung und Bedeutung Weimars während der Regentschaft von Anna Amalia und der Regierung von Carl August mit keiner Silbe gedacht wird. Es fällt dies um so mehr auf, als der Aufzeichner dieser Lebens-Notizen bei Gelegenheit der Anstellung Goethe's bereits Mitglied des Geheimen Conseils war und durch den Minister von Fritsch, als dieser sich jener Anstellung widersetzte, in die obschwebende Frage mit hineingezogen wurde, bei welcher Gelegenheit er ein motivirtes Gutachten gegen den beabsichtigten Austritt

Digitized by Google

des Ministers aus dem Staatsdienst abgab. [1]) Das in dieser Beziehung beobachtete Stillschweigen ist auch deshalb nicht genügend zu erklären, weil Schnauß keineswegs etwa der Literatur theilnahmlos gegenüberstand; er gefällt sich im Gegentheil mitunter in kleinen poetischen Erzeugnissen, und die Einwirkung der neuern Schriftsteller auf seinen Styl und seine Orthographie tritt ganz unverkennbar hervor. Auch nahm er bis in sein höchstes Alter lebhaften Antheil an den bildenden Künsten, zeichnete selbst in Pastell und gab auch gelegentlich seine Zeichnungen zu den Ausstellungen, die dann und wann in Weimar stattfanden; der bekannte Maler Kraus, der in so vielfältigen Beziehungen zu Goethe stand, gehörte zu seinen nächsten Freunden. Und sein persönliches Verhältniß zu Goethe war immerfort das allerfreundlichste; wir finden denselben unter den Gästen bei jeder Taufe, jedem Hochzeitfeste, welche seit 1775 in der Familie vorkamen, und Goethe selbst erwähnt seiner wiederholt in verschiedenen Briefen und in anerkennender Weise. [2])

Da wir nun bisher das Leben und Treiben in Weimar während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nur aus dem Gesichtspunkte der literarischen Bedeutsamkeit zu betrachten gewohnt gewesen sind, mag es immerhin nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, wie sich die dortige Welt in andern Köpfen spiegelte.

Wir lassen nunmehr den Verfasser selbst erzählen, der seine Aufzeichnungen mit folgenden Versen einleitet:

Du gabst mir Freuden mancher Art
Auch Leiden gabst Du mir,
Wodurch mein Herz geprüfet ward;
Für beides dank ich Dir!

Gefällt es Dir, Herr, meinen Pfad
Mit Rosen zu bestreun,
Wohl mir! Doch ehr ich Deinen Rath
Sollt' er mir dornigt sein!

„Herr, ich bin zu geringe aller der Barmherzigkeit und aller der Treue, die du an deinem Knechte gethan hast. Genes. XXXII. 10.

Ich bin geboren allhier zu Eisenach anno 1722 den 16. October

[1]) Siehe: Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch. Von Carl Freiherrn von Beaulieu-Marconnay. Weimar 1874. Seite 174.

[2]) Briefe Goethe's an Frau von Stein: Bd. 2, S. 25, 236, 243. Bd. 3, S. 184. Brief Goethe's an Minister von Fritsch, in: Anna Amalia, Carl August u. s. w. S. 215, 217.

Digitized by Google

Mittags zwischen 11 und 12 Uhr. Meine Pathen sind gewesen: 1) Frau Oberhofmeisterin von Schlotheim; 2) Mein Großvater, der Bürgermeister Schnauß.

Nachdem ich bis in mein achtes Jahr zu Hause und sonst in privat-Stunden und von verschiedenen Lehrern informiret worden, wurde ich Ostern 1730 von meinem lieben Vater in das hiesige Gymnasium und zwar in classem quartam eingeführt. In selbiger blieb ich bis Joh. 1733 und kam dann in Tertiam, deren Lehrer, der damalige Sub-Conrector Rudloff, kein sonderlicher Schulmann war, sondern zu alt und schläfrig. Ich kam daher sogleich Ostern 1734 mit hinüber in Secundam, unter den damaligen Conrector Grimm, bei welchem ich wiederum zwei Jahre gesessen, bis ich Ostern 1736 in Primam kam. Der damalige Director, Herr M. Johann Jakob Schatz wurde anno 1737 nach Straßburg als Gymnasiarcha und Bibliothecarius vociret. An dessen Stelle wurde der Professor Herr Johann Michael Heusinger zu Gotha anhero berufen; ein Mann von großer Gelehrsamkeit, der in graecis, in Latinitate pura und der Critic seines Gleichen suchte. Dieser brachte das während des interregni Scholastici gar sehr verfallene Gymnasium wieder in Aufnahme und ich habe diesem treuen Lehrmeister dasjenige, was ich in der Welt hauptsächlich gutes in litteris humanioribus und andern Schulstudiis erlernet, meistens zu danken.

Während meines curriculi scholastici habe ich das praemium diligentiae in allen Classen wo ich gesessen erhalten, wie solches die noch in der Schul-Bibliothec vorhandenen programmata ausweisen müssen. Unter dem Herrn Directore Heußinger habe ich 2 öffentliche Reden und eine öffentliche Disputation gehalten.

Ehe ich auf die Universität ging, hielt ich bei Serenissimo um ein Stipendium an, und Serenissimus setzten auf das Supplicat die gnädigste Resolution, ich sollte das beste Stipendium haben das vorhanden sei. Ich bekam also das Cammer-Stipendium à jährlich 31 Gulden 5 gr. 3 ₰ auf drei Jahre.

Nachhero habe ich noch ein Familien-Stipendium genossen, nemlich das Zelkische, von dem Stadtrath zu Jena, welches in 25 ℛ jährlich bestund und mir auf drei Jahre ausgezahlt worden. Es war zu Büchern bestimmt. So habe ich meistens jährlich 150 ℛ gehabt, wovon ich ganz

Digitized by Google

honett in Jena auskommen können, da ich 100 ℔ ordinarie von meinem Vater erhalten.

Anno 1740 habe ich meine Universitaets-Jahre angefangen. Ohngefähr 14 Tage nach Ostern reiste ich nach Jena ab und besahe unterwegens in Gotha und Weimar das merkwürdigste. Nachdem ich in Jena angelangt, trat ich in meinem Quartier, so schon bestellt war, ab, nemlich im rothen Hirsch in der Johannis-Gasse bei dem Kirchenrath und Professor Theologiae Hallbauer. In diesem Hause habe ich die ganze Zeit logiret, fast in allen Stuben, so lange ich in Jena gewesen, welches 3¼ Jahr ausmacht. Vor die Stube incl. Bett habe bezahlt auf dem Gange 14 ℔, vor die über der Hallbauer'schen Wohnstube 18 ℔ jährlich. Ich habe beständig auf meiner Stube gespeist und 16 Ggr. vor den Mittagstisch gegeben (i. e. wöchentlich). Ich bin nicht nur Senior im Hause worden, sondern auch bei der Landsmannschaft.

Außer denen ordentlichen Vorlesungen, welche ich besucht, habe mich auch in der lateinischen Sprache immer fester zu setzen gesucht. Dahero ich anno 1740 Michael als ein membrum ordinarium in die lateinische Gesellschaft aufgenommen wurde. Meine Antrittsrede, zwei Bogen stark, handelte de stili veterum Romanorum exercitationibus. In solcher Gesellschaft bin ich verblieben bis Ostern 1743, da ich öffentlich valediciret und de latinitate principum, über die Stelle in der güldenen Bulle: Electorum filii grammatica erudiri debent geredet. — Nächst diesem habe mich in der französischen assemblée unter Mr. Baron, und in der italienischen unter Mr. de Corsini, welche alle Sonnabende gehalten wurden, geübet, auch in letzterer 3 bis 4 gedruckte specimina, als eine italienische Neujahrs-Gratulation an Serenissimum Ernestum Augustum nomine der Gesellschaft und etliche Begleitungsreden ediret.

Nach der Intention meines Vaters und meiner eigenen Neigung wollte ich in Doctorem juris promoviren und auf Universitaeten bleiben, um einmal einen Professorem abzugeben. Allein Gott hat es anders gemacht.

Kurz nach dem anno 1741 erfolgten Tod Serenissimi Wilhelmi Henrici reiste ich nach Weimar und übergab ein lateinisches supplicat, worinnen ich um fernere Abgabe des Cammerstipendii, davon noch ein Jahr zurückstunde, bat, auch den Jenaischen Stadtrath verklagte, welcher

Digitized by Google

mit der Auszahlung des Zelckischen Familien-Stipendii so säumig war, daß ich gar kein Geld bekommen konnte. Ich ging mit einer adresse zu dem Geheimen Rath Langguth; dieser wies mich an den geheimen Secretaire Ludecus. Dieser nahm das Schreiben zu sich und meldete mir zur resolution, daß Serenissimo die Hand gefallen und wollte er gern auch etwas Teutsches von mir sehen. Ich reiste also zurück und fertigte ein dergleichen Schreiben mit allerhand Zeichnungen und verzierten Buchstaben. Ich übergab solches wieder, bekam aber keine resolution. Dieses geschah im Herbst 1741. Im Januar des folgenden Jahres erhielt ich schriftlichen Befehl, ich sollte sogleich nach Weimar kommen, Serenissimus wollten mich selbst sprechen. Ich reiste sogleich hinüber und hatte des andern Tags bei Serenissimo Audienz. Höchstdieselben fragten nach meinem Namen, Alter, Eltern, studiis und hundert andern Sachen; sprachen französisch und befahlen mir, was ich noch für Collegia hören sollte. Dieses war denn hauptsächlich die Mathesis und in specie die Architectur, das Jus publicum, die Moral, die französische und italienische Sprache ꝛc. Sie versprachen mir zugleich Dienste, wenn ich mich wohl hielte, und wollten mich bald wieder rufen lassen. [1])

Anfangs Juli 1742 bekam ich wieder Befehl zu Serenissimo zu kommen nach Ettersburg. Ich ritt hin und hatte des Abends von 7 bis 12 Uhr Audienz in Gegenwart des Stallmeisters und nachherigen Geheimenraths und Oberstallmeisters von Reineck. Serenissimus besahen meine Risse, die ich mitgebracht, wiesen mir verschiedene Curiositaeten, und fragten mich sehr Vieles von Jena, von den Professoribus, von den Studenten, von meinen studiis und dergl. Ich speiste am Cammer-Tisch und schlief bei Hofe. Die Zehrungs- und Reise-Kosten bekam ich ersetzt und reiste den dritten Tag mit vielem Vergnügen über Serenissimi Gnade und bei mir habenden Befehl, daß der Jenaische Stadtrath mir bei 1000 Dukaten Strafe meine rückständigen Stipendien-Gelder bezahlen sollte, nach Jena zurück.

Anno 1743 wurde ich auf Neujahr von der Radunanza Italiana bevollmächtigt, eine von mir Namens der Gesellschaft verfertigte und

[1]) Näheres über diesen originellen Fürsten findet sich in dem Werke: Ernst August, Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach. Kulturhistorischer Versuch von Carl Freiherrn von Beaulieu-Marconnay. Leipzig, Hirzel 1872.

Digitized by Google

gedruckte Gratulation zu überbringen. Ich that solches bei einer Audienz, und Serenissimus sagten, daß ich sogleich dableiben und meine Dienste antreten sollte. Ich speiste mit bei Hof und sollte nächsten Tages verpflichtet werden. Das Pferd hatte ich zurückgeschickt und logirte auf dem Gymnasio bei dem Herrn Pfarrer Ursinus, als damaligen Subconrectore, meinem ehemaligen Informatore. Ich wurde aber nach etlichen Tagen krank und bekam ein Brustfieber. Serenissimus bedauerte mich und sorgten für meine Verpflegung. Ich bekam Holz, Bett, Essen und Trinken vom Hof und der Leib-Medicus Müller mußte mich besuchen. Durch göttliche Güte wurde ich wieder hergestellt. Ich ging darauf alle Tage bei Hof, ließ mich sehen, aß und trank, und das war alles was ich that. Meine Verpflichtung wurde von einem Tage zum andern aufgeschoben. Zum Unglück starb der Prinz Felix; Serenissimus ließen sich hierauf in etlichen Wochen nicht sprechen, und sagten mir nachhero, als Sie mich einmal stehen sahen: ich sollte nur einstweilen wieder nach Jena reisen, und meine Sachen darnach einrichten, daß ich aufs erste Wort wieder herüber kommen könnte, da ich dann verpflichtet und angewiesen werden sollte. Ich reiste also zu Anfang Februarii abermals nach Jena zurück.

Unterdessen wurden mir drei Conditiones vorgeschlagen; 1) eine Hofmeisterstelle bei einem jungen Herrn von Korff in Kurland, mit 100 Rubel Besoldung, alles frei, und 50 Rubel Reisekosten. 2) bei einem Herrn von Adel im Dänisch-Holsteinischen, mit 100 ℳ Hamburger Banco Geld. 3) bei dem ForstCommissario Ludwig in Troystedt, welcher seinen Sohn in der Geometrie und den Sprachen festsetzen lassen wollte. Ich hatte große Lust die Stelle im Holsteinischen anzunehmen, und schrieb deswegen an den Herrn geheimen Secretair Ludekus, damit ich von Serenissimo Erlaubniß erhielte, außer Landes in Dienst zu gehen. Ich bekam aber keine Antwort, bis endlich gegen Ostern 1743 obgedachter ForstCommissarius Serenissimo erzählte, wie er einen Menschen in Vorschlag hätte vor seinen Sohn, welcher ihm im Zeichnen und Sprachen Lection geben sollte, und mich nennet. Hierauf sagte der Herzog zu Ludwig: „Nein, Alter! den bekommst du nicht, den habe ich vor mich schon ausgesucht und nehme ihn zu mir.“ Gleich bekam ich Befehl nach Weimar zu kommen und meine Dienste anzutreten.

Digitized by Google

Als ich nach Ostern dahin kam und Serenissimo meine unterthänigste Aufwartung gemacht, wurde ich sofort angewiesen, in der geheimen Canzlei mit zu arbeiten. Ich traf zu gleicher Zeit meinen lieben Vater in Weimar an, welcher nebst denen sämmtlichen übrigen Eisenachischen Räthen und Dienern dahin verschrieben worden, um die Revue zu passieren. Welches denn auch nach sechs Wochen geschah, Verschiedene abgedankt, Andere avanciret, noch Andere in ihren Posten confirmiret wurden. Mein Vater blieb Regierungs-Secretarius und bekam 30 ℔ Zulage.

In solcher Verfassung arbeitete ich fort, aß bei Hof, reiste mit nach Belvedere, und wußte immer noch nicht, was ich werden sollte oder was ich für eine Besoldung kriegen würde. Mein Vater mußte mich also noch immer erhalten, bis gegen Michaelis, da ich ordentlich verpflichtet wurde und meine Besoldung anging. Ich bekam den Titel eines geheimen Kanzlisten nebst 200 Gulden Besoldung und freie Tafel am Kammertisch. Dieses habe ich auch gehabt bis zu Serenissimi höchstseligem Ableben 1748, ob ich gleich schon vorhero war zum Secretario ernannt worden. Jedoch hatte ich über obige 200 ℔ Besoldung und 100 ℔ für Tisch annoch 18 ℔ Neujahrgeld und 100 ℔ Decret-Gelder, also im Ganzen 418 ℔ exclus. derer Praesente.

Von 1743 bis 1748 habe ich bei Serenissimo Ernesto Augusto erst als geheimer Kanzlist und nachher als Secretarius in Dienst gestanden. Ich mußte ihn immer auf seinen kleinen Reisen begleiten, und die ganze geheime Kanzlei vorstellen, ja sogar den Vortrag in wichtigen und pressanten Sachen, wie ein Geheimer Rath thun. Wenn ich es aber recht gut gemacht hatte, lobte mich zwar der Herzog, sagte dabei: ich dürfte mir nicht einbilden, daß ich sein Geheimer Rath wäre. Als er mir dieses auch einmal in Kaltensundheim nach dem unterthänigsten Vortrag durch den Kammerdiener Neuberg bei dem genommenen Abschiede nachrufen ließ, war ich so frei darauf zu antworten: er möchte nur sagen, ich wüßte es, denn meine Besoldung wäre nicht darnach.

Zu Ende des Jahres 1746 ging ich mit Serenissimo und einer starken suite nach Ilmenau, weil dazumal die Dauphine von Frankreich [1])

[1]) Maria Josepha, dritte Tochter des Kurfürsten Friedrich August II. von Sachsen, welche dann die Mutter der drei letzten bourbonischen Könige Frankreichs ward.

Digitized by Google

durch Eisenach passirte, und die Rudolstädtischen Herrschaften gleichfalls nach Ilmenau kamen. Derselbe kehrte bald nach Eisenach zurück; die Herzogin mit der Prinzessin Albertine und dem größten Theil des Hofes blieben in Ilmenau; daselbst bekam die Herzogin die Blattern und starb daran, am 2. März 1747. Von da an blieb der Herzog vollends in Eisenach, überlebten jedoch Dero Gemahlin nicht lange, sondern starben das Jahr darauf an einem Steckfluß am 19. Januar 1748 im 60sten Jahre Dero Alters. Des andern Tages früh war schon der Ober-Marschall von Moltke, als Herzoglich S. Gothaischer Commissarius, da und ergriff Besitz in Ansehung der von dem dasigen fürstlichen Haus vermöge des Testaments Serenissimi defuncti praetendirten Ober-Vormundschaft und Landes Administration, worüber nachhero mit S. Coburg und Meiningen ein großer Streit entstanden, welcher endlich anno 1749 durch einen Vergleich beigelegt worden, vermöge dessen S. Coburg die Ober-Vormundschaft über die Prinzessin und die Administration im Fürstenthum Weimar, und S. Gotha die Ober-Vormundschaft über den Erbprinzen (der auch nachhero nach Gotha gebracht worden) nebst der Administration über das Fürstenthum Eisenach erhielt.

Da die ganze geheime Canzlei nach Weimar transportirt wurde, so mußte ich ebenfalls mich dahin begeben. Daselbst war unterdessen der Herzog von Gotha selbst eingetroffen und hatte eine ansehnliche suite und auch einige geheime Secretärs und Kanzlisten mitgebracht; mithin hatte ich eigentlich nichts zu thun, als zu essen und zu trinken und zu erwarten, was aus mir werden würde. Ich hörte nun wohl, daß ich von dem Herrn geheimen Rath von Ziegesar in Vorschlag gebracht worden, daß ich bei der Weimarischen Landes-Administrations-Commission sollte angestellt werden; indessen hatte mein Vater nachgesucht, daß ich ihm in seiner Function als Regierungs- und Archiv-Secretarius in Eisenach möchte beigesetzt werden. Dieses wurde von dem Herrn Herzog von Gotha als Landes-Administratore approbirt und diesfalls das nöthige an die Eisenachischen collegia expedirt. Ich reiste dahero nach Eisenach zurück und wurde daselbst bei der fürstlichen Regierung den 15. März verpflichtet und als Secretarius, besonders im Archiv, gebraucht. Ich bekam aber nur 200 ℔ Besoldung, da ich

Digitized by Google

vorhero über 300 ℔ mit der Tafel, Sporteln, Präsenten ꝛc. gestanden hatte.

Nun hatte ich aber bereits seit etlicher Zeit an meine Verheirathung gedacht, und habe hierin Gottes Providenz besonders zu rühmen. Als ich anno 1747 auf Lichtmeß mit Serenissimo von Ilmenau mit einer kleinen suite nach Eisenach zurückreiste, wurde ich bei meiner damaligen Frau Muhme, der verwittibten Frau Dr. Kraußoldin vom Stadtrath einquartiret, und ließ es mir um so mehr gefallen, als mir in meinem Quartier sowohl von der Frau als der Jungfer Muhme alle Ehre und Höflichkeit wiederfuhr.

Diese Jungfer Muhme hatte bis anhero alle gehabte ziemlich vortheilhafte Parthien ausgeschlagen. Mich aber fing sie an mehr als andere Personen zu distinguiren, mit mir zu sprechen, spaziren zu gehen und dergleichen, welches sie bis dahero nicht gethan und mit Mannspersonen sich wenig eingelassen, vielmehr den Entschluß gefaßt hatte, im ledigen Stand zu bleiben. Da ich also merkte, daß ich der Jungfer Muhme nicht mehr indifferent war, meine Eltern solches auch gern sahen und fremde Leute uns stark mit einander vexirten, so wagte ich es, mich bei ihr anzutragen, worauf ich auch die Resolution erhielt, daß sie mir nicht abgeneigt und ich die einzige Person wäre, welche sie zu heirathen Lust hätte; ich müßte aber erstlich Secretarius sein und von Serenissimo den Consens haben.

Da nun der Hauptpunkt richtig, beiderseits Eltern es zufrieden, so wagte ich es endlich in Gottes Namen bei Serenissimo um den Consens in einem poetischen Supplicat unterthänigst nachzusuchen und um das Praedicat als Secretarius zu bitten. Ich mußte aber erstlich bei Serenissimo praeambuliren lassen, ehe ich de but en blanc mit meinem Supplicat hervorwischen durfte. Den 7. November 1747 mußte ich in Wilhelmsthal bei der fürstlichen Tafel von Serenissimo wegen der vorhandenen Verheirathung ein öffentliches Examen rigorosum ausstehen, nach dessen Endigung der Herzog mir einen Pokal mit Wein einschenken ließ. Endlich am Neujahrstag 1748 ertheilten mir Serenissimus das Praedicat als Secretarius nebst dem Consens zur Heirath.

Den 16. April 1748 habe ich mit meiner Braut ein feierliches Eheverlöbniß gehalten; ich that vor Tisch eine kurze Anrede an die Frau

Digitized by Google

Schwiegermama, worauf mir der Herr Ober-Consistorial-Assessor Kleß in ihrem Namen antwortete. Den 13. Juni habe ich mit meiner lieben Frau Christiane Sophie Kraußoldin Hochzeit gehalten. Meiner Braut habe ich keinen Schmuck oder Ring geschenkt; dagegen aber 40 Ellen französischen Stoff, weißer Grund mit lebendigen Blumen à 3 ℳ die Elle, und 20 Ellen Spitzen à 3 ℳ die Elle. Ich habe zum Bräutigams Rock ein aschgraues Kleid und eine hellblaue Weste mit einer silbernen französischen Lahn-Tresse machen lassen, nebst einem Hut mit silbernen Points d'Espagne. Ohngeachtet ich außer einer hübschen Eventaille, die 10 ℳ kostet, und einigen Kleinigkeiten der Braut nichts geschenket, so kostet mir doch meine Verheirathung auf 300 ℳ ohne meine eigne Kleidung.

Den 25. Juni 1754 ist mein lieber Vater Morgens gegen 8 Uhr in dem Herrn selig entschlafen. Er nahm sein Ende ohne Schmerzen bei völligem Verstande, gänzlich entkräftet durch eine Magen-Entzündung, so daß er keine Speise mehr zu sich nehmen konnte. Des Nachmittags vor seinem Tode hat er meine liebe Mutter, mich und meinen Bruder eingesegnet, und jedem die Hände aufs Haupt gelegt, eine Rede an ihn gehalten, und alsdann einen schönen Segenswunsch mitgetheilt. Donnerstags Abends, als den 27. Juni, wurde er in Begleitung des Ministerii und Schul-Collegen ganz in der Stille bei 24 Laternen beigesetzt und neben dem auf dem Gottesacker stehenden Leichenstein des Großpapa vor dem Raths-Begräbniß eingesenkt. Sein Alter war 63 Jahr, weniger 1 Monat. Die Leichen-Kosten belaufen sich nach der Specification über 70 Thaler und ist nicht das geringste Trauerstück dabei.

Im October dieses selbigen Jahres habe ich um vieler Ursache willen mein bishero getragenes eignes Haar abschneiden lassen und mir eine Perruque zugelegt. Die Beschwerden, sich alle Tage accomodiren zu lassen, und öfters auf den Friseur vergeblich zu warten, waren zu groß.

Das Jahr 1755 hat einen sehr strengen Winter gehabt, so daß vom Ausgang des Novembris 1754 bis Ausgang Martii 1755 Schnee und Eis nicht aufgehöret, und ist der Schnee im Februario so hoch angewachsen, daß die Gassen wie lauter tranchéen aussahen und von einem Haus zum andern ordentliche Gänge geschaufelt werden müssen. Wie in der Osterwoche der Schnee anfing zu thauen, liefen die Wasser entsetzlich

Digitized by Google

an, so daß die mehrsten Brücken weggeführt und die Felder verschlemmt worden. Hierauf folgte ein sehr warmes Frühjahr, so daß medio Aprilis bereits alles blühete und grün war.

Zu Ende dieses Jahres haben des Herrn Herzogs zu Sachsen-Weimar und Eisenach hochfürstliche Durchlaucht [1]) von Kaiserlicher Majestät veniam aetatis erhalten, auch hierauf die Regierung über Dero Fürstenthümer und Lande angetreten. Dieselben haben sich Tages vor dem neuen Jahre nach Eisenach verfügt und sind bis zum 21. Januar 1756 daselbst verblieben, binnen welcher Zeit in Weimar die Übergabe der Coburgischen Ober-Vormundschaftlichen Landes Administration mit dem anwesenden Herzog und Ober-Vormund, nach verschiedenen Strittigkeiten, berichtigt worden. An obigem Tage sind dann Serenissimus nach Weimar abgegangen.

Da ich nun, aller dagegen gethanen unterthänigsten Vorstellungen ohngeachtet, genöthigt worden, wenigstens auf eine Zeitlang mit nach Weimar zu gehen, um bei Errichtung des neuen Geheimen Raths Collegii und der geheimen Kanzlei mit zu arbeiten, so habe ich mich nicht entbrechen können, unter der Versicherung, daß ich wieder in Eisenach placirt werden sollte, den Ruf anzunehmen und mich zu der geheimen Secretairs Stelle zu engagiren. Den 24. Januar bin ich also von Eisenach abgegangen und habe hierauf zu Weimar das Decret als Rath und geheimer Secretarius erhalten mit 500 Thaler Besoldung. Im Anfang habe ich in Weimar aus dem Gasthof speisen müssen, wodurch ich ganz von appetit kam; die Mahlzeit kostete 4 gute Groschen. Später bin ich bei dem Herrn geheimen Botenmeister Hübler zu Tisch gegangen, die Woche für 1 Thaler und des Abends etwas kalte Küche.

Im Monat Februar desselben Jahres sind Serenissimus nach Braunschweig abgegangen und haben daselbst die Vermählung mit der Prinzessin Annen Amalien Durchlaucht glücklich vollzogen. Es ist niemand dahin mitgegangen als des Herrn Statthalters Excellenz und der Herr Hofrath und geheime Referendarius von Fritsch.

In dem Winter 1757 war die Frucht sehr theuer wegen des Krieges [2])

[1]) Ernst August Constantin, geb. 2. Juni 1737, für majorenn erklärt am 18. December 1755.

[2]) Der siebenjährige Krieg, dessen Ereignisse nach der Schlacht bei Kollin (18.

Digitized by Google

und kostete die Eisenachische Metze Korn 8 bis 9 gute Groschen und nach proportion die übrige Frucht.

Den 28. Februar bin ich mit Serenissimo nach Eisenach auf den Landtag abgegangen. Ich verhoffte draußen zu bleiben und in Eisenach placirt zu werden, weshalben ich durch die Herrn geheimbde Räthe bei dem Herrn Statthalter alle Vorstellung thun ließ. Allein er wollte mich nicht fortlassen, doch erhielt ich die Versicherung, daß es, so bald es möglich, geschehen solle. Ich reiste also den 12. Mai wieder mit der Suite nach Weimar zurück.

In der Mitte des Augusts fing die dem Kaiser gegen Preußen zu Hülfe kommende französische armée unter dem Prinzen Soubise colonnenweise aus dem Fuldaischen durch Eisenach nach Erfurt zu marchiren an. Sie war 24000 Mann stark. Der Statthalter ging nach Eisenach, um Anstalt zu machen, und nahm den Herrn Hofrath und geheimen Referendarius von Fritsch mit sich. Ich mußte also malgré moi in Weimar bleiben, um die Kanzlei zu dirigiren und die Unterschrift bei Serenissimo besorgen, zumalen man die Niederkunft der Durchlauchtigsten Herzogin alle Tage vermuthete, da es dann freilich nöthig war, daß jemand die darbei vorfallenden Expeditiones besorgte.

Als aber die Kaiserliche und Reichs Armée, so den Namen einer Executions-Armée führte, unter Commando des Prinzen von Sachsen Hildburghausen aus Franken nach Erfurt zu marchirte, um sich daselbst mit der französischen armée zu vereinigen, — hiernächst von beiden arméen ganz erstaunliche Lieferungen in beiden Fürstenthümern ausgeschrieben wurden, — hiernächst die Kaiserlichen Husaren in denen hiesigen Landen sich einlagerten, der französische General Turpin von der Richelieu'schen Armée in Nieder-Sachsen auf 120,000 Thaler Contributiones ausschrieb und überall große Noth entstund, — wurde der Herr Statthalter, als die größte Hälfte der französischen Armée bereits durch Eisenach durch war, anhero zurückbeordert, um hier ebenfalls die nöthigen Einrichtungen zu machen, wenn die combinirte Armée von Erfurt ins Churfächsische marchiren würde.

Weilen sich die französische armée noch nicht alle zu Erfurt ver-

Juni 1757) noch in demselben Jahre auf Sächsischen und Thüringischen Boden verlegt wurden.

Digitized by Google

sammelt hatte, auch die Reichsarmée noch meistens zurück war, welche sich mit derselben conjungiren sollte, so zog sich alles aus Erfurt nach Eisenach zurück und verschanzte sich daselbst auf dem Goldberg und Predigerberg nach Stedtfeld zu. Dadurch gerieth nun die gute Stadt in große Noth; denn nach der Conjunction waren beide armées auf 35 bis 40 tausend Mann stark. Keine fourage und vivres waren hinlänglich da. Dahero ward fouragirt und geplündert, daß kaum 4 Dörfer gewesen, so nicht spoliirt. Ja, in der Moßbach und Unterellen sind die Kirchen beraubet, die Kelche, Altartücher ꝛc. spoliirt und ärger gehauset worden als von den Tartaren. Alle Gärten und Gartenhäuser wurden ruinirt, alle Bäume abgehauen; die Kirchen zu St. Nicolai und zu St. Annen zu Magazinen, — das Waisenhaus nebst der Kirche, desgleichen die Klemda zu Lazarethen gemacht. In summa es ging erbärmlich zu. Der Schade, den meine Schwiegermutter gehabt, beläuft sich ohne die Einquartierungskosten auf 353 Thaler. Ich aber mußte in Weimar Höllen-Angst ausstehen, da meine Familie so verlassen und in Gefahr war und ich ihr nicht helfen und auch nicht wegkommen konnte.

Unterdessen nun die armées wieder vorrückten, geschah es, daß am 3. September Morgens früh um 6 Uhr die Durchlauchtigste Herzogin mit einem Erbprinzen, welchem in der Tags darauf erfolgten heiligen Taufe der Name Carl August gegeben ward, glücklich entbunden worden.

An demselben Tage rückten 380 Mann Kaiserliche und Reichs Völker in hiesige Stadt zur Besatzung ein. Kurz darauf wurde alles Gewehr nebst Pulver, desgleichen die zwei größten Kanonen à 12 ℔ aus dem hiesigen Zeughause nach Erfurt abgeführt. Am 10. marchirten diese Völker alle wieder zurück nach Erfurt, weil Nachricht kam, daß der König in Preußen im Anzuge wäre, der dann auch zwei Tage darauf in Buttelstedt und Neumark mit seiner armée einrückte und Tages darauf in Erfurt einzog.

Nachdem der König in Preußen von Erfurt nach Buttstädt gezogen, kam die Avantgarde der französischen und Reichsarmée wieder zurück von Erfurt und ging über Jena und Dornburg ins Churfächsische, dem nach und nach viele Colonnen und Regimenter der Reichsarmée folgten. Die französische armée aber ging hinter dem Ettersberg die Landstraße

Digitized by Google

über Buttelstedt und Auerstädt nach Naumburg, Weißenfels ꝛc. Der Prinz von S. Hildburghausen sowohl als der Prince de Soubise gingen durch Weimar, aber ohne einzusprechen. Vielleicht schämten sie sich wegen der Grausamkeiten in Eisenach.

Den 2. November bin ich nach Eisenach abgereist, da mich der Herr Vice-Kanzler Göckel bei dem Herrn Statthalter ausgebeten, um bei der starken Arbeit zumalen in der französischen Correspondenz ihm zu assistiren.

Den 5. November hat der König in Preußen bei Roßbach die Reichs- und französische armée, so bei 60 tausend Mann stark gewesen, mit 20 tausend totaliter geschlagen und zerstreut, davon den 7. und folgende Tage sehr viele flüchtige, blessirte und bagage hier angekommen und nach Kassel und Meiningen gegangen. Auch kamen vom 24. bis 29. noch 10 Regimenter der Soubiseschen armée mit der Generalitaet hier durch nach Hanau zu.

Den 2. Februar 1758 war das Jubilaeum der Universitaet Jena. Ich wurde von der dasigen lateinischen Gesellschaft als ein membrum honorarium durch ein besonderes Schreiben invitirt; da ich aber von Eisenach nicht abkommen konnte, so excusirte mich in einem lateinischen Antwortschreiben, so in der Historia der Jubelfeier von der Gesellschaft mit eingedruckt zu finden.

Nachdem nun im Februar und März die alliirte armée durch ein Corps Preußischer Truppen verstärkt worden, rückte dieselbe von Stade aus vorwärts gegen die Franzosen und vertrieb solche mit erstaunlicher Geschwindigkeit aus Hannover, Braunschweig und Hessen bis über den Rhein zurück, wobei die Franzosen sehr viel eingebüßt. Dadurch wurden wir in Eisenach der zu Kreuzburg, Berka und Gerstungen einquartirten französischen Regimenter auch ledig, und die in der Stadt noch befindlichen Franzosen mit dem Magazin und Lazareth nahmen auch ihren Abschied.

Ich hoffte noch immer in Eisenach zu bleiben, allein zu Anfang Aprils kamen etliche Briefe hinter einander, worinnen ich beordert wurde wieder nach Weimar zurückzugehen, und daß der Herr Statthalter es zu meiner Verantwortung ausstellen wollte, wenn ich nicht käme. Da ich nun nicht wider den Stachel lecken konnte, mußte ich nach traurigem

Digitized by Google

Abschied von meiner betrübten famille mich auf den Weg machen und langte den 15. April wieder in Weimar an. Ob ich nun gleich von dem Herrn Statthalter ganz freundlich empfangen wurde, so traf ich doch Serenissimum sehr krank an. Man wollte zwar immer mit Hoffnung und Besserung trösten, allein die Krankheit wurde ärger und degenerirte zur völligen Schwindsucht und Hektik, so daß Sie gänzlich auszehrten.

Den 28. Mai Morgens ¼ auf 5 Uhr sind Serenissimus höchst selig verschieden. Um 6 Uhr wurden die testamentarischen Dispositiones eröffnet und publicirt, und weil in dem Codicill der Herzog von Braunschweig zu curatore personae der hinterlassenen Frau Wittbe Durchlaucht und so lange dieselbe nicht majorenn oder veniam aetatis erlanget, zum Landes Administratore verordnet, so nahm sogleich der Herr Statthalter, welcher dazu von Braunschweig Vollmacht erhalten, die Obervormundschaftliche Pflicht und Eid von denen Collegiis ab. [1])

Nachdem endlich auf wiederholtes Suppliciren ich die Erlaubniß erhalten, wieder nach Eisenach in meine vorige Station zurückzukehren, zumalen mein Bruder das Decret als würklicher secretarius bei der geheimen Kanzlei erhalten — so reiste ich den 21. September von Weimar ab und gelangte den 22. zu Mittag glücklich in Eisenach an. Meine famille traf ich ganz wohl an, und wurde im November der Anfang gemacht, daß die Kinder 2 Stunden des Tags informirt wurden. Der accord war mit Mr. Stöpeln auf 12 ℳ jährlich geschlossen.

Den 26. October wurde mir von der Frau Herzogin und Obervormünderin auch Landes-Regentin zu Weimar hochfürstliche Durchlaucht, ohne mein Ansuchen, sondern aus eigner Bewegung, die Stelle eines Regierungs-Assessoris cum voto allhier gnädigst anvertraut und das Decret sub eodem dato ausgefertigt. Ich behalte dabei meinen caractère, nebst bisheriger Function und Besoldung. Auch mußte ich zugleich die Function eines geheimen Secretarii in dem Departement derer Publicorum und Militarium beibehalten.

Der Winter in diesem Jahre war sehr hart; überdem hatten wir

[1]) Die authentische Darstellung dieses Aktes sowie der durch jenes Codicill hervorgerufenen Verwicklungen findet man in dem schon citirten Werk: Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch. S. 15—38.

Digitized by Google

2 Esquadrons preußische schwarze Husaren, und einige hessische Grenadiers Compagnien im Winterquartier.

Das Jahr 1760 ist eins der denkwürdigsten vor mich gewesen, weilen meine liebe Mutter darinnen gestorben. Sie war im 65sten Jahre ihres Alters und hatte bereits seit etlichen Jahren an einem starken Husten gelitten. Im Winter stellte sich ein schleichendes Fieber ein, so daß sie seit Februar wenig mehr vom Bette gekommen. Ich hätte sie gern noch einmal in Weimar besucht, allein die viele Arbeit und Weite des Wegs wollte es nicht gestatten. Sie hat mir und meinen Kindern ihren mütterlichen Segen durch meinen Bruder ertheilet. Gott vergelte es ihr in der Ewigkeit, Amen!

Im Herbste dieses Jahres haben wir sehr starke Fourage-Lieferungen in die französischen Magazine gehabt. Nachhero sind wir mit starken Durchmärschen und Einquartierung von dem Französischen und Sächsischen Corps des Prinzen Xaverii Königliche Hoheit und des Comte de Stainville heimgesucht worden, so daß manchmal 2 bis 3000 Mann in der Stadt einquartirt worden. Nachdem wir dieselbe den ganzen Winter über gehabt, so geschah es, daß diese Truppe, im Monat Februar einige Streifungen in das Churfächsische thaten, und ein Preußisches Frei-Bataillon gefangen bekamen. Es zogen sich hierauf ein Corps Preußen und Alliirter zusammen und repoussirten die gegenseitigen Truppen aus dasiger Gegend und am Sonntag Reminiscere den 15. Februar 1761 kam es bei Langensaltz zu einer starken Action, wobei die Sachsen auf 3 bis 4 Bataillons und 7 Canons verloren. Der Ueberrest kam ermeldten Tags sämtlich anhero zurück und blieben allhier, bis den 17. ejusdem Mittags die Alliirten unter den Generals Sporcken und Luckner anrückten und die Französischen und Sächsischen Truppen aus der Stadt und ganzen Gegend delogirten; auch kam es in der Stadt und Georgen-Vorstadt zu scharfen Scharmützeln zwischen den Französischen Dragonern und Schweizern und den alliirten Jägern und Husaren. Es war ein rechter Angst- und Schreckenstag. Die Magazine sollten angesteckt werden; man mußte Geld über Geld geben, daß es nicht geschahe. Als die Canons gingen, dachten die Inwohner, es wäre um die Stadt geschehen. Endlich wurde man des Scharmuzirens und Schießens auf denen Straßen gewohnt. Meine famille brachte

Digitized by Google

ich auf den Gang im Hinterhause in Sicherheit. Die mehrsten Leute, zumalen in der Vorstadt, krochen in die Keller.

In der Mitte des Juni kam das Sächsische Corps unter Commando des Prinzen Xaverii Königliche Hoheit von Würzburg zurück und hielt auf 10 Tage lang Stilllager in hiesiger Stadt und nächstgelegenen Dorfschaften. Wobei die viele darbei befindliche Französische Cavallerie mehr als 20,000 Fourage-Rationen aufzehrte und mehr als 100 Wagen mit Heu nachgeführt werden mußten. Dieses Corps ging hierauf zu der bei Kassel versammelten großen Französischen Armée ab.

Mit Anfang des Herbstes im folgenden Jahre 1761 gingen die Wagenstellungen und Lieferungen vor die Französische armée auf das neue an, und die Theuerung nahm sehr überhand. Mehr als 50 Regimenter, meistens Cavallerie, gingen durch das hiesige Land, und wir bekamen den größten Theil des Sächsischen Corps in die Winter-Quartiere. Diese dauerten bis mitten in den Juni 1762 hinein, da die Truppen erst alsdann in die Campagne gingen. Durch die starke und lang anhaltende Einquartierung, den Aufkauf aller Früchte und Victualien, und das schlechte Geld stieg die Theuerung dergestalt, daß 1 Metze Korn 2 ℔, 1 Pfund Butter 1 ℔, 1 Huhn 12 gr., 1 Paar Schuhe 3 Thaler ꝛc. nach proportion kostete, welches ein großes Elend, Jammer und Klagen verursachte. Da der Friede zwischen Frankreich und Engelland in diesem Jahr noch zu Stande kam: so wurden die hiesigen Lande auch etwas soulagirt, und wir blieben von Winterquartier frei. Die Theuerung fiel auch etwas: die Metze Korn auf 1 Thaler ꝛc. nach proportion.

Im Anfang des Jahres 1763 kam auch endlich der Friede zwischen der Kaiserin Königin und dem König in Preußen zu Hubertsburg zu Stande. Es wurde dieserwegen auch allhier und im ganzen Lande das Friedensfest den 1. Mai mit allen Solennitäten gefeiert. Dadurch und durch Reduction der bisherigen schlechten Münze auf gute Münze nach dem Conventions-Fuß wurden die alten Preise der mehrsten Sachen, außer derer Consumptibilium, e. g. des Viehes, wieder hergestellt. Besonders gab Gott eine sehr gesegnete Ernte. Es fiel auch das Korn bis auf 4 gr. und die Gerste bis auf drei gr. herunter. Das

Digitized by Google

Brauloos wurde wieder vor 24 Thlr. verkauft und die Zeiten wurden überhaupt wieder ruhig und wohlfeil.

Den 24. October wurde Serenissimae hoher Geburtstag gefeiert, an welchem ich die Gnade hatte, von Höchstdenenselben zum Regierungsrath ernannt zu werden, jedoch ohne Besoldungszulage.

Am 1. November wurde der Landtag eröffnet und am 16. geschlossen. Ich habe 50 Thaler von denen Herren Ständen zum Douceur erhalten.

Da im Jahre 1764 der Fischbergische Vergleich mit dem Stift Fulda zu Stande gekommen, in welcher Sache ich bishero seit dem Absterben des Herrn Vice-Kanzlers Witsch die Feder geführet und sehr viele Arbeit gehabt: so haben Serenissima von denen 100 Ducaten, welche von Fulda dem Herrn Geheimen Legations Rath von Fritsch als geheimen Referendario offerirt worden, und dieser solche zu meinem faveur großmüthig ausgeschlagen, mir 60 Stück und der Kanzlei die übrigen 40 Stück assigniret.

Im Jahr 1766 am 14. Mai legte sich die Frau Schwieger-Mama mit Hitze und Frost, und wurde bald so schlimm, daß sie in Todesgefahr war. Meine liebe Frau hatte sich darüber so sehr erschrocken, daß sie selbst eine Krankheit bekam und darüber leider ins Grab mußte. Die Inflammation nahm immer zu und es trat am Trinitatis Fest bereits der Brand ein. Am 26. Mai entschlief sie unter andächtigem Gebet der Umstehenden ohne die geringste veränderte Miene oder Zucken sanft und selig in dem Herrn, Nachmittags 2½ Uhr. Wodurch ich also zu einem betrübten Wittber, die hinterlassenen 4 Kinder aber zu mutterlosen Waisen worden. Am Abend den 28. Mai wurde meine selige Frau bei Laternen beigesetzt. Die Leichenkosten betrugen 250 Thaler, ohne was wir an Kleidungsstücken schon gehabt haben. Die Frau Mama hatte sich unterdessen wieder so weit erholt, daß sie doch die vornehmsten Anstalten machen können.

Im Jahre 1767 am 3. März starb an einer Brust-Krankheit und Auszehrung mein jüngstes Töchterlein Louise Henriette. Am 15. December starb meine Tochter Christiane Friederike Sophie an den Blattern, ihres Alters 8 Jahre 3 Monate 19 Tage.

Den 6. Juni 1768 Nachmittags 4 Uhr verschied ganz unvermuthet

Digitized by Google

an einem Schlagfluße, eben da sie eine Tasse Kaffee trinken wollte, meine im Leben vielgeehrteste Schwiegermama, Frau Doctorin Anna Christina Kraußoldin, im 71. Jahre ihres Alters.

Mit dem Jahre 1769 fängt sich eine neue Epoque meines Lebens an. Es hatte mir Gott nicht nur im Jahr 1766 meine liebe Frau, nach ihr die zwei jüngsten Kinder und endlich im vorigen Jahr meine Frau Schwiegermutter weggenommen, so daß ich mit meinen zwei ältesten Kindern allein übrig geblieben, und mit der alten kränklichen Magd Margarethe den Haushalt führen mußte. Da mir aber solches bei meinen Amtsgeschäften sehr schwer fiel und meine Tochter noch eine Erziehung brauchte, so wurde mir von jedermann, in specie aber von des Herrn Geheimen Raths von Greiner Excellenz, von dem Herrn Geheimen Rath von Fritsch, und von allen Bekannten und Verwandten ernstlich angerathen, mich wieder zu verheirathen. Als ich nun mich dieserhalb zuförderst zu Gott gewendet, und ihn, daß er mir, was hierunter mir am zuträglichsten sein möchte, eingeben sollte, herzlich angerufen; auch mir verschiedene Personen so wohl allhier als auswärts vorgeschlagen worden: so blieb mein Herz am Ende doch allzeit bei derjenigen Person stehen, die ich mir schon erwählt hatte, ehe ich darvon gegen jemanden etwas merken lassen. Diese Person war des hiesigen Herrn Forst-Verwalters Deußing jüngste Jungfer Tochter, Christiane Charlotte. Ich suchte also mit meiner Geliebten näher bekannt zu werden und eröffnete mein Vorhaben dem Oncle, Herrn Christoph Kühn, welcher auch nebst seiner Schwester, der Frau Hofräthin Thöllden, die Sache bei dem Herrn Forstverwalter dahin praeparirten, daß ich den 25. October 1768, an welchem Tage ich eben communicirt und Gott um seinen Segen und Beistand angerufen hatte, das Ja-Wort von dem Herrn Schwiegervater holen konnte. Welches ich auch erhielt, jedoch versprechen mußte, mit der Hochzeit bis ins künftige Jahr zu warten. Ich ließ nachhero meinen beiden lieben Kindern den Herrn Ober Consistorial Assessoren Hoffmann zum curatore bestellen, und ajustirte die Ehe pacta, in welchen ich meinen Kindern 6000 Thaler zum voraus vermachte, und mich überall so gegen sie bezeigte, als ich es in meinem Gewissen zu verantworten getraute. Nachdem nun sothane Ehepacta von Fürstlicher Regierung confirmirt und zum Hochzeitstag der 3. Februar 1769 angesetzt wor-

Digitized by Google

den, also sind wir beide Brautleute ermeldten Tages, Abends um 5 Uhr, in des Herrn Schwiegervaters Haus auf dem Saal von des Herrn General Superintendenten Köhler Magnificenz getraut worden.

Den 6. Juli bin ich als Commissarius zu Untersuchung der Beschwerden gegen den Stadtrath zu Creutzburg abgegangen und habe mich 16 Tage lang auf dem Schlosse dort aufgehalten. Den 4. October bin ich als erster Commissarius zur Conferenz mit Hessen nach Vacha abgereist. Mein Concommissarius ist der Herr Regierungsrath von Moltke gewesen. Wir sind 8 Wochen daselbst geblieben und wegen der bösen Witterung und anderer Umstände ist der Aufenthalt nicht so gar angenehm gewesen.

Den 1. Januar 1770 ist mein Schwiegervater, Herr Forst Verwalter Deußing an einem Brustfieber selig verschieden. Bei der spätern Theilung der Erbschaft ist das Haus mit Hof und Garten in der Nonnengasse von meiner Frau für 2000 Thaler angenommen; hat aber gewiß 4000 ℳ zu bauen gekostet. Den 1. Mai sind wir in dieses Haus gezogen, und ist dagegen das in der Georgengasse vor 80 ℳ Miethgeld an den Herrn Major von Pawel auf 5 Jahr vermiethet worden.

Den 22. Mai bin ich von Serenissima Regenti zum Hof- und Regierungsrath mit einer Besoldungszulage von 150 ℳ bestellt worden. Ich habe also gehabt 784 ℳ.

Den 7. April 1771 starb mein Schwager, Herr Amts-Advokat Carl Deußing. Von der brüderlichen Erbschaft betrug es meiner Frau außer den Mobilien an Capital 1327 ℳ.

Den 9. September hat mein Sohn in dem Fürstlichen Gymnasio perorirt und zugleich valedicirt. Seine oration handelte de Latinitate principum. Den 10. October ist er nach Jena gezogen, Gott gebe ihm Glück und Segen zu seinen studiis, darmit er gesund bleibe, und ein brauchbares Mitglied der Republik werde!

In diesem und dem folgenden Jahre haben wir von der großen Theuerung und Hungersnoth sehr viel ausgestanden. Als in Frankreich, Elsaß, Schweiz und Italien einige Jahre her die Früchte nicht gerathen und daraus eine ziemliche Theuerung entstanden: so suchten sie sich dadurch zu helfen, daß sie aus Deutschland eine große Menge Früchte zogen. Die vordern Kreise verkauften ihre Früchte und Vorräthe übertheuer an

Digitized by Google

ihre Nachbarn und griffen sodann hinter sich, und nahmen aus denen zurückliegenden Kreisen ihre Bedürfnisse wieder. Und so wurde Deutschland von Vorräthen ziemlich entblößt.

Da nun vorhero die Frucht wenig und das Korn nicht viel über 3 *gr*, und die übrigen Früchte nach proportion, die Eisenachische Metze gegolten hatte, und nunmehro ein besserer Preis entstund: so verkaufte jedermann und sogar die Fürstlichen Kammern von ihren Vorräthen.

Es fielen aber die Erndten in den Jahren 1769 und 70 schlecht aus. Keine Vorräthe waren mehr im Lande. Man sah die Theurung und Noth voraus. Man fing überall in denen Fruchtländern die Ausfuhr der Früchte und sogar der Victualien zu verbieten an. Andere retorquirten so gut als möglich. Keine Vorstellung, communicationes ꝛc. halfen nichts. Die Korn-Wipper profitirten davon. Der Preis der Früchte stieg von Markttägen zu Markttägen immer höher, so gar bis die Eisenachische Metze auf 22, 23 *gr*, ja bis auf 1 ℔ zu stehen kam, welches das Armuth nicht bezahlen konnte und zu verschmachten anfing, und zu andern Dingen, ja sogar Wurzeln, Baumrinden, Stroh und dergl. Dingen seine Zuflucht nahm, woraus dann allerhand epidemische Krankheiten und faule Fieber entstanden, welche in den meisten Gegenden Deutschlands große Verwüstungen und Sterben anrichteten.

Das Fürstenthum Eisenach bauet in guten Jahren kaum die Hälfte dessen, was es an Früchten consumirt, und zieht das mehreste darvon aus den Churſächsischen, Gothaischen und Erfurtischen Landen. Da nun diese die Ausfuhr gesperrt hatten: so war dieses Fürstenthum und die Stadt der größten Noth ausgesetzt. Um nun diesem Elend so viel als möglich abzuhelfen, die Hungrigen zu sättigen und die Kranken zu kuriren, wurden alle mögliche und dienliche Veranstaltungen getroffen.

Zu diesem Ende wurden in den Jahren 1771 und 72 große Quantitaeten von Früchten, besonders Russisches Korn in Bremen eingekauft, solches sodann auf der Weser und Werra bis Wanfried und Creuzburg, und von da sodann nach Eisenach gebracht, und anfänglich um 16 *gr* die Metze, sodann aber nach und nach noch wohlfeiler dem Armen und Mittelmann verkauft, wodurch der Preis der Früchte sofort herunter fiel.

Desgleichen wurde vor das Armuth sowohl von gnädigster Herrschaft als von der Landschaft ein ansehnliches quantum von Geld verwilligt;

Digitized by Google

von der Fürstlichen Dienerschaft und andern honoratioribus, auch der Bürgerschaft, auf Subscription eine gleichfalls ergiebige Summe beigetragen, dafür Früchte erkauft und Brod gebacken und solche nebst einigen Groschen Geld den Armen, deren Anzahl sich auf beinahe 2000 Seelen belief, wöchentlich zweimal im Schießgraben ausgetheilt. Vor die Kranken wurde auch gesorget, die Stadt in gewisse Viertel eingetheilt, und darzu die Herrn Medici nebst denen Chirurgis verordnet, welche nicht nur die Arzneien umsonst verschreiben, sondern auch billets austheilen konnten, worauf denen Kranken Suppen und andere warme Speisen aus der Garküche und den Gasthöfen verabfolgt wurden. Durch welche gute Anstalten unter Segen Gottes viele Kranke erhalten und die Hungrigen gesättigt worden, daß sie sich, bis Gott in den Jahren 1772 und 73 wieder reiche Erndten gab, ernähren und hinbringen konnten.

Da ich den 7. August 1772 eben in Begriff war nach Bacha zur reassumirten Conferenz mit Hessen abzureisen, erhielt ich einen Brief von dem Herrn Geheimen Rath Freiherrn von Fritsch zu Weimar, in welchem mir auf Serenissimae Regentis gnädigsten Befehl die Stelle eines würklichen Geheimen assistenz Rathes mit Sitz und Stimme in dem geheimen Raths Collegio angetragen wurde. Die Sache war zu wichtig, dahero bat ich um einige Tage Zeit, die Sache mit Gott zu überlegen und Antwort zu ertheilen, und reiste darüber nach Bacha würklich ab. Den 2. September kamen meine Frau und Tochter und besuchten mich zu Bacha, welches dann zu verschiedenen Tractamenten, Bällen und andern Divertissements Gelegenheit gab. Den 11. reisten Frau und Tochter wieder ab.

Unterdessen hatte ich mit Gott und meiner Frau die vocation nach Weimar überlegt, und anfänglich, wie bereits vorhero dreimal geschehen, da ich geheimer Referendarius worden, nachhero an des Herrn Legations Raths Kotzebue Stelle, und endlich an des Hofraths und geheimen archivarii Heydenreichs Stelle kommen sollte, unter Anführung wichtiger Bedenklichkeiten solche abzuwenden gesucht, doch endlich, da mir eine Pflicht und Gewissenssache daraus gemacht wurde, solche auf folgende Bedingungen in Gottes Namen und im Vertrauen auf dessen allzeit weise Führung angenommen, nemlich daß ich

1200 ℔ Besoldung, und die Anwartschaft auf diejenigen

Digitized by Google

200 ℔, welche des Herrn Geheimen Raths von Greiner Excellenz wegen der Oberaufsicht über die Bibliothek und das Münz Cabinet habe, bekomme, die

50 ℔ Pension bei der Landschaftskasse zu Eisenach behalte, und meine Frau nach meinem Tod eine proportionirliche Pension erhalten sollte.

Hierauf bin ich sogleich von Bacha nach Weimar abgerufen worden, und daselbst am 19. September Abends angekommen. [1])

Da nun an eben diesem Tage des Morgens frühe des Herrn Geheimen Raths von Fritsch Abreise schon festgestellt war, um den Brunnen bei ihrem Herrn Vater in Seerhausen zu trinken, so waren Sie also bereits in der Nacht abgereist. Mittags rührte des Herrn Geheimen Raths von Greiner Excellenz der Schlag, und Sie verschieden, nachdem Sie nur einige Tage vorhero darvon Anwandlung gehabt, und dahero auch Freitags aus der Session nach Hause gehen müssen.

Montags den 21. wohnte ich der praeparatorischen Session bei, und Dienstags in der Haupt Session wurde ich, in Höchster Gegenwart Serenissimae Regentis, bei welcher ich Tages vorhero, wie auch bei denen beiden Prinzen audienz gehabt, auch mit zur Tafel gezogen worden, verpflichtet. Worbei der Herr Geheime Assistenz Rath Schmidt den Vortrag that, der Herr Hofrath und Geheime Referendarius Schmidt aber die Pflichtsnotul vorlaß. Den Handschlag that ich Serenissimae Regenti selbst. Nachdem die Pflicht abgelegt war, wurde mir der Stuhl neben des Herrn Geheimen Raths von Fritsch Stuhl, linker Hand der Tafel, an welcher oben quer vor Serenissima saßen. Es ist dieses Sessions Zimmer das erste der sogenannten Churfürstlichen Gemächer auf der Gallerie, ist mit seidenen Tapeten, Historien Stücke darstellend, ausgeschlagen und in demselben ein silberner Tisch, Spiegel, guéridons und eine große Tafel befindlich. Während der relation des Herrn geh. Assistenz Raths Schmidt, weil ich noch keine acten zugeschickt bekommen, habe ich das protocoll vorgestrichen und die Concepte mit signirt, den folgenden Freitag darauf aber, nach Tags vorhero gehaltener praeparatorischen Session in dem ordentlichen Zimmer bei der geheimen

[1]) In demselben Monat trat Wieland seine neue Stellung als Erzieher der Prinzen Carl August und Constantin an.

Digitized by Google

Canzlei, habe ich zum erstenmale referirt und wie gewöhnlich mit an Tafel gespeiset. Wie ich dann auch bei der Prinzen Durchlauchten zur Tafel gezogen worden.

Da unterdessen der Herr Geheime Rath Freiherr von Fritsch von ihrer Brunnen séjour zurückgekommen, habe ich mich bei gnädigster Herrschaft beurlaubet und bin den 12. October nach Eisenach zurückgegangen, um zu meinem dasigen Abzug Anstalt zu machen. Mit diesen Veranstaltungen bin ich nicht eher fertig worden als den 28. October, da ich eilf Wagen Hausrath und zwei Wagen Bücher mitgenommen. An jenem Tage bin ich mit meiner famille in Gottes Namen unter den besten Segens Wünschen meiner guten Freunde und, wie ich mir wohl schmeicheln darf, des größten Theils der Bürgerschaft zu Eisenach abgereist. Den letzten Mittag haben unsere guten Freunde, Verwandte und Bekannte ihre Schüsseln zusammengetragen, und mich in meinem Quartier zum Valet bewirthet; von dar wir um 2 Uhr aus- und des Abends bis nach Gotha gefahren. Unser Auszug geschah in zwei Wagen, in welcher ersterem der Herr Cammerjunker und Assessor von Göchhausen und ich, in dem andern aber meine Frau Schwägerin von Weimar, so uns bei dem Einpacken geholfen, meine Frau, meine älteste Tochter, und die Kinderfrau mit den zwei jüngsten Kindern saßen. Die Inwohner der Nonnen-, Georgen- und Jüdengasse, wie auch auf dem Mittwochs- und Sonnabends-Markte, hatten ordentliche Gasse gemacht, durch welche wir und unsere Begleitung fahren mußten, alle Fenster lagen voll, und überall bekamen wir die Abschieds-Complimente. Vier Kutschen voll guter Freunde, und 6 bis 8 Personen zu Pferde begleiteten uns bis Eichrodt, wo wir noch Caffé tranken. Der Herr von Göchhausen aber fuhr mit bis nach Erfurt, allwo uns des zwoten Tags Mittags des Herrn Geheimen Raths von Fritsch Excellenz, der Herr Cammer-Praesident von Heerda, welcher nach Eisenach ging, nebst dem Herrn Hauptmann von Stedingk und meinem Bruder, dem Rath, entgegen kamen.

In Weimar habe ich das Quartier gemiethet in dem Hauptmannischen Hause in der Windischen Gasse, welches bishero der nach Eisenach abgegangene Herr Cammer-Praesident von Heerda inne gehabt, nemlich die dritte Etage nebst denen Mansarden und einige Stuben und Cammern

Digitized by Google

auf dem Seiten-Gebäude. Dafür habe ich bezahlt jährlich 120 ₰. Dargegen habe ich dem Herrn von Heerda mein Haus in der Nonnengasse vermiethet vor 100 ₰, und nachhero, als er im Jahr 1774 verstorben, hat dessen Herr Bruder, der Cammerrath von Heerda, die Miethe continuiret.

Den Winter über wurden alle Wochen redouten im Landschaftshause gespielt. Ich und meine Tochter sind öfters oben gewesen; auch meine Frau einmal. Ich habe einen blau weißfrisirten Domino und einen schwarzen Tabarro oder venetianischen Mantel machen lassen. Meine Tochter hat theils ein Schäfer-, theils ein Schiffer-habit getragen. Das Entrée kostete 16 Groschen. Die Neujahrs-Abgaben betrugen auf 12 bis 16 Thaler. Die Quartal-Ausgaben für die Dienstboten waren für den Bedienten 5 ₰, die Köchin 3 ₰, die Kinderfrau 2 ₰ 12 gr, nebst 1 ₰ Weihnacht für jeden. Der Perruquier bekam 4 ₰ 16 gr und der Barbierer 1 ₰.

Zum neuen Jahre wurde nicht gratulirt, sondern man ging nur, da man ohnehin zur Tafel invitirt wurde, um Mittag bei Hof und speiste da. Das Herumgehen oder Herumschicken ist auch nicht mode.

Im August und September 1773 hatte ich Auftrag und Vollmacht, mit dem Herrn Hofrath Appellius von Eisenach einen Vergleich in der Farnrödischen Streitigkeit mit dem Burggrafen von Kirchberg zu stiften. Derselbe wurde auch nach verschiedenen Conferenzen abgeschlossen, die Ratification aber nachhero von Seiten des Herrn Burggrafen verweigert in Ansehung desjenigen articuls, wodurch die violation des Privilegii de non appellando pro futuro verhindert und der bisherige öftere recurs der Herrn Burggrafen an die Reichsgerichte eingeschränkt werden sollte. Dieser Vergleich ist erst nach vielen Debatten und dreijähriger Correspondenz im Jahre 1776 durch eine modification des anstößigen articuls zum völligen Abschluß gekommen. Der Herr Burggraf hat mir dann unerwartet ein Praesent von 2 Ohm Rheinwein gemacht.

Zu Anfang des Jahres 1774 wurden Serenissimus von der Universitaet Jena durch eine besondere Deputation, und mit Erlaubniß und Consens der Herzogin Obervormünderin und Landesregentin, zum Rectori Magnificentissimo erwählt und erbeten. Da nun hierauf am 18. Januar die Weimar-Eisenach- und Jenaischen Landeskinder dem

Digitized by Google

neuen Rectori magnificentissimo eine Abendmusique bei Fackeln mit Trompeten und Pauken in dem hiesigen Schloßhof brachten: so hatte mein Sohn die Gnade, die gedruckte Cantate, welche in Atlas mit goldenen Spangen gebunden war, auf einem samtenen Kissen zu überreichen und wurde von zwei Marschällen begleitet. Nach der musique wurden sämtliche studiosi in dem Marmor-Saal prächtig tractiret.

Den 6. May, Mittags nach 1 Uhr, da der Herzogin Regentin Hochfürstliche Durchlaucht eben unpäßlich waren, und der Herr geheime Assistenz Rath Schmidt und ich, weil des Herrn Geheimen Raths von Fritsch Excell. abwesend waren, um 11 Uhr Vormittags noch audienz vor dem Bette wegen des Abends vorhero entstandenen Bürger Auflaufs gehabt und nicht das mindeste beim Heruntergehen vom Schlosse, ohngeachtet wir noch vor der Küche stillgestanden und mit einander geredet hatten, von Rauch oder Brand riechen oder wahrnehmen können, entstand über der fürstlichen Cammer in der Mitte des Dachs von dem alten Schloßflügel, wo unten die fürstliche Hofküche, und oben darüber und über dem Stall theils Serenissimae neue Zimmer (an dem Platz wo sonsten die fürstliche Bibliothec gewesen), theils die fürstliche Cammer und die Rentherei befindlich war, eine so schnelle und heftige Feuersbrunst, daß, weil einestheils die Spritzen nicht in die Höhe reichten, anderntheils der Wind heftig ging, und die Schiefer und brennenden Späne überall herumflogen, und es gleich im Anfang in der Kuppel über dem großen Saal und über dem Fronton, wo die Bilder-Cammer war, zündete, in einer Zeit von 2 Stunden das ganze schöne fürstliche Schloß, die Wilhelmsburg genannt, in vollen Flammen stand und die fürstlichen Personen mit genauer Noth salviret werden konnten. Ihro Durchlaucht, die kranke Herzogin, mußte sich über den großen Saal, über welchem schon die Kuppel braunte, auf die Reitbahn retiriren, und da sie nur in Nachtkleidern, wie Sie Sich aus dem Bett salviret, waren, und es kalt, windig und regenhaft war, unterwegens von der Schloßbrauerin einen Mantel borgen, um Sich gegen die Witterung zu schützen und sich damit in das fürstliche Jägerhaus, von dar aber mit den übrigen Herrschaften in das von Fritschische Palais begeben, woselbst Höchstdieselben etliche Tage verweilten, nachhero aber sich nach Belvedere retirirten und den Sommer daselbst verblieben.

Digitized by Google

Den 14. Mai bin ich in ein neues Quartier gezogen, in das Schmidtische Haus gegen der Hauptwache über, aus welchem man über einige Gänge theils in das rothe und gelbe Schloß, theils in die Wilhelmsburg kommen konnte.

Den 8. December sind beide Durchlauchtigste Prinzen auf Reisen gegangen und sind in Paris bis ins folgende Frühjahr geblieben, haben auch von des Königs von Frankreich Maj. vorzügliche Distinction genossen. In Serenissimi Suite ist gewesen: 1) Herr Oberhofmeister Graf von Goerz; 2) Herr von Knebel bei dem Prinz Constantin; 3) Herr Hofcommissionsrath und LeibChirurgus Engelhardt; 4) ein Cammerdiener, und verschiedene Hofbediente, Läufer, Jäger und dergl.

In dem folgenden Jahre 1775 haben sich des Herrn Erbprinzen Hochfürstliche Durchlaucht auf Ihrer Reise zu Carlsruhe mit der Prinzessin Louise von Hessen Darmstadt verlobt und wurde deswegen den 5. Februar bei Hof Galla angesagt und große Tafel und Ball gegeben.

Den 13. April fiel noch ein großer Schnee.

Den 21. Juni sind des Herrn Erbprinzen und des Prinzen Constantin Durchlauchten über Ilmenau von ihrer Reise glücklich wieder allhier angelangt.

Den 3. September war der erfreuliche Regierungs-Antritt Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht, Herzogs Carl August zu Sachsen Weimar und Eisenach. Denn nachdem Höchstdieselben nebst Ihrer Frau Mutter und bisherigen Obervormünderin Durchlaucht bei Kaiserlicher Majestät um veniam aetatis und zugleich darum nachgesucht hatten, daß künftig alle erstgebornen Prinzen in dem Fürstlichen Hause Weimar nach vollendetem 18. Jahr regierungsfähig sein möchten, Kaiserliche Majestät auch solches in Gnaden accordiret und die Urkunde darüber sub Aquila ausfertigen lassen; also wurde Serenissimi hoher Geburtstag zu der Übergabe der Regierung angesetzt und darzu der Hof und sämtliche Collegia eingeladen, da dann der bisherigen Herzogin Regentin Hochfürstliche Durchlaucht in dem Sessions-Zimmer des Geheimen Consilii die membra desselben und die Chefs derer Collegiorum auch Hof-Ämter vorfordern lassen und nach einer kurzen Rede die Regierung, welche Höchstdieselben bei 16 Jahre mit großem Ruhm geführet, an Ihren

Digitized by Google

Herrn Sohn übergaben und abtraten, worauf der Herzog solche nach abgestatteter rührender Danksagung annahmen und darzu sowohl von den anwesenden Ministres und Chefs, als auch nachhero von denen in dem Saal versammelten Räthen und Cavaliers, Geistlichen und Militair-Personen die unterthänigste Danksagung empfingen. Dieser Actus, welcher den mehresten Personen Thränen ausgepreßt, wurde mit großer Tafel, Ball und andern Lustbarkeiten geendiget, und sodann die gewöhnlichen Notificationes erlassen.

Den 18. September sind Serenissimus zur Vermählung nach Carlsruhe abgereist, und haben ihm Serenissima mater bis Eisenach das Geleit gegeben.

Den 17. October sind Serenissimus mit Dero neuvermählten Frau Gemahlin allhier angelanget, worbei nicht nur die Herzogin Frau Mutter und Prinz Constantin bis Nohra entgegengefahren, sondern auch die sämtliche Jägerei und Kaufleute in Uniform entgegen geritten. Das Bataillon stand auf dem Schloßplatz und salutirte mit den Fahnen; Trompeten und Pauken nebst anderer Musique ließen sich von den Triumph-Bogen und Thürmen tapfer hören, und die Canonen von der Altenburg knallten mit unter, welches auch geschah als den darauf folgenden Sonntag das Te Deum laudamus gesungen wurde. [1])

Im Jahr 1776 habe ich wegen der Information meiner Kinder, welche seithero zu dem Waisenhaus-Inspector ins Haus gegangen, die Einrichtung getroffen, daß derselbe seine Stunden bei mir im Haus gehalten, wozu er noch 6 bis 8 andere Kinder mitgenommen, so daß eine ordentliche Schule von 10 bis 12 Kindern gewesen, da eins das andere animirt hat. Dafür habe ich bezahlt jährlich 12 ℳ. [2])

Den 3. Februar 1777 war die solenne Schwarzburgische Beleh-

[1]) Am 7. November 1775 traf Goethe in Weimar ein.

[2]) Im Frühjahr 1776 fanden die Verhandlungen statt, welche dem Eintritt Goethe's in den Weimarischen Staatsdienst vorhergingen. Schnauß, welcher als Mitglied des Geheimen Conseils dadurch einen neuen Kollegen erhielt, ward außerdem noch persönlich in die Debatte gezogen, da der Minister von Fritsch ihn zu einem Gutachten veranlaßte, welches in der ausführlichen Darstellung dieser ganzen Angelegenheit mitgetheilt worden ist in dem bereits oben erwähnten Werk: Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch ꝛc. S. 174. Es ist auffallend, daß Schnauß dieses auch für ihn wichtigen Ereignisses in seinen Aufzeichnungen gar nicht erwähnt.

Im October 1776 kam Herder nach Weimar.

Digitized by Google

nung coram throno im großen Saal. Von Seiten Schwarzburgs hat der Herr Canzler, Freiherr von Lyncker die Haupt-Belehnung vor Sondershausen wegen Arnstadt und der Herr Vice Canzlar von Kettelhodt vor Rudolstadt die Mitbelehnung erhalten. Mittags war große Tafel.

Den 7. Juli ist der Weimarische Land-Ausschuß-Tag angegangen; — den 14. August ist der Jenaische darauf gefolgt, und endlich hat den 8. September der Eisenachische Land-Ausschußtag den Beschluß gemacht.

Um doch im Sommer für meine Frau, welche nicht weit gehen kann, und meine Kinder etwas zu haben, wohin man spazieren gehen und reine Landluft genießen kann, miethete ich im Frühjahr 1778 einen Garten mit einem Hüttchen hinter dem Stern, vor 7 ℔ Miethzinß, und ließ Thor und Mauerwerk repariren. Der Contract war auf 3 Jahre; er wurde aber von Serenissimo im 2. Jahre erkauft und mit zum Park genommen; worauf ich dem Herrn Geh. Canzleidiener Wizeln seinen Garten zur Hälfte nebst dem Gartenhause vor 10 ℔ jährlich abmiethete.

Den 5. September haben mich Serenissimus zum geheimen Rath ernannt, und sind am 12. Sept. mit dem Herrn geheimen Rath von Goethe in die Schweiz gereiset.

Den 14. Januar 1780 sind Serenissimus von ihrer Reise aus der Schweiz zurückgekommen, und haben mir eine Sammlung von Pastellfarben aus Lausanne mitgebracht.

Den 10. Mai hat meine Tochter Christiane mit dem Herrn Ober-Steuer-Verwalter Dörr zu Eisenach allhier Verlöbniß gehalten. Die Hochzeit wurde am 4. September gehalten. Da ich in meinem Quartier nicht hinlänglichen Platz habe, so habe die Hochzeit in dem großen Saal des Herrn Hofjägers Hauptmann ausgerichtet. Der Mundkoch Bohne hat gekocht, ich aber habe den Wein darzu gegeben, als Rheinwein, mittel und alten, Champagner, Burgunder, Malaga, Ungarischen ꝛc. Die Confituren hat der Herr Hof-Conditor Debus besorgt.

Der Gäste waren 29, darunter 5 geheimde Räthe, auch die Herrn Geheimen Räthe von Fritsch und von Goethe. Der Herr Hofmarschall von Schardt war Abgesandter nomine Serenissimi. Aber der Herzog kam selbst noch nach der Tafel und nahm alles in Augenschein und gratulirte dem neuen Paar und mir sehr gnädig.

Digitized by Google

Diese Hochzeit und übrige Ausstattung meiner Tochter kam mir über 1000 ℳ zu stehen. Gott segne ihnen alles!

Zu Anfang des Jahres 1781 gingen Serenissimus in das Eisenachische und hielten etliche Sau-Jagden, wovon ich auch einen Frischling geschenkt bekommen.

Den Winter über wurde ich sehr von Flüssen und besonders dicken geschwollenen Backen und Reißen im Gesicht geplagt, welches vermuthlich von dem Mangel der Motion herkam und daß ich so wenig an die frische Luft gekommen war. Da ich einmal einige Tage zu Hause bleiben mußte und die Session nicht abwarten konnte, überfiel mich Serenissimus im Schlafrock, als ich eben über einem Stoß Akten saß, und besuchte mich, erkundigte sich nach meiner Gesundheit mit gnädigster Theilnehmung und Herablassung. Auch erhielt ich am 10. Mai einen eigenhändigen Brief von Serenissimo, worin er sagte: „Ich danke Ihnen für die schöne Arbeit. Sein Sie versichert, daß ich immer sehr lebhaft erkenne, was Sie mir für gute Dienste vor 20 Jahren leisteten und noch jezo leisten. Ihre Redlichkeit und Treue muß Sie meiner Erkenntlichkeit gewiß machen."

Den 28. Juni kam mein Sohn von Eisenach und besuchte uns. Bei dieser Gelegenheit machte er Bekanntschaft mit einem gewissen Frauenzimmer allhier, die auf 7000 ℳ in Vermögen hatte. Die Personen standen sich auch einander an. Aber die Mutter und andere Personen hintertrieben es, weil sie sie gar nicht heirathen lassen wollten. Ich suchte daher eine andere Gelegenheit vor ihn auszumachen. Es wurden uns nemlich die zwo Töchter des verstorbenen Regierungsraths Beyer in Arnstadt vorgeschlagen, und da Herr geheimer Regierungsrath Hetzer durch seinen Schwiegervater, den Herrn Cammerrath Bergmann in Rudolstadt, der den verstorbenen Herrn Beyer genau gekannt hatte, Erkundigungen eingezogen, dergleichen auch in Eisenach durch die Frau Hoffactor Kohlin geschehen war, so veranlaßte ich auf den Herbst eine Zusammenkunft in Neudietendorf, wohin ich auch meine Eisenachischen Kinder und Anverwandte bestellte.

Kurz vorher, unter dem 3. September, bekam ich von Serenissimo eine Zulage von 200 ℳ. Als ich dafür schriftlich unterthänigst dankte, erhielt ich ein gnädigstes Billet folgenden Inhalts:

Digitized by Google

Weimar, den 4. Sept. 1781.

Mir ist es sehr lieb, werther Herr geheimer Rath Schnauß, daß Sie die Besoldungs-Zulage, welche ich Ihnen bei dieser Gelegenheit zu machen im Stande bin, als das annehmen, was es sein soll, nemlich ein Zeichen meiner besondern Zufriedenheit Ihrer Dienste und meiner Zuneigung für Sie. Empfangen Sie darbei meinen aufrichtigen Dank für die lange, anhaltende, uneigennützige Treue, welche Sie meinem Hause gewidmet haben, und seien Sie dafür der Unveränderlichkeit meiner freundschaftlichen Gesinnungen versichert. Leben Sie wohl.

Carl August H. z. S.

Am Michaelis Tag, den 29. September reißte ich nun mit meiner Frau, Herrn geh. R. R. Hetzer nebst Frau und meinem Bruder nebst Sohn nach Dietendorf ab, und trafen daselbst Herrn Vetter Gille mit Frau, meinen Schwiegersohn nebst Frau und meinen Sohn bereits an. Nach Tisch trafen auch die Arnstadter ein, nemlich zwei Demoiselles Beyerin, ihr Oncle Herr Rath Hartung und die zwei Brüder, Herr Reg. Advocat und Herr Dr. Beyer, welche mit in unserer Gesellschaft alles in Dietendorf besahen und dadurch die Bekanntschaft erleichterten. Da wir nun die ganze Famille als redliche und wohlgesittete, artige und liebenswürdige Personen kennen lernten, und nach ihrem Abschied ich meinen Sohn sondirte, welche von beiden Schwestern ihm am besten gefallen, und er zu erkennen gab, daß er glaubte, die älteste, welche einen sanfteren Charakter zu haben schiene, convenirte ihm am mehrsten: so wurde nach meiner Zurückkunft in Weimar in Gottes Namen beschlossen, bei dem Oncle in Arnstadt zu sondiren, ob die älteste ohne Inclination sei und sich zu verheirathen Lust habe, auch ob ihr die Person meines Sohnes anständig wäre, und wie ihre zeitlichen Umstände beschaffen. Da mir nun derselbe antwortete, daß die älteste Demoiselle Beyerin, so wie ihre Schwester noch ganz frei wäre, daß jedes Kind außer seinen Mobilien reine 5000 ℔ besäße, und daß sie keine Abneigung gegen meinen Sohn hätte: so wurde von mir und meinem Sohn weiter correspondirt und erhielten wir endlich den 26. October das Jawort. Den 6. December kam die Braut in Gesellschaft ihres Oncle, ältesten Bruders und meines Sohnes anhero zum Besuch. Den 9. gab ich großes Tractament, und den 12. reißten solche wieder ab. Der

Digitized by Google

Doctor Beyer kam 14 Tage darauf zu Pferde anhero und machte uns eine Visite. Bei diesen Zusammenkünften wurde ausgemacht, daß weilen die Braut keine Eltern mehr hätte, die Hochzeit allhier durch einen Entrepreneur, wozu der Hofjäger Hauptmann in Vorschlag kam, ausgerichtet werden sollte.

Ich hätte gern gesehen, daß die Unkosten vermieden und auf beiden Seiten keine Geschenke gegeben würden; ich sondirte dahero den Oncle, Herrn Rath Hartung in Arnstadt und schickte ihm eine Designation, was nach dem hiesigen und Eisenachischen Bocksbeutel zu geben gewöhnlich wäre und bezeigte ein Verlangen, daß so wenig als möglich dieser übeln Gewohnheit nachgelebt werden möchte. Allein nach der Antwort erschien so viel, daß man in Arnstadt glaubte, um der weitläuftigen und vornehmen Anverwandschaft willen müßte man thun was Observanz sei, und da waren denn die mehresten Artikel gewöhnlich und durften nicht vergessen werden. Und so hatte mein Sohn über 500 ℔ Kosten und die Braut eben so viel. Dieses Kapital hätte man sparen können.

Den 28. Januar 1782 war der Hochzeit-Tag. Das Braut-Paar wurde in einem Zimmer des Hauptmannischen Hauses von dem Herrn General-Superintendenten Herder getraut, und nachhero gegen 3 Uhr ging man zur Tafel. Diese war 32 Couverts stark; denn es waren viele Gäste von Arnstadt da. Des Herrn Geheimen Raths von Fritsch Excellenz hat sich wegen Krankheit entschuldigen lassen, doch kamen der Herr Geheime Rath von Goethe und der Herr Oberforstmeister von Wedel. Bei der Tafel war Musique und die Erleuchtung der Tafel mit zwei Girandolen und 18 Leuchtern sehr gut, wie auch im Saal selbst die Wandleuchter sich gut ausnahmen. Serenissimus hatten zwar einen eigenen Abgesandten geschickt, nemlich des Herrn geheimen Raths von Schardt Excell., allein Höchstdieselben kamen nach 4 Uhr selbst in Begleitung des Herrn Oberstallmeisters von Stein, und wünschten mir und dem Braut-Paar Glück, und litten nicht daß wir aufstunden. gingen vielmehr von einem zum andern und sagten jedermann etwas Verbindliches.

Da es eben Serenissimi Namens-Tag, nemlich Carls-Tag war: so ergriff ich die Gelegenheit aufzusteigen und die Gesundheit: des besten Herzogs Carl auszubringen, welche dann unter tapfern Anstoßen der

Digitized by Google

Gläser von allen stehend getrunken wurde. Serenissimus blieben eine halbe Stunde da, und verschwanden nachhero, nachdem Höchstdieselben mir heimlich gute Nacht gesagt, mit Ihrem Herrn Begleiter aus dem Saale.

Nach der Tafel, die bis 7 Uhr dauerte, wurde Coffé getrunken und nachhero getanzt, worbei Punsch, Thée, Limonade und dergl. servirt wurde. Der alte Herr von Schardt tanzte mit allen Frauenzimmern durch, und ich und meine Frau ließen uns verführen, auch etliche Menuets mitzutanzen. Um 2 Uhr fuhr ich und meine Frau nach Hause und nach 3 Uhr war diesem Hochzeit-Fest ein glückliches und vergnügtes Ende gemacht.

Tags darauf gab ich den jungen Eheleuten nebst den Arnstädter Gästen, auch einigen hiesigen guten Freunden ein kleines Tractament. Es waren 18 Personen an der Tafel, und die kleine Famille speiste mit der Mademoiselle in der Neben-Stube besonders.

Der Hofjäger Hauptmann hat vor das Tractament incl. Confect, Wein, Musique, Lichter, Aufwartung berechnet 129 ℔ 20 *gr.*, welches die Braut bezahlt hat. Mein Sohn hat außer den Präsenten an die Braut, so ihm über 400 ℔ gekostet, bezahlt: 1 Carolin dem Herrn General-Superintendent; 3 Laubthaler vor dem Braut-Kopf; 2 dergl. vor dem Bräutigams-Kopf, und so weiter. Wann nun die Reisekosten darzu gerechnet werden und seine eigne Equippirung: so kostet meinem Sohne diese Hochzeit gewiß auf 1000 Gulden.

Den 5. Februar sind Serenissimus im Beisein des Herzogs von Gotha, des Prinzen Johann August und anderer hochansehnlichen Brüder in der Loge Amalia aufgenommen und ist großes Tractament gegeben worden.

Den 22. August hat Gott meine liebe Frau von einem Sohn glücklich entbunden, welcher den 24. im Hause getauft und Carl August Constantin genennet worden. Dazu waren 22 Pathen eingeladen. Herr Geheime Rath von Goethe, Herr geh. Cammerath Berendis und Herr geh. Reg.-Rath Hetzer haben es gehoben, ersterer im Namen Serenissimi. An den Prinz Constantin habe ich nach Paris geschrieben, wo er sich eben aufhielt, auch von dar ein gnädigstes Danksagungsschreiben erhalten.

Digitized by Google

Den 16. October wurde mein Geburtstag durch eine Comoedie gefeiert, die meine Kinder und etliche Gespielinnen nebst Junker Voß, Vetter Fritz, unter Direction des Herrn Raths Krauße auf dem Pagen-Saal spielten. Die Comoedie war der Abschied aus dem Kinderfreund.

Im Januar 1783 bekamen meine beiden Töchter das Scharlachfieber. Der Herr geh. Hofrath Dr. Hufeland durfte sie nicht in der Kur behalten, weil diese Krankheit anstecken soll, und Serenissimus solche noch nicht gehabt haben. Ich durfte daher auch weder in die geheime Raths-Session noch an Hof gehen. Und aus eben dieser Ursache konnte ich auch nicht, als den 2. Februar früh ¾ auf 3 Uhr uns Gott einen Erb-Prinzen, Namens Carl Friedrich, bescheerte, von allen den Festivitaeten an Hof profitiren, nahm aber an den Divertissemens in der Stadt vergnügten Antheil. Von den Gedichten, Reden, Liederchen ꝛc. ist eine Sammlung herausgekommen, die der Bibliothec-Aufwärter Dornberg besorget hat.

Mit dem Monat Mai haben meine Töchter die französischen Stunden bei der Madame Seiler angefangen; monatlich 2 ℔.

Auf des Herzogs Geburtstag, 3. September, haben ich und meine beiden Kinder in der Zeichen-Academie verschiedene Stücke mit ausgestellt. Meine älteste Tochter hat eine silberne Medaille zum praemio erhalten. Ich habe eine Landschaft in Pastel gezeichnet, welche, zumalen vor mein Alter, Beifall erhalten.

Mit Anfang des Jahres 1784 hatten wir einen sehr harten Winter, welcher fast die von 1709 und 1740 übertroffen, wenigstens durch die Länge des Schnees und Frostes. Den 28. December fing eigentlich die große Kälte an und dauerte ununterbrochen bis zum 24. Februar. Vielmals schneiete es, und man kann gewiß rechnen, daß zehn bis zwölf Schichte auf einander gelegen. Die größten Flüsse froren bald gänzlich zu, und die See längs Holland und Dänemark, ja sogar an der genuesischen Küste fror eine Strecke zu. Das größte Unglück entstand, als bei dem schnellen Thauwetter, das aber nur kurze Zeit dauerte, das Eis in den großen Flüssen aufging und erstaunliche Eisschollen, wie Eisberge, an den Ufern und Brücken ansetzte, wodurch viele Ueberschwemmungen verursacht worden, welche großen Schaden gethan, besonders am Rhein, Mayn, Neckar, an der Elbe und Saale, auch in Bamberg,

Digitized by Google

Nürnberg ꝛc. In Jena stand die halbe Stadt in Wasser; der Saal-Strom ging durch die Vorstadt, weil das Bett des Flußes von Eisbergen verstopft war. Das Waßer ging bis auf das Kreuz und stand im Schloß, daß die Pferde in dem Stall der Reitbahn ersoffen. Die Früchte stiegen in die Höhe. Das Korn wurde der Scheffel mit 1 Laubthaler bezahlt; besonders war Mangel an Hafer, Heu und Gerste.

Diesen Winter über spielte eine Schauspieler-Gesellschaft unter Direction des Herrn Bellomo, die Monate Januar, Februar und März. Tragödien, Comödien und Operetten ziemlich mittelmäßig. Ich habe in jedem Monat 12 Billets genommen, vor 2 ₰. Ich bin aber nur zweimal in der Comödie gewesen. Die Redouten wurden auf die Hälfte eingeschränkt.

Im Herbst fing die Kälte wieder bald an, denn im September schon mußte man des Abends einheitzen laßen; es war aber bis zum Februar 1785 erträglich, da dann der Schnee so häufig fiel und die Kälte auf einmal so zunahm, daß sie die aller früheren Jahre überstieg, zum Glück aber nicht lange dauerte. Indessen hielt der Winter bis in März an, und auf Ostern fuhr man an manchen Orten noch auf dem Schlitten. Man besorgte auch sehr große Waßer-Fluthen, doch lief alles glücklicher ab, als man vermuthete, nur die Elbe und die Oder haben starke Ueberschwemmungen verursacht, bei welcher Gelegenheit auch der Prinz Leopold von Braunschweig, Serenissimae viduae jüngster Bruder, in der Oder bei Frankfurt, als er die Verunglückten retten wollte, ertrunken.

Den 24. Mai ist der Zillbacher Vergleich mit den S. Meiningenschen Unterthanen von Serenissimis Vimariensi et Meiningensi allhier ratificirt und unterschrieben worden. Tages darauf sind beide Durchlauchtigste Herzoge von hier auf Kassel, Frankfurt, Mainz, Düsseldorf abgereißt. Den 21. Juni sind die regierende Frau Herzogin nach Pyrmont abgereißt. Da nun der Herzogin Frau Mutter Durchlaucht nach Tieffurt gezogen, und eine Menge von der Noblesse und andere Personen in das Carlsbad, nach Lauchstedt, nach Berlin, in die Schweiz, andere aber auf ihre Güter verreiset sind: so ist es sehr leer in Weimar worden.

Im Geheimen-Raths Collegio war Niemand weiter vorhanden,

Digitized by Google

als ich, und der Herr geheime Assistenz Rath Schmidt, welche die Sessions forthielten und ad mandatum Serenissimi expedirten, außer was sehr wichtig oder Gnaden-Sachen waren, die zum Theil ad Serenissimum eingeschickt oder bis zur Zurückkunft ausgesetzt wurden.

Den 17. August sind Serenissimus und Frau Herzogin aus Pyrmont zurückgekommen.

Den 5. September bin ich mit meiner Frau, beiden Töchtern, Söhnchen, nebst Bedienten und Kinderfrau auf Arnstadt abgereiset. Alldort wurden wir prächtig in einer großen Gesellschaft in dem Hause des Herrn Secretärs Beier von dessen Schwiegervater, Herrn Kirchenrath Franck tractirt, und blieben, nachdem wir Nachmittags Visiten gegeben, das Waisenhaus, Schloß, wie auch den Plauen'schen Grund besehen, Abends zum Souper und Nachts da, fuhren andern Tags auf Gotha, und kamen Abends in Eisenach an. In Eichrodt trafen wir die mehresten unserer Kinder, Verwandte und Freunde an, welche uns entgegen gefahren und geritten waren, und uns mit Coffé, Wein, Kuchen und dergl. im Gasthof tractirten. Nachdem wir eine Stunde uns daselbst aufgehalten, fuhren wir gegen 7 Uhr weiter nach Eisenach, und stiegen bei meinem Schwiegersohn, dem Herrn Landschafts Cassirer Dörr, welcher meines Vaters und Großvaters Haus in der Georgen-Gasse erkauft hatte, ab. In diesem Hause habe ich grade in dem Zimmer logirt, wo ich vor 63 Jahren getauft worden. Es war nur Schade, daß wir theils wegen der vielen Schmausereien, theils wegen der übeln Witterung (da es fast beständig geregnet) uns nicht recht divertiren, sondern allzuviel im Zimmer stecken mußten.

Den 26. Mittags reisten wir von Eisenach wiederum ab, hatten aber sehr böse Wege, und wenn der Kutscher als Postillon nicht so viele Neben-Wege zwischen Gotha und Erfurt gewußt und gefahren hätte, wären wir mit 6 Pferden nicht fortgekommen.

Es wäre dieses Jahr eines der gesegnetsten worden, wenn nicht im Frühjahr eine gar zu große Dürre und hingegen in der Erndte allzuviel Regen gewesen, daß dahero fast alle Früchte, wie auch Heu und Grummet verfault. Das Obst und Zugemüß ist aber doch an manchen Orten gut gerathen.

Das Jahr 1786 war dem vorigen sehr ähnlich. Der Winter war

Digitized by Google

leidlich, nur fiel nach dem 6. März ein Schnee und so große Kälte ein, wie 1740, nur daß sie kaum einen Tag und Nacht dauerte. Ein Glück war es, daß die Blüthen noch nicht heraus waren, und Schnee auf der Frucht lag.

Den 2. Januar reisten Serenissimus auf wiederholtes Bitten des Königs von Preußen, Ihres Großoncle, nach Berlin ab, und genossen daselbst viele ausgezeichnete Ehrenbezeugungen, erhielten auch den schwarzen Adler-Orden und kamen erst zu Anfang des Februar zurück. In diesem Monat haben der Herzogin Frau Mutter Durchlaucht eine schwere Krankheit ausgestanden. Die hiesigen Leibärzte hatten sie schon verloren gegeben; der Professor Starck zu Jena aber hat sie noch durch ein gewagtes Vomitiv gerettet. Er wurde darüber Leibarzt und Hofrath.

Den 20. März ließen mich Serenissimus zu Sich rufen und schenkten mir einen brillantenen Ring von 80 Louisd'or, die die Cammer in Eisenach bezahlt hat, zur Erkenntlichkeit vor die in der Zillbacher Sache gehabte außerordentliche Arbeit und Bemühung, mit dem Beifügen, daß ich diesen Ring zu Ihrem Andenken auf Kind und Kindeskind tragen und aufheben sollte.

Den 18. Juli wurde der regierenden Herzogin Durchlaucht von der Prinzessin Caroline Auguste entbunden, und selbige den 20. von der Herzogin Frau Mutter und dem eben anwesenden Herzog Ludwig von Braunschweig, der seit Anfangs des Sommers in Eisenach residirt, aus der Taufe gehoben. Da ich in Abwesenheit des Herrn Geheimen Raths von Fritsch den Vorsitz und die Direction hatte: so war ich den Tag der Geburt bis 12 Uhr Nachts theils bei Serenissimo, theils auf der geheimen Canzlei. Gerade in der Stunde, da Serenissima niedergekommen war, trafen auch der Fürst von Dessau und der berühmte Pfarr Lavater aus Zürch hier ein, und wurde mir letzterer von dem Fürsten unterwegs, da ich gleich zu Serenissimum gerufen worden und mit ihnen ging, praesentirt. [1])

Der Winter auf 1787 war nicht streng, und kaum ein paar Tage Schlittenbahn.

Den 16. Juni bin ich nach Eisenach abgegangen, um daselbst Sere-

[1]) Am 17. August 1786 stirbt Friedrich der Große, und im September reist Goethe nach Italien.

Digitized by Google

nissimum zu erwarten und alsdann mit dem S. Meiningenschen Herrn Deputato, Geheimen Rath Freiherrn von Dürckheim Excell., welcher nebst des Herrn Herzogs zu S. Meiningen Durchlaucht daselbst den 26. einzutreffen versprochen, in der Zillbacher Sache eine nochmalige Conferenz zu halten und die noch übrig gebliebenen Strittigkeiten abzuthun.

Den 14. Juli ist endlich nach vieler Mühe und Arbeit, wo besonders über den Preis des Bau- und Werkholzes nach cubischem Maaß von beiderseitiger Jägerei viel gestritten worden, der Zillbacher Erläuterungs-Receß zu Stand gekommen und unterschrieben worden.

Den 30. September kamen Serenissimus von Berlin zurück und brachten das Patent als Königl. Preuß. General Major und Obrister des vormals von Rohrischen Cuirassier Regiments, das in Aschersleben und dasiger Gegend liegt, mit, worüber aber keine große Freude war.

Den 7. October ist der Herzog wieder ab und nach Holland, woselbst der König in Preußen sich des Erbstatthalters angenommen, und die Holländischen After-Patrioten oder vielmehr Rebellen zu Paaren zu treiben Sich bewogen gefunden, gereist.

Den 14. Februar 1788 kamen Serenissimus aus Holland über Mainz und Darmstadt zurück.

Da zeithero absente Serenissimo alles ad mandatum Serenissimi speciale expediret und nur bei den wichtigsten Sachen unterthänigste Vorträge eingeschickt worden, bei Höchstdero Anwesenheit aber die Geh. Raths Sessiones von Ihnen besucht worden, so wurde bereits im vorigen Herbst von Serenissimo die Einrichtung getroffen, daß alle Wochen 2 Geh. Raths Sessiones gehalten, in der ersten diejenigen Sachen, welche Serenissimo unterthänigst vorzutragen wären, referirt um ein votum commune abgefaßt, alsdann den darauf folgenden Tag von dem ersten geheimen Rath sein Referat im Cabinet vorgetragen werden sollte. Welches von dem zwoten geh. Rath an dem darauf folgenden Tag, und von dem dritten geh. Rath Tages darauf ebenfalls so gehalten, am vierten Tag aber in der zwoten Session diejenigen Sachen referiret werden sollten, welche dem geheimen Consilio ad mandatum zu resolviren und zu expediren überlaßen worden. Wann dieses geschehen, folgte wieder die erste Session und in den 3 folgenden Tagen die einzelnen Referate in Serenissimi Cabinet von 9 Uhr bis

Digitized by Google

gegen Mittag. Nur bei wichtigen Sachen wollten Serenissimus in die Session kommen. Diese neue Ordnung war mir wegen der hohen Treppen, die ich steigen mußte, sehr beschwerlich.

Der Winter auf 1789 war sehr hart und anhaltend lang, daß den Armen Holz ausgetheilet werden mußte. Am 17. December war die Kälte am heftigsten und es stand solche am Thermometer an der Fürstlichen Bibliothek auf 23½ Grad unter Null auf der Reaumurischen Scala.

Den 2. April Abends 7 Uhr ist meine liebe Frau sanft und selig verschieden. Sie hatte lange gekränkelt, und einmal eine Art Schlaganfall gehabt.

Ich habe die selige Frau Morgens um 2 Uhr begraben lassen. Das Haus war schwarz beschlagen, und 12 silberne Leuchter standen um den Sarg. Als sie aus dem Haus getragen wurde, trat die Wache ins Gewehr. Ich hatte 30 Laternen und 2 Marschälle, und es kamen die Leichen- und Trauerkosten über 150 ℛ. [1])

Der Sommer 1790 war im Mai und Juni kühl und trocken. Im Mai hatten wir einige heiße Tage, auf welche sich aber den 28. einige schreckliche Gewitter zusammenzogen, die hier und in Eisenach durch Einschlagen, Hagel und Wasserfluthen einen großen Schaden gethan. Besonders sind von Berka her, Thangelstedt, Grunstedt bis Weimar alle Brücken weggerissen oder gänzlich ruinirt, die Mauern der Gärten vor dem Erfurter Thor niedergerissen, die Kraut- und andern Ländereien verschlemmt worden, einige Menschen und vieles Schafvieh ertrunken und überhaupt große Schäden geschehen. Auch im Fürstenthum Eisenach ist Pferdsdorf und einige Gradirhäuser auf dem Salzwerk bei Creuzburg ganz ruinirt worden, so daß man dasjenige, was nur die Herrschaft einbüßt, auf 20 bis 30 Tausend Thaler rechnen kann.

In diesem Jahr ist auch der Schloßbau angefangen und dazu alljährlich 13 bis 14 Tausend Thaler bestimmt worden. Die Gewölbe und Mauern bleiben, nur eine andre Eintheilung im Innern; der große Saal, die Kirche, das Theater werden zu Zimmern genommen. Das Dach wird mit Ziegeln gedeckt und an manchen Orten doppelt.

Die Anlagen vom rothen Haus, dem Stern, welschen Garten bis

[1]) Am 14. Juni 1789 Erstürmung der Bastille in Paris.

Digitized by Google

nach dem Webicht, Oberweimar und Belvedere wurden vermehrt und erweitert, auch auf die Sonntage und Mittwoche auf der Schnecke und dasige Gegend Vauxhall gegeben.

Da nach des Kaisers Josephi II. Ableben es den Anschein gab, als wenn es zwischen Oesterreich und Preußen zum Kriege kommen würde: so legte Churſachsen große Magazine an und sperrte. Hierdurch stieg der Fruchtpreis bis auf 2 ℳ 12 gr. der Scheffel, und dies veranlaßte Weimar, Erfurt, Gotha, Altenburg und Eisenach ebenfalls eine Sperre der Früchte und des Brandeweins zu legen. Dadurch wurde doch der Theurung in so weit abgeholfen, daß kein Mangel eintrat und der Scheffel wieder zu 1 ℳ 15 gr. verkauft wurde.

Ende September wurde ich sehr krank durch starkes Rothlauf und Entzündung am rechten Fuß, so daß ich den ganzen Monat October im Bette liegen mußte. Ohngeachtet nun Herr Hofrath und Professor Loder zu Jena und Herr Hofmedicus Hufeland mich fleißig besuchten und die besten Mittel anwendeten, so konnte ich doch nicht eher auf das Bein treten als den 30. November, da bei mir geheimde Raths Session gehalten wurde. Dies geschah in der Krankenstube; als ich aber erstlich wieder aus einem Zimmer in das andre kommen und die Session in dem Gastzimmer halten lassen konnte, ließ ich einen Fußteppich unter der Tafel befestigen, und dann kamen Serenissimus selbst zu mir in die Session und zwar den 7. December zum ersten Mal. Als ich mich wieder in die Session konnte tragen lassen, mir aber das Treppensteigen allzubeschwerlich war: ließen Serenissimus im Schloß parterre ein Zimmer heizen und nahmen darin von mir aus besonderer Gnade und Nachsicht den unterthänigsten Vortrag an.

Der Winter war übrigens sehr gelinde und wir hatten beinahe gar keinen Schnee. Die Wunde heilte vortrefflich zu, und ich glaubte alles überstanden zu haben, allein den 1. März 1791 bekam ich in der Session einen abermaligen starken Fieber-Anfall, und darauf eine große Wunde an der Wade. An diesem neuen Übel, welches noch schlimmer und gefährlicher war als die erste Krankheit, brachte ich wieder beinahe 3 Monate zu. Die ersten Sessiones wurden vor meinem Bett gehalten, und da Herr Geheimer Rath Schmidt wegen der Erfurtischen Conferenz von aller andern Arbeit dispensirt war, mußten des Herrn Geh. Raths

Digitized by Google

von Fritsch Excell. und ich allein alles bestreiten. Obgleich nun der Geist munter und aufgeweckt war, so war es mir doch überaus beschwerlich, im Bett die Akten zu lesen, zu schreiben und in der Session 4 Stunden auf einer Seite zu liegen und mit zu referiren. Es half aber nichts, und erst später, da ich wieder auf die Beine kam, wurden die Sessiones in dem Eckzimmer gehalten. Serenissimus waren in Aschersleben gewesen, besuchten mich den 11. Mai und reisten dann wieder nach Aschersleben, um von da nach Eisenach zu gehen, wo der 16. Juni zum Land-Ausschuß-Tag bestimmt war. Da beide Medici meinten, die Reise nach Eisenach würde mir nicht schädlich sein: so praeparirte ich mich darzu durch Spazierenfahren, exercirte mich im Gehen, und besonders ließ ich die Wunde nicht ganz zuheilen, sondern tractirte sie als eine Fontanelle.

Bei diesen zweimaligen harten Zufällen war mir dieses eine große Consolation: daß ich darbei wahrnehmen konnte, wie nicht nur der Herzog und beide Herzoginnen, sondern auch der ganze Hof, die gräflichen und adlichen Herrschaften, über dieses auch die ganze Bürgerschaft vielen Antheil an meiner Krankheit nahmen und mich fleißig besuchten, so daß manchen Tag auf 100 Nachfragende auf dem ausgelegten Bulletin (oder Zeddul von meinem Befinden) sich aufgeschrieben hatten.

Den 15. Juni reiste ich also in Gottes Namen mit meiner Famille in einem herrschaftlichen Wagen auf Eisenach ab, blieb die Nacht in Gotha und traf den 16. Mittags in Eisenach glücklich ein. Den 17. ließ ich mich in die Session ins Schloß tragen. Der Herzog freute sich darüber, daß ich die Reise so glücklich ausgehalten hätte, und ich mußte sogleich bei der Tafel bleiben, welches auch die folgenden Tage geschah.

Nachdem aber den 19. Juni der Herzog nebst der Herzogin, Prinz und Prinzessin mit dem ganzen Hof nach Wilhelmsthal abgegangen, bekamen wir die gewöhnlichen Diaeten, fuhren aber die Woche zweimal zur Session nach Wilhelmsthal und blieben daselbst zur Tafel.

Meine Gesundheit nahm in Eisenach dergestalt zu, daß ich bald nichts weiter fühlte, als daß ich die Treppen ohne Hülfe des Stocks nicht wohl steigen konnte. Da ich nun so ganz unter meiner Famille, die an Kindern, Enkeln, Vettern und Basen immer eine Tafel von 24 bis 30 Personen anfüllte, darbei immer Veränderungen und Motion hatte,

Digitized by Google

indem ich nach Wilhelmsthal, in die Ruhla, auf die Wartburg und sonst fleißig spazieren gefahren: so sagten alle, die mich sowohl in Eisenach als nachhero in Weimar sahen, daß ich mich völlig erholet hätte und noch besser aussähe als vor der Krankheit.

Den 14. Juli war Landtags-Abschied; den 17. gingen die Herrschaften nach Meiningen und alsdann den 25. von Eisenach auf Weimar zurück. Ich folgte den 26. nach und kam den 27. glücklich in Weimar an. Von den Eisenachischen Herrn Ständen bekam ich 100 Thaler zum Praesent.

Unterdessen war der Herr Geh. Rath von Fritsch mit Urlaub auf seine Güter in Sachsen gereist, und Herr Geh. Rath Schmidt lag in Eisenach krank. Eine Menge Sachen lagen zum referat und Vortrag parat; Serenissimus waren von Eisenach auf Pyrmont abgegangen. Ich war allein und konnte nichts expediren, las also vorläufig den größten Theil von den sich auf 150 bis 180 angehäuften Akten durch, bis endlich Serenissimus nach Ihrer Zurückkunft mir ad interim einen Gehülfen in der Person des Herrn Geh. Reg. Raths Voigt zuordnete, mit welchem ich alle Reste und die currenten neu eingegangenen Sachen, die wohl über 300 Stück enthielten, aufgearbeitet habe, so daß, als Serenissimus den 12. September nach Berlin abreiste, nicht eine Nummer mehr übrig war, worüber Sie eine große Freude bezeigten.

Nach Serenissimi und des Herrn Geh. Raths von Fritsch Mitte Octobers erfolgter Zurückkunft bestand das Geheime Raths Collegium, das bishero so invalid gewesen, wieder aus 4 Referenten. In der Mitte des Novembers wurde Herr Geh. Reg. Rath Voigt mit einer Besoldungszulage von 500 ℔ würklicher geheimer Assistenz Rath cum voto. Bei dieser Gelegenheit machten mir Serenissimus auch eine Zulage von 100 ℔, daß ich also 1750 ℔ Einnahme habe.

Da der Weimarische und Jenaische Landausschuß-Tag auch noch zu Ende dieses Jahres wegen der bereits prolongirten Steuern und andern Verwilligungen gehalten werden sollten: so wurde der Jenaische auf den 27. December und der Weimarische auf den 16. Januar 1792 ausgeschrieben, und ich habe, der Ordnung nach, die Arbeiten übernommen und mit Gottes Hülfe glücklich beendigt. Von den Jenaischen Ständen habe ich 100 ℛ und von den Weimarischen 150 ℔ zum Geschenk bekommen.

Digitized by Google

Der Winter auf 1792 hat zwar mit Schnee und Eis angefangen; es hat aber nicht lange gedauert, und die Witterung ist sehr veränderlich gewesen. Der Fruchtpreis ist in Ansehung des Korns sehr gefallen; die Gerste, der Hafer und die Fourage überhaupt ist in hohem Preis geblieben. Die abwechselnde Witterung war aber sehr ungesund und raffte viele Menschen, auch verschiedene von meinen Freunden und Bekannten hinweg.

Den 20. Februar empfingen die Herrn Fürsten von Schwarzburg die Belehnung mit gewöhnlichen Solennitäten. Serenissimus ertheilte solche dem bevollmächtigten Abgesandten unter dem Thron und vor dem Lehnhof, in Gegenwart des Ministerii, sämmtlicher Collegiorum und Departemens und einer Menge Zuschauer im großen Saal.

Den 30. Mai wurde Prinz Carl Bernhardt geboren und den 3. Juni getauft. Die verwittibte Frau Herzogin, der Herzog von Gotha und Prinz Constantin hoben ihn aus der Taufe. Des Mittags war große Tafel von 76 Couverts. Während der Taufe wurde mit allen Glocken geläutet und es geschahen 24 Canon Schüsse.

Da der Krieg von Ungarn und Preußen gegen Frankreich erklärt war, und viele Preuß. Regimenter Cav. und Inf. auch Artillerie durch die Weimarischen Lande nach dem Rhein marchirten, so traf auch unsern Herzog das Loos, daß er mit seinem Cuirassier Regiment als General-Major in Campagne gehen mußte, wohin er den 22. Juni mit einer ansehnlichen Suite abreiste. Ich habe verschiedene Briefe von ihm aus Coblenz und darauf folgenden Lagern erhalten. Das geheime Consilium hat einstweilen das Nöthigste, was nicht vorbehalten war und durch unterthänigste Vorträge angefragt werden mußte, expedirt. Ich war bei sechs Wochen, da die Herrn geheimen Räthe von Fritsch und Schmidt in Carlsbad waren, nebst Herrn geh. Ass. Rath Voigt allein, nur daß uns der Herr geheime Rath von Goethe in den Jenaischen Studenten-Unruhen einigemalen, ehe er zum Herzog reiste, beistand.

Den 19. Juli zogen nach verschiedenen, durch Husaren und Jäger gestillte Jenaische Studenten-Unruhen gegen 300 Bursche neben der Stadt weg, (denn sie wurden nicht eingelassen) nach Nohra; kehrten aber, nachdem es ihnen nicht gefallen und der Posse gereuet, den 23. durch die hiesige Stadt ruhig und zufrieden nach Jena zurück. Sero sapiunt Phryges!

Digitized by Google

Der Winter war sehr leidlich; wir hatten starke Durchmärsche Preußischer Truppen. Während die Österreicher und Preußen in Lothringen und Champagne standen, war eine Armée von Franzosen gegen 30tausend Mann stark über Speyer, Worms, Maynz bis in Frankfurt eingedrungen, und predigten überall Freiheit und Gleichheit nach ihren angenommenen republikanischen Grundsätzen, welche auch hin und wieder in den angrenzenden Landen von den mit der Obrigkeit unzufriedenen oder nichts zu verlieren habenden Unterthanen Beifall fanden und Unruhen veranlaßten, die man aber erstickte. Da die Franzosen bis Friedberg vorrückten und überall Contributionen erhoben, so war man in Eisenach, Gotha und Weimar sehr in Sorgen. Die Preußen und Hessen trieben sie endlich wieder aus Frankfurt heraus; sie setzten sich aber in Maynz desto fester und man trug Bedenken im Winter eine Belagerung vorzunehmen.

Serenissimus hielten nebst dem König in Preußen die Winterquartiere auf 1793 in Frankfurt. Die regierende Herzogin besuchten den Herzog daselbst, machten zugleich einen Besuch in Darmstadt und kamen nach vier Wochen zurück. [1])

Da den 16. Mai mein 50. Dienstjahr eintritt, indem ich 1743 an diesem Tage von Herzog Ernst August in die geheime Kanzlei eingewiesen worden war, und ich solches gelegentlich einmal dem Herzog und einigen Freunden gemeldet: so wurde überlegt, ob ich dieses Fest in Weimar oder Eisenach feiern sollte? Meine Kinder baten um das letztere; ich glaubte aber abwarten zu müssen, ob etwan Serenissimus mir eine Fête geben wollten: dieses wäre wohl zu erwarten, wenn der Herzog anwesend war; da hätten Sie Sich gewiß einen Spaß gemacht; allein da Sie den Feldzug mitmachen, so werde ich wohl nach Eisenach reisen. Ich hatte schon früher, nämlich am 12. October des vergangenen Jahres, einen Brief von Serenissimo erhalten, worin er mir schrieb: „Ihre 50jährige Dienstzeit, welche Sie bald feiern werden, erinnert mich an die vielen und mancherlei Vortheile, welche Ihr Eifer und Ihre Kenntnisse in diesem Zeitpunkt Meinem Hauß verschafft haben, und es wird mir eine angenehme Pflicht sein, mich Ihnen dafür erkenntlich zu be-

[1]) Am 12. Januar 1793 Hinrichtung Ludwigs XVI.

Digitized by Google

zeigen, und ich werde bei jeder Gelegenheit Ihrer Familie thätlich zeigen, wie sehr ich Sie, mein wertheſter Geheimer Rath, hochſchätze."

Unter dem 15. Februar haben mir Serenissimus ein Verſicherungsdecret ausfertigen laſſen, um, wie es darin heißt, ein Merkmal Ihrer gnädigſten Zufriedenheit mit meinen vieljährigen, Ihnen und Ihrem fürſtlichen Hauſe geleiſteten treuen und nützlichen Dienſten zu geben, des Inhalts: daß nach meinem Tode die drei unverſorgten Kinder 200 ℳ Pension dergeſtalt bekommen ſollten, daß, wenn eins durch Verheirathung oder Majorennität des Sohnes abgehen würde, die zwei überbleibenden jedes 100 ℳ zu genießen habe. Gott ſegne den guten Herzog dafür!

Den 13. Mai bin ich nach Eiſenach abgereiſt, um daſelbſt mein Dienſt-Jubiläum zu feiern. Meine drei Kinder, mein Bruder und Neffe und Herr Rath Kraus fuhren mit, und wurden mit 4 Wagen in Eichrodt eingeholt.

Den 16. Mai wurde in Eiſenach mein Amts-Jubiläum mit aller Würde, Freude und Beifall gefeiert, wie ſolches die darüber geſammelten Acta und das Eiſenachiſche Wochenblatt beſagen. Die bei dieſer Gelegenheit mir übergebenen und zugefertigten Glückwünſchungs-Gedichte, Reden und andere ſowol gedruckte als geſchriebene Merkmale der Liebe und Freundſchaft machen eine Anzahl von mehr als zwanzig aus. [1])

Ich bin die ganze Zeit über in Eiſenach beſtändig geſund und vergnügt geweſen, obwohl wir täglich herum geſchmauſet haben. Den 1. Juni fuhren wir nach Weimar zurück. [2])

Gegen den Herbſt bekam ich an dem geſunden Fuß unter dem Knöchel eine kleine Wunde, welche dergeſtalt um ſich fraß, daß es ein Loch wie eine Bohne groß wurde und mich am Gehen hinderte, weshalb die geheime Raths Sessiones abermals auf 6 Wochen in meinem Hauſe gehalten werden mußten. Indeſſen war der Winter ziemlich gelinde und den 15. November kamen Serenissimus von der Armee zurück und hielten nachhero alle 8 Tage zum unterthänigſten Vortrag in Ihren

[1]) Die Großherzogliche Bibliothek in Weimar bewahrt in einem Quartbande eine Anzahl Gedichte, Reden, Widmungen aller Art; darunter ein lateiniſches Gratulationsdiplom der Univerſität Jena und ein lateiniſches Gedicht von K. A. Böttiger.

[2]) Am 16. October 1793 Hinrichtung der Königin Marie Antoinette.

Digitized by Google

Zimmern Geheime Raths Sessiones, welches mich wegen der steilen Treppen sehr incommodirte.

Den 30. Januar 1794 wurde bei Gelegenheit des Geburtstags der Herzogin Gemahlin die berühmte Oper „die Zauberflöte" zum erstenmal aufgeführt, und der Zufluß von Fremden war noch zum 4. Mal unglaublich groß.

Ich gewann in der Hannoverschen Lotterie 1000 ℛ, die ich nicht verthan, sondern kleine Kapitalien davon gemacht habe, weil ich es als einen Hauptstock betrachte, dargegen ich die Interessen bei so hoch angestiegenen Preisen aller Lebensmittel und vermehrten Ausgaben mit angreifen muß.

Meine Gesundheit wurde nach und nach mit dem Frühling fester, so daß ich wieder gut marschieren konnte und öfters, wenn das Wetter gut war, in die Session, in den Garten und in den Park ging. Der Frühling war auch sehr bald eingetreten, und alles blühete und reifte um einen Monat früher. Im Juli war die Erndte vorbei und war sehr ergiebig. Den August reiste ich nach Eisenach und machte von dort verschiedene excursiones. Im September machte ich eine Lustreise nach Jena und blieb eine Nacht in dem Griesbachischen Garten.

Der Winter fing gelinde an, aber war ungesund, daß viele Leute erkrankten. Wir litten alle an Husten, Schnupfen und Fieber-Anfällen, und da im December die deputirten Stände von allen drei Landschaften wegen der Kriegs-Anlagen hier versammelt waren, konnte ich weder in die Session noch bei Hof gehen. Meine Unpäßlichkeit währte bis in den Februar 1795. Das Frühjahr fing sich gut an, es folgte dann aber sehr rauhe Witterung, und vom 11. bis 14. Mai große Kälte, daß viele Blüthen und Pflanzen erfroren und die Frucht darunter litt. Endlich im Juni bekamen wir Wärme, aber da der Regen fehlte, entstand zu Johanni eine enorme Theuerung: ein Scheffel Korn stieg bis auf 2 ℛ 17 gr; ein Scheffel Hafer auf 1 ℛ 16 gr; ein Centner Heu 1 ℛ 10 gr. Wir mußten dahero in Conformitaet mit Churſachsen und S. Gotha sperren, damit nicht alles ausgefahren würde. Der leidige Krieg vermehrte die Noth. Die beständigen Durchmärsche zehrten das Land aus.

Das Contingent hatten wir bis zum letzten Reichsschluß, wo das

Digitized by Google

Quintuplum erkannt wurde, mit Geld reluiret; es mußte aber nunmehro mit großen Beschwerden und Kosten in natura gestellt werden. Es trug uns wegen der Ober-Sächsischen Lande 1100 Mann; durch einen Vergleich gaben wir 650 Scharfschützen, wovon 1 Mann p. $1\frac{1}{2}$ Mousquetier gerechnet wird, und das übrige wurde mit Geld reluirt. Wir trainirten aber den Abmarsch so lange als möglich wegen der enormen Theuerung am Rhein.

Unterdeß drang das deutsche Reich, zumalen da Preußen mit Frankreich einen Separat-Frieden abgeschlossen hatte, auf einen Waffenstillstand und Frieden. Der Kaiser und England waren sehr unzufrieden mit Preußen und wollten noch eine Campagne wagen. Die Sache kam auf dem Reichstag zur Sprache; die majora stimmten für den Frieden unter Vermittlung des Königs von Preußen. Endlich gingen die Franzosen den 6. September wieder über den Rhein, und die Kaiserlichen retirirten sich überall, weil sie zu schwach waren.

Den 27. Mai und 19.—21. Juli waren in Jena sehr große Unfertigkeiten von den Studenten und sogar mit Pistolen auf die ausgeschickten Patrouillen, welche nur mit Springstöcken bewaffnet waren, geschossen worden. Die Akademie ließ um Hülfe bitten. Es wurde hierauf eine Untersuchungs-Commission nebst 20 Mann Husaren und 150 Mann Jäger nach Jena abgesendet. Die Rädelsführer entwischten; von den Uebrigen wurden die am mehrsten gravirten arretiret und nachhero zum Theil auf die Wartburg transportirt, zum Theil cum infamia und zum Theil ohne diesen Zusatz relegirt und fortgeschafft.

Im October rückten die Kaiserlichen wieder vorwärts, eroberten die Französischen Retranchements vor Mainz und befreiten diese Festung, — belagerten und bombardirten Mannheim, eroberten es und jagten die Franzosen über den Rhein.

Da Churſachsen bei herannahender Gefahr sein Contingent von der Reichsarmee zurückgezogen hatte, und also das hiesige auch nicht abzumarschieren brauchte: so verlangte der Feldmarschall Clerfait für das nicht gestellte Contingent ein reluitions Quantum, das leicht auf 100,000 ℔ ansteigen können; gab aber nach und wollte es erlassen, wenn wir das Contingent ehebaldigst stellten, welches ihm zugesichert worden.

Digitized by Google

Da die Franzosen immer weiter in Deutschland eindrangen: so suchten ihre emigrirten Landsleute auch weiter in dem Innern von Deutschland ihre Zuflucht. So geschah es, daß sowohl in Eisenach als Weimar sich viele angesehene Familien der Emigrirten niederließen. Auch wendeten sich der Herr Landgraf von Hessen-Darmstadt mit seiner Gemahlin und Hof nach Eisenach, und hielten sich daselbst eine Zeitlang auf.

Der Winter auf 1796 war sehr gelinde, doch entstanden hin und wieder böse Krankheiten. Den 20. März sind die 2 hiesigen Scharfschützen Compagnien abmarschirt, um sich mit den 2 Compagnien in Eisenach zu vereinigen.

Die hiesige Comoedie bekam in diesem Monat einen großen Zulauf, indem der berühmte Schauspieler und Schriftsteller Iffland von Mannheim hierher kam und zwölfmal mit allgemeinem Beifall spielte.

Den 15. April bekam ich wieder einen Zufall wie im Herbst 1790, mußte lange liegen und konnte erst im Juli an einem Stock zu gehen anfangen. Auch ist es merkwürdig, daß ich nach der Krankheit das Gehör auch etwas verloren.

Der Sommer war sehr veränderlich, obgleich sehr fruchtbar, nur stieg durch die starke Ausfuhr der Früchte und Victualien eine starke Theuerung von allen Lebensmitteln, welche aber auch von den vielen französischen Emigranten mit veranlasset wurde.

Meine Beschwerden an den Füßen blieben meistens wie sie waren, und ich mußte Session im Hause halten lassen. Das Beschwerlichste aber war, daß ich mein Gehör fast ganz verlor; ich brauchte zwar viele Mittel, ließ mich auch bei 4 bis 6 Wochen electrisiren, aber es half nicht viel.

Der Winter trat mit Schnee und Frost sehr bald ein, und dauerte auch mit Anfang des Jahres 1797 so fort; hingegen drehete sich das Kriegsglück und die Kaiserlichen jugen die Franzosen aus Bayern, Schwaben und Franken bis an den Rhein zurück; das hiesige Contingent blieb aber wie die Churſachsen zu Hause.

Im März bekam ich endlich auch das Gehör meistens wieder, und konnte die Sessiones besuchen. Der Sommer war unfreundlich und regenhaft, nur einige Tage hatten wir starke Hitze. Das Gewitter schlug

Digitized by Google

auch in die mit Früchten angefüllten Scheunen bei dem Erfurter Thor ein und es verbrannten 44 Scheunen. Ich war nicht zu Hause, sondern in Ulrichshalben. Es sollen anstatt der Scheunen nun Häuser gebaut werden.

Hiermit endigen die eigenhändig niedergeschriebenen Lebenserinnerungen. Im 76. Jahre seines Alters war der würdige alte Herr, trotz mannichfacher Heimsuchungen während der letzten Jahre, doch noch kräftig genug, von Zeit zu Zeit Ausflüge in die Umgegend von Weimar zu machen. So auch an dem erwähnten Tage, an welchem die Scheunen abbrannten, an deren Stelle seitdem die stattliche Häuserreihe sich befindet, welche die westliche Seite des Karlsplatzes begrenzt. Nicht gar lange darnach erkrankte er an einer Brustentzündung, welche ihn am 4. December 1797 dahinraffte. „Nicht nur von den zurückgelassenen Seinen, sondern von Hof und Stadt, sowie von allen gefühlvollen Menschen ward der Verlust dieses redlichen Staatsdieners und menschenfreundlich edlen Mannes herzlich bedauert."

Seine hinterlassenen gelehrten Schriften sind in Meusels gelehrtem Deutschland, Scheidemantels Repertorium und Reuß Staatskanzlei angeführt. Es sind folgende:

1) Disquisitio de utilitate ex Graecis litteris in jurisprudentiae studium redundante. 1740.
2) Geschichte der Sekretarien, und Untersuchung der Frage, ob zu solchen ein Gelehrter erfordert werde. 1757. 4°.
3) Pro Memoria ad Corpus Evangelicorum, die Kirchbergischer Seits angemaßten Jura episcopalia und damit verknüpftes Jus liturgiae in Farnrode betr. 1771. Fol.
4) Antwort auf das Burggräflich Kirchbergische Pro Memoria vom 17. Mai 1771 in der Farnrodeschen Sache. Eisenach 1772. Fol.

Digitized by Google

Zur Geschichte der Volksbücher.

Von A. Reifferscheid.

Fast jedes Volksbuch hat im 16. und 17. Jahrhundert in den Niederlanden unter kaiserlichen und bischöflichen Censuredikten zu leiden gehabt: es durften nur die Ausgaben der Volksbücher gedruckt und verkauft werden, welche von den geistlichen Censoren korrigirt und approbirt waren. Unter den Censuredikten ist besonders wichtig das des Bischofs von Antwerpen vom 16. April 1621, ihm ist eine Liste verbotener Volksbücher angehängt. An erster Stelle werden diejenigen namhaft gemacht, welche durchaus verboten sind, dann diejenigen, welche verboten sind, so lange sie nicht in approbirten Ausgaben vorliegen, drittens die, welche schon von neuem korrigirt und approbirt worden, viertens die, welche erst genau korrigirt werden müssen, ehe sie approbirt werden können. Vgl. Mones Übersicht der niederländischen Volksliteratur S. 17. Merkwürdiger als dieses Verbot der alten Volksbücher ist es für uns, daß die neuen approbirten zum Gebrauche beim Unterrichte in den Schulen zugelassen werden, wie es in dem Edikte und entsprechend in der Druckerlaubniß jedes Volksbuches ausdrücklich angegeben wird. Die geistlichen Censoren entfernten mit der größten Strenge alles, was ihnen irgend anstößig erschien, was „aen de heilige catholyke Kerke, ofte aen de goede manieren tegenstrydig“ war, wie es in den „approbatien“ heißt. Wie weit sie in ihrem Eifer gingen und wie besorgt sie für Erhaltung der guten Sitten waren, zeige ein Beispiel. Im Volksbuche von den vier Heymonskindern heißt es gleich zu Anfang, daß beim Hofgelage, welches Kaiser Karl zu Paris hielt, zwischen zwei Rittern jedesmal eine schöne Jungfrau gesessen habe, was alles sehr herrlich anzusehen gewesen („en tusschen twee ridders sat een schoene jonkvrau, dat seer genoeglyk was om te sien“), selbst diesen gewiß unschul-

Digitized by Google

digen Satz glaubten ſie ſtreichen zu müſſen, wohl als „tegenstrydig aen de goede manieren," vgl. de vier Heemskinderen met inleiding en aanteekeningen uitgegeven door J. C. Matthes, Groningen 1872, S. XXIII. Wenn ſie auch dem Volke verſtümmelte und durch willkürliche Auslaſſungen entſtellte Ausgaben der Volksbücher gaben, ſo ſind wir ihnen doch zu großem Danke verpflichtet: dadurch daß ſie den Gebrauch der Volksbücher beim Unterrichte in den Schulen zuließen, haben ſie, natürlich, ohne es zu wollen, im Volke die Liebe zu den alten Sagen und Erzählungen rege erhalten und ſo ein gutes Stück Volksthum gerettet.

Ganz anders dachten die klaſſiſch Gebildeten, die Gelehrten der damaligen Zeit in den Niederlanden und anderwärts. Galt ihnen doch alles, was volksthümlich war, für pöbelhaft und verächtlich. Nicht unintereſſant ſcheint es, das Urtheil eines dieſer Herren, des Spaniers Joannes Lodovicus Vives, der im Anfange des 16. Jahrhunderts zu Brügge lebte und lehrte, mitzutheilen. Es findet ſich in ſeinem Werke von der Unterweiſung einer chriſtlichen Frau, das er in drei Büchern „fürwar mit großem Lob aller deren, die ſye recht geleſen vnd verſtanden haben, in Lateiniſcher Sprach begriffen, vnd der durchleuchtigſten, chriſtlichſten, großmechtigſten Fürſtin vnd Frawen, Frawen Catharina, Künigin zu Engellandt dediciert vnd zugeſchriben." Ich kann das Werk nur in der Überſetzung des Chriſtophorus Bruno benutzen, die im Jahre 1544 zu Augsburg bei Hainrich Stainer erſchienen iſt in Folio unter dem Titel: Joannis Lodovici Vivis. Von vnderwey-ſung ayner Chriſtlichen Frauwen. Drei Bücher. Zu lob und preiß, der Durchleuchtigen, hochgebornen Fürſtin vnd Frawen, Frawen Jacoba, Pfaltzgräffin bey Rhein, Hertzogin in Obern vnd nidern Bayern, Gebornen Marckgräffin zu Baden ꝛc. Auch jrer F. G. fürſtlichen Tochter, fräwlein Mechthildis, erklärt vnd verteutſcht. Durch Chriſtophorum Brunonem, baider Rechten Licentiaten, diſer zeyt Poetiſchen lerer in der Fürſtlichen ſtat München. [1]) Nach Brunos Angabe war J. L. Vives „von Valentz auß Spanien." Er „hat zu Bruck in Flandern vil ſchöne bücher geſchriben, vnd die

[1]) Herr Senator F. G. Culemann in Hannover verſtattete mit gewohnter Liberalität die Benutzung des in ſeinem Beſitze befindlichen Buches.

Digitized by Google

Kunst des wolredens mit grossem lob dasselbst geleret, ist auch da gestorben."

Die unten mitgetheilte Stelle ist aus des ersten Buches, „wölchs da ist von den jungkfrawen", fünftem Kapitel: „wölche Scribenten ze lesen vnd wölche nit zelesen seind." Die Scribenten, die er der christlichen Jungfrau empfiehlt, seien hier in Kürze angeführt: die Evangelien des Herren, die Geschichten und Episteln der Apostel, die historischen und „sittlichen" Bücher des Alten Testamentes, Cyprianus, Hieronymus, Augustinus, Ambrosius, Chrysostomus, Hilarius, Gregorius, Boethius, Fulgentius, Tertullianus, Plato, Cicero, Seneca und dergleichen. Wenn sie noch andere begehrt, so „soll sye waydlich vnd glert Männer radtsfragen, vnd nicht leychtlich jhrem vrthayl nachfolgen." „Sie würdt auch kayn mangel an Poeten haben, wann sie zu der zal vnd gebundnen red, ain lust hat. Es werden vorhanden seyn, Prudentius, Arator, Prosper, Juuencus, Paulinus, wölche den alten nicht vil empfor geben. Sie würdt fürwar inn den scribenten die würdig zu lesen seynd, alle ding scherpffer, volkommner, vnd ainer grössern, vnd gwüssern wolluſt, darzu auch die lieblichſt kurtzweyl jhres gmüts finden, wölche ding alle erſtlich dem leben nutz seynd, nachmals auch sinn vnd gmüt mit ayner wunderbarlichen beluſtigung durchgiessen."

Seine christliche Jungfrau durfte natürlich keine Volksbücher in die Hand nehmen: wer solche Bücher gern lieſt, der hat nach seiner Ansicht, entweder nie etwas Gutes gesehen und erkannt, oder er ist moralisch so schlecht wie die Bücher selbst.

„Welche Scribenten . . . nit zelesen seind.

Es ist die gewonhayt eingewachsen (welche fürwaar böser ist, als kain Haydnische) das die gemaynem bücher (welche darzu geschriben, das sye vonn müssigen weyberen vnnd männern gelesen werdend) kain andere materi nitt haben, dann allain vonn kriegen vnnd bulschafften, vonn welchenn büchern acht ich auch das nichts zugebieten sey, wann wir anders bey Christen menschenn reden. Was soll ich nun sagen, wie ain grosse verderbtnuß das sey? wann man stro vnd dürr holtz vnder das feur legt. Aber man schreibet dise ding nur für die müssigen. Ja waarlich eben als sey der müssiggang nit genugsam durch sich selbst ain aufenthaltung aller laster, es sey dann das man erst allerlay anraitzungen

Digitized by Google

darzu thu, damit dieselben den müssiggehenden menschen, erst recht entzündend, vnd gentzlich zu seim aignen verderbtnuß bringend? Was soll ain junckfraw mit den waaffen zu schaffen haben? welche auch zu nemen jr ain schand ist. Man sagt es sey an etlichen orten der brauch, das die edlen junckfrawen den Ritterspilu mit höchster begird zusehen, auch vber die kriegswaffen, vnd die jenigen, welche redlich vnd mannlich gekempft, erkennen sollen, das auch die menner, mer acht vnd sorg haben auff derselben jungkfrawen vrtheyl, dann der männer. Ain sollich gmüt, wölchs mit betrachtung, vnd fleyssigem auffsehen, der weer vnd waffen, der arm, vnd männlicher sterck, verhindert vnd verhafftet, ist nicht ohn sorg, dann was würdt die weerloß, schwach vnnd zaghaft keüschhait, vnder disen dingen für platz vnd schirm haben? Ayn weybsbild, so nicht dergleychen gedancken befleckt, fasset damit das gyfft inn jhr hertz vnd gemüt, vnnd seynd desselben augenscheynliche warzeychen. Dyß ist ayn tödtliche kranckhayt, wölche doch von mir nicht entdeckt, sondern vndergedruckt werden soll, auff das sye nicht andere, erstlich mit jhrem geruch verletze, oder mit jhrer berürung beflecke.

Dieweyl es sich nun nicht gezympt, das ayn christlicher mann, mit weer vnnd waffen vmbgehe, dann allayn inn der eüsserstен vnnd höchsten noth, soll es dann aym weyb füglich seyn, dieselben zusehen? Vnnd ob sye schon mit den henden nicht darmit vmbgehet, das sye doch sollichs, wölches vil schwerer ist, inn jrem gemüt vnd hertzen thu? Darnach, warzu liesest du frembde lieb? Vnnd fassest gmächlich also vnwissendt, die betrüglich lieblichhaydt vnnd anraytzung des verderblichen gyffts, ja auch offt wyssendt vnnd sehend, dieweyl etliche inn wölchem nichts guts mer ist, dise ding darumb lesen, das sye inn solchen buleriſchen gedanken jr lieblichste kurtzweyl haben. Denselben wer es nicht allayn besser, das sye nye kayn buchstaben glernet, sondern auch das sye jhre augen verloren hetten, damit sie nicht lesen kundten, auch die ohren, das sie nicht hörten. Wie vil besser wer es, das dyse blind vnnd taub (wie der herr im euangelio sagt) inn das reych der hymmel giengend, dann das sye mit bayden augen, vnnd ohren, inn das helliſche fewr gestürtzt wurden? Eyn solche tochter stehet den christen so vbel an, das sye auch von den außländiſchen vnnd hayden verschmähet vnnd verfluchet soll werden.

Derhalben verwunder ich mich deſter mer, das die hayligen prediger,

Digitized by Google

dieweyl sye doch offt klayne ding mit grossen tragedien erheben, nicht auch dyses, inn allen jhren predigen schreyen vnnd außrüffeln? Ich verwunder mich, das etlich verstendig vätter jhren töchtern dyß zulassen, die männer jhren weybern vergünnen, darzu die sitten vnnd satzungen der völcker, sollichs verschweygen, damit die weyber durchs lesen, der büberey gwonen. Es gebürt der oberkait vnnd menschlichen gsetzen, das sye nicht allayn den marckt vnnd die häder, sondern auch die gmaynen vnnd sonderbaren sitten, besehen, vnnd wol regieren.

Derhalben gezympte es sich, das man solche schantpare vnnd vnzüchtige lieder, dem gmainen pöfel, mit aim strengen gsatz, auß dem maul neme, kan sunst nichts in ainer stat gsungen werden, dann allain was vnflettig ist? vnnd das kayn frommer on scham, kayn weyser on verdruß hören mag? Das mich gedunckt, die jänigen, die solche liedlin machen, befleyssen sich kayns dings mer, dann das sye die gemaynen sitten der jugent verderben, nicht anders als wölche die gmaynen brunnen vergifften. Was ist das für ayn sitt? Das man dyß für kayn lied achten will, da nichts schentlich jnnen ist? Derhalben sollen die gsetz vnd oberkayt allhie ayn einsehens haben. Darzu auch von wegen der verderblichen bücher, wölcher art inn Hyspanien seyndt, Amadisus, Splandian, Florisand, Tirant, Tristandt, wölches narrenwerks kayn end ist, es kompt täglich newes herfür, der Celestinisch mantel ain mutter der schalckhayt, der kercker der lieb. Inn Franckreych Lancilotus vom See, Paris vnnd Vienna, Punthus vnnd Sydonia, Petrus auß der Provintz vnnd Margalona, Melusina die vnerbittlich fraw, allhie im Niderlandt: der Floro vnd die Weyßblum, Leonella vnnd Camorus, Curias vnnd Floreta, Pyramus vnnd Thisbe. Es seynd auch etlich auß dem Lateynischen, inn die gmain sprach gebracht nämlich, die vnschimpflichsten schimpffbossen Poggei, Euryalus vnd Lucretia, die Centononell Boccatii. Wölch bücher alle, müssig vnnd vbel feyrend, vnerfarn auff schand vnnd laster geflissen leüt zusamen geschriben haben. Was wurde vns doch inn denselben belustigen, wann wir vns das bubenwerk nicht also gefallen liessen? Man darff kainer kunst gewertig seyn, von denen menschen, die auch kayn schatten der geschicklichkayt gesehen haben. Nun so sye jr materi dahersagen vnnd erzelen, was

Digitized by Google

kan für ayn beluſtigung inn denen dingen ſeyn, die ſye ſo närriſch vnnd offenlich erdichten. Diſer hat allayn zwayntzig erſchlagen, jhäner dreiſſig, ain anderer nach dem er wol ſechshundert wunden empfangen het, vnnd für tod verlaſſen, ſtehet er von ſtund an auff, vnnd des nechſten tags darnach wurd er wider gſund vnnd ſtarck, vnnd ſchlecht inn aim ſonderlichen ſtreyt, zwen ryſen darnider. Darnach ſo kompt er, mit gold, ſilber, edelgſtain vnnd ſeyden, dermaſſen beladen, das es auch kaum ayn ladſchiff ertragen möchte. Was iſt nur das für ain vnſinnigkayt, ab denen erlognen vnnd vngereympten dingen ain wolluſt zuempfahen? Zuletſt iſt auch nichts wollautends drinnen, dann allain etlich wort, auß dem innerſten ſchreyn der hulerey genommen, wölche zu geleguer zeit gſagt werden, die jänig zubewegen die du lieb haſt, wann ſie vielleicht ain wenig bſtendiger iſt. So maus nu deßhalben liſet, wer es wäger das man ſie nent, bücher von der frawenwirtiſchen kunſt (mit zichten, vnd vnuerletzter reuerentz vor jederman zureden) dann was artlichs kan in andern dingen, von aim Scribenten, der aller gutten künſt vnerfaren iſt, herkommen? Ich hab auch kainen nie gehört, der da gſagt, das jhm diſe bücher gfielen, dann allain wölcher kain guts nie gſehen oder erkanndt het. Ich habs auch ſelbſt vnderweylen gleſen, aber nicht ayn ainige anzaygung, weder ains guten gmüts, noch ains beſſern verſtandts darinn gefunden. Dann denen, die ſolche bücher loben (wölcher ich ſelbſt etlich kenn) will ich als den glauben geben, ſo ſye daſſelb auch ſagen werden, wann ſye Senecam, oder Ciceronem, oder den hayligen Hieronymum, oder die haylig gſchrifft, verſucht vnnd erfaren haben, vnnd nicht gantz böſer ſitten ſeyn werden. Dann das iſt gmaynklich die aynig vrſach des lobens, das ſye inn denſelben büchern jhre aygne ſitten gleych wie inn aym ſpiegel, ſehen, vnnd frewen ſich, das ſye andern auch gefallen.

Zum letſten vnnd wann ſye ſchon am aller ſcharpffſinnigſten, darzu auch lieblich vnnd kurtzweylig weren, ſo will ich doch die wolluſt, wölche mit gifft beſtrichen iſt, nicht haben, ich will auch nicht, das die fraw, wölche meiner vnderweyſung folgen will, zu ſchand vnnd laſtern angerayßt werde. Es iſt fürwar deren männer vnſinnigkayt billich zuverſpotten, die jrn weybern zulaſſen, dyſe bücher zuleſen, damit ſye deſter liſtiger böß ſeyen."

Digitized by Google

Buntes.

Zur Biographie von Peter v. Cornelius und Friedrich Rückert.

Von H. Rückert.

In: Peter von Cornelius. Ein Gedenkbuch aus seinem Leben und Wirken von Ernst Förster, B. 1, S. 202 fg. (Berlin 1871) findet sich folgende anekdotenhafte Erzählung, die der Biograph aus Cornelius eigenem Munde, wahrscheinlich in München, aufgezeichnet hat und die in Rom 1818 spielt. „Mit Niebuhr und Bunsen theilte er (Cornelius) den Widerwillen gegen den Ultramontanismus. Indessen hatte er doch auch seine Freude an kleinen Niederlagen des Ultraprotestantismus. So erzählte er mir (Förster) folgenden Vorfall aus jener Zeit. Er und einige Freunde, unter ihnen auch der damals in Rom verweilende Friedrich Rückert, sahen auf einem Spaziergang am Tiberufer Papst Pius VII. im Wagen ihnen entgegenkommen. Alle erklären es sogleich als selbstverständlich, daß man vor dem heil. Vater ins Knie sinken müsse. Nur Rückert erklärt, daß er das nicht thun würde, daß er nur vor Gott, nie vor einem Menschen kniee und geht, um es thatsächlich zu beweisen, den Andern voraus dem Papst allein entgegen. Hatte dieser die Absicht errathen oder nicht — kurz im Moment der Begegnung ertheilt er mit herzlicher Freundlichkeit Rückert den Segen, der dann auch dem damit Begnadigten — zum großen Triumphe seiner nachfolgenden Freunde — augenblicklich die Knie beugt."

Im Wesen dieselbe Scene wird im Leben der Malerin Louise Seidler S. 291, nur mit etwas weicheren und gefühlvolleren Pinselstrichen geschildert. Aber hier ist nicht Fr. Rückert sondern Carl Barth, der bekannte Kupferstecher, mit Cornelius noch früher als mit R. innigst befreundet und von ihm sammt Amsler bei dem Stiche seiner Nibelungen-Zeichnungen verwandt, der negative Held derselben. Die Seidler'sche Darstellung giebt sich nicht als Autopsie, sondern als den Niederschlag des Stadtgespräches über ein damals großes Aufsehen machendes Ereigniß.

Insofern würde das Zeugniß von Cornelius mehr ins Gewicht fallen, da er ja die Scene mit angesehen hat, obgleich es doch bei der sonst in den Tagebüchern der Künstlerin herrschenden Sorgfalt, überall nur begründete Nachrichten und die richtigen Namen zu geben, befremdend ist, daß sie hier Barth mit R. verwechselt haben sollte, die sie beide genau kannte. Um so auffallender, als sie die Anekdote ebenso wie Cornelius als ein Pröbchen jenes „Ultraprotestantismus" mittheilt, der seinen Gegensatz zu dem unter den deutschen Künstlern Mode gewordenen Ultramontanismus desto schroffer herauskehrte. Auch sonst hat die ganze Scenerie bei der Seidler in jeder Art mehr Leben und innere Wahrscheinlichkeit, als hier in der unzweifelhaft durch mindestens 18—20 Jahre von dem Vorgang selbst getrennten Erzählung, die Cornelius davon an seinen Biographen gab. Wer die beiden Freunde F. Rückert und Barth gekannt hat, weiß, daß wenn einer davon zu einem Excesse des Ultraprotestantismus geneigt gewesen wäre, es nur Barth sein konnte. In einer streng und ungemischt protestantischen Landschaft aufgewachsen, hat er nach der Art jener in ihrem Verkehr noch so beschränkten Jugendzeit erst spät im Leben, eigentlich erst in Italien mit dem Katholicismus Bekanntschaft gemacht. Dazu kommt noch, daß sein ganzes Naturell, man darf wohl sagen, erzprotestantisch angelegt war. Eine tiefernste, streng, ja peinlich gewissenhafte Natur, die die ganze Verantwortlichkeit des eigenen Thuns oder für die eigene Seligkeit auf sich selbst nahm und jede Vermittlung, sei es der Kirche oder

Digitized by Google

eines Priesterthums als einen Deckmantel der sittlichen Schwäche des Individuums stolz verachtete — so ist er damals in Rom gewesen und immer geblieben.

Fr. Rückert, obgleich im Kerne ebenso gesinnt, war doch durch sein weicheres und zugänglicheres Naturell und noch mehr durch die frühesten und entscheidenden Eindrücke seiner Jugend in einer ganz andern Stellung zum Katholicismus. Wer die „Lieder eines Dorfamtmannssohns" gelesen hat, weiß, daß die gefühlige und heiter-poetische Seite des katholischen Kultus, die menschliche Würde vieler katholischen geistlichen Herren dem Knaben nicht gerade imponirte, aber ihm doch bleibend freundliche Eindrücke hinterließ. Seine Heimath ist bunt gemischt in den Konfessionen und Religionen wie kein anderer Theil unseres Vaterlands, denn wenn anderwärts neben und zwischen Katholiken Protestanten wohnen, so tritt hier noch der Land- oder Bauernjude, eine dem übrigen Deutschland fast unbekannte Erscheinung, in Procentsätzen auf, die damals wenigstens an manchen Ortschaften, besonders in den ritterschaftlichen, die der Katholiken und Protestanten übertrafen. Solche Umgebung bildet von selbst eine große religiöse Toleranz in den irgendwie dazu angelegten Naturen; dazu rechne man noch den Einfluß des Rationalismus auf protestantischer Seite, auf katholischer den der humanen Aufklärung, die in dem geistlichen Oberhirten und weltlichen Gebieter dieser fränkischen Lande, dem unvergeßlichen Franz Ludwig von Erthal, Fürst-Bischof von Bamberg und Würzburg, hier glänzender, als sonstwo strahlte.

Alles dies wiegt aber doch nichts gegen das authentische Zeugniß eines Mannes wie Cornelius, und die Seidler, die das Faktum bestätigt, könnte sich ja doch einmal in den Namen geirrt haben. Aber Cornelius Zeugniß stellen wir noch ein anderes gegenüber, das andere Beweiskraft wie das der Seidler, aber auch, wie wir glauben, als das seine hat.

Die beiden Freunde Barth und Rückert, die es bis zum Tode in gleicher Treue und Innigkeit blieben, unterhielten sich von nichts lieber als von ihren römischen Erinnerungen. Dabei wurde dieselbe Anekdote, wie man sie bei Förster oder bei der Seidler findet, aber im Wesen so wie sie die Seidler giebt, von Barth mehr als einmal nach seiner Art lebhaft genug vorgetragen und ich selbst habe sie aus seinem Munde nicht bloß einmal gehört. Aber der Held davon war nicht er, auch nicht sein Freund, sondern ein „deutscher Maler", dessen Name dem Erzähler entfallen schien, weil er ihn nie anführte. Die eigentliche Pointe lautete wie bei der Seidler: „Junger Mensch, wenn du den Segen eines Papstes verschmähst, so laß dir den eines alten Mannes gefallen." Beide, B. und R., waren darin einig, daß der „Maler" sich, deutsch gesagt, wie ein Rüpel benommen habe. So weit ging selbst die protestantische Starrheit Barths nicht, daß er nicht wie alle Welt vor der vom Martyrium umstrahlten Greisengestalt Pius VII. die höchste Ehrfurcht gehegt hätte. Abgesehen von den Characteren beider Männer, welches Interesse hätten sie haben sollen, sich selbst auf so unbegreifliche Art eine Begebenheit entstellt oder geradezu lügenhaft ins Gesicht zu erzählen, deren wahrer Zusammenhang beiden oder wenigstens einem von ihnen besser als irgend jemand bekannt sein mußte, wenn Cornelius oder die Seidler Recht haben?

Wir glauben daher mit Sicherheit an einen Gedächtnißirrthum bei Cornelius, an ein Versehen bei der Seidler und halten seine Berichtigung für angezeigt, damit nicht Fr. Rückerts Biographie mit einer neuen Mythe belastet werde, weil es schon an den alten genug ist, die noch lange nicht alle ausgemerzt sind. Auch Barths Andenken, dem das Leben so wenig von den Hoffnungen der Jugend erfüllt hat, sind wir diese kleine Ehrenrettung schuldig.

Barth und Fr. Rückert sind durch ihren weiteren Lebensgang und ihre innere

Digitized by Google

Entwickelung immer enger zusammengebracht worden, mit dem alten Freunde Cornelius wollte aber es beiden je länger je weniger glücken. Bei aller gegenseitigen Anerkennung galt ihnen doch der Römische und früheste Münchener Cornelius als ein anderer wie der, dem sie später in München ein paar Mal und zuletzt noch in Berlin begegneten. Das jüngste Gericht in der Ludwigskirche, neben den Fresken in dem Göttersaale und trojanischen Saale der Glyptothek schien ihnen eine bedenkliche Schwankung aus der Region der ächten Kunst in eine andere, wo nach ihrer Meinung die volle Blüthe des menschlich Schönen selbst unter den Händen des begabtesten Genies sich doch nicht unverkümmert von trüber Scholastik entfalten konnte. Man mag darüber denken wie man will: hier wird nur die einfache Thatsache referirt, daß sich durch diese Differenz über die Ziele und Mittel der Kunst doch weder bei Fr. Rückert noch bei Barth das einmal gewonnene Urtheil über die künstlerische Potenz des alten Freundes verschob. Aus beider Mund habe ich es gleichsam als eine selbstverständliche Wahrheit oft aussprechen gehört, daß seit Rafael und Michel Angelo kein mit Cornelius nur irgend vergleichbarer Maler erstanden sei. Namentlich als die famosen „belgischen" Bilder auf der Berliner Ausstellung von 1849 die öffentliche Meinung ganz gefangen nahmen und Berlin in gewohnter Weise Orgien der Vergötterung dieses Naturalismus oder Realismus feierte, umgekehrt natürlich auch des Spottes und Hohnes gegen die Idealisterei, die weder zeichnen noch malen könnte, ist dem Munde Fr. Rückerts manch kräftiges gefügeltes Wort entflogen, was freilich in den allgemeinen Taumel hinein wirkungslos verhallte.

Cornelius war nur einige Monate vor seinem alten Freunde nach Berlin übersiedelt. Er traf da Ende April, jener Ende September 1841 ein. Beide sahen sich im Anfang einige Male, später aber äußerst selten. Es ist schwer zu sagen, wessen Stellung in dem damaligen Berlin, das einem brodelnden Hexenkessel voll der seltsamst entgegengesetzten Ingredienzien glich, innerlich unbehaglicher gewesen wäre, des Dichters oder des Malers. Gewiß ist, daß die glänzenden Hoffnungen, im großen Stil für die Wiedergeburt der deutschen poetischen Bildung weiter zu bauen, mit denen und wegen deren Fr. Rückert im Herbst 1841 Berlin betreten hatte, schon im Winter 1842—43 wie Seifenblasen zerstoben waren. Cornelius, dem die persönliche Gunst des Königs stets zur Seite stand, die der Dichter durch seinen „Winter in Berlin" schwer gefährdet, wenn nicht gar verscherzt hatte, — was hat er denn schließlich in und für Berlin wirklich geschaffen? Bis heute ist alles nur „Carton" geblieben. Beide Freunde glichen sich darin, daß jene höhere Altersstufe, die sonst der Produktivität Fesseln anlegt, ihrem Genius nichts anhaben konnte: beide sind nach dem 60er Jahre womöglich produktiver wie im 20. geworden, aber Berlin hat wahrlich beiden nichts dazu geholfen. Der Dichter holte sich seine frische Lebensluft in Neuses, der Maler in Rom. Barth hat im Winter 1843—44, den er in Berlin zubrachte, natürlich auch Cornelius gesehen, ebenso die bis dahin in Skizze oder Carton ausgeführten Berliner Arbeiten. Aber die Atmosphäre um Cornelius behagte ihm nicht, dagegen reagirte nicht sein Ultraprotestantismus, sondern sein gesunder deutscher Verstand und Gewissen. Cornelius selbst den Ultramontanen beizuzählen, wäre abgeschmackt, aber daß diese schon in dem damaligen Berlin ihre Gespinnste recht rührig und geschickt überall da anzukleben verstanden, wo es ihnen einen Vortheil versprach, ist bekannt. Der „Schwager Brüggemann," damals ohne Frage der emsigste und einflußreichste unter der ganzen Coterie, noch nicht Partei, leistete auch in der specifisch katholischen Drapirung der Umgebung des großen Künstlers Erstaunliches und dieser ließ es sich wenigstens gefallen. Kein Wunder, daß Barth, aber auch Fr. Rückert jetzt noch mehr als

Digitized by Google

einst vor dem jüngsten Gericht in München „scholastische Schatten" sich über die Schöpfungen des Freundes lagern sahen, und denen gingen beide aus dem Wege.

Bamberger Lebens- und Gesundheits-Regeln für die zwölf Monate des Jahres (1641—1663.) [1]

Im Jenner bad offt, laß kein Blüt
Als nur am Daum, Artzney verhüt,
Brauch warme Speis, Würtz, mäßig Wein,
So du wolauff vnd gsund wilt sein.

Der Hornung erregt viel böser Seuch,
In Menschen vnd Thieren, drumb du fleuch
Fisch, Wildprät, Vögel, Möth vnd Bier,
Bad, schwitz, laß Blut, artzney, purgir.

Im Mertz die Frucht sich mehren thut,
Drum bad, schrepff, sonst behalt dein Blut
Vor Kält, Füllerey, hüt dich mit fleiß,
Leb mäßig, vnd iß süße Speiß.

April bringt vns den Glänz daher,
Die Erd sich öffnet weit vnd ferr,
Erhitzt vnd mehret auch das Blut,
Purgirn vnd lassen ist fast gut.

Im Mayen sey frölich mit maß,
Purgier, artzney zur Aderlaß,
Brauch Kräuter oder warme Bad,
Vom Salvey trinken ist nit schad.

Im Brachmon vnd zur heissen zeit,
Was hitzt vnd gewürtzte Speiß vermeid,
Auch laß noch, bad nit ohne noth,
Schlaff nit vil, brauch was kühlen thut.

Der Hewmon vns die Hundstäg bringt,
Artzneyen vnd lassen mißlingt,
Bad selden, schlaff wenig, sey rein,
Meid hitzige Speiß vnd starke Wein.

Augstmon auch alles das verbeut,
Was im Hewmon ist angedeut,
Insonderheit Lieb, Füllerey,
New Opß, Bier, Möth vnd Artzney.

Im Herbstmon bald schrepff vnd purgier,
Die Median laß schlagen dir,
Iß Geißmilch vnd die Vögelein,
Auch Wildprät, trink Bier oder Wein.

Der Weinmon vns gut Wildprät bringt
Feist Gänß, Vögel, auch Moost einschenckt,
Deß solstu niessen alles mit maß,
Sonst bringt es schaden, glaub mir das.

Im Wintermon magst brauchen frey,
Möth, Hönig, Ingwer auch darbey,
Vil baden meyd, die Zucht lieb hab,
Sonst nimbst an Leib vnd Leben ab.

Im Christmon brauch warme Speiß,
Gewürtzten Wein, vnd meid mit fleiß
Die Kält, auch zu dem Haupt thu lassen,
Vnd leb in allem mit ziel vnd massek.

Haeutle.

Kölner Rathsprotokoll von 1652, 11. Septbr. Franz und Peter Hemoni, welche ihr zugerichtetes musikalisches Glockenwerk erlangter Erlaubniß nach anherobracht, haben ihnen solches auf dem Rathhaus-Thurm ohne dessen Schaden aufhängen und hören zu lassen gebeten, welches gebetener Maßen zu verwilligen ein ehrsamer Rath Bedenken getragen, sonst aber denselben freigestellt, des petiti Effekt an einem andern bequemen Ort dieser Stadt zu befördern.

Kölner Rathsprotokoll von 1605, 9. Nov. Hermann Scheldt der Lahme, der mit einem Esel in der Stadt umreitet und Almosen sammelt, soll sammt allem losen Gesindel, allen Bettlern und Sängern von den Gewaltrichtern aus der Stadt geschafft werden.

[1] Diese 23 Jahre hindurch blieben sich die Regeln immer gleich, wechselten dann aber von 1676 an fast jedes Jahr.

Digitized by Google

Abergläubiſche Meinungen und Gebräuche der Anwohner des Erzgebirges.

Von J. G. Kohl.

(Schluß.)

Todesfurcht und Todesgedanken ſind ein Erbtheil aller Sterblichen, wie es der Tod ſelber iſt. Es wäre gut, wenn alle Menſchen nur deswegen fleißig an den Tod dächten, um ſich dadurch zu einem vernünftigeren, heiteren und frömmeren Gebrauche des Lebens anzuſpornen, und wenn ſie ihn nur da erblickten, wo er wirklich droht, und wo ſie noch etwas thun könnten, entweder ihn abzuwenden oder ihm gefaßter zu begegnen. Allein damit begnügen ſich die meiſten nicht. Sie ſehen vielmehr ihren eigenen Tod ſowohl als auch den ihrer Angehörigen in ihrer Einbildung in einer Menge von Dingen und Ereigniſſen vorgedeutet, die mit ihm oft nicht in der geringſten Beziehung ſtehen. Wie die Leidenſchaft der Liebe, ſo iſt auch die Furcht, wie überhaupt jeder von der Vernunft nicht gezügelte Affekt von Haus aus abergläubiſch.

Das Meiſte und Zuverläſſigſte vom Tode wiſſen nach dem Glauben des Volks die Todten ſelbſt, und daher ſehen die Leute auch nirgends mehr Todesanzeichen als bei den Leichnamen und bei ihrer Beerdigung. Kaum iſt ein Menſch verſchieden, ſo wird er ein Gegenſtand des Schreckens für ſeine Hausgenoſſen und eine Quelle vieler böſer Omina.

Iſt in einem Hauſe Jemand geſtorben und hat ſein Körper rothe Lippen behalten, ſo iſt dies ein Zeichen, daß er einem Andern den Todeskuß aufzudrücken gedenkt, und daß noch binnen Jahresfriſt ihm einer nachfolgen muß. Dasſelbe iſt der Fall, wenn einer Leiche aus Verſehen die Augen nicht zugedrückt wurden.

Digitized by Google

In den meisten Dörfern existirt ein sogenanntes „Leichenbret," um die Leiche, wenn man sie zum Ankleiden aus dem Bette nimmt, darauf zu legen. Weil sie das Bett bald nachher wieder gebrauchen, so lassen sie die Leiche nicht gern lange darin liegen und legen sie gleich nach dem Verscheiden auf das Leichenbret. Dieses Leichenbret ist ein Eigenthum der Kommune, bleibt aber so lange in demjenigen Hause, in welchem es zuletzt benutzt wurde, bis wieder in einem Nachbarhause Jemand stirbt, worauf es dann in dieses geschafft wird. Ich kannte ein kleines Dorf, in welchem ein solches Bret das einzige gemeinsame auf Begräbniß sich beziehende Eigenthum der Kommune war.

Jenes Leichenbret nun treibt zuweilen argen Spuk. Man hat es oben auf dem Boden des Hauses irgendwo versteckt. Es liegt daselbst auf Balken gewöhnlich ganz still und ruhig. Wenn aber ein Todesfall bevorsteht, so kündigt es denselben oft durch einen Schall an. Es scheint dabei in die Höhe zu hüpfen und laut krachend auf die Balken niederzufallen. Die Leute nennen dies „*den Fall des Leichenbrets*". „*Das Leichenbret ist gefallen*," raunt man sich in die Ohren, „es wird nun Jemand im Dorfe sterben müssen." Man hört das Leichenbret übrigens auch in solchen Häusern fallen, in denen es lange nicht gewesen ist, und es bedeutet dies dann, daß Jemand aus der Verwandtschaft sterben müsse. Wenn es am Morgen früh fällt, so soll es sehr schnell mit dem Tode gehen. Fällt es aber spät am Abend, so soll man etwas mehr Zeit haben. — Ich hörte von einem Tischler in Dresden, dem durch einen solchen Lärm „*die Bestellung eines neuen Sarges*" vorher verkündigt wurde. Jedes Mal, wenn er den Bretterfall hörte, wußte er gewiß, daß den Tag darauf Jemand kommen werde, einen neuen Sarg zu verlangen.

Es erklingen auch noch sonst mancherlei Töne in der Luft, welche die Erzgebirgsleute für Stimmen aus dem Geisterreiche halten. Sehr verbreitet ist *der Glaube an das sogenannte Rufen des Namens*. Es giebt nämlich Personen, die sich zuweilen bei ihrem eigenen Namen gerufen hören. Es geschieht ihnen dies sowohl während der Nacht im Traume, als während des Tages, sowohl in der Einsamkeit als inmitten der Gesellschaft Anderer. Gewöhnlich hören sie nur ihren Vornamen ohne Hinzusetzung des Familiennamens. Zuweilen erkennen

Digitized by Google

sie die Stimme, welche sie ruft und dieselbe ist meistens die eines ihrer nächsten Verwandten, dessen Tod sie dann befürchten. Erkennen sie die Stimme nicht, so bedeutet es bloß einen Todesfall in der Freundschaft. Ich hörte einmal ein paar Frauen über diesen Gegenstand sprechen. Die eine von ihnen sagte, es riefe sie immer zwei Mal: „Sophie! Sophie!“ Die andere behauptete, es hätte sie wohl schon zwölf Mal in ihrem Leben gerufen, aber jedes Mal nur ein Mal. Sie versicherten mir beide, daß es immer einträfe, früher oder später. Eine von ihnen kam eines Morgens voll Schreck zu mir und erzählte mir, es habe sie soeben kurz vor Sonnenaufgang gerufen. Sie sei nun sehr gespannt darauf, wer aus ihrer Freundschaft wohl damit gemeint sei. Als ich sie nach vier Monaten wieder sprach, war ihr Geist, wie ich aus ihrer Rede merkte, noch mit jenem geheimnißvollen Rufe beschäftigt und ihre Neugierde noch immer gespannt. Hat sie so noch einige Male vier Monate zugewartet, so wird allerdings am Ende einmal der Ruf in Erfüllung gegangen und einer ihrer Verwandten gestorben sein. Manche, die nicht dazu hinneigen, „ruft es nie.“ Doch sind die, „welche es ruft,“ zahlreich. Auch schon bei den alten Griechen scheint es solche Leute gegeben zu haben. Plutarch bemerkt, daß Sokrates diejenigen Menschen, welche vorgegeben hätten, eine wunderbare Stimme vernommen zu haben, besonders aufmerksam angehört habe. „Sokrates ließ sich mit solchen Leuten,“ sagt Plutarch, „gern in ernsthafte Unterredungen ein.“ Auch habe Sokrates selbst, so sagt Plutarch weiter, an einen gewissen Genius geglaubt, der zuweilen leise oder auch laut mit ihm spräche. Einige Freunde des Sokrates hätten gemeint, dieser sein Genius sei kein Gesicht außer ihm gewesen, sondern die Empfindung einer inneren Stimme. „Die Reden der Genien“, sagt Plutarch an einer anderen Stelle, „fahren durch Alles ungehindert hin und erschallen nur in solchen Menschen, die einen stillen Charakter haben, deren Seele von keiner Leidenschaft beunruhigt wird, und die wir deswegen mit Recht heilige Menschen nennen.“

Zahllos sind die todverkündenden Erscheinungen in der Natur. Wenn die Hunde den Kopf in's Gras stecken und heulen, so bedeutet es Tod. Wenn die Eulen sich einander locken und rufen, mit einem Geschrei, welches uns freilich nicht wie Liebesgeflüster klingt, es aber doch in der That ist, so bedeutet dies Liebesgeflüster der Eulen

Digitized by Google

auch Tod. Wenn im Herbste, wo die Früchte ihrer Reife schon nahe sind, sich an einem Baume oder Strauche noch eine oder mehrere späte Blüthen sehen lassen, so bedeutet dies überraschende Lebenszeichen, das außer dem Grafen Platen-Hallermund auch noch manchen anderen Dichter zu einem sinnreichen Liede begeistert hat, in der Meinung des Erzgebirgsanwohners wieder Tod. Wenn in dem Kohlgarten eines Häuslers sich eine ganz weiße Kohlpflanze zeigt, was zuweilen geschehen soll, indem ausnahmsweise der grünfärbende Stoff ausbleibt, so machen die Leute große Augen, schütteln den Kopf und meinen, es bedeute ebenfalls wohl den Tod eines Mitgliedes der Familie. Wenn die ganz kleinen Kinder plötzlich und ohne Zuthun der Großen statt zu weinen zu singen anfangen, — was sie, wie mich eine alte Frau versichert hat, mitunter thun sollen, ebenso wie die Finken mitunter statt zu pfeifen ausnahmsweise rahzen und die Hühner statt zu gackeln ausnahmsweise krähen, — so bedeutet dies ebenfalls Tod. Es gehört natürlich eine ungewöhnliche Frühreife dazu, daß die kleinen Säuglinge in der Wiege singen, und die Leute mögen wohl bemerkt haben, daß frühreife und altklinge Kinder in der Regel nicht lange leben.

Bei Beerdigungen werden hier zu Lande verschiedene abergläubische Gebräuche mehr oder weniger streng beobachtet. Die Bank, auf welcher der Sarg bei der Ausstellung der Leiche stand, wird zerbrochen. Die Thüre des Hauses wird sorgfältig, gleich sowie der Todte hinausgetragen ist, geschlossen. Sie achten alsdann darauf, wer die so verschlossene Thür zuerst öffnet. Ist es ein Kind, so stirbt zunächst ein Kind. Tritt zuerst eine alte Frau herein, so ist der nächste Todte im Dorfe eine alte Frau u. s. f. Auch gilt die Regel, daß der Kutscher, der den Todten fortfährt, sich während der Fahrt nicht umsehen darf, es mag am Wege geschehen, was da will. Thut er es, so soll der Todte „wiederkommen," nämlich als Gespenst. Das Rückwärtsblicken scheint überhaupt eine große Rolle in dem Aberglauben aller Völker zu spielen. Auch in der Bibel, sowie in dem Märchen von Tausend und einer Nacht kommt schon Manches von den üblen Folgen des Rückwärtsblickens vor. Es giebt im Erzgebirge viele Menschen, die, wenn sie in der Nacht auf der Wanderung sind, sich um Alles in der Welt nicht umzuschauen wagen würden, obwohl sie ohne Scheu vor sich hinblicken, und obwohl gar nicht

Digitized by Google

einzusehen ist, warum sie hinter sich etwas Schrecklicheres gewahren sollten, als auf dem Wege vor sich. Unsere blinde augenlose Rückenseite muß sich wohl besonders schutzlos und unsicher vorkommen.

Außer solchen Anzeichen, die den Tod oder sonst ein speciell bestimmtes Unglück verkündigen, giebt es auch noch eine Menge Dinge, die nur ganz im Allgemeinen Unheil oder Heil verkündend sind, ohne daß die Art des Unglücks näher dabei bezeichnet würde. Da das plötzliche Zusammentreffen mit anderen lebenden Wesen, Thieren oder Menschen, uns immer mehr oder weniger angenehm oder unangenehm afficirt, so werden daher solche unerwartete Begegnungen bald auf die eine, bald auf die andere Weise ausgelegt.

Wenn man des Morgens zu einem Geschäfte, sei es, um die Butter und Milch zur Stadt zu tragen, oder um ein Stück Vieh an den Mann zu bringen, oder um Strohgeflechte dem Großhändler zu verkaufen, sich auf den Weg macht, so ist es unglückbedeutend, wenn der erste Mensch, dem man begegnet, eine alte Frau ist. Nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen selbst theilen diese Furcht vor den Individuen ihres eigenen Geschlechts, und es giebt manche unter ihnen, die, wenn ihnen eine alte Frau unter besonders bedenklichen Umständen begegnet, z. B. wenn sie ganz auffallend alt und häßlich ist, wenn sie direkt auf sie zukommt, nachdem sie kaum das Haus verlassen haben ꝛc., lieber wieder umkehren. Es ist einfältig und sonderbar, daß man das hilflose Alter, statt ihm freundlich zu nahen, auf diese Weise flieht und es mit Schrecken umgiebt. Die Begegnung eines jungen Mädchens, besonders aber eines kleinen Kindes wird dagegen für heilbringend angesehen. Die eines alten Mannes schadet weniger als die eines alten Weibes, besonders wenn der alte Mann einen Korb mit Sachen, Geräthschaften oder sonst etwas trägt, welches anzeigt, daß er zu einer Arbeit ausgeht. Überhaupt ist jeder Beschäftigte ihnen willkommener als ein Müßiger; völlig müßig umherschleichende alte Frauen, von denen man nicht recht weiß, was sie zu schaffen haben, sind die Schlimmsten, mit ihren Tafeln und Büchern zur Schule eilende Kinder die Besten. So ist es auch besser, einem Fuhrmann mit einem beladenen Wagen zu begegnen, als einem mit leerem Gefährte. Ein junges Mädchen ist zwar auch einem jungen Mädchen heilverkündend,

Digitized by Google

insbesondere aber einem jungen Mann. Die Begegnung mit jungen Eheleuten, die friedlich sprechend nebeneinander gehen, ist ganz besonders günstig.

Es giebt Leute, die verschiedene, zuweilen sehr sonderbare Präservativmittel gegen die bösen Einflüsse übler Begegnungen wissen. Ich sprach mit einem Manne, der mir sagte, daß er immer, wenn ihm am frühen Morgen eine alte Frau begegne, seine Stiefeln auszöge und sie wechsele, so daß er den rechten Stiefel auf den linken Fuß und den linken Stiefel auf den rechten Fuß zöge, und daß ihn dies dann vor Übel schütze. Sonst haben sie auch gewisse Worte, die sie sprechen. Manche halten das Ausspeien für hinreichend.

Sonderbar ist es, daß der Hase auch hier wie in so vielen Ländern einen so üblen Ruf genießt. Die Begegnung eines Hasen, der quer über den Weg läuft, gilt hier für entschieden unheilbringend. Sie glauben, daß er dem geschäftigen Wanderer unter allen Umständen einen argen Querstrich durch die Rechnung mache.

Auf einem Spaziergange in der Umgegend meines Dorfes holte ich eine langsam schleichende alte Frau, die vor mir herging, ein. Als ich dicht hinter ihr war, sah ich sie plötzlich still stehen und hörte sie im Selbstgespräch die Worte murmeln: „Ach du Schelm, was läufst du mir da nun gerade über den Weg!“ Als ich sie fragte, wen sie mit ihrer Rede im Sinne habe, fing sie in keifendem Tone an, mir zu klagen, daß soeben in einer Entfernung von hundert Schritten ein Hase über den Weg gesprungen sei, und daß sie sich nun fürchte, ihren Gang fortzusetzen. Es floß uns ein kleiner Fluß zur Seite, und ich bemerkte meiner Alten, daß der Hase höchst wahrscheinlich ohne irgend eine böse Absicht an's Wasser gelaufen sei, um zu trinken, daß er gewiß auf dieser Seite des Wassers geblieben und in derselben Richtung, aus der er gekommen, wieder zurückgekehrt sei, ohne den Fluß zu überschreiten. Ich schlug ihr daher vor, den Weg zur Linken, der auf einer Brücke über den Fluß führte, einzuschlagen und so die Spur des Hasen zu umgehen. Dies gefiel ihr, und sie nahm meinen Vorschlag mit Dank an. Da ich auf diese Weise ihrem Vorurtheile gegen die Hasen nicht opponirte, wurde sie gesprächig und theilte mir noch Manches von ihren Ansichten über die Gefährlichkeit anderer Thiergattungen mit. Die Katzen, sagte sie, seien,

Digitized by Google

obgleich nicht so bös wie die Hasen, doch auch sehr schlimm, insbesondere aber die gefleckten Katzen. Die schöne gestreifte Zibethkatze aber sei fast gar nicht zu fürchten. Allein ein schwarzer Kater sei noch schlimmer als eine gefleckte Katze und zumal gegen Abend. Am Morgen seien die Katzen nicht so schrecklich.

Meine Leutchen haben auch einen Aberglauben gegen das Umkehren von einem unternommenen Wege nach Hause. Haben sie aber etwas Unentbehrliches und Wesentliches zu Hause gelassen, z. B. das Geld, wenn sie etwas einkaufen wollten, so kehren sie wieder um und geben dann lieber die ganze Unternehmung auf.

Die Spinne, dieses kleine vielbeinige, interessante, kluge und geschickte Thierchen, das schon Salomo in der Bibel lobt, wenn er sagt: „Viele sind klein auf Erden, aber klüger als die Weisen, nämlich die Ameisen, die Kaninchen, die Heuschrecken und die Spinnen," hat zu vielfachen Mythen und abergläubischen Meinungen Anlaß gegeben.

Läßt die Spinne sich an einem Faden von der Zimmerdecke herab und setzt sie sich auf eines Mannes Schulter, so bringt ihm dies in der Regel Glück. Kriecht sie auf dem Boden oder Tische direkt auf Jemanden zu, so soll dies, wenn es am Morgen geschieht, Unglück, am Abend hingegen Glück bedeuten. Auch die Bauern in Frankreich in der Normandie haben das Sprüchwort:

Araignée du matin
Porte chagrin
Araignée du soir
Porte espoir.

Im Allgemeinen hört man mehr von Glücks- als von Unglücksspinnen. Die Kreuzspinne gehört durchaus zu jenen, vielleicht des heiligen Zeichens wegen, das sie auf dem Rücken trägt, und die Leute tödten eine Kreuzspinne nicht gern, sondern setzen sie, wenn sie ihnen lästig wird, behutsam zur Seite oder verscheuchen sie vorsichtig, wo sie ihnen im Wege ist. Auch schon deswegen tödten sie die Kreuzspinne nicht, weil sie einer ihrer Wetterpropheten ist. Wenn schönes Wetter bevorsteht, arbeiten die Kreuzspinnen an ihrem Netze. Wenn schlechtes droht, sitzen sie still in ihren Löchern. In den Viehställen sehen sie die Spinnen gern und halten es für nachtheilig und unerlaubt, sie dort zu

Digitized by Google

vertilgen. Daher sieht man die alten Viehställe oft mit dichten Spinngeweben ausstaffirt.

Eben so mannigfaltig wie die unglückverheißenden Anzeichen sind auch die Präservativmaßregeln, die man gegen das drohende Unglück anwendet. Es giebt mancherlei Arten und Weisen, wie man Krankheiten, durch gewisse Ceremonien und Zauberformeln „versprechen" kann. Bei Zahnschmerzen, bei Brandwunden, bei der Rose und bei anderen Übeln giebt es eigene Verfahren und besondere Sprüche, die oft noch besser als ärztliche Heilmittel wirken sollen.

Bei Brandwunden z. B. drücken sie die verbrannte Stelle drei Mal über's Kreuz und sprechen dazu den Vers:

„Es fuhr ein Fuhrmann über's Land,
Der hatt' einen Brand in seiner Hand.
Im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes."

Das soll alle Blasen und allen Schmerz beseitigen.

Bei Geschwüren treten sie an's Kamin, machen den Finger schwarz und bekreuzigen das Geschwür drei Mal damit unter Hersagung einer ähnlichen Formel. Das Geschwür soll sich dann auflösen und zurücktreten. Dasselbe soll geschehen, wenn man das Geschwür mit einem alten Pfennige drückt und hinterdrein den Pfennig auf einen Kreuzweg wirft. Das Gift des Geschwüres bleibt auf dem Pfennige kleben, und sollte ihn ein Anderer auf dem Kreuzwege finden und aufheben, so würde das Übel auf diesen übergehen.

Bei Blutwunden lautet eine Versprechungsformel so:

„Glückselig ist die Wunde,
Glückselig ist die Stunde,
Du ich sie schauen mag, das gebiete ich dir,
Du sollst weder schwitzen, noch bluten, noch schwellen."

Das Blut soll alsbald dadurch gestillt werden. Ich drückte einem Alten, der mir dies mittheilte, meine Verwunderung darüber aus. „Ja, wer es selbst nicht erfahren, der glaubt's allerdings nicht," erwiederte er. Das „Im Namen Gottes des Vaters, Sohnes" ꝛc. muß aber solchen Sprüchen durchaus nachfolgen.

Manche Zaubermittel und Versprechungsformeln sind allgemein bekannt. Viele aber werden geheim gehalten. Einige werden in den Familien als Erbstücke vom Vater auf Sohn vererbt, und man kann sie

Digitized by Google

oft um Alles in der Welt nicht erfahren. Zuweilen lassen sich die Eingeweihten aber wohl gegen Geld und gute Worte bewegen, dem Wißbegierigen ihre Geheimnisse mitzutheilen. „Ich weiß und habe etwas," heißt es, „was gut ist gegen das Fieber. Was giebst du mir, wenn ich es dir verrathe?"

Einer meiner Dorffreunde hatte unter den Erbstücken seines Vaters auch eine hölzerne Dose entdeckt und bei näherer Untersuchung darin ein kleines Papierchen gefunden, das eine Zauberformel gegen allerlei Krankheiten, insbesondere aber gegen die Gicht enthielt. Das gebräunte Zettelchen, welches er mir zeigte, trug die Spuren eines ziemlich großen Alters an sich und enthielt unter Anderem den Namen seiner Urgroßmutter, für welche es geschrieben zu sein schien. Es war sorgfältig zusammengefaltet. Dann war zunächst ein großes Stück Feuerschwamm darum gewickelt und dieser mit Bindfaden fest umwunden, darauf war es in Leder eingehüllt und so steckte das Packetchen in der Dose. Mein Bekannter versicherte mich, er habe früher nichts davon erfahren, daß sein Vater ein solches Zaubermittel besessen. Die Beschwörung, der eine Menge Kreuzzeichen beigemischt waren, lautete so:

„Im Namen Gottes des Vaters † und Gottes des Sohnes † und Gottes des heiligen Geistes † Amen † Ich Hanna, Rossina N. N. beschwöre dich, Gesicht und Gicht, bei den Sonnen und bei den Mohnden, und bei der göttlichen Kraft, die da ist im Himmel und auf Erden, daß du mir kein Schaden thust an allen meinem Leib, weder an Haupt, an Augen, an Hals, an Achseln, an Armen, an Händen, an Beinen, an Füßen, an Rücken, an Lenden und an Leber und an Gedärme, noch an keinem anderen meiner Glieder. Daß helfe mir Gottes Kraft und das heilige Grab, wo der Gottesherr selber darinnen lag. — Es sei gleich Frau oder Mann, der die Worte sprechen kann, oder bei sich trägt, denen soll nimmer das Gesicht noch Gicht bestehen. Amen † Aglodt † Beder † Genande Hanna Rosina N. N. Jesus Christus unseres Vermittlers Amen †".

Auf der Rückseite des Zettels stand Folgendes geschrieben: „Der Verfertiger hievon ist der Auszügler Schneider in Limbach unter Mügeln."

„Es muß im abnehmenden Mond des Donnerstags zu ihm ge-

Digitized by Google

gangen werden, damit er es den Freitag früh vor Sonnenaufgang schreiben kann."

Bei vielen Formeln ist es genug, daß man sie ausspreche oder bei sich trage. Manche müssen aber mit sammt dem Papier, auf welchem sie geschrieben stehen, verspeist werden. Solche speisbare Formeln, die man mir mittheilte, waren folgende gegen den Biß toller Hunde. Die eine lautete so:

Arebrodas
rebrodas
ebrodas
brodas
rodas
odas
das
as.

Diese Formel sollte von einem gewissen „Serenus Sammonicus" herrühren, dessen berühmter Name noch bis auf den heutigen Tag in den sächsischen Dörfern lebt und genannt wird.

Von diesem selben Zauberer stammt auch folgende Formel, bei welcher das Grundwort sowohl von hinten als von vorne verkürzt wird:

Abracadabra
bracadabr
racadab
acada
cad
a

Diese Formel, die ich ebenfalls in einem sächsischen Dorfe auf einen Zettel geschrieben fand, war betitelt:

„Des Serenus Sammonicus wunderbare Hieroglyphen gegen alle Arten von Fieber."

Es war dabei die Vorschrift gegeben, daß man sie auf einem Butterbrode verspeisen solle.

Gegen Zahnschmerz soll es ein gutes Mittel sein, wenn man sich beim Waschen zuerst die Hände und dann das Gesicht abtrocknet. Es giebt viele Leute, die hieran fest glauben. Auf der böhmischen Seite des Erzgebirges traf ich einmal einen alten Herrn, von dem man mir sagte, daß er bei seinen Ablutionen dies immer beobachte.

Wenn man drei blüthentragende Kornähren durch den Mund zieht und die Blüthen abstreift und verschluckt, so soll dies eben-

Digitized by Google

falls vor Zahnweh bewahren. Ebenso soll ein Splitter von einem ausgegrabenen Sarge gute Dienste gegen Zahnweh leisten. Man muß den Zahn damit stochern und darnach den Splitter in fließendem Wasser wegschwimmen lassen.

Ein Patient, der zur Ader läßt, soll ein wenig Blut an einen rothen Rosenstock gießen. Er wird dann bald wieder eine Gesichtsfarbe wie die Rosenknospe bekommen.

Das Aderlassen war bekanntlich sonst mehr im Schwange als jetzt. Doch üben es Viele auch noch jetzt fleißig. Sie glauben, daß es zu gewissen Zeiten des Jahres durchaus nicht heilsam sei, zur Ader zu lassen. Am häufigsten thun sie es im Mai, wo vielleicht die Säfte auch im Menschen, wie in der ganzen übrigen Natur, mehr aufsteigen und kochen. Dann wieder im Juli zur Blüthezeit der Rosen, wo ein Aderlaß besonders wirksam sein soll. Vielleicht halten sie auch den in den Blättern emporknospenden Saft der Rosen für eine Art natürlichen Blutfluß. „Das dicke Blut," sprechen sie, „muß zur Rosenzeit zwischen Haut und Fleisch weg." Im Winter lassen sie nie zur Ader und auch nicht an nebeligen Tagen, weil sie glauben, daß das Blut dann nicht gut fließe. Es muß dazu helles Wetter sein.

Wie Krankheiten, so kann man auch anderes Unglück versprechen. Namentlich Feuersbrünste, gegen die es mancherlei Formeln, sogenannte „Feuersegen" giebt. Der Mann, welcher es übernimmt, den Feuersegen auszusprechen, läuft dabei Gefahr, daß die wilde Tochter der Natur, wenn sie sich auf diese Weise wider ihren Willen in enge Grenzen gebannt sieht, nach ihm selber die feurigen Arme rächend ausstrecke. Der Besprecher des Feuers muß daher sehr flinkbeinig oder wo möglich zu Pferde sein. Er reitet, seine Formel sprechend, dreimal um das Feuer herum und nimmt dann, nachdem er noch: „Im Namen des Vaters, Sohnes ꝛc." hinzugefügt hat, sogleich Reißaus. Er muß einen Bach oder Teich zu gewinnen suchen und durch das Wasser reiten, damit ihm das nachlaufende Feuer nichts anhabe.

Auch die sogenannten „Backöfen" thun bei Feuersbrünsten gute Dienste. Es sind runde Gefäße zum Backen des Brodes, die der Hälfte einer großen Tonne gleichen. Sie sind bei den kleinen Häuslern, die nicht so viel Brod auf einmal backen, statt der länglicheren, größeren

Digitized by Google

und kostspieligeren „Backtröge“ noch sehr gebräuchlich. Wenn sie auch das Feuer selbst nicht zu löschen vermögen, so können sie doch die Richtung des Windes verändern und sind also besonders dann anzuwenden, wenn der Wind das Feuer auf andere Gebäude zuführt. Sie werden in diesem Falle in der Mitte zwischen dem brennenden Hause und denjenigen Häusern, welche man vor dem Feuer schützen will, aufgestellt, und zwar so, daß der Wind sich in ihnen fängt und zurückgeworfen wird. Damit dieser Erfolg eintrete, muß aber die Backdöse eine „Erbdöse“ sein, das heißt, sie muß nicht etwa neu gemacht, sondern schon seit unvordenklicher Zeit in der Familie ihres Besitzers fortgeerbt sein. Dieser Glaube ist ziemlich allgemein in den Dörfern des Erzgebirges verbreitet, und dort rücken noch jetzt die Bauern bei einem Brande häufig mit ihren Backdösen hervor und stellen sie neben den Spritzen auf. Natürlich wäre es wohl sehr nützlich, wenn man diesen albernen Aberglauben ausrotten könnte, denn man hätte bei jedem Brande zur Herbeibringung des wirksameren Wassers immer ein Paar Hände mehr disponibel, die sich jetzt sehr unnützer Weise mit der Aufstellung und Richtung der Erbdösen abgeben.

Wie den Erbdösen, so werden überhaupt allen alten Erbstücken wunderbare Kräfte zugeschrieben, und die Erbbücher, die Erbschlüssel die Erbschränke, die Erbkoffer sind bei den Leuten mit einem Nimbus von Zauber umgeben, so wie sie bei anderen aufgeklärteren Menschen bloß ein Nimbus von Ehrfurcht umgiebt, die ihnen wegen ihres Alters und ihrer langen treuen Dienste gewidmet wird, und die von der Idee, daß gewissermaßen noch die Manen der Vorfahren sie umschweben, herrührt. Wenn man etwas Verborgenes zu entdecken wünscht, sei es, daß ein Mädchen den ihm bestimmten Geliebten, oder ein Bestohlener den Dieb wissen will, so wendet man einen „Erbschlüssel“ und ein „Erbbuch,“ d. h. ein altes ererbtes Gesangbuch oder eine Hausbibel auf folgende Weise an. Der Erbschlüssel wird zwischen die Blätter des Buches gesteckt, und zwar so, daß er mit dem oberen Ende daraus hervorguckt. Um das Buch wird ein Band gewunden, damit der Schlüssel fest darin hafte und damit es, an dem oberen Ende des Schlüssels ergriffen, an diesem herabhänge und nicht abfalle. Der Zaubermeister spricht dann folgende Worte:

Digitized by Google

„Erbbuch, ich frage dich. Rede wahr und lüge nicht!
Es fragt dich — Der und Der (hier nennt er den Namen des Fragenden)
Ist Der und Der der Dieb?"

Ist nun der rechte Name nicht genannt, so bleibt das Erbbuch ruhig hängen. Ist dagegen das Umgekehrte der Fall, so wird es plötzlich lebendig und dreht sich unwiderstehlich mit dem Schlüssel herum, windet sich aus den Fingern der Hand und fällt zu Boden. „Gewöhnlich habe ich bemerkt," sagte der gute Mann, der mir dies mittheilte, „daß es sich von der Linken zur Rechten dreht. Ich habe mich oft bemüht, es fest zu halten, aber es geht nicht, man kann es „nicht terhalten!"

Von der „Hauswurzel," dem sogenannten Hauslaube (sächsisch: Hauslob), das hier auf allen Dächern, auf den Mauern und Thorwegen der Bauerngehöfte wächst und das sie vielfach gegen Krankheiten als ein Hausmittel anwenden, glauben sie auch, daß es ebenso wie die Schwalbennester das Haus gegen Blitze schütze, daher sie dieses Gewächs eben so wenig wie die Schwalbennester zerstören, vielmehr im Gegentheil oft anpflanzen und pflegen.

Auch der Mond, dieser auf Erden so mächtige Planet, der das Meer steigen und fallen macht, der das Wetter und die Träume beherrscht, der diejenigen Menschen, über die er Gewalt hat, wunderbar im Schlafe über Mauern und Dächer steigen, die Kröpfe am Halse anschwellen und verschwinden läßt, je nachdem er selbst zunimmt oder abmagert, der unzählig viele Krankheiten erzeugt und auch kurirt, — dieser gewaltige Zauberer, sage ich, spielt auch in dem Systeme des Aberglaubens der Erzgebirgsler eine bedeutende Rolle. Und obwohl sie darin nicht so weit gehen wie die Bewohner der Pampas von Südamerika, die Gauchos, die nach den Berichten des englischen Naturforschers Darwin glauben daß man bei abnehmendem Monde keinerlei Geschäft vornehmen dürfe, weil dann Alles ohne Ausnahme ungünstig ablaufe, und die demzufolge, wie jener Reisende sagt, die Hälfte jedes Monates in völliger Unthätigkeit hinbringen, so giebt es doch auch bei den Anwohnern des Erzgebirges viele Geschäfte, die sie nach dem Mondwechsel reguliren und die man nach ihrem Glauben besser entweder bei zunehmendem oder bei abnehmendem Monde verrichtet.

Der Neumond steht bei unsern Leuten im übelsten Rufe. Beim

Digitized by Google

Neumond soll man nicht säen, keine Kartoffeln und Salatpflanzen stecken, keine Bohnen und Erbsen pflanzen, sondern mit allen diesen Geschäften erst beim Vollmonde beginnen. Thut man es beim Neumonde, so schießen die Salatpflanzen ellenlang in die Höhe, ohne feste Häupter zu bilden, — und die Erbsen und Bohnen blühen den ganzen Sommer, ohne Schoten zu bekommen, — desgleichen blühen die Gurken, ohne Gurken, und die Kartoffeln ohne Knollen anzusetzen. Bekannt genug ist es, daß auch viele andere kleine Geschäfte, das Nägelschneiden, das Haarschneiden, das Aderlassen, das Medicineinnehmen, nach den Mondsphasen regulirt werden. Sogar in der Hauptstadt des Königreichs Sachsen ist der Einfluß des Mondes in vielen Dingen noch so stark, daß z. B. die Haarschneider dieser Residenz einen zwei Mal so starken Zulauf beim Neumonde als beim Vollmonde haben. Der Anblick der ersten Phase des wieder erscheinenden Mondes soll hungrig machen, und der Hunger, den er erregt, soll dann während der ganzen Dauer des folgenden Monates kaum zu stillen sein. „Mich hungert jetzt immer so sehr," sprach eine Frau in meiner Gegenwart. „Und das wird nun den ganzen Monat hindurch egal so fortgehen, denn ich habe den neuen Mond vor ein paar Tagen zuerst gesehen."

Auch bei Feuerkugeln, Kometen und anderen Himmelserscheinungen werden Viele erschreckt, und es giebt noch jetzt nicht Wenige, welche über solche Phänomene ungefähr eben so denken, wie der Verfasser eines alten, von mir in meinem Dorfe aufgefundenen Tagebuchs, der sich bei der Erblickung eines Kometen im Anfange des vorigen Jahrhunderts in folgende Betrachtungen ausließ: „Die Gelehrten haben dergleichen aus natürlichen Ursachen erklären wollen, die Großen und Vornehmen haben sich nicht viel daraus gemacht. Der gemeine Mann aber bei uns im Erzgebirge hat sich dieserwegen nicht viel Gutes träumen lassen. Und in der That hat letzterer auch wohl Ursache dazu gehabt. Denn wenn man die vorige Weltgeschichte durchsieht, so ist alle Zeit auf dergleichen Begebenheit Etwas erfolgt. Entweder Krieg, ein großes Sterben oder sonst was Schlimmes. Meines Ortes hat es mir niemals aus den Gedanken gewollt, und habe oftmals angestanden, ob es auch wohl gethan sein sollte, während eines Kometenscheines dieses oder jenes anzufangen. Jedoch wenn sich eine Sache nicht sogleich ereignet, so wird man solcher Gestalt immer wieder eingeschläfert, und denkt ein Jeder an seinem Orte,

Digitized by Google

es wird hier keine Noth haben. Wollte auch wünschen, daß ich die Stube heuer in meinem Hause zu bauen unterlassen und das Geld, um mich im Nothfalle damit zu retten, im Beutel behalten hätte und eines guten Freundes Rath gefolgt, welcher gesagt, man solle keinem Kometen nicht trauen und ohne Noth bei dem Erscheinen eines solchen oder ihm ähnlichen Himmelszeichens keinen Bau anfangen. — Und ob dieses gleich nicht allemal zu billigen, indem auf solche Weise wenig gebaut werden würde, so halte ich es von Einem, der das Geld nicht sonderlich im Überflusse hat, doch nicht vor gut. Denn wenn dann nach einem solchen Zeichen Krieg, Hunger und theuere Zeiten einfallen, kann man sich mit dergleichen nicht retten, und stehet derselbe, so im Beutel Hinterhalt hat, alle Zeit am besten. Ich will hier auch noch anmerken, daß den 16. December dieses Jahres (1737) Abends 9 Uhr der Himmel blutroth wurde und auch der Schnee blutroth geschienen hat. Was von alledem zu erwarten steht, das werden die folgenden Zeiten lehren. Der gemeine Mann hält es bei den jetzigen Türkenunruhen vor ein böses Omen. Der Gelehrte aber, welches kaum zu glauben, hält, wie ich sagte, Alles vor — natürlich!"

Der Glaube an die Möglichkeit eines Bundes mit dem Bösen hat noch heutzutage viele Anhänger unter den sächsischen Landleuten. Dadurch wird oft arges Mißtrauen unter den Menschen ausgesäet, und es kommen zuweilen die unschuldigsten und redlichsten Leute bei ihren Mitbürgern in übelen Ruf. Sehr häufig leiden unter diesem Vorurtheile die Wohlhabenden, die entweder durch Glück oder durch ihren eigenen Fleiß ein Vermögen erworben und sich darüber den Neid der Andern zugezogen haben. Oft allerdings mag es aber auch solche Reiche treffen, die durch allerlei das Licht scheuende und verborgene Mittel zu ihrem Besitzthume gekommen sind.

Der Böse soll sich in der Regel in Gestalt eines Drachen zeigen, daher sie ihn auch gewöhnlich schlechtweg „den Drachen" nennen. Von einem Menschen, der mit dem Bösen in Verbindung stehen soll, sagen sie: „er hat den Drachen."

Der Drache ist, wie mir ein erzgebirgischer Anwohner, der ihn selber mehr als ein Mal gesehen zu haben vorgab, ihn beschrieb, eigentlich eine Art geflügelter Katze mit glühenden Augen und feurigem Schweife. Er

Digitized by Google

erscheint gewöhnlich bei Nacht in den Häusern, in welchen er bereits Zutritt hat oder solchen sich verschaffen will. Einen langen Feuerstreifen beschreibend, „wie wenn man mit einem brennenden Besen durch die Luft fährt," kommt er herangeflogen, kreist erst ein paar Mal um das Haus herum und schlüpft dann wie ein Blitz in den Schornstein hinein. In den Wohnungen der Leute, welche sich mit ihm im Bunde befinden, lebt er als Katze, oder als Fledermaus, oder auch als Vogel auf dem Boden unter dem Dache. Doch hat er die Kraft, sich auch in allerlei andere kleine Thiere zu verwandeln, z. B. in Wespen oder gar in Fliegen, und in diesen Gestalten vermag er durch die engsten Schlüssellöcher und Thürspalten zu dringen. Er verlangt seine Nahrung eben so gut wie andere Thiere. Dabei hat er aber eine entschiedene Abneigung gegen heiße Speisen. Es muß für ihn Alles hübsch kühl und gleich genießbar sein. Giebt man ihm heiße Speisen und verbrennt er sich den Mund dabei, so nimmt er dies oft so übel, daß er Feuer und Flammen sprüht und den Leuten dann das Haus über dem Kopfe anzündet. Dies ist noch kürzlich in meiner Nachbarschaft passirt bei einem Bauer, von dem sein Gesinde und die ganze Dorfschaft wußte, „daß er den Drachen habe." Die Frau des Hauses war erkrankt und konnte daher nicht, wie sie zu thun gewohnt war, der Katze oder dem Drachen auf dem Boden das alltägliche Futter hinstellen. Von ihrem Krankenlager aus gebot sie der Dienstmagd, einen guten Brei mit Milch zu kochen, denselben in einen Napf zu thun und ihn dann, nachdem er abgekühlt, auf den „Balken" (Boden) hinzustellen. Die Magd, die über das Treiben ihrer Herrschaft und über den Drachen längst erbittert war, kochte den Brei, stellte ihn aber ganz heiß und dampfend mit sammt dem Topfe, in dem sie ihn gekocht hatte, auf den Balken, in der Hoffnung, „die Katze" solle sich das Maul dabei so verbrennen, daß sie nie wiederzukommen wage. Der Drache, den die kranke Frau schon einige Tage hatte hungern lassen, fiel gierig über die Speise her, verbrannte sich das Maul und wurde darüber so böse, daß er das Dach anzündete und dem Bauer sein ganzes Haus niederbrannte.

Auf welche Weise, unter welchen Ceremonien und mit welchen Sprüchen man den Bund mit dem Bösen abschließen müsse, und ob man noch jetzt einige derjenigen Gebräuche dabei beobachte, welche

Digitized by Google

bekanntlich im Mittelalter im Schwange waren, habe ich nicht erfahren, denn die, welche dies wissen, sind sehr geheimnißvoll damit. Im Ganzen, scheint es mir, genügt es, bloß die Anerbietungen des Bösen einfach anzunehmen, um ihm zu verfallen. Der Versucher verheißt Diesem oder Jenem Schätze, und derselbe verfällt ihm, sobald er auf seine Vorschläge eingeht.

Man erzählte mir von einem Müller, zu dem in der Nacht ein graues Männchen mit der Verheißung gekommen sei, ihm einen Schatz zu zeigen, wenn er mit ihm gehen wolle. Da die Besuche dieses Männleins sich in mehreren Nächten wiederholt hätten, so habe der Müller endlich den Pastor gefragt, ob er dem Grauen folgen solle oder nicht, und der Pastor habe geantwortet: „Geh' mit, aber sei vorsichtig und sprich ein Vaterunser." Der Müller, so ging die Erzählung weiter, begleitete nun das Männlein, als es sich wieder einstellte, indem er ein Vaterunser sprach und eine „Müllerspitze" zur Hand nahm. Das Männlein führte ihn in einen verborgenen Raum unter der Mühle, zeigte ihm hier unter einem Steine eine kupferne Platte, die ein Loch verdeckte. Nachdem der Müller Platte und Stein mit seiner Haue bei Seite geschafft, offenbarte sich ein enger Gang, in welchem eine Leiter mit sehr kurzen und zwei Ellen weit auseinanderstehenden Sprossen wie in einen Brunnen hinabführte. Das Männlein stieg sehr gewandt die Leiter hinab, indem sich bei jedem Schritte seine Beine auf eine höchst wunderbare Weise verlängerten und lang genug wurden, um die Leitersprossen, die, je weiter nach unten, desto größere Zwischenräume hatten, zu erreichen. Der Müller konnte ihm nur mit der größten Mühe und weiten gefährlichen Sprüngen folgen. Unten fand er eine zweite Kupferplatte. Als er diese ebenfalls mit der Müllerspitze weggehoben, schlüpfte das Männlein rasch hinein und verwandelte sich in ein furchtbares Gesicht, welches so gräßlich war, daß der Müller davor entsetzt in Ohnmacht fiel und daß er nachher keine Schilderung davon machen wollte und konnte. Als die Ohnmacht und das Gesicht verschwunden, sah er unten die goldenen Schätze in reicher Fülle glitzern, arbeitete sich jedoch nur mit Mühe aus dem tiefen Brunnen wieder an's Tageslicht empor. Er erkrankte gleich darauf und verschied nach drei Tagen, sowie auch um dieselbige Stunde der Pastor, der ihm den Rath gegeben, dem Männlein zu folgen, starb. Vor seinem

Digitized by Google

Tode erzählte der Müller noch seinem Bruder von dem Schatze und dieser hob ihn darnach ohne Gefahr und Krankheit und benutzte ihn, wurde ein reicher Mann und ließ seine Mühle von lauter Quadersteinen schön bauen, so daß sie nun aussah wie ein prächtiges Rittergut. Allein der Reichthum brachte doch der Familie keinen Segen, denn er selbst, der Müller, brach in seinen besten Jahren, von einer Treppe herabstürzend, den Hals, und sein Sohn und Nachfolger stürzte noch in rüstigen Jahren, von der Stadt kommend, aus einem Wagen, wurde gegen einen Eckstein geschleudert und kam so jämmerlich um's Leben. Der Sohn und Nachfolger dieses Letzteren lebt noch jetzt, aber auch mit ihm ist es nicht richtig. Allgemein steht er in dem Rufe, er habe den Drachen, und er fühlt sich dabei fast nie ganz sicher und wohl. Bei Abend wagt er nicht auszugehen und wenn er sich einmal im Kruge oder sonst irgendwo verspätet, so kehrt er bei Leibe nicht ohne Begleitung nach Hause zurück und bezahlt oft schweres Geld, um einen Menschen willig zu machen, ihm die Laterne vorzutragen. Seit jener Zeit ist auch in der besagten Müllerfamilie die Eigenthümlichkeit geblieben, daß alle in derselben geborenen Kinder eine schwere Zunge haben, stottern und statt zu sprechen anfangs nur thierische Töne von sich geben und erst in sehr spätem Alter ordentlich reden lernen.

Diese reiche Müllerfamilie blieb also in den Schlingen des Bösen stecken. Davon, wie diesen ein Mal ein armer Bauer entging, wurde mir folgende Geschichte erzählt. — Der Mann ging eines Tages in den Busch, um Holz zu fällen. Als er sich dabei einen Augenblick von der Arbeit ausruhte und auf sein Beil stützte, hörte er es dicht hinter seinem Rücken schreien. Er wandte sich schnell um, in der Meinung, es sei ein Mensch, der seine Hülfe begehre. Doch statt eines Menschen entdeckte er einen kleinen Vogel, der den Schnabel aufsperrte und, erbärmlich kreischend, auf dem Zweige hin- und herhüpfte, ohne daß der Bauer die Veranlassung zu diesem Gebaren entdecken konnte. Er haschte mit der Hand nach dem Thierchen, das sich ruhig fangen ließ, und brachte es nach Hause, wo es in seinem Zimmer umherhüpfte. Am andern Morgen fand der arme Holzhauer hinter der Thür desselben Zimmers einen großen, schönen neuen Sack mit herrlichem Weizen stehen. Er betrachtete den Weizen, wagte ihn aber nicht anzurühren, da er wußte, daß er ihm nicht

Digitized by Google

gehöre, und glaubte, daß ihn vielleicht ein Nachbar, von ihm ungesehen, dahin gestellt habe. Doch wartete er den ganzen Tag vergebens, kein Eigenthümer zeigte sich. Dagegen fand er am folgenden Tage zu seinem nicht geringen Erstaunen einen zweiten Sack neben dem ersten stehen, zu dem sich ebenfalls Niemand meldete. Am dritten Tage war während der Nacht, obgleich er selbst seine Thüren verriegelt und verrammelt hatte, auf eben dieselbe geheimnißvolle Weise ein dritter Sack und am vierten ein vierter dazu gekommen. Endlich wurde dem Manne bei dieser wunderbaren Anhäufung des Weizens angst und bange, und er lief zum Pastor, der ihm nun den Rath gab, er solle nichts von dem Getreide anrühren, sondern es ruhig stehen lassen. Höchst wahrscheinlich hätte es mit dem schreienden Vogel nicht seine Richtigkeit. Er solle diesen daher wieder in den Wald zurückbringen und ihn auf denselben Baum und auf denselben Zweig setzen, wo er ihn zum ersten Mal gesehen, ein Vaterunser dazu sprechen und abwarten, was weiter geschehen werde. Der Bauer that, wie ihm der Pastor gerathen, fing den sich sträubenden Vogel nicht ohne viele Umstände ein und brachte ihn auf denselben Baum und Zweig zurück, wo er ihn gefunden. Hier fing der Vogel nun noch wüthender und jämmerlicher als zuvor an zu schreien, verschwand aber dann, nachdem der Bauer das Vaterunser gesprochen hatte, auf der Stelle in blauem Dunst. Als der Mann nach Hause kam, fand er keine Mehlsäcke mehr und auch von den Körnlein, die zufällig herausgefallen waren, kein einziges mehr am Boden, und auf diese Weise entging er glücklich den Versuchungen und Nachstellungen des Bösen.

Diejenigen, welche den Drachen haben, können ihn auch auf Andere übertragen. Sie thun dies zuweilen vor ihrem Tode, indem sie den Drachen entweder an ihre Frau, oder ihren Sohn und Nachfolger, oder sonst Jemanden „abgeben." Dabei wickeln sie irgend ein Ding, das vom Drachen herrührt, oder auch diesen Drachen selbst in Gestalt einer Bremse, oder einer Maus, oder einer Fledermaus in ein Tuch oder in ein Kleid, mit dem sie ihrem Nachfolger ein Geschenk machen. Entdeckt der Beschenkte das Ding darin und nimmt er es dennoch an, so geht der Drache und alles Gute und Böse, was er mitbringt, auf ihn über. Läßt er aber das Thier laufen oder fliegen oder giebt er das Geschenk zurück, so bleibt der Drache bei seinem früheren

Digitized by Google

Besitzer, der ihn nicht freiwillig los werden kann, so gern er auch, wenn die Sterbestunde naht, sich seiner entäußern möchte. Denn Alle, die den Drachen haben, erleiden einen sehr schweren Tod. Sie liegen oft Jahre lang auf dem Krankenbette, zwischen Leben und Sterben schwebend. Können sie auf die besagte Weise den Drachen an einen Andern los werden, so sterben sie leichter; wo nicht, so haben sie namenlose Qualen zu leiden. Ein sonderbares Mittel, einem vom Bösen Besessenen den Tod zu erleichtern, ist dies, daß man ihn auf den Düngerhaufen hinausbringt und da sterben läßt. Zuweilen verlangen die armen Geplagten dies von freien Stücken. Doch reicht es auch wohl hin, wenn man eine Hand voll Dünger in das Krankenbett bringt und es dem Sterbenden unter den Kopf legt. Zuweilen nehmen sie noch anderen Mummenschanz mit solchen Kranken vor. So erzählte mir eine Frau, sie habe einmal in ihrer Jugend dem Tode eines vom Drachen geplagten Menschen beigewohnt. Demselben habe man das Gesicht geschwärzt, einen Pelz, das Rauhe nach außen gekehrt, angezogen, und dann einen großen Haufen Dünger unter den Kopf prakticirt, und so habe er erst seinen Geist ruhig aufgeben können.

Es ereignet sich noch jetzt zuweilen, daß, wenn ein armer Greis altersschwach und arbeitsunfähig dahinkränkelt, sich schlimme Gerüchte über die geheimnißvollen Ursachen seines langen Siechthums verbreiten, und daß die Leute sein Krankenbett mit allerlei Schrecken umgeben, die ihm dann den Beistand und das Mitleiden seiner Mitbürger entziehen. „Das hat wohl seine Gründe, daß der nicht sterben kann," heißt es dann. „Es ist nicht richtig mit ihm. Er hat es noch nicht abgegeben." — „Ich weiß sehr wohl," sagte mir eine Frau, als einmal in meiner Nachbarschaft ein alter Mann im Sterben lag, „was noch kürzlich in seinem Hause passirt ist, und ich ahne, warum er nicht sterben kann. Kurz vorher, ehe er sich auf das Krankenbett legte, und als er gerade abwesend war, griff einer seiner Knechte nach seiner Schnupftabacksdose, die er vor dem Fenster stehen sah, um verstohlener Weise daraus eine Prise zu nehmen. Beim Öffnen der Dose sah er statt des Tabacks eine große, dicke, vielbeinige Hummel darin herumkriechen, die sich, sobald sie den Deckel frei sah, erhob und zum Schrecken des Knechtes wild und gewaltigen Lärm machend im Zimmer herumsummste. Als der Bauer

Digitized by Google

bald darauf nach Hause kam, fing er zwar die Hummel gleich ein und steckte sie wieder in seine Dose, dem Knecht aber gab er sofort ohne weitere Auseinandersetzung seinen Lohn und Abschied, und derselbe mußte noch denselben Tag zum Hause hinaus, weil der Herr ihm über die Entdeckung gram geworden war." — „Wegen der Hummel?" fragte ich, „nun wie so denn?" — „Ja diese Hummel, Herr, war *sein „Matz-chen,"* oder, wenn Ihr es geradeheraus wissen wollt, sein Drache."

Wie die Knechte die Geheimnisse ihrer Herren, so verrathen auch oft die Kinder die ihrer Eltern. Einmal saßen ein paar Nachbarinnen bei ihrer Gevatterin zusammen, als ein Vogel mit dem Schnabel an die Stubenthür pickte und zwar so stark und hart, als schlüge Jemand mit dem Hammer an's Holz. Die Nachbarinnen erschraken und fragten: „Was ist denn das mit dem Vogel?" — „Ach das ist ja der Mutter ihr Matzchen!" rief eines der kleinen Kinder aus. „Mutter giebt ihm immer zu fressen." Die Mutter sah darüber ihr Kind sehr bös an und befahl ihm still zu schweigen. Die Nachbarinnen aber machten sich bald still und unversehens zur Stube hinaus, denn sie wußten nun, was es mit diesem „Matzchen" zu bedeuten hätte.

In dem Hause solcher Leute, die den Drachen haben, ist es überhaupt nie recht geheuer. Ein Müllerknecht, der in einer Mühle gedient hatte, in welcher der Müller in dem Rufe stand, daß er den Drachen habe, sagte mir, er wisse nicht, ob dies wahr sei, allein so viel wisse er, daß es in der Mühle nie ganz richtig gewesen. „Es krochen dort," sagte er mir, „gewöhnlich eine Menge Ottern in der Radstube und sogar hinter dem Backofen herum. Alle Morgen sahen wir die Spuren der Ottern in dem Mehlstaube der Mühle. Sie bewegten sich oft zu dreien oder vieren hinter einander und spielten mit einander. Oft guckten sie aus dem alten feuchten Gemäuer der Radstube hervor, und wir hieben ihnen zuweilen den Kopf ab. Aber der Rest des Leibes zog sich dann wieder in die Mauer zurück und verschwand, und wir konnten sie, so viel wir auch todt hieben, nie gänzlich vertilgen. Den Müller sahen wir oft des Abends spät mit einem Körbchen voll Semmelbrocken in der Mühle herumgehen. Er sagte Niemandem, was er mache. Allein wir wußten es wohl, *daß er die Ottern fütterte.* Am Morgen hatte er dann statt der Semmeln allerlei Münzen in seinem Körbchen, oft sehr alte und

Digitized by Google

wunderlich geſtaltete, runde, dreieckige und viereckige, und Niemand von uns wagte ihn zu fragen, woher er ſie habe. Wir ſagten dann unter uns, er hätte dem grauen Männchen, dem Hüter der Ottern, dieſe Nacht wieder Semmeln verkauft. Einmal in der Mitte einer ganz ſtillen Nacht hörte ich plötzlich alle Gänge der Mühle ſich in Bewegung ſetzen. Die Steine ſchnurrten und flogen, als würden ſie vom Sturmwinde getrieben. Ich raffte mich erſchreckt vom Lager auf, weil ich fürchtete, daß ich die Räder den Abend zuvor ſchlecht „verſetzt“ hätte, und daß ſie ſich vielleicht losgemacht haben möchten. Allein ich fand bei den Rädern Alles in Ordnung. Trotzdem drehten ſich die Steine wie Kreiſel, und ich konnte ſie auf keine Weiſe zur Ruhe bringen, bis auf einmal, ich glaube, es war 1 Uhr, Alles von ſelbſt wieder ſtille ſtand und ſo ruhig wurde wie zuvor. Als ich am anderen Morgen dem Müller dieſen Vorfall erzählte, gebot er mir, darüber zu ſchweigen und Niemandem davon zu reden, ich hätte die Sache wohl nur geträumt. Ein ander Mal komme ich ſpät des Nachts nach Hauſe und ſehe Licht durch die Fenſter eines Zimmers, von dem ich wußte, daß es unbewohnt war. Ich ſetze eine Leiter an und ſteige zum Fenſter hinauf, um zu ſehen, wer da noch ſo ſpät wachen möchte. Zu meinem Entſetzen erblickte ich zwei Menſchen in dem Zimmer ſitzen, die beide ohne Kopf waren, und obgleich das Zimmer hell war, habe ich doch weder Lampe noch Talglicht darin wahrgenommen. Sowie ich aber vor dem Fenſter erſchien, erhoben ſich die beiden Geſtalten und verſchwanden, das Zimmer wurde alsbald dunkel, und ich wäre meinerſeits vor Schrecken faſt von der Leiter herabgeſtürzt. Von dem Tage an verließ ich den Dienſt des Müllers. Dieſer aber gab mir noch zwei Thaler mit auf den Weg und bat mich, ja von der Sache zu ſchweigen.“

Es ſcheint mir, daß namentlich die Müller bei den Dorfbewohnern als Drachenfreunde beſonders häufig in Verruf kommen. Neid über ihren in der Regel großen Wohlſtand mag die Urſache davon ſein. So wurde mir noch von einer Mühle erzählt, in welcher einer der ſieben Gänge ein- für allemal für den Böſen beſtimmt ſei. Auf allen übrigen Gängen könne der Müller mahlen, was und wann er wolle, auf dem ſiebenten Gange aber mahle der Teufel, was und wann er wolle. Dieſer ſtehe daher immer, wenn alle anderen Gänge thätig wären, ſtill. Umgekehrt ſetze er ſich, wenn die Mühle ſtill ſtände, in der

Digitized by Google

Nacht zuweilen von selbst in Bewegung, und man fände dann am anderen Morgen unter ihm allerlei zermalmte Dinge, die aber nichts weniger als Kornmehl seien.

Von einer anderen Mühle wurde mir erzählt, daß ihr Besitzer kontraktmäßig dem Teufel verpflichtet sei, alle Jahre etwas Neues an der Mühle zu bauen, wenn er nicht des Vortheils seines Paktes verlustig gehen wolle, ohne jedoch der Nachtheile quitt zu werden. Demzufolge baue der Müller jährlich entweder eine neue Stube, oder ein neues Fenster oder einen neuen Mühlgang. Wenn er gar nichts zu thun wüßte, so reiße er etwas Altes ein und richte es von Neuem wieder auf.

So übel es solchen Leuten, die den Drachen haben, dem oben Gesagten zufolge auf ihrem Todtenbette geht und so manche Neckerei sie von dem Bösen auch schon während ihrer Lebenszeit zu erdulden haben, so groß sind doch die irdischen Vortheile, die sie davon genießen. Es ist bei ihnen immer Alles in Fülle. Sie haben stets den Sack voll Geld, und kein Mensch weiß, wo es herkommt. Ihre Kühe geben beständig Milch, und wenn andere Leute ein Kalb auf den Markt bringen, so haben sie deren zwei oder drei. Auch die Butter geht ihnen nie aus, und man kann zu ihnen kommen, wann man will, sie haben beständig frische gute Butter zu verkaufen. Besitzen sie ein Ackerfeld, und wäre es auch nur ein kleines Stück, so haben sie Korn, Mehl und Brod in Fülle, und „der Teufel allein weiß, wie es zugeht." —

Viele abergläubische oder poetische Sitten und Gebräuche haben sich mit den großen christlichen Festen verknüpft und in den kleinen Thälern des Erzgebirges ebenso bis auf den heutigen Tag erhalten, wie in anderen Ländern der Christenheit. Die wichtigste Rolle spielen in dieser Beziehung das Weihnachts- und das Osterfest. Das Werfen der Schuhe über die Schultern, das Setzen von Salzhäufchen, das Aufschlagen der Gesang- oder Gebetbücher und manche andere Dinge werden hier ebenso geübt, wie in anderen Theilen von Deutschland und auch in einigen Gegenden Englands und in sonstigen Ländern Europa's.

Die Salzhäufchen setzen die Mädchen mit ihren Fingerhüten am Weihnachtsabende. Wessen Häufchen am anderen Morgen noch unversehrt aufrecht steht, dessen Glück steht für das nächste Jahr fest gebaut. Wessen Salzpyramide aber am andern Morgen halb oder ganz einge-

Digitized by Google

stürzt gefunden wird, der hat im Laufe des folgenden Jahres auch Schaden an seinem Glücke zu gewärtigen, das fast ebenso zerbrechlich und hinfällig ist, wie ein Häuflein lose übereinander gelegter Salzkörner.

Das Werfen der Schuhe wird hier hauptsächlich von den Knechten und Mägden geübt, um zu erfahren, ob sie im Laufe des nächsten Jahres noch im Dienste ihrer bisherigen Herrschaft bleiben werden oder nicht. Sie setzen sich dabei mitten in's Zimmer hin und werfen die Schuhe mit der rechten Hand über die linke Schulter nach der Thüre zu. Weist die Spitze des Schuhes zur Thür hinaus, so bedeutet dies einen Auszug aus dem Hause. Steht aber die Spitze nach innen zu, so deutet es auf ein längeres Bleiben.

Das Aufschlagen der Gesang- und Gebetbücher und der Bibel ist hier, wie in andern protestantischen Ländern sehr gewöhnlich. Besonders am heiligen Abend. Sie schlagen das Buch auf's Gerathewohl im Dunkeln vor dem Zubettegehen auf und legen es, damit während der Nacht die Blätter durch keinen Zufall verschlagen werden können, verkehrt auf diese hin. Am anderen Morgen sehen sie dann nach, ob sie ein Sterbelied oder ein Trostlied oder eine Jubelhymne oder einen Lob- und Dankgesang trafen, und schließen darnach auf ihr bevorstehendes Glück oder Unglück.

Auch umwickeln sie um Weihnachten die Obstbäume mit Strohseilen, oder, wie sie sich in ihrem Dialekte ausdrücken, „sie bebingen (bebinden) die Bäume mit Sehlchen" (Seilchen). Sie glauben, daß die Bäume darnach eine gute Obsternte geben. Vielleicht hat dieser Aberglaube seinen Ursprung in einer sehr heilsamen Wirthschaftsmaßregel, welche auf den Schutz der jungen Bäume gegen die Kälte des Winters abzielt. Die Strohseile der abergläubischen Besitzer sind aber so dünn, daß sie keinen anderen Erfolg als einen eingebildeten haben können.

Um Weihnachten kann man sich auch einen sogenannten Heckthaler verschaffen. Und zwar mit Hülfe des Teufels in der Mitternacht. Der abergläubische Bösewicht, der einen Heckthaler haben will, muß um die besagte Zeit in die Kirche schleichen und einen schwarzen Kater mit sich nehmen. Mit dem Schlage zwölf muß er den Geldkasten in der Kirche erbrechen, einen Thaler, den er darin findet, herausnehmen und den

Digitized by Google

schwarzen Kater statt seiner darin lassen. Jener Thaler wird dann ein Heckthaler sein, d. h. die Eigenschaft besitzen, nach der Verausgabung stets wieder zu seinem Herrn zurückzukehren. Es ist dies übrigens nur eine der sehr verschiedenen Arten des Verfahrens zur Erlangung jenes bösen Geldstücks.

Auch der Himmelfahrtstag als heiliger Donnerstag, als dem Thor (dem Donner-Gott) gewidmeter Tag, ist von Alters her durch einige abergläubische Meinungen ausgezeichnet. An diesem Tage hüten sie sich besonders mit Stahl und Eisen umzugehen, weil sie glauben, daß sie damit die Blitze und Gewitter auf sich ziehen. Sogar die kleinen blinkenden Nähnadeln sollen am Himmelfahrtstage diese unheilvolle Kraft haben. Und die, „welche viel wissen," rühren am Himmelfahrtstage keinen solchen Blitzanzieher an. Ja sogar die Kleider, die an diesem Tage genäht wurden, sollen die Kraft, Gewitter anzuziehen, behalten und manche alte ängstliche Frau, wenn sie sich ein neues Kleidungsstück kauft, erkundigt sich bei der Schneiderin, ob sie nicht etwa am Himmelfahrtstage daran gearbeitet habe.

Auch wenn man zum Abendmahl gewesen ist, soll man nicht gleich eine Nadel oder ein scharfes Instrument berühren. Man könnte sich dabei schneiden, Blut vergießen und bei diesem Blutverlust auch des ganzen heilsamen Erfolges des Abendmahls verlustig gehen. Denn mit dem kleinsten Tropfen Blutes ist die ganze Wirkung hin. Am folgenden Tage hingegen, wo sich die Wirkung schon mehr in Körper und Seele befestigt hat, schadet ein kleines Blutvergießen nicht mehr.

Auch am Fastnachtstage soll man keine Kleider ausbessern. Ich sah eine Frau, die dies dennoch that. Eine andere, ihre Hausgenossin, traf sie dabei, erschrak nicht wenig darüber und bemerkte, sie ihrerseits würde an diesem Tage keins ihrer Kleider ausbessern, „und wenn sie auch das ganze Jahr hindurch lappig gehen sollte." Auch andere Arbeiten sind am Fastnachtstage verpönt. Er soll nach dem Volksglauben, wie es scheint, ganz dem Tanze und den Lustbarkeiten gewidmet sein. So ist es im „Spinnerlande" [1]) ein allgemeiner

[1]) So heißen die Gegenden, in denen in den Winterabendstunden das Flachsspinnen die vorherrschende Beschäftigung ist.

Digitized by Google

Glaube, daß der Flachs desto besser gerathe, je mehr man um Fastnachten tanze, und im „Strohlande“ [1]) glaubt man, daß das Stroh desto länger werde, je mehr man am Fastnachtsabend jubilire. Auch „Jugendbälle“ sind um Fastnacht in den Dörfern allgemein. Um zu dieser Zeit die Fröhlichkeit, den Flachs und das Weizenstroh noch zu mehren, schicken die Fleischer um Fastnacht ihren Kunden Bratwürste zum Präsent in's Haus, für jeden Hausgenossen eine. Diese werden dann auf den Bällen mit Kohl verzehrt. Obgleich dies nur eine Entschuldigung für die, welche gern lustig sind, sein mag, so ist doch diese Sage fast allgemein und Viele halten fest daran. Auch behaupten sie dasselbe sonst von keinem anderen Tanze, als bloß vom Fastnachtstanze.

Von den mancherlei abergläubischen Gebräuchen, die sich mit dem Osterfeste verknüpfen, ist der vornehmste und verbreitetste der des Schöpfens des sogenannten Osterwassers, dem sie viele außerordentliche Kräfte zuschreiben. In den ersten Stunden des Ostersonntags nach Mitternacht und vor Sonnenaufgang gehen sie an die Flüsse und Bäche, um Flaschen und andere Gefäße mit fließendem Wasser zu füllen, mit dem sie sich waschen, und das sie auch noch für manche Krankheitsfälle, welche im Laufe des Jahres sich einstellen möchten, aufbewahren. Es soll dies Osterwasser besonders für den Teint gut sein und die Haut des Gesichts von Sommersprossen und kleinen Auswüchsen und Hautflecken befreien. Es ist zunächst also eine Art Schönheitswasser und es sind daher auch hauptsächlich die jungen Mädchen, welche es holen. Doch soll es überhaupt gegen alle Arten von Hautausschlägen und Geschwüren wirksam sein. Um sich von solchen zu befreien, baden zuweilen auch die Männer in der besagten Nacht in fließendem Osterwasser. Ich kannte selbst Einen, der mitten in der Osternacht hinging und sich in einem kleinen über Felsen rauschenden Wasser badete, obgleich rund herum Alles mit Schnee und Eis bedeckt war.

Das Osterwasser hat die Eigenthümlichkeit, daß es sich das ganze Jahr hindurch, auch wenn es nicht hermetisch verschlossen wird, frisch erhält und nie wie anderes Wasser fault. Es soll auch ein Mittel gegen

[1]) So werden die Gegenden genannt, in denen man in den Winterabendstunden Strohgeflechte macht.

Digitized by Google

Zahnweh sein, wenn man sich die Schläfe damit reibt, gegen Augenübel, wenn man sich die Wimpern damit wäscht. — Sie halten zu allen diesen Zwecken mit dem geschöpften Wasser sparsam Haus. Eine Frau zeigte mir eine Flasche mit Osterwasser, das sie vor zwei Jahren geschöpft zu haben vorgab. Sie sagte mir, „sie könne es wer weiß wie viele Jahre aufbewahren. Es faule in der That nie."

Damit indeß das Osterwasser die besagten Eigenschaften erhalte, ist es nöthig, daß die Schöpfenden kein Wort dabei reden. Und zwar müssen sie nicht nur auf dem Hingange zum Wasser, während des Schöpfens selbst und auf dem Heimwege ganz schweigsam und stumm sein, sondern auch schon vor Mitternacht. Erst wenn sie das Wasser an Ort und Stelle in der Flasche haben, können sie wieder Athem schöpfen und der Rede freien Lauf lassen. Wird auch nur ein einziges Wörtchen beim Schöpfen gesprochen, so ist der Zauber gebrochen und sie haben dann statt „Osterwasser," wie sie sich ausdrücken: „Plapperwasser" geschöpft, welches sich in nichts von dem gewöhnlichen Wasser unterscheidet. Der Aberglaube, so dumm er zum Theil ist, ist doch immer zugleich auch schlau genug, sich auf solche Weise ein Hinterpförtchen aufzulassen. Hilft nun das Osterwasser später nicht oder fault es gar, so heißt es dann: „Sicher ist es Plapperwasser gewesen, höchstwahrscheinlich haben die albernen Mädchen dabei geschwatzt; oder vielleicht sind sie nicht bei Zeiten aufgewesen und haben die Sonne darauf scheinen lassen." Begreiflicherweise versehen sie sich trotz aller festen Vorsätze gar zu leicht dabei, z. B. gleich in der Nacht, wenn sie einander aus dem Bette holen. Sie müssen sich mit stummen Stößen und Rütteln aufwecken. Sowie ihnen ein Laut dabei über die Lippen kommt, ist der Zauber hin, und sie können sich die Mühe des Schöpfens ersparen. Auch auf dem Wege zum Flusse geschieht es oft, daß sie ihr Schweigen brechen; sie sind so sehr daran gewöhnt, sich einander einen „scheenen guten Morgen" zu wünschen, daß ihnen dieser Wunsch, wenn sie fremden Mädchen begegnen, fast unwillkürlich entfährt. Es bleibt ihnen dann nichts übrig, als unverrichteter Dinge wieder nach Hause zu kehren.

Da die jungen Mädchen, wie gesagt, die Hauptwasserschöpferinnen sind, weil es dabei vorzugsweise ihrer Schönheit gilt, so verfehlen die jungen Burschen nicht, darauf zu denken, wie sie ihnen den Spaß

Digitized by Google

verderben und sie auf allerlei Weise gesprächig machen können. Die Burschen, wenn sie hören, daß einige ihnen bekannte Mädchen am Morgen Osterwasser schöpfen wollen, verabreden sich oft im Voraus zum Necken. Sie entwenden ihnen während der Nacht ihre Wasserkrüge und verstecken sie. Manche Schöne kann dann am Morgen beim vergeblichen Nachsuchen nicht umhin, ihrem Ärger durch eine Klage Luft zu machen und wird nachher von den ihr auflauernden Burschen als Plappertasche ausgelacht. Die jungen Leute haben auch ausfindig gemacht, an welchen Stellen des Baches die Mädchen das Wasser schöpfen wollen, und sie stellen sich dann dort ein, wünschen ihnen erst ganz ehrbar und freundlich einen guten Morgen. Wird dieser Wunsch nicht erwiedert, so fragen sie die Mädchen neckend, warum sie denn so stumm und so unhöflich seien. Vermögen Fragen und Worte nicht, diese in ihrem kühnen Entschlusse des Stummbleibens wankend zu machen, so fangen sie an, sie mit Wasser zu bespritzen oder ihnen einen ihrer Krüge selbst noch auf dem Heimwege umzustoßen und das Osterwasser zu verschütten. Diese Geduldsprobe bestehen dann die Mädchen nicht. Ihr Unwille bricht beredt gegen die muthwilligen Burschen los, die nun jubiliren, denn sie haben ihren Zweck erreicht, da jetzt statt Osterwasser „Plapperwasser" geschöpft wurde.

Auch die Mädchen ihrerseits, wenn sie hören, daß die jungen Leute sich zu solchen groben Streichen verabreden, machiniren, wie sie können, dagegen, und oft finden die letzteren die Fenster und Thüren des Stalls oder des Zimmers, in dem sie schwatzend beisammen saßen, zur bestimmten Zeit verrammelt, und die Mädchen, an denen nun die Reihe des Lachens ist, befreien sie erst, nachdem sie ihr Osterwasser in Sicherheit gebracht haben.

Ich wohnte einmal dem Osterwasserschöpfen eines alten Ehepaares bei und mußte lächeln, als ich die beiden, die ich sonst als durchaus nicht mundfaul kannte, so ernst und stumm im Dämmerlicht zum Flusse hinmarschiren und sich dort in der feierlichsten Stille mit ihren Ablutionen und anderen Operationen emsig beschäftigen sah.

Im Erzgebirge findet sich fast in jeder Haushaltung Jemand, der Osterwasser schöpft, sei es die Magd oder die Tochter oder die Frau des Hauses selbst. Manche thun es sogar auch dann sehr gewissenhaft, wenn

Digitized by Google

die Ostern so winterlich sind, wie es die vom Jahre 1845, in welchem ich dort lebte, waren. Viele aber, die das Ganze nur als einen hübschen Spaß behandeln, unterlassen es dann.

Nach den Erkundigungen, die ich eingezogen habe, herrscht diese Sitte noch jetzt in ganz Sachsen, sowohl in der Lausitz, als auch auf der andern Seite der Elbe bis in die Gegend von Leipzig. Nicht nur die Dorfschönen beobachten sie, sondern auch die Bewohnerinnen der kleinen Städte Sachsens, wie ich unter anderem aus den in jenen Städten erscheinenden Journalen ersehen habe. So wurde z. B. im Pirnaischen Wochenblatte vom Jahre 1845 die Fischerinnung ernsthaft aufgefordert, ein Loch im Eise der Elbe schlagen zu lassen, „damit die Bürgertöchter der Stadt nicht ihres Osterwassers verlustig gehen möchten."

Übrigens ist das Schöpfen des Osterwassers bekanntlich eine sehr weit verbreitete christliche Sitte, die in verschiedenen Ländern auf verschiedene Weise geübt wird. In dem ganzen weiten Rußland findet um diese Zeit die Einweihung der fließenden Gewässer auf dem Eise statt, und die Leute schöpfen dabei das Wasser in Flaschen, ebenso wie in Sachsen, nur noch etwas eifriger und weniger im Geheimen, am hellen Tage, in großen Volkshaufen, bewahren es eben so lange auf und schreiben ihm dieselben Eigenschaften zu. Auch in Frankreich herrscht noch hier und da ein ähnlicher Gebrauch, der sogar in der Hauptstadt Paris selbst viele Anhänger findet. Der italienische Dichter Petrarca, der seiner Zeit (Mitte des 14. Jahrhunderts) eine Reise nach Köln unternahm, fand damals diese Sitte bei den Anwohnern des Rheins in Schwang und beschreibt sie in seinem Itinerarium, das wir noch besitzen, umständlich und auf sehr interessante Weise.

Eine andere mehr oder weniger abergläubische, aber gefällige Ostersitte ist die des Bergesteigens. Auch diese Sitte scheint ziemlich allgemein zu sein, und ich habe sie ebenfalls in den Journalen, die in den kleinen benachbarten sächsischen Städten herauskommen, wiederholt erwähnt gesehen. Es wurde in einem derselben geklagt, „daß man zu Ostern dieses Jahres (1845) keine Berge besteigen könne, weil alle Höhen noch mit tiefem Schnee bedeckt seien." Vielleicht stammt diese Sitte eben so wie das Wasserschöpfen aus den heidnischen Jahrhunderten, wo auf den Bergen um diese Zeit dem wiedererwachen-

Digitized by Google

den Jahre zu Ehren geopfert wurde. Auch verbindet sich dieselbe ganz natürlich und hübsch mit dem Osterfeste, wo doch in der Regel auf den niedrigen Berggipfeln der Schnee schon wieder verschwunden ist. Man saß den ganzen Winter, von Schnee und Eis eingeschlossen, in den engen Thälern und erfreut sich nun zum ersten Male wieder der weiten Aussicht über die befreiten Fluren.

Es giebt im sächsischen Gebirge mehrere Bergspitzen, auf denen sich am Ostersonntage die Bewohner der benachbarten Orte und Städte versammeln, heutzutage zwar nicht mehr um einer Gottheit zu opfern, sondern um Kaffee zu trinken und den Aufführungen einer Musikbande zu lauschen, die sie mit heraufbringen. Wenn der Ostersonntag schön und milde ist, sind alle Höhen von Besuchern belebt. Das eigentliche abergläubische Bergesteigen findet aber schon vor Sonnenaufgang statt. Von einem solchen Oster-Bergesteigen vor Sonnenaufgang hoffen sie die Wirkung, daß es sie das ganze Jahr hindurch vor Krankheit und Schmerz bewahre.

Mit dem Bergesteigen um Ostern verbindet sich noch eine andere abergläubische Sage. Sie versichern nämlich, daß die Sonne am Ostersonntagsmorgen sich umkehre, und daß man dies auf einem hohen Berge bei Sonnenaufgang deutlich wahrnehmen könne. Ich glaubte erst, daß, da das Osterfest in der Regel mit dem Frühlingsanfang ungefähr zusammenfällt, die Leute sich vielleicht einbildeten, daß die Sonne sich nun wieder zu unserer nördlichen Hemisphäre herumwende. Allein ein Mann, den ich darüber befragte, gab mir eine andere Vorstellung von der Sache. Er sagte mir, er glaube, daß die Sonne mit allen ihren Strahlen sich wie ein Rad herumwälze, und daß sie dies um Ostern aus Freude über die Auferstehung des Heilands thue. Dieser Glaube ist unter den Bewohnern Sachsens sehr verbreitet. Ich hörte von einem jungen Mädchen aus den gebildeten Ständen, dem man den Glauben, daß die Sonne sich am Ostermorgen umdrehe und daß sie vor Lust hüpfe, nicht aus dem Kopf bringen könnte.

Digitized by Google

Zur Geſchichte des deutſchen Humanismus und der deutſchen Hiſtoriographie.

Von Adalbert Horawitz.

II.

Am 1506 erſchien bei Hans Weißenburger in Nürnberg ein Buch mit dem Titel: Continentur. In hoc opuscu|lo a Jacobo Locher Phi|lomuso facili Syntaxi|concinnato|Vitiosa sterilis Mule, ad mu-sam:|roscida lepiditate predictam, Comparatio.|Currus sacre theo-logie triumphalis.|ex veteri instrumento et nouo Testamento ornatus. Elogia Quattuor Doctorum Ecclesie,|cum Epigrammatibus, et duabus prefationibus,|Viris clarissimis et poetarum oratorumque,|presentissimis fauissoribus rite dicatis. (32 bll.) [1]) Der Verfaſſer desſelben, Jacob Locher, ein junger Dichter, den der berühmte Juriſt Ulrich Zaſius ſchon um 1495 ſeiner Begabung wegen gelobt, erregte durch ſeine in dieſer Schrift ausgeſprochene Kriegserklärung gegen die ſcholaſtiſche Philoſophie und Theologie das allgemeinſte Aufſehen, vielfach auch — im Kreiſe der alten Richtung — heftige Erbitterung. Mit dem Erſcheinen dieſer Schrift begann nicht bloß ein außerordentlich leidenſchaftlicher Kampf zwiſchen Locher und Wimpheling, ſondern, was noch mehr iſt, ein Kampf zwiſchen der freien Auffaſſung der neuen Wiſſenſchaft und der ängſtlich vermittelnden Haltung der alten Scholaſtik, begann jene vielberufene Fehde zwiſchen „Poeten und Theologen." Lange fehlte es über Locher an eingehenden, unſern Anſprüchen genügenden Schriften; was Zapf, der fleißige Bibliograph und Forſcher, in ſeinem Büchlein (Nürnberg 1802) über Locher gegeben, leidet an den Mängeln, an denen die Schriften jener Tage meiſt kranken: an der unvollſtändigen Kennt-

[1]) cf. Zarnckes treffliche Einleitung zu ſeiner Ausgabe zu Brants Narrenſchiff S. XXIV.

Digitized by Google

niß der Literatur und der einseitig biographischen Behandlung, welche die Persönlichkeit aus dem Rahmen und Zusammenhange der großen und allgemeinen Verhältnisse heraushob. In der letzten Zeit haben wir dagegen an den Programmaufsätzen des Ehinger Gymnasialprofessors Dr. Hehle eine sorgfältige und ansprechende biographische Skizze von Lochers Leben und Wirken erhalten, die um so mehr Lob und Dank verdient, als der Verfasser bescheiden erwähnt, er bezwecke nichts Weiteres, als solche Leser, welche etwa mit der Geschichte des Humanismus weniger vertraut sind, wenigstens einigermaßen zu orientiren. Hehle ist jedesfalls in der Bescheidenheit zu weit gegangen; ich meine, daß ihm auch Kenner der Humanistenperiode für die belehrende Skizze warmen Dank zollen werden, wie denn auch ich seine Forschungen zum Ausgangspunkte und zur Grundlage der folgenden Darstellung gemacht habe.

Locher gehört dem oberrheinischen Humanistenkreise an. Wie die Anderen, so ist auch er gläubig, wenn auch nicht klerikal; wie Wimpheling, Brant und so Viele schwärmt auch er für Kaiser Max, von dem er Alles erwartet, nicht minder aber für das römische Weltreich deutscher Nation. Aber er „theilt nicht die ihrem Konservatismus anklebende Ängstlichkeit und Engherzigkeit, ist ungleich weitblickender und freisinniger, aber auch weitherziger und leichtsinniger, als sie." Durch seine heftige, rastlose, heißblütige und selbstsüchtige Natur, wie durch seine Virtuosität im Schönreden gleicht er den Italienern, freilich erinnert er auch öfter an Celtis, wie Hehle treffend bemerkt. Jedenfalls gehört er zu den interessantesten Erscheinungen des deutschen Humanismus, der in ihm einen der beherztesten und tüchtigsten Förderer gefunden.

Locher wurde zwischen dem 23. und 31. Juli des Jahres 1471 zu Ehingen geboren. Seine Familie war hier und zu Ulm zu Hause, wo Locher den ersten Unterricht — wohl noch nach dem Alexander und dem Vademecum — bekam. Hierauf wanderte dieser nach Basel zu S. Brant, dem er viele Verehrung zollte, 1488 nach Freiburg, 1489 nach Ingolstadt, wo er Celtis hörte, dessen Anregungen wohl mit die Ursache bildeten, daß Locher sich hierauf nach Italien begab. Hier hörte er zu Bologna den jüngeren Philipp Beroaldus, der vor sechshundert

Digitized by Google

Schülern über klassische Literatur, platonische Philosophie und Jurisprudenz vortrug, und Locher'n namentlich durch seine Interpretationskunst imponirte. Zu Padua war es der Rektor Markus Musurus, der beide Sprachen lehrte; Johann Calphurnius kommentirte daselbst den Terenz, Ovid und Katull, während Laurentius Rossus zu Pavia den Tibull imitirte. Aber noch viele andere Lehrer nahmen Einfluß auf den Jüngling, der übrigens auch dem lustigen Studentenleben in Padua, wo es ihm am Besten gefiel, nicht fern blieb. Hier trat er zuerst unter dem Namen Philomusus als Dichter auf und gewann sogar den Beifall Bembo's; 1494 kehrte er in die Heimath zurück und fand bei Nauklerus in Stuttgart Aufnahme; doch gefiel es ihm in der Heimath jetzt sehr wenig, seufzend gedachte er mitten im „nordischen Landsknechtgetümmel" der schönen Tage von Bologna! Im J. 1495 ließ er sich aber doch durch eine Anstellung an Deutschland ketten, er wurde Professor der Dicht- und Redekunst zu Freiburg, wo Murner und drei Prinzen seine Schüler wurden. Hier begann Locher's außerordentliche Thätigkeit als Schriftsteller, als Lyriker wie als Dramatiker — er hat sechs Dramen geschrieben — namentlich als Gelegenheitsdichter lernen wir ihn kennen; an Schwung und Eleganz wird er Wenige finden, die ihn übertreffen. Einen wahrhaft berühmten Namen aber gewann Locher durch seine Übertragung des Brant'schen Narrenschiffs in die lateinische Sprache. Man kann gar nicht ermessen, wie sehr durch diese Übersetzung der Leserkreis dieses Poems erweitert wurde; nun folgten rasch die Übersetzungen der Ausländer in ihre Idiome; so die französischen Übertragungen von Jean Pierre Riviere, Droyn und A., die englischen um 1509, niederländische u. s. w. Locher ist es im Wesentlichen zu danken, „daß das Narrenschiff epochemachend wie kaum irgend ein anderes Literaturprodukt einen Eroberungszug und Triumphzug durch die Kulturländer des Occidentes zurückgelegt hat." Aus der großen Zahl der übrigen Schriften seines Freiburger Aufenthaltes hebe ich nur eine besonders wichtige heraus: die im Jahre 1496 von ihm zum Lobe der schönen Wissenschaften und der Poeten gehaltene Rede, welche gewiß einen gewaltigen Eindruck auf die Gemüther der Studenten gemacht haben dürfte. Der Redner erzählt uns, wie er in stiller Mitternachtsstunde, während alle Geschöpfe im sanften Schlummer sich wiegten, durch geheimnißvolles Säuseln und Flüstern

Digitized by Google

geweckt worden sei. Aufsehend habe er Apollo vor sich geschaut mit der Cithara und hinter diesem die heitere Schaar der Musen. Apollo aber habe ihn, den Erschreckten, beruhigt — „wahrer Zögling des Helikon, wahrer Pfleger der Musen," habe er ihn angesprochen — und ihn sodann zu den elysischen Gefilden geführt, wo er die große Schaar der Verklärten schauen solle, die sich einst auf Erden durch Kriegsthaten oder durch weltliche und geistliche Gelehrsamkeit ausgezeichnet haben. Zuerst habe er da die großen Feldherren der Griechen und Römer gesehen, dann den Sokrates, die Akademiker, Peripatetiker, die Epikuräer, denen der Gott übrigens nicht hold ist. Ein anderer Platz zeigt Solon und Lykurgos im besten Gespräche mit den berühmtesten Kirchenvätern. Endlich gelangen sie zu einem Palast, der mit Lorbeer und Epheu bekränzt ist und von lieblichem Gesange wiederhallt. Hier zeigt ihm Apollo seine Genossen, die Dichter, und ergeht sich in Lobeserhebungen auf einen derselben. Schließlich wendet sich Locher an sein Auditorium und spricht über die Schönheit der Poesie, den hohen Werth und die Werthschätzung der Dichter, den ungemein bildenden Einfluß der Dichterlektüre auf Geist und Herz der Jugend u. s. w. Aber Locher blieb nicht bei dem Anrühmen der Poesie und der alten Dichter stehen, er verschaffte der deutschen Jugend auch die Möglichkeit, zu den Quellen zu dringen. Dies that er durch seine nachhaltige Bemühung um die Sprache des alten Latiums.

Locher's Bedeutung für die Geschichte der klassischen Philologie darf nicht gering angeschlagen werden. Wir besitzen von ihm 2 Kompendien der Rhetorik, neun Klassikerausgaben, darunter vier kommentirte (Horatius, Fulgentii Mythologiae, Plinii II. Panegyricus, Claudianus de raptu Proserpinae) und die Textausgaben von Cicero pro Milone, Orator, pro A. Licinio et Marcello, de laudibus Cäsaris Julii, Reutlingen 1494, und Plinii majoris praefatio in naturalem historiam, Ingolst. 1522. Die Textkritik lag, wie man weiß, damals noch in den Windeln, man gefiel sich entweder in sehr gewaltsamen Konjekturen oder aber man korrigirte eben nur die augenfälligsten Schriftfehler, der Werth jener — vornehmlich der kommentirten — Ausgaben liegt hauptsächlich in der Seltenheit solcher Ausgaben in jenen Tagen. Die größte Bedeutung aber kommt der Horazedition des Locher zu, die für Deutsch-

Digitized by Google

land die Editio princeps ist. Sie erschien 1498 bei J. Reinhard gen. Grüninger in Straßburg n. d. T.: Horatii Flacci Venusini poete lirici opera cum quibusdam annotationibus imaginibusque pulcherrimis aptisque ad Odarum concentus et sententias. 219 ff. Unter dem Titel befindet sich ein Holzschnitt, einen lorbeerbekränzten Dichter vorstellend, der unter einem Baldachin sitzt und auf ein geöffnetes Buch hinweist. Es ist eine Editio princeps, die der etwas älteren italienischen Ausgabe (1472) selbstständig gegenübersteht, und auch Richard Bentley als beachtenswerth und nach deutschen Handschriften redigirt erscheint, wie denn eben dieser Kritiker mannigfach mit Locher übereinstimmt. Nach einer zwölf Blätter langen Einleitung und der Widmung an seinen Schüler Karl von Baden folgen eine „Vita Horatii compendiosa“ und dann zwei Gedichte, in denen Horaz Locher als seinen Wiedererwecker aus dem Grabe feiert. Weiteren metrischen Auseinandersetzungen schließt sich endlich der Text an, der allerdings öfter ganz korrupte, schon durch das Metrum ausgeschlossene Stellen enthält. Später vor den „Sermones“ liefert Locher Exkurse über Wesen und Geschichte der Satire. Durchgängig ist der Text von beiden Seiten von dem Kommentare umgeben, der äußerst reichhaltig und völlig auf das Bedürfniß der Schüler gerichtet ist. Es fehlt nach der Sitte der Zeit hier nicht an etymologischen Spielereien, reichen Citaten, historischen und archäologischen Erörterungen, eigentlich kritischen Bemerkungen wird man wohl nicht begegnen. Wie von Pierre Rameau kann man auch von Locher sagen: Es kam ihm vor allem darauf an, die Beschäftigung mit der klassischen Literatur für sittlich religiöse Veredlung, für logisch rhetorische Schulung und für die schließliche Erwerbung einer encyklopädischen Bildung nutzbar zu machen. [1]) — Der Herausgeber des Horaz fand für seine Lehrthätigkeit gerade um die Zeit, als er dieses Werk abgeschlossen, den besten Boden, er ward um 1497 nach Ingolstadt an Celtis Stelle berufen, der ihm in erfolgreichster Weise vorgearbeitet hatte. Mit vollem Eifer ging Locher daran, hier über antike Poesie, Rhetorik vorzutragen und die Klassiker, aber auch Kirchenväter (Augustin und Hieronymus), zu interpretiren. Zahlreiche Schüler hat er da um sich versammelt, Ingolstadts humanistische Blüthe ward

[1]) Schmitz, Fr. Fabricius Marcoduranus 24.

Digitized by Google

durch ihn begründet. Mit Celtis aber, seinem früheren Lehrer, blieb er in steter Verbindung, in dem Cod. Pal. 3448 der Wiener k. k. Hofbibliothek fand ich die Beweise dafür: Briefe und Gedichte Locher's an Celtis, aus denen ich Einiges zur Ergänzung der Hehle'schen Darstellung nachtrage. In einem der ersten Briefe — er ist nach der Dichterkrönung Locher's geschrieben, entschuldigt sich Locher wegen seiner Saumseligkeit im Schreiben mit der Scheu, die er, der Schüler, vor dem orphischen Seher, dem Fürsten des Alterthums, seinem Lehrer, empfindet, und häuft Lobspruch auf Lobspruch in jenem submissen Tone überschwänglicher Ergebenheit, den die Schüler der Humanisten stets geliebt. Aus Ingolstadt sendet Locher an Celtis (um 1498) eine Elegie, in der er ihn als seinen Führer zu den Heiligthümern des Phoebus preist und als seinen Lehrer in Allem, was die schönen Wissenschaften betrifft. Er versichert ihm aber auch, daß er ihn liebe wie Orest den Pylades, ihn, dessen Ruhm die Welt erfülle; immer würden sein Sinn und seine Vorliebe mit der seinen übereinstimmen. Freilich Celtis' Ruhm sei gewaltiger

nam tua per Graios extollet gloria campos
cernicem nitidam: conspicuumque decus
lustrabisque tuo radio distantia mundi
clymata: quandoquidem Cynthius altus eris
Caesaris armisoni cantabis praelia solus!

Aber wenn auch in Celtis' Brust Phoebus mächtiger geworden sei, er sei ihm doch nachgefolgt, habe freilich nur unkriegerische Elegien und Epigramme gesungen, weil sich für ihn nur geringe Gegenstände paßten. Mit dem Wunsch, daß Celtis „ζώη καὶ ψυχή, mea spes, mea maxima cura" von den Göttern ein berühmtes Loos beschieden sei, schließt Locher sein Gedicht. — Interessante Angaben liefert auch ein aus Ingolstadt 1498 an Celtis gerichteter Brief Locher's. Dem „vati δαφνηφορῷ" schreibt er auch hier wieder die Anregungen zum Dichter zu: Tu poeta primus Mercurius es, qui catus rudia labella voce linguaque disertiori formasti et uti Apollineus quidam Rhapsodus buccas meas poetica harmonia inflasti. So habe er nicht bloß ihn, sondern auch zahlreiche Jünglinge zum Wettkampfe mit Griechen und Lateinern veranlaßt, wohl könne er stolz sein, einen solchen Mann zum Lehrer gehabt zu haben. Freilich verräth es kein geringes Selbstgefühl, wenn Locher sofort bemerkt: grator mihi de praeceptoris nomine, gratu-

Digitized by Google

labere tu super discipuli industria, cujus *νόμος* iam uberius te parente crevit et se doctis mortalibus immiscuit. Voll Vergnügen schildert er sodann seine angenehme Stellung in Ingolstadt, wo er unter einer zahlreichen Hörerschaft poetische, rednerische und philosophische Übungen veranstalte, und ihm trotz des Widerstrebens der „peripathetischen Sekte" ein schönes Gehalt (80 Guld.) zu Theil geworden sei. So habe Apollo gesiegt. Er schließt mit dem frommen Wunsche: Dii faxint: ut sana mente sanoque corpore vitales auras Nestore maior capias. In einem spätern Schreiben (Ostern 1500) dankt Locher dem Celtis für dessen Ausgabe von Tacitus „Germania", die ihm bei aller Anerkennung der „plinianischen" Form doch den Deutschen nicht völlig zu entsprechen scheint, er erwartet mehr von Celtis „Germania". Freudig rühmt es Locher, daß die Griechengötter nach Deutschland gekommen seien, bedauert es aber, daß das „barbarische Volk" ihnen nicht die gebührenden Opfer weihe, vor Allem die „theologischen Sekten" Apollo's Gaben verkleineren und verfluchen, die Musen wie feile Dirnen beschimpfen ꝛc. Aber es hilft ihnen nichts, denn trotz ihres Neides erhebt sich der Ruhm der frommen Dichter zu den Gestirnen.

Aber wie Locher in demselben Briefe berichtet, zogen ihn sowohl die Rechtswissenschaft als andere Beschäftigungen von der Poesie ab — man wird nicht irren anzunehmen, daß dahin seine äußerst fruchtbare und vielseitige Lehrthätigkeit gehört; er interpretirte klassische wie patristische Schriften (z. B. Augustinus und Hieronymus), lehrte Rhetorik und Poesie und brachte Ingolstadt „auf die Höhe humanistischer Blüthe." Hier war er denn auch von einer wahrhaft erstaunlichen Produktivität. Er hatte sich in jenem Briefe an Celtis unter die frommen Poeten gerechnet, und wahrlich eine große Anzahl kleiner Schriften, die er u. A. 1499 erscheinen ließ, gehören ganz in das Gebiet der religiösen Literatur, so z. B. das Rosarium caelestis curie, Hymnen an die Mitglieder des himmlischen Hofes. Erklärt sich dies einerseits aus der mittelalterlichen Auffassung, in der die älteste Humanistengeneration fest wurzelte, so vertrug sich ja andrerseits — wenigstens bei den Deutschen — das antike Heidenthum und das christliche Bekenntniß recht gut. Ging man ja doch sogar daran — und hier ist es wohl Pico, auf den sich diese Strebung zurückführt — Moses und Plato zu vergleichen und sich jenen

Digitized by Google

Schriften des Alterthums mit Vorliebe zuzuwenden, in denen man christliche Moral finden wollte. Aus dieser Eigenthümlichkeit der Zeit erklärt sich auch die seltsame Ausgabe des Pseudophokylides durch Locher (1500), eines didaktischen Mahngedichts gegen die Todsünden ꝛc., das man damals hochschätzte und sogar in die Schulen einführte; Aldo Manuzio war Locher hierin vorausgegangen.

Heutzutage freilich wissen wir aus Bernays' eindringenden Forschungen, daß das „ποίημα νουθετικόν" das Machwerk eines alexandrinischen Juden ist, der die Septuaginta dabei stark benutzte. Daß Locher in der Paraphrasirung des Werkes nicht überall den richtigen Sinn getroffen, begreift sich bei der geringen Kenntniß, die damals noch in der griechischen Sprache herrschte, von selbst; er hat — wenn er auch, wie kein Zweifel ist, griechisch verstand — keine Vorlesungen über diese Sprache gehalten. Dagegen trat er auch hier wieder als dramatischer Dichter auf und athmet namentlich die Türkentragödie, die er von seinen Studenten aufführen ließ, wahres Leben. Doch weder dieser Erfolg, noch seine vielen religiösen Gedichte, noch die direkte Erhebung des Christenthums im Gegensatze zum Paganismus, noch auch seine „Threnodia" zum Lobe der Herzogin Hedwig von Baiern konnten Locher gegen die „Neider" schirmen, welche u. A. die Aufführung des Drama „Urtheil des Paris" hintertrieben und Alles daran setzten, um die Erhöhung seines Gehaltes unmöglich zu machen. Locher selbst bezeichnete den Vicekanzler der Universität, den Theologen Georg Zingel, als den Urheber all' dieser Feindseligkeiten. Und in der That mochte dieser strenge, der alten Richtung angehörige Theologe sowohl an dem burschikosen Auftreten Locher's, sowie an seiner Beschäftigung mit den heidnischen Poeten Anstoß nehmen. Selbst Brant, Wimpfeling und Zasius fanden an dem „lasciven" Inhalte der Alten und ihrer frohen Sinnlichkeit viel Arges, damals schon meinten aber die Theologen, man solle zur Übung im Latein lieber die Schriften des Prudentius oder die Gedichte des christlichen Vergil, des Karmelitergenerals Spagnoli († 1516, bekannt unter dem Namen Baptista Mantuanus), lesen. Hier trafen eben beide Richtungen auf einander. Dazu kam aber auch der Lebenswandel Locher's. Es war wohl nichts als eine arge Philisterei, daß die Zionswächter sich daran stießen, daß Locher an einem Sonntag eine Anzahl Studenten in Landsknechtkostümen

Digitized by Google

durch die Stadt marschiren ließ. Aber man wußte auch, daß Locher's Finanzen in steter Unordnung waren, man sprach von seiner argen Unsittlichkeit und zieh ihn — ob mit Recht oder nicht, lasse man dahingestellt — der Verführung einiger seiner Schüler. Kurz es ist das gewöhnliche Sündenregister, das gegen die leichtlebigen Humanisten der jüngeren Generation erhoben ward. Locher mußte vor dem Sturme, den die Theologen gegen ihn erregten, weichen, 1503 um Pfingsten verließ er Ingolstadt und begab sich an Jasius' Stelle, der zur Juristenfakultät übergegangen war, wieder nach Freiburg. Von hier aus erging er sich in jener Polemik gegen Zingel, den „hinterlistigen Fuchs, die gehörnte Bestie, den Gallspeier ꝛc.," die in Deutschland großes Aufsehen machte, die Theologen und Artisten von Ingolstadt — trotz der Einsprache des Juristen Hieronymus de Croacia — zur Veröffentlichung einer Rechtfertigung Zingel's veranlaßte.

Dieser Federkrieg machte wie gesagt großes Aufsehen, ist aber im Grunde harmlos gegen die wüthenden Invektiven der Filelfo, Valla, Poggio u. A. Es klingt wie ein Studentenwitz, wenn Locher seinen Gegner z. B. mit den Worten apostrophirt: Quid differs mori senex acheruntice . . . apertus est Arvernus, patet janua Ditis. Sed jam caput inclinasti, periisti . . requiescas in **pice.** Die Beschimpfungen sind so stark, so übertrieben, daß sie kaum einer Widerlegung bedürfen; natürlich ließ Locher der Replik wieder eine Duplik folgen, die neuerdings Schimpfwörter, aber keine Beweise lieferte. Fest behauptete Locher, er könne von Zingel keine bessere Meinung fassen, es wäre denn, wie er wohl ironisch äußert, daß die Kirche ihn durch ein Dogma dazu zwänge. Ebenso sarkastisch klang es, wenn er sagte, er begreife es, daß Zingel die Dichter, die Herolde rühmlicher Thaten hasse, weil derselbe nie etwas vollbracht, was verherrlicht zu werden verdiene, ꝛc.

Lag der Grund zum Streite zwischen Theologen und Gelehrten auch tiefer als persönliche Weiterungen, so war doch in dem großen Gegensatze, in dem Lehre und Leben der neueren Humanisten, und vornehmlich Locher's, zu einander standen, ein guter Vorwand zum Angriff gefunden. Die ehrsamen Patriarchen der damaligen Gelehrtenwelt mochten den jungen ungeberdigen Nachwuchs mit jener Miene getäuschter Erwartung betrachten, wie Vater Bodmer den lustigen frischen Messiasdichter.

Digitized by Google

So waren denn auch die alten Freunde Locher's, der biedere Muſtermenſch Wimpfeling und der große, aber ſteifleinene Juriſt Zaſius bald auf dem Punkte, über Locher's Weſen den Stab brechen zu müſſen. Auch in dem Handel mit Zaſius gab deſſen lächerlicher Angriff auf die heidniſchen Poeten den Anlaß zur Eröffnung eines Streites, der in ſeinem Verfolg an die Prügelſcenen der italieniſchen Humaniſten in der päbſtlichen Kanzlei erinnert, und Locher's Rückſichtsloſigkeit und Derbheit im vollſten Maße zeigt. Das Ende der Streitigkeiten war daſſelbe, wie in Ingolſtadt; Locher mußte die Univerſität verlaſſen und begab ſich nach Ingolſtadt, wo er denn wieder ein Gehalt von 80 Gulden bekommen ſollte, aber ſofort in die alte Gewohnheit der Händel verfiel. Und zwar waren es die ſcholaſtiſchen Theologen, mit denen er in neuen Streit gerieth. Nur packte er die Sache diesmal ſchlauer an, ſo zwar, daß Zingel nicht direkt gegen ihn einſchreiten konnte. Hier aber entwickelte er (in der Comparatio Mulae ad Musam) alle Energie gegen die dichterfeindlichen Theologen; ihren Neid, ihre Gehäſſigkeit, ihre ſchmutzige Habſucht warf er ihnen mit Berufung auf die öffentliche Meinung vor: ſie wüßten nur unnöthige Fragen aufzuwerfen, in denen ihre vermeintliche Weisheit beſtände; für ſie ſei das Beiſpiel der wahrhaft großen Theologen verloren, gerade bei den größten Kirchenlehrern finde ſich ja eine Fülle von Poeſie.

Wenn Locher auch noch ſo ſcharf gegen die ſpitzfindigen Scholaſtiker vorging, ſo verſäumte er es doch nie, ſich durch entſchiedene Erklärungen ſeiner rechtgläubigen chriſtlichen Geſinnung den Rücken zu decken. Sehr treffend aber iſt die Bemerkung, daß die Prieſter ſich meiſt darum des Predigtamtes unfähig erweiſen, weil ſie die Dichter und Redner, die Lehrmeiſter fruchtbarer Kanzelberedſamkeit, mißachten. Das ſind nun jene Leute, die Locher durch einen Holzſchnitt verſpottet, auf dem Männer mit Dreſchflegeln auf Strohbündel losſchlagen: „Typen jener Theologen, welche die h. Schriften nicht leſen, den Apoſtel Paulus nur beim Becher citiren . . . die griechiſchen und afrikaniſchen Kirchenväter wegen ihres poetiſchen Hauches mißachten, aus trüber und ſchmutziger Quelle ſchöpfen, durch unentwirrbare Verknotung verwickelter Quäſtionen der Weisheit nachforſchen, Schwierigkeiten machen, wo volle Klarheit vorhanden, durch Vielrednerei Gott zu gefallen ſuchen, der doch von Logik und Sophiſtik

Digitized by Google

nichts wissen will." Für die Weise der Polemik ist es gewiß charakteristisch, daß Locher zum Schlusse seinen Hund Scaramella auftreten läßt, um seinem Unwillen über die schlechten Theologen Ausdruck zu leihen.

In dem zweiten Haupttheile seiner Schrift erscheint neben der negativen Opposition gegen die Terministen auch eine Anpreisung der „positiven biblisch-patristischen Theologie" im Gegensatze zur pseudospekulativen. Hehle findet (a. a. O.) in dem Gedankengange Locher's in diesem Werke mit Recht Ähnlichkeiten mit des Erasmus Encomium moriae und Pirkheimer's Vertheidigungsschrift für Reuchlin. — Doch genug von der Polemik; auch des vielberufenen und bekannten Streites mit Wimpfeling mag hier nur im Vorbeigehen Erwähnung gethan werden; wichtiger erscheint mir, noch Einiges über Locher's Lehrthätigkeit und letzte Schriften anzugeben.

Sein Eifer, seine Begeisterung für die Pflanzung der Wissenschaft, sein höchst anregender, die Studenten fesselnder Vortrag, seine praktische Methode werden von zahlreichen Schülern gerühmt, es ist ein illustrer Kreis, den er um sich versammelt, er selbst hat uns einmal seine bedeutendsten und vornehmsten Schüler aufgezählt (vor seinem Claudianus). Wir finden darunter zwei Hohenzollern, einen Wittelsbacher, den späteren Kardinal Matthäus Lang, den tüchtigen Christoph von Stadion (nachmals Bischof von Augsburg), viele Grafen, Barone und eine vaste Menge von Doktoren und Magistern. Schon die große Frequenz seiner Kollegien zeigt, wie viele er zum Studium der schönen Wissenschaften heranzog; früher schon mußte erwähnt werden, daß mit seiner Lehrthätigkeit auch die humanistische Glanzperiode der Universität Ingolstadt zusammenfällt. Ein Umstand, der sich freilich auch dadurch erklärt, daß neben Locher Aventinus, Urbanus Rhegius, Thom. Rosenbusch, Joh. Agricola, Joh. Reuchlin, Alex. Brassicanus zu diesem Erfolge beitrugen. Was nun Locher's specielles Fach betrifft, so waren es die mannigfachsten Autoren, die er erklärte: Plinius d. J., verschiedene Schriften Cicero's, auch pseudociceronische, Florus, Claudianus, Fulgentius ꝛc. 1522 erhielt er den Auftrag vom Senate, den ganzen Livius zu lesen, 1523 schon mußte er um Dispens von dieser Verpflichtung bitten, weil wegen Mangel an Exemplaren auch an Zuhörern Mangel war. In dieser Richtung hat Locher sich denn auch ein wirkliches Verdienst erworben, indem er bestrebt

Digitized by Google

war, billige Unterrichtsbücher zu schaffen; dickleibige Bücher, sagt er in seinen Editionen, könnten die Studenten nicht verdauen, theure aber nicht ankaufen. Er war überhaupt ein Studentenfreund, der sich seiner Schüler energisch annahm, dafür aber auch ihrer vollen Sympathien theilhaftig ward. Einer seiner Schüler schreibt u. A. an Locher, der Ruhm seines Namens sei im Auslande noch glänzender als in der Heimath, seinem Ansehen sei es zu verdanken, daß Ingolstadt auch auswärts einen Namen von gutem Klange habe und daß die Herrlichkeiten der Poesie und Eloquenz, die Locher aus Italien mitgebracht, allgemein in Deutschland verbreitet worden seien. Darum sollten ihm aber auch alle strebsamen Jünglinge zueilen. Wir sahen schon früher, wie sehr die letzteren im Sinne dieser Aufforderung handelten.

Doch erhielt sich die Beliebtheit Locher's nicht bis zu Ende, auch er mußte die traurige Wahrnehmung machen, daß er sich überlebt habe, in den letzten Jahren seiner Thätigkeit fand er wenige Hörer. Am 4. December 1528 starb er. Sein Freund und Nachfolger Marcus Millen sagt in der Leichenrede von dem erst Achtundfünfzigjährigen, er habe sich vom Alter gebeugt und lebensmüde schon lange nach dem Elysium gesehnt. Locher hatte eben rasch gelebt, auch mochte ihn der stete Kampf vor der Zeit müde gemacht haben. Er hinterließ aus einer spät eingegangenen Ehe einen Knaben Joachim, den er dem berufenen Dr. Eck anempfahl. Sehen wir daraus allein schon, daß Locher trotz seines kühnen Wesens und seiner scharfen Bekämpfung der Scholastiker bei der alten Kirche blieb, wie so Viele seiner Bildungsgenossen, so wird man Locher doch auch stets bei denen finden, die für die Ehre Deutschlands mit warmem Patriotismus einstanden. Wie die Hutten, Zwingli, Rhenanus u. A. sieht auch er mit besorgter Spannung auf die Wahlintriguen des französischen Königs um 1519; als Franz sich zurückziehen muß, jubelt Locher und hält von da ab fest an Karl V. 1521 schreibt er u. A., „er fühle sich durch seine angeborene Liebe zur deutschen Mutternation angetrieben, mit seiner Waffe, der Feder, als ein neuer Tyrtäus zum Gelingen nach Kräften beizutragen durch begeisternde Einwirkung auf die am Kampfe Betheiligten.“ So hat er denn ganz ähnlich wie Bebel u. A., einen sehr gutgemeinten Aufruf an Deutschlands Fürsten und Reichsstände zur Unterstützung des Königs geschrieben; Schade nur, daß dergleichen

Digitized by Google

rhetorische Übungen und historische Reminiscenzen auf Deutschlands höchste Aristokratie keinen Eindruck machten.

Nur noch einige Worte über Locher's letztere Editionen! In demselben Jahre wie Rhenanus gab auch er den Panegyricus des Plinius Secundus heraus; 1517 Cicero's oratio pro Milone, wobei er Angaben seiner Lehrer Calphurnius, Beroaldus u. M. Siculus benutzte und mit der er ein Kompendium der Rhetorik und (wiederum nach Calphurnius) eine Anleitung zur Abfassung von Leichenreden verband. In demselben Jahre erschien seine Ausgabe von Cicero's Orator, der eine Rede über das Leiden Christi und drei Reden seines Freundes Rosenbusch beigegeben sind. 1518 wurde das Opus aureum Cl. Claudiani de raptu Proserpinae, nebst kurzem Kommentar und großer Anpreisung des Claudian publicirt, 1521 die Prachtausgabe des Fulgentius. Es lautet seltsam, wenn Locher darin bemerkt, er sei in der Hieroglyphenschrift der Codices gar nicht heimisch, habe deshalb auch keine eingehende Textesverbesserung vornehmen können, sondern sei bei dem Texte der alten Handschrift stehen geblieben. Der Kommentar Locher's soll an die Stelle jenes seines Lehrers Baptista Pius treten, der schwer verständlich sei; er hat vornehmlich das mythologische Element in's Auge gefaßt, verweilt auch bei Eigennamen und Fremdwörtern, vornehmlich bei den griechischen, die er — wie Hehle bemerkt — meist mit Glück und Sachkenntniß erklärt. Die Ausgabe machte einen großen Eindruck auf die Freunde, einer meint, sie werde eine köstliche Lockspeise sein, um die durch die Pest verstreuten Studenten wieder nach Ingolstadt zurückzuziehen. — Und in der That waren zur Zeit, als Locher's Methode und Begeisterung in voller Thätigkeit wirkten, über sechshundert Studenten zu Ingolstadt, man rühmte damals von der Universität, daß in ihr die schönen Wissenschaften blühten, die Barbarei aber verschwände. Gewiß, ein bedeutender Antheil dieser Erfolge kommt Locher'n zu! Wir sehen ihn vor uns, den untersetzten Mann mit den markigen willenskräftigen Zügen, mit seinem langen Haupthaar und dem struppigen, Anstoß erregenden Barte, wie er mit weithin tönender Stimme und heftigen Gestikulationen den lauschenden Schülern die Schönheiten der alten Klassiker schildert, jetzt Verse

Digitized by Google

aus Horaz deklamirend, jetzt wieder kostbare und feine Bemerkungen Beroaldo's, oder eines anderen berühmten Italieners anführend, die er als Jüngling jenseits der Alpen in sein Kollegienheft geschrieben. Dann aber wieder — es ist kein Zweifel — legt er zu einem Hiebe gegen die abgeschmackte Scheinweisheit irgend eines scholastischen Gegners aus, der Hieb aber sitzt, das zeigt die verständnißinnige Freude der Studenten, das zeigt die Wuth der Gegner, die in den nächsten Tagen schon die Antwort folgen lassen. So arbeitet Locher rastlos Tag für Tag und Jahr um Jahr, im Dienste der heiteren schönen Musen gegen die häßlichen Larven der Bornirtheit und der Philisterei, einer von den Plänklern jener siegreichen Armee, die zu allen Zeiten mit Unerschrockenheit und Kühnheit die Dummheit und Intoleranz bekämpft. Wenn wir aber Locher's Kampf gegen die zunftstolzen Vertreter der alten Richtung betrachten, so werden wir an ähnliche Vorgänge in einer anderen Epoche unserer Kulturentwickelung gemahnt, vor uns stehen der jugendliche Thomasius und Wolf der Philosoph, auch sie anfänglich geniale Stürmer im Kampfe mit theologischer Beschränktheit, auch sie die Lieblinge der Studenten, im Alter aber weniger hochgehalten, da ihre Lehre im besten Sinne des Wortes so populär geworden, daß sie der unruhigen Jugend nichts Neues mehr bieten konnte. Aber ihnen, wie Locher, folgten Andere, die das Werk der geistigen Entwickelung unseres Volkes von anderen Ausgangspunkten wieder aufnahmen und mit selbstbewußter Kraft weiterführten!

Digitized by Google

Zur Geschichte des Kaffees.

Von A. Janicke.

Unter dem 4. Januar 1768 erließ der Bischof Friedrich Wilhelm von Hildesheim eine Verordnung, die den Zweck hatte, den Konsum des Kaffees in den unteren Volksklassen zu verhindern. „Nachdem die bisherige Erfahrung", heißt es in den Eingangsworten dazu, „leyder mehr als zu viel ergeben, wasmassen unter denen Ursachen, welche zum Grunde des allgemeinen Geldmangels, der schlechten Zeiten und der Armuth unter denen Leuthen angegeben zu werden pflegen, eine der wichtigsten hauptsächlich diese sey: daß der Gebrauch des Caffee nunmehro allgemein und übermäßig eingerissen, und dadurch nicht allein die Bürger und Landleuthe von ihrer Nahrung und fleißigen Betreibung ihres Gewerbes zurückgehalten werden, viele Zeit und sonstige zu Geld zu machende Producta unnützer Weise selbst Consumiren und Verschwenden, und dabey eine jährliche, vorhin ungewöhnliche und in der Folge ganz unerträgliche Ausgabe sich auf den Hals ziehen, sondern auch jährlich eine ungeheure Summe Geldes dadurch außer Landes geschleppet, mithin das Land alle Jahr so viel ärmer wird; So haben Wir diesem so sehr schädlichen und landverderblichen Übel nicht nachsehen können, sonderen der Nothdurft zu seyn erachtet, nachstehende Verordnung darüber zu erlassen."

Alle von ihrer Handarbeit sich nährenden Bürger, Handwerksgesellen, Bauersleute, alles Gesinde, männlich und weiblich, sollen sich bei sechs Mfl. für jeden Übertretungsfall zu zahlender Strafe des Kaffees gänzlich enthalten. Des von ihnen in Gebrauch genommenen Kaffeegeschirres haben sie sich binnen drei Monaten zu entledigen, widrigenfalls es konfiscirt wird. — Die Kaffeeverkäufer dürfen gebrannten und ge-

Digitized by Google

mahlenen Kaffee nicht mehr führen, ungebrannten nicht unter zwei Pfund verkaufen. Der Verkauf findet nur in Städten Statt. Wer dagegen handelt oder Schleichhandel mit Kaffee treibt, hat 20 Thaler Strafe zu zahlen. Wird diese innerhalb dreier Tage nicht entrichtet, so soll er zwei Tage an den Pranger geschlossen werden. — Gastwirthe dürfen nur an Reisende Kaffee verabfolgen, sie selbst sollen keinen Kaffee trinken. — Den Ämtern und Gerichten wird die Ausführung dieser Verordnung streng zur Pflicht gemacht.

Auf den Erlaß dieser Verordnung ist ein „Promemoria, den Geldmangel im Lande und dessen wahre Ursache betreffend", das der fürstbischöflichen Regierung wenige Wochen zuvor von Hübner — wohl ein höherer Verwaltungsbeamter oder einflußreicher Privatmann in Peine — eingereicht wurde, nicht ohne Einfluß gewesen. Die ersten Seiten konstatiren die Thatsache, daß der Bauer im Stift Hildesheim jetzt weniger Geld habe als früher. Dann wird die Frage aufgeworfen, worin dieser immer stärker hervortretende Ruin des bäuerlichen Standes seinen Grund habe. Die Antwort lautet: nicht im Kriege, denn (es waren seit dem Hubertsburger Frieden mehr als fünf Jahr verflossen) sonst müßten sich die Verhältnisse seitdem allmählich gebessert haben, sondern in dem während des Krieges entstandenen Luxus. Seitdem sei der Bauer an ein besseres Leben gewöhnt, als sein Stand und Vermögen es mit sich bringe. „Der ärmste Brinksitzer, ja der Hirte isset und trinket täglich delikater als ehedem. Er mag kein Dünnbier, sein sonst gewöhnliches Getränk, mehr. Er hat Kuchen in der Stadt aus Hallischem Mehl auf Platten gebacken, Wein, Kaffee, ja wohl Backwerk neben dem vormals üblichen Essen und Trinken, wenn er Hochzeit, Kindtaufe oder die Frau Kirchgang, die sogenannte Brümmi, hält; der theuren halbseidenen und anderer kostbaren Kleidungsstücke nicht zu gedenken, welche viel kosten und nicht lange halten." Auf diese Weise geht viel Geld zum Lande hinaus, ohne daß durch erhöhte Ausfuhr von Landesprodukten wieder Geld in das Land hereinkäme. „Unter Allem aber, was den Landmann ruiniret, verdienet der Kaffee die stärkste Aufmerksamkeit. Diese Konsumtion ist werth, daß ein für das Wohl der Provinz besorgter Landesherr darauf reflektire. Kaum war der Friede geschlossen, so hörte ich Jemand sagen: der Bauren gewohnt gewordenes Wohlleben, besonders das Kaffeetrinken,

Digitized by Google

würde ihm in Frieden mehr schaden, als die Kriegserpressungen vorher gethan hätten. Niemand merkte auf diese Kleinigkeit, ich aber nahm Gelegenheit, daraus Beobachtungen anzustellen, und glaube nach dreijähriger Bemerkung, daß der größeste Verfall des Wohlstandes der meisten Unterthanen und der allgemeine Geldmangel größesten Theils in den Kaffeetöpfen zu suchen sei. . . . Die Berechnung, wie hoch dem Hochstift Hildesheim das eingerissene Kaffeetrinken bloß auf dem Lande zu stehen komme, ist leicht. Zuvor muß man wissen, daß nicht nur in Städten Alles, was Menschen heißen, Handwerker, Tagelöhner, Knechte und Mägde täglich Kaffee trinken, und die Brodherren gezwungen sind, wo sie anders Leute haben wollen, dem Gesinde und den Taglöhnern, ja einigen der letztern wohl gar täglich zweimal Kaffee zu geben: sondern dieses Übel ist auf dem Lande ebenso. Ackermann, Köther, Brinksitzer, Taglöhner, Schweine-, Kuh- und Gänsehirte trinket täglich wenigstens einmal, und wer Geschmack daran hat, wohl zwei-, ja manche dreimal Kaffee; nicht wie etwa reputirliche Leute bei 3, 4 oder 5, sondern bei 15 bis 20 Tassen à Person. Wenn nun Herr, Frau, Kinder, Knechte und Mägde satt Kaffee haben sollen (und satt müssen sie sich trinken), welch ein ungeheurer Kessel voll wird erfordert, und wie viel Kaffee und Zucker oder Syrup, den viele brauchen, nebst Milch gehöret dazu, er mag noch so dünne gemacht werden. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß die Hälfte Landleute, welche doch ihre ordentliche Nahrung, als des Morgens Branntwein mit einem Bissen Brod, hernach das Morgenbrod, die Mittagsmahlzeit, das vierte Mahl, das Abendbrod und, wenn sie dreschen, die Nachtkost ebenso gut verzehren als vorhin, wie sie noch keinen Kaffee kannten; ich sage, daß die Hälfte der Landleute täglich zweimal Kaffee trinkt. Ich kann ferner annehmen, daß jeder so große Kessel voll Kaffee 6, 5, wenigstens 4 Gr. koste. Dieses ließe sich leicht zeigen. Um solches aber zu ersparen, so will ich in der Zahl, vielleicht bis auf die Hälfte der Gewißheit nachgeben und also annehmen, jedes Haus auf dem Lande (in wie manchem Hause aber wohnen nicht 2, 3 und mehr Familien?) soll täglich nur einmal Kaffee machen, und jede Portion nur auf 3 Gr. für Kaffee und Zucker oder Syrup zu stehen kommen; so beträgt es jeder Feuerstelle im Jahre 30 Thlr. 15 Gr., die im Hause jährlich mehr ausgegeben werden als

Digitized by Google

vor dem Kriege. Setze ich nun, daß das Dorf 50 Häuser stark sei, so kommen aus einem solchen Dorfe jetzo alle Jahr 1520 Thlr. 30 Mgr. Würde eine extraordinäre Kontribution ausgeschrieben, so würde Jeder schreien, es müsse das Land arm werden und in einigen Jahren zu Grunde gehen! Nun aber eine gleiche Summa für Kaffee und Zucker an die Holländer bezahlet wird, schreiet Niemand, obgleich das Dorf ob rationis identitatem ebenso viel verlieret. Gesetzt, das Hochstift hatte 300 Dörfer, jedes zu 50 Hauswirthen, so machte solches alle Jahr an eine halbe Million, nämlich 456,250 Thlr., die am Ende des Jahrs weniger als 12 Monat vorher im Lande sind. Diese Summa kann man sicher annehmen, wenn auch nicht völlig so viel und so starke Dörfer im Hochstift sind, denn die überkompleten Familien in manchem Hause, die große Anzahl derer Häuser, worin täglich 2- bis 3mal Kaffee getrunken wird, und daß wenige Häuser sein werden, denen nicht der Kaffee täglich weit höher als zu 3 Mgr. zu stehen käme, ersetzet die zu viel gesetzte Zahl der Dörfer und Häuser vielfältig. Ist es nun bei einer solchen erstaunlichen Ausfuhr des Geldes, die nun schon 4 Jahr nach dem Kriege gedauert und dem Hochstift in der Zeit eine Million 8 Tonnen Goldes und 25,000 Thlr. an Münze entzogen hat, wohl Wunder, daß ein allgemeiner Geldmangel da, eine allgemeine Armuth aber vor der Thür sei? besonders da wir außer dem wenigen Kaufgarn keine neue Produkta hinausschicken, dagegen wir Kaffee und Zucker eintauschten, sondern diese Waaren mit baarem Gelde bezahlen? Wenn man nun über die Depense noch den Aufwand des zum Kaffeekochen erforderlichen Holzes in Betrachtung ziehet, den man auf jedes Haus jährlich auf ein starkes Fuder (es bringt aber weit mehr) sicher anschlagen kann, welches nach obigen Suppositis jährlich 15,000 Fuder ausmacht; ferner erwäget, daß das Kaffeetrinken bei den Bauren eine Feierlichkeit sei, indem sie sich um den Tisch setzen, gewiß eine Stunde zubringen und also die Arbeit dadurch versäumen, ohne durch den Genuß des Kaffee auch nur eine einzige Mundvoll von ihrer allemal üblich gewesenen Kost zu ersparen: so fällt der große Nachtheil, der aus dem Mißbrauch des Kaffee dem Lande entstehet, noch deutlicher in die Augen."

Dann wendet sich das Promemoria zur Beantwortung der Frage, durch welche Mittel diese Übelstände beseitigt werden können. Eine höhere

Digitized by Google

Abgabe auf den Kaffee zu legen, würde ohne Wirkung sein; auch ein Verbot der Einfuhr empfiehlt sich nicht, denn dadurch werden „die Großen und Vornehmen, welche an den Kaffee gewöhnt sind, und alle literati überhaupt, die eine sitzende Lebensart haben, mit dem Kopfe arbeiten, also gemeiniglich schlecht verdauen", hart betroffen werden. Der Verfasser ist in einiger Verlegenheit, wie durch zweckmäßige Polizeimaßregeln der weit eingerissenen Unsitte des Kaffeetrinkens in den unteren Ständen kräftig entgegengewirkt werden könne. Schließlich macht er einige Vorschläge, die im Wesentlichen mit den Strafbestimmungen in dem oben bereits auszugsweise mitgetheilten fürstbischöflichen Edikte übereinstimmen.

Bereits früher hatten die benachbarten Landesherren ähnliche Edikte erlassen. Das Promemoria erwähnt, daß vor etwa anderthalb Jahren (1766) im Wolfenbüttelschen durch eine Verordnung der Kaffee verboten sei. „Die Verordnung ist aber nicht zur Exekution gekommen, weil es an Mitteln fehlte, den Mißbrauch abzuschaffen." Ebenso hatten die Bischöfe Wilhelm Anton von Paderborn und Maximilian Friedrich von Münster in derselben Zeit für ihre Territorien ähnliche Verbote des Kaffeetrinkens Seitens der unteren Stände erlassen; später (1780) folgte die Hannoversche Regierung.

Es ist nicht ohne Interesse, die Wirkung dieses Kaffeeverbotes auf Grundlage der Akten in einigen Fällen zu verfolgen.

Der Amtsrichter Klöpper in Ruthe sendet unter dem 21. April 1768 folgenden Bericht ein. „Es hat der hiesige Amtsvoigt Lieckefett bei der den 19. dieses vorgenommenen Visitation in Heisede *erstens* in des dasigen Einwohners Fincken Behausung (woselbst die Wittib Delba zur Miethe wohnet, und ihre Tochter am vorigen Sonntag mit dem hiesigen Ambtsbrauknecht Joachim Wächter Hochzeit gehalten) des Morgens dieselben mit noch einigen Hochzeitsgästen beim Kaffeetrinken und auf dem Tisch einen großen Kaffeetopf nebst 10 Paar Tassen angetroffen, welche er vorerst in Verwahr nehmen lassen. Dieselbe entschuldiget sich nun damit, daß sie geglaubt, es würde solches auf ihrer Tochter Ehrentag wohl erlaubt sein.

Zweitens hat derselbe eben selbigen Morgens in des dasigen mit Gewürz, Zucker, Kaffee, Butter und anderen Viktualien Handlung treibenden Langens Behausung ihn mit seiner Frau eben Kaffee getrunken

Digitized by Google

zu haben angetroffen und bei vorgenommener Visitation bei selbigem etwa ¾ Pfund gebrannte und etwa 5 Himbten ungebrannte Bohnen, sodann 2 kupferne Kaffeekessel, einen zinnernen und einen messingenen Kaffeepott, sodann eine Kaffeemühle und 3 Paar Tassen angetroffen, auch selbige an einen dritten Ort vorerst in Sicherheit bringen lassen. Dieser Langen hat nun heut Morgen sich damit ad protocollum entschuldiget, daß er von Zeit des Verbotes gar keinen Kaffee in hiesigem Amte noch sonstiger Orten hiesigen Hochstifts weder loths- noch pfundsweise verkaufet habe, welches er eidlich zu erhärten erbötig wäre. Ob nun zwar, gleichwie er darin ferner angegeben, nicht ohne, daß er seine von Bremen kommen lassende Waaren fast wöchentlich einige Male in's Hannoversche an die dasige kleine Handelung Treibende verfahre und von daher Kaufgarn dagegen zurückbringe, so gibt derselbe vor, daß er seinen vorhin gehabten großen Vorrath auf die bestimmte Zeit noch nicht gänzlich hätte anbringen können. Übrigens entschuldiget sich derselbe ferner, daß, weil er bloß von seiner Handlung und nicht von sonstiger Handarbeit sich nährete, ihm und seiner Frau des Morgens für's Nüchteren einige Tassen Kaffee zu trinken wohl erlaubt zu sein, er der Meinung gewesen wäre, maßen er des bei seiner Handlung ihm ohnehin schädlichen Branntweintrinkens nicht gewohnt wäre. Derselbe hat sich Copey sothanen Protocolli ausgebeten des Willens, Euer Hochfürstl. Gnaden dahin unterthänigst anzuflehen, daß ihm nicht nur die Strafe gnädigst möge nachgelassen, sondern auch erlaubet werden, den Kaffeehandel, ob er zwar auf dem Lande wohne, führen zu dürfen, um nur solchen bloß in dem Hannoverischen damit fortzusetzen, wogegen er sich eidlich anheischig machen wollte, nicht das Mindeste davon in hiesigem Hochstift zu verkaufen.

Drittens hat mehrermelter Amtsvoigt auch bei dem Kaufmann und Gastwirthe Diez daselbst einen Vorrath von 6 Himbten Kaffeebohnen noch vorgefunden, welcher nicht nur gleiche Ursache, wie vorstehender Langen angibt, sondern auch, weil er zugleich als ein Gastwirth an der Hannoverischen Poststraße wohne, sich mit einigem Vorrath ohnehin versehen zu dürfen ihm erlaubt zu sein vermeinet, auch des unterthänigsten Vorhabens ist, um die gnädigste Erlaubniß unterthänigst zu bitten, in die dem hiesigen Amte nächst angrenzende Hannoverische Ämter seinen Handel darmit fortsetzen zu dürfen.

Digitized by Google

Inwieweit nun dieser drei obbemelten ihre Entschuldigungen etwa Statt haben oder wider dieselben von Amtswegen zu verfahren, auch ob unter Confiscation des Kaffee — auch das Theegeschirr mitbegriffen sein möge: darüber habe gnädigsten Verhaltungsbefehl mir unterthänigst ausbitten, zugleich zu Hochfürstl. Hulden und Gnaden in tiefster Ehrfurcht mich gehorsamst empfehlen sollen."

Bereits am folgenden Tage (22. April) erfolgte auf diesen Bericht Antwort.

1) Hinsichtlich der Wittwe Delba und der Hochzeitgäste müsse es bei der festgesetzten Strafe sein Bewenden haben, der Kaffeetopf sei zu konfisciren, „die Tassen aber, weil solche zu mehrerm als dem Kaffeegebrauch dienlich, denselben zu restituiren."

2) „Den Krämer Langen betreffend, weil derselbe kein Bauer noch von seiner Hände Arbeit sich nähret, so kann zwar demselben der Gebrauch des Kaffee, wie gebeten, nachgelassen, mithin demselben die Kaffeegeräthschaft zurückgegeben werden. Weil aber derselbe gegen die Verordnung § 2 in seinem Laden gebrannten Kaffee geführet, so ist auch derselbe in die ordnungsmäßige 20 Thlr. Strafe verfallen, es wäre dann, daß er eidlich darzuthun vermöchte, daß der Vorrath zu seiner eigenen Nothdurft bestimmt gewesen. Gleichergestalt tritt auch gegen denselben die Strafe der Konfiskation der 5 Himbten Kaffeebohnen ein, indem nach dem § 5 in den Dörfern nach Ostern kein Kaffee mehr angetroffen werden solle, und wenn etwa Langen sich des ganzen Vorraths inzwischen nicht entledigen können, solches wenigstens gerichtlich anzeigen und eine weitere mäßige Frist ansuchen müssen. Ihr habt demnach demselben etwa 10 Pfund zu eigener Nothdurft davon herauszugeben, das Übrige aber zu versiegeln und hinzusetzen, bis von dem Langen, wie Wir ihm für dies Mal aus bloßer Gnade gestatten, hinlänglich und allenfalls eidlich mittelst Sistirung eines fremden oder in einer der hiesigen Stiftsstädte wohnenden Käufers bescheiniget haben wird, daß er den Vorrath dahin wirklich debitirt habe.

3) Mit dem Kaufmann und Gastwirth Diez ist es durchgehends auf die nämliche Weise zu halten, inmaßen denen Krügern an der Heerstraße wohl ein Vorrath von einigen Pfunden, keineswegs aber ein Magazin, woraus eine ganze Gegend versehen werden kann, zu vergönnen ist.

Digitized by Google

Überhaupt aber kann der Handel mit Kaffeebohnen auf dem Lande, wenn es auch gleich Grenzörter betrifft, wegen des schädlichen und nicht zu übersehenden Mißbrauchs und Unterschleifs nicht geduldet werden: vielmehr wollen wir, daß auf die Verordnung mit aller Strenge und Nachdruck gehalten werden solle."

Mit diesem Bescheide beruhigte sich aber der Kaufmann Diez nicht. In einer Eingabe an den Bischof vom 9. Mai beschwerte er sich über die Härte des gegen ihn eingeleiteten Verfahrens. Er sei aus einer großen Handlung in Leipzig gebürtig und von Jugend auf zu solcher angewiesen und erzogen, habe folglich kein anderes Metier als dieses erlernt. „Wie ich nun" — heißt es dann weiter — „das Dorf Heisede im hiesigen Hochstift für meine Handlung convenable fand, ließ ich mich daselbst nieder. Die Handlung mit Materialien en detail ist nicht mein Haupt — sondern nur ein Nebenwerk, indem meine größte Beschäftigung der Handel en gros ist, welcher sich größtentheils in benachbarte Länder erstrecket, in welchen ich die kleinen Kaufleute in denen Flecken und Städten, wie auch Kavaliers und Ämter, ja selbst in einigen größeren Städten Kaufleute mit Waaren verlege, und also ein nicht geringes Geld in's Land ziehe. Ew. Hochfürstl. Gnaden werden nun nach Höchstderoselben erhabenen Einsicht gnädigst bemerken, daß, wenn ich solche Leute nicht mit allen erforderlichen Waaren bedienen kann, meine Handlung dadurch durchaus in eine große Abnahme komme und endlich danieder gelegt werde, weil dieselbe gleichsam eine Kette ist, welche, um andere Waaren profitabel absetzen zu können, den Kaufmann nöthigt, öfters solche zu führen, wobei er keinen Nutzen, sondern wohl gar Schaden hat. Eben dieser unersetzliche Nachtheil betrifft meine Handlung auf's Schwerste, da mir die Führung des Kaffee gänzlich untersagt worden . . . Ich bin bereit mich eidlich zu verpflichten, an keinen der hiesigen Landesunterthanen, welchem die Gesetze den Genuß des Kaffee untersagen, solchen zu verkaufen, und da ich ohne dies keine Kontraventionen gewohnt bin, lasse mir auch auf solche Fälle eine geschärftere Strafe gefallen. Der Kaffee als eine in benachbarten Ländern mit Accise belegte Waare ist der Hauptartikel, so mir in meiner Handlung vielen Absatz zuziehet und nicht nur einen starken Absatz von Zucker, Syrup u. s. w., sondern auch andere Waaren zu Wege bringt; cessirt nun ersterer, so

Digitized by Google

hört auch der übrige Abzug von Waaren gänzlich auf. In meiner Wirthschaft sollen mir nicht mehr denn zwei Pfund Kaffee im Hause zu haben verstattet werden; solches will ebensoviel sagen, als ob ich gar keinen führen dürfte, da ich doch dann und wann ein solch Quantum in einem Tage an fremde Gesellschaften und durchreisende Personen verschenken muß."

Die Gründe, welche Diez in seiner Bittschrift anführte, machten an maßgebender Stelle doch einen gewissen Eindruck. Zur Zurücknahme oder auch nur zu einer wesentlichen Modifikation des unpraktischen Kaffeeverbotes konnte man sich freilich nicht entschließen: man half sich dadurch, daß man ihm heimlich gestattete, was öffentlich verboten war. Auf der Rückseite seiner Eingabe fand sich folgender Vermerk: „Hierauf ist dem Amtschreiber zu Ruthe mündlich intimirt worden: weil durch den Schleichhandel Geld in's Land gezogen würde, und Heisede ein Grenzort, auch Supplikant ein angesessener gelernter Kaufmann wäre, so könnte das Amt unter (der Hand) den Kaffeehandel wohl conniviren, jedoch müßte Supplikant ad protocollum zuvörderst jurato angeloben, an keinen hiesigen Unterthanen Kaffee zu verkaufen, und wäre übrigens dabei demselben Silentium aufzulegen, damit dieser Casus nicht zur Consequenz von andern gezogen würde. Ruthe den 13. Mai 1768."

Auch die Publicirung des Edikts erfolgte nicht in der vorgeschriebenen Weise. Dasselbe sollte drei Sonntage nacheinander von den Kanzeln verlesen, und die Verlesung in den folgenden Jahren den ersten Sonntag nach Ostern und Michaelis wiederholt werden. Eine bischöfliche Verfügung vom 27. Juni 1768 an die Ämter Liebenburg und Schladen konstatirt, daß die Geistlichen Augsburgischer Konfession diesem Befehle nicht nachgekommen seien, „mithin dadurch nunmehro die Handwerks- und Bauersleute bewogen werden, zu glauben und auszusprengen, als ob das Edikt wiederum aufgehoben wäre." Die Ämter werden angewiesen, zuverlässige Erkundigungen darüber einzuziehen, welche Geistlichen sich dieser Versäumniß schuldig gemacht hätten; dieselben sollten innerhalb dreier Tage eine Geldbuße von fünf Thalern erlegen.

Aber alle diese Maßregeln hatten nicht den gewünschten Erfolg. Die fürstbischöfliche Regierung sah sich, je länger das Edikt in Kraft war, um so weniger in der Lage, trotz aller angedrohten Strafen den

Digitized by Google

Genuß des Kaffees in den niederen Schichten der Bevölkerung zu verhindern. Als die Stände des Fürstenthums Ende der siebenziger Jahre auf energischere Maßregeln gegen den „Mißbrauch des Kaffees“ drangen, erklärte die Regierung, daß „in keinem deutschen Staate, worin auch sogar mit militärischen Zwangsmitteln dagegen verfahren worden, dieses Übel abgestellet worden.“ Die Stände beschlossen, daß der Verkauf des Kaffees im Hochstift Hildesheim gänzlich verboten, „und der Gebrauch desselben nur jenen, welche sich den Kaffee zu ihrer eigenen Nothdurft unmittelbar selbst kommen ließen, gestattet sein sollte.“ Der Bischof erwiderte darauf, daß er den Ständen nicht das Recht einräumen könne, Beschlüsse über Polizeisachen — wozu jenes fragliche Edikt zu rechnen sei — zu fassen; in diesem Dinge stände ihnen höchstens ein Gutachten zu, das aber keine rechtsverbindliche Kraft für den Bischof habe.

Eine förmliche Aufhebung der Verordnung vom 4. Januar 1768 scheint nicht stattgefunden zu haben. Wir werden wohl nicht fehl gehen, wenn wir annehmen, daß man allmählich stillschweigend geduldet hat, was zu verhindern man nicht die Macht besaß. Der Kaffeetopf behauptete sich also nach wie vor auf dem Tische des Bauern und Kleinbürgers.

Digitized by Google

Eine fürstliche Badereise vor hundert Jahren.

Von A. Birlinger.

Kurfürst Maximilian Joseph III. hatte sich in dem jugendlichen Alter von zwanzig Jahren i. J. 1747 mit der kaum 19jährigen Prinzessin Marie Anna Sophie, der zweiten Tochter Friedrich Augusts III., Königs von Polen, Kurfürsten und Herzogs von Sachsen, vermählt. Bis zum Jahre 1763 hatte die Kurfürstin ihrem Gemahle, der als einziger Sprosse des Stammes Ludwigs des Baiern, als letzter Vertreter der jüngeren Hauptlinie des Hauses Wittelsbach, einen Erben mit besonderer Sehnsucht erwarten mochte, keinen Nachfolger geboren. Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz, 3 Jahre älter als sein erlauchter Vetter, der nächste Agnat des Baiernfürsten, der sich fünf Jahre vor diesem, kaum achtzehnjährig, mit Marie Elisabeth Auguste, einer Tochter des Erbprinzen von Pfalz-Sulzbach, Joseph Karls, vermählt hatte, befand sich in derselben Verlegenheit. Seine Gemahlin hatte ihm zwar gleich im ersten Jahre ihrer Ehe einen Sohn geboren, doch dieser starb schon nach einigen Wochen und Karl Theodor mochte wohl schon als junger Mann von acht und zwanzig Jahren die Hoffnung auf einen Thronfolger aufgegeben haben, denn als er mit seiner Gemahlin i. J. 1752 seine sog. oberen Staaten, die Herzogthümer Neuburg und Sulzbach besuchte, hatte er auch dem kurbairischen Hofe in München einen Besuch zugedacht, um neben andern Angelegenheiten auch über die Abschließung eines Haus-Unions-Vertrages zu verhandeln, ohne jedoch für den Augenblick zu einem Resultate zu gelangen.

Nach verschiedenen mißglückten Kuren, u. A. dem Gebrauche der Bäder von Abbach (bei Regensburg), hatten die rathlosen Ärzte der nun fünf und dreißigjährigen Kurfürstin eine wiederholte Badekur angerathen und für diesmal das Bad Ems ausersehen. Dieser Badeort genoß schon

Digitized by Google

seit dem vierzehnten Jahrhundert des hohen Rufes, der ihm mit Recht gebührt; wie noch heutzutage sollten schon vor einem Jahrhundert die Emser Thermen mit der größten Bereitwilligkeit den Wünschen fürstlicher wie nichtfürstlicher Personen entgegenkommen, die die Freude, einen Sprossen an's Herz drücken zu können, noch nicht gekostet hatten.

Die Badereisen der fürstlichen Personen unserer Zeit gehen, Dank der Salonwagen unserer Eisenbahnen, so außerordentlich rasch von Statten; die Badekur selbst ist so sehr dem Wechsel unterworfen, daß wir den erlauchten Namen bald auf dieser, bald auf jener Kurliste erblicken, die Etiquette an den in Badeorten aufgeschlagenen Hoflagern ist einfach, ja fast bürgerlich: das war vor hundert Jahren ganz anders und es dürfte einem Kinde unserer Zeit nicht so leicht werden, sich ein Bild einer fürstlichen Badereise in der guten alten Zeit zu machen. Der geheime Sekretarius der Kurfürstin Maria Anna, Hofrath Philipp Karl von Delling, der dieser nach Ems folgte, hat über diese interessante Tour ein skrupulös genaues Tagebuch entworfen, welches uns gestattet, die einzelnen Züge eines Hofes vom achtzehnten Jahrhundert auf der Reise und im Bade genau zu verfolgen. Vermuthlich hat der bekannte Historiograph seine Arbeit nach geendeter Kur dem hohen Badegaste selbst überreicht, wenigstens läßt äußere Ausstattung und Haltung der im Manuskript vorliegenden Schilderung schließen, daß sie in hohen Kreisen cirkulirte. Jeden Spaziergang seiner Gebieterin, jeden Besuch, den sie abstattet oder empfängt, hat der gewissenhafte Sekretarius genau aufgezeichnet, von jedem Aderlaß, jeder eingenommenen Medicin, jedem Bade ist genau Notiz genommen.

Der 18. Mai 1763 war zum Aufbruche von Nymphenburg bestimmt; gleichzeitige Berichte erzählen, daß in allen Kirchen des Baierlandes während der ganzen Reise der geliebten Landesmutter Gebete veranstaltet waren, um den Segen des Himmels für einen gedeihlichen Erfolg der Badekur zu erflehen. Das zahlreiche Gefolge der Fürstin war zum Theil schon nach dem Bade abgegangen, zum Theil folgte es dem Hauptzuge in kleineren Abtheilungen nach. Es bestand ohne die Bedienten der begleitenden Kavaliere und Beamten, ohne die Lakaien, Stallknechte ꝛc. aus 53 Personen. Es ist von Interesse, die Zusammensetzung der Suite einer Fürstin eines mittleren Staates, wie Baiern unter Maximilian

Digitized by Google

Joseph III. war, zu kennen, um sich einen Begriff von der Einrichtung eines nach den Verhältnissen der damaligen Zeit durchaus nicht luxuriösen Hofes zu machen. Die Suite zählt folgende Personen:

Graf Taufkirchen, Obrist-Kämmerer und Minister, Baron Stein, Obrist-Hofmeister, Graf Lerni, Obrist-Silber-Kämmerer, Graf Minuzzi, General-Major; Gräfin Rechberg, Obrist-Hofmeisterin, Gräfin Seefeld und Freifrl. v. Lerchenfeld, Kammerfräulein, 1 Kammerfrau, 2 Kammerdienerinnen, 2 Kammerknaben, Beichtvater v. Rosée, Jesuit; Hofrath Delling, unser Berichterstatter; Leib-Medicus v. Sänfftl, 1 Leib-Chirurgus, 1 Zahlmeister, 1 Leib-Apotheker, 1 Kammerdiener: jeder der 7 letzteren mit 1 Bedienten; ferner 1 Futtermeister, 1 Hof-Kontroleur mit 1 Diener, 1 Kellner mit 1 Jungen, 1 Küchenschreiber, 1 Tapezier, 1 Kammerknecht, 1 Kammer-Portier, 1 Konfekt-Meister mit 1 Gehülfen, 2 Mundköche mit 2 Gehülfen und 6 Jungen, 1 Pasteten-Koch, 1 „Keller-Officier" mit 1 Kellerdiener, 1 Brat-Meister, 1 Mundköchin, 2 Tafel-Deckerinnen, 2 Silber-Spülerinnen, 1 „Kammer-Mensch" und 2 Jungfern, 1 Garderobe-Dienerin, 1 Leib-Wäscherin und Gehülfin, 1 Hof-Einkäufer, 1 Hof-Metzger, 1 Hof-Büchsenspanner, 5 Hof-Lakaien, 2 Waldhornisten, 1 Läufer, 2 Heiducken, 1 Leib-Kutscher, 1 Leib-Vorreiter, 19 Stall-Bediente für 44 Pferde.

Die hohe Frau, die unter dem Namen einer Gräfin von Sulzburg reiste, wurde bis zur bairischen Grenzstadt Donauwörth, wohin man den Weg über Schwabhausen und Aichach einschlug, von dem Kurfürsten begleitet. Von hier, dem ersten Nachtquartiere, wurde die Reise über Dinkelsbühl, damals freie Reichsstadt, wo man zum zweitenmale übernachtete, nach Mergentheim, damals der Hauptsitz des deutschen Ordens und Residenz des Deutsch-Meisters, fortgesetzt, und hier die dritte Nachtherberge genommen. Von Wertheim, am Main, einige Stunden nördlich von Mergentheim, bis Koblenz wurde die Reise zu Wasser fortgesetzt, zu welchem Zwecke „zehn große Jagdschiffe" das in Wertheim versammelte Gefolge aufnahmen. Diese Wasserfahrten waren damals ein sehr beliebtes Vergnügen der Großen; jeder Hof hielt eine kleine Flotte von sog. Jagdschiffen, derer man sich nicht nur zu „Lustfahrten" sondern, wo es thunlich war, auch sehr gerne zum Reisen bediente. Besonders der Rhein, der die herrlichen Gebiete dreier prachtliebender Kurfürsten durch-

Digitized by Google

strömte, trug stattliche Flotten solcher Jagdschiffe; aber auch der kurbairische Hof besaß solche Flotten: so reiste Kurfürst Karl Albert (später Kaiser Karl VII.) mit der Kurfürstin Amalia, dem damals zwölfjährigen Max Joseph und den beiden Prinzessinnen Maria Antonia Walburga und Theresia Benedikta 1739 auf prächtigen Jagdschiffen zum Besuche der Mutter der Kurfürstin, der verwittweten Kaiserin Wilhelmine Amalia nach Mölk; Ferdinand Maria hatte auf dem Starnberger See seinen den Venetianern nachgeahmten Bucentoro.

Wir lassen nun unseren Berichterstatter in seiner Reisebeschreibung selbstredend auftreten:

„Von Mergenthall (Mergentheim) geschahe nach eingenommenem Frühstück der Aufbruch zur Weiterreise, und ginge man über Bischoffsheim, ein Kur-Mainzisches Stättl an der Tauber, wo die Abwechslung der Postpferde vor sich ginge, nach Wertheim zu. Wier hatten durch Kur-Mainzisches und Würzburgisches Gebiethe in den schönsten Gegenden zu passiren, und da auf höchste Ordre die ganze Suite nach Wertheim vorausgehen mußte, damit, wenn die gnädigste Frau ankommen würde, allda nicht aufgehalten werde, so sein auch Höchstselbe in ersagtem Wertheim um halb zwei Uhr Nachmittag glücklich angekommen, und gleich durch die Stadt zu dero Schiffen abgefahren, wo zehn große Jagdschiffe in Bereitschaft stunden . . . . Der Zulauff vom Volck aus der Statt ist nicht genugsamb zu beschreiben, da besonders das schöne Wetter den Vorschub dazu gabe. Um vier Uhr wurde vom Gestatte abgestoßen, und bei angenehmer Stille des Wetters auf dem Wasser fortgefahren; gegen 9 Uhr Abends wurde bei dem Dorf Beckebach (Fechenbach) angelandet, die Ancker geworffen, und haben Serenissima sowohl das Soupé als auch die Nacht-Ruhe, welches desgleichen von der ganze Suite also beobachtet worden, auf den Schiffen genossen.

Sonntag am heiligen Pfingstfest den 22. May. Um 4 Uhr frühe stoßete der Wertheimische Schiff-Kapitain Jacob Müller bei schönstem Wetter wieder vom Gestatte ab; wehrender Schifffahrt sahen wür linkerseits das Kur-Mainzische Stättlein Mildeburg (Miltenberg), dann weiters das fürstl. Löwensteinische Schloß Eipach (Klein-Heubach). Gegen 9 Uhr Morgens trafen alle Schiffe an dem Gestatt von Erlbach (Erlenbach) einem Kur-Mainzischen Flecken zusammen; Ihro Kurfürstl. Durchlaucht

Digitized by Google

stiegen da aus, geruheten ein wenig sich am Gestatte aufzuhalten, biß die ganze Suite zusammen kame, wo sodann Höchstdieselbe Sich in dasige Pfarrkirche verfügten, und die heil. Messe, welche der Kurfürstl. Beicht-Vatter P. Rosée gelesen, auf das andächtigste angehört haben. Nach vollendetem Gottesdienst gienge man wieder zu Schiffe, fahrete bis zur Tafelzeit fort, wo um 1 Uhr an einer schönen Aue ober dem Mainzischen Stättlein, die obere Wahlstatt (Wallstadt) genannt, angelandet, von gnedigster Herrschaft das Mittagmahl eingenohmen, und hierauf gleichwohl die Reise weiters bis zum Nachtlager fortgesezet wurde, wo besonders um halbe 9 Uhr Abends das Kur-Mainzische schöne Lust-Schloß Aschaffenburg nebst der Statt en passant zurückgelassen, um 10 Uhr Nachts aber bey hellem Mondlicht bey Dettingen angelandet worden. Wür konnten das ganze Feld noch übersehen, auf welchem die Franzosen im vorlezteren Krieg von den Engelländern geschlagen worden.

Pfingst-Montag, den 23. May. Um 3 Uhr frühe nahm die Schifffahrt ihren Fortgang, ohne daß man in der Ruhe gestört wurde. Gegen 8 Uhr frühe hatten sich Ihro Kurfürstl. Durchlaucht schon das Vergnügen gegeben, die Statt Hanau und das darin liegende fürstliche Schloß von Dero Leibschiff aus anzusehen, wornach Höchstselbe (wie es öfters schon geschehen) auf dem Obertheil des Haubt- und Jagd-Schiffs mit Vogelschießen Sich zu divertiren geruheten."

Nach achttägiger Reise war man endlich mit dem gesammten Gefolge im Badeorte angelangt und hatte in dem fürstl. Nassauischen Hause, „so seiner Größe und Weitschicktigkeit halber jedem schönen Palais der größten Stätten kann verglichen werden," Absteigequartier genommen. Vier Tage wurden zur „Ausraslung" bestimmt, am fünften „geruheten Ihro Kurfürstl. Durchlaucht Medicin zu nehmen, sohin sich nach der beangnemten gewöhnlichen Methode zur Baad-Kur anzurichten, und zu präpariren." Die eigentliche Badekur währte vom 30. Mai bis 12. Juli, während welcher Zeit die erlauchte Gastinn 30 Bäder nahm; an den Badetagen wurde noch regelmäßig „im Ruhebette" Spaa-Wasser getrunken; für die Tage, an denen das Bad ausgesetzt wurde, hatte der Leib-Medicus Sänfftl Medicin verordnet. Einmal wurde zur Ader gelassen, — die Gesetze der damaligen Therapie waren mit Blut geschrieben; — was jedoch unsere Balneologen Wunder nehmen dürfte, ist, daß die Leib-Medici

Digitized by Google

keinen Anstand nahmen, der zarten Konstitution ihrer Fürstin täglich ein einstündiges, sage volles einstündiges Bad zuzumuthen, was indeß nicht die besten Folgen gehabt zu haben scheint, da man die letzten Bäder auf eine halbe Stunde abkürzte. Die mit der größten Gewissenhaftigkeit eingehaltene Tagesordnung war also festgesetzt: 7—8 Uhr Morgens Bad, 8—10 Uhr Spaa-Wasser-Kur „im Ruhebette," 10 Uhr Hausmesse des P. Rosée, 2 Uhr Diner, dann Spiel, 4 Uhr Besuchstunde oder Promenade, auch kleinere Ausflüge zu Wagen, 8 Uhr Souper.

Der in dem nahen Koblenz residirende Kurfürst von Trier stattete der erlauchten Nachbarin mehrmals Besuche ab, „wobei Ipsa Serenissima sich eine besondere Freude daraus machten, den Kurfürsten mit Discoursen angenehm zu unterhalten," und verfehlte nie, sich von Woche zu Woche, durch seinen Oberst-Hofmarschall nach deren Befinden erkundigen zu lassen, eine Aufmerksamkeit, die regelmäßig erwiedert wurde.

Von sonstigen „distinguirten" Personen, die am kurfürstlichen Hoflager ihre Aufwartung machten, ist zu erwähnen: der regierende Fürst von Thurn und Taxis mit Gemahlin, der Erbprinz und die Erbprinzessin von Thurn und Taxis, die tägliche Spielgesellschaft der Kurfürstin, der Landgraf von Hessen-Kassel, Frl. v. Walderdorff, Schwester des Kurfürsten von Trier, Graf und Gräfin von der Leyen, Marquis und Marquise Trotti von Bonn, Baron und Baronesse von Weichs, kurf. kölnischer Oberst-Jägermeister, Graf Törring-Seefeld, Graf Wittgenstein, kurfürstl. trierischer Oberst-Hof-Marschall, Baron Waldkirch ꝛc.

Die Rückreise erfolgte vom 13. bis 19. Juli 1763 über Montabaur, Limburg (erstes Nachtquartier), Königstein, Frankfurt (zweites), Hanau, Aschaffenburg (drittes), Miltenberg, Bischofsheim a. d. Tauber (viertes), Mergentheim, Blaufelden, Dinkelsbühl (fünftes), Nördlingen, Donauwörth (sechstes Nachtlager), Aichach, Dachau. Wir heben aus der bezüglichen Reiseschilderung folgende Stellen hervor:

„Freitag, 15. Juli . . . „Die Tour wurde nach Aschaffenburg fortgesetzet, in welch kurmainzischer Statt Ihro Kurfürstliche Durchlaucht gegen 6 Uhr Abends glücklich angekommen; dieser Ort hat ein Collegiat-Stift, ein Jesuiten-Collegium nebst schönem Gymnasio zum Schuellen, dann ein Haus vom Institut des dames angloises, die Capuciner seind am Ende der Stadt. Die Kurfürstliche Residenz daselbst ist von

Digitized by Google

solcher Größe und Schönheit, daß es von allen Durchreisenden, so sich da aufhalten können, meistens besehen wird. Kaum hatten Serenissima das inner Statt-Thor berühret, so fanden Höchstselbe eine Menge en haye rengirte Studenten, welche Höchst-Ihro wehrend Dero Bassage ein continuirliches Vivat zugeschrien. Das Absteig-Quartier ware in einem dem Hoch-Stifft Mainz zugehörigen, ganz nahe an dem Schönbornischen Hof als sogenannter Freyhoff, wo sich sogleich die Oberen obersagter Kirchen und Klöstern zur demüthigsten Ehrenbezeugung eingefunden. Vor Allem beliebten Serenissima bey dem Patre Rectore Collegii S. J. 3 Vacanz-Täg vor die Studenten Sich auszuwählen und zu denominiren. Des andern Tags frühe geruheten Ihre Kurfürstl. Durchlaucht Sich mit Dero Suite in die Stiffts-Kirchen zu begeben, und alda der heil. Meß beizuwohnen."

Montag, 18. Juli . . . „Auf dem Weeg gegen Donauwörth, wo man durch den Rieß, mithin die fürstl. und gräfl. Oettingische Herrschaften sondheitlich durch Haarburg und Wallerstein zu fahren hatte, wurde der Herr Graf von Minuzzi Serenissimo entgegengeschickt. Es war 7 Uhr, da der gnädigste Landes-Herr in Donauwörth unter Läuthung der Glocken, Lösung der Kanonen und Paradirung der Soldateska, dann Burgerschaft . . . in einer 4sitzigen Landauer angekommen, und da Höchstselbe durch den Grafen von Minuzzi verständiget worden, daß die gnädigste Landsfrau Sich noch unterwegs befanden, so seint Sie zum bairischen Thor hinein, und gleich wieder zum andern hinaus, um Dero Durchlauchtigsten Frauen Gemahlin entgegen zu fahren. Wie höchst erfreulich die schon so lang erwünschte Zusammenkunfft beyder höchster und gnädigster Landsherrschafft auf dem Weeg sich ergeben, zu diesem ist die Feder zu schwach, es genugsamb auszusprechen, sondern wird vielmehr der Freude, Tendresse und Liebe selbsten das Alles des mehreren zu exprimiren überlassen. Serenissimus kame also nach Verfluß einer halben Stundt mit Dero Durchlauchtigsten Frauen Gemahlin in Dero Leibwagen . . in Donauwörth widerumb glücklich zuruck an, und stiegen in dem Gasthauß bei der goldenen Kron ab . . ."

Dienstag, 29. Juli. „Diesen Vormittag geruheten beide kurfürstl. Durchlaucht Sich noch eine geraumbe Zeit in Donauwörth aufzuhalten, bis Höchstselbe Sich endlich von da erhoben, um die noch übrige kleine

Digitized by Google

Reiß über Aichach, wo man Mittags gespeiset, fortzusetzen und solche unter beständigem Gelaithe Gottes in dem kurfürstlichen schönen Lustschloß Dachau gegen Abend so glücklich, als erfreulich gänzlich zu vollenden."

Die Emser Badekur hatte bei der hohen Frau nicht den gehofften Erfolg; man machte noch mehrere Versuche mit Stahlkuren und Medikamenten aller Art; doch ebenso vergeblich. „Ich weiß es," sagt der enthusiastische Biograph Max Josephs III., Rothammer, [1]) in seinem eigenthümlichen Styl, „ich weiß es, daß ich izt das Herz eines jeden Baiern in der Fülle treffe, wenn ich einen Umstand berühre, der allen Zweig von Hofnung abschneidet, für Maxen und das Land einen Erbe zu erlangen. Eine sonst so vergnügte Ehe war bisher noch ungesegnet. Die Leibärzte befürchteten eine Unfruchtbarkeit der Durchlauchtigsten Gemahlin. Man bot aller Kunst auf, die Quelle des Uibels aufzuspüren, und zu hemmen und eben genos die gnädigste Landesfrau des Bades in Abach, dem süßen Muttergefühl entgegen atmend. Allein nichts wollte sich zeigen. Ein Jahr um das andere strich freudenlos für das kurbairische Brautbette vorüber."

Als Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz i. J. 1771 die Herzogthümer Neuburg und Sulzbach besuchte, ließ ihn Maximilian, der inzwischen (1766) mit dem pfälzischen Hause einen Erb-Verbrüderungs-Vertrag und eine gegenseitige Successions-Ordnung abgeschlossen hatte, nach München einladen, um diese Hausverträge näher zu formuliren und fester zu begründen. Max Joseph, der sich i. J. 1752 dem ihm von pfälzischer Seite gemachten Anerbieten bezüglich der Abschließung eines solchen Hausvertrages weniger geneigt gezeigt hatte, fühlte sich, wie es scheint, erst durch die mißglückte Emser Kur von seiner Hoffnungslosigkeit überzeugt, jetzt um so mehr zu diesem Schritte gedrungen, als auch die Ehe seines Vetters, des Herzogs Clemens Franz von Baiern, Neffen Kaisers Karl VII., mit Maria Anna von Sulzbach kinderlos war. Die Folge der erwähnten fürstlichen Zusammenkunft ist der Haus- und Successionsvertrag v. 26. Februar 1771, worin der von Kaiser Ludwig dem Baiern abgeschlossene Hausvertrag von Pavia v. J. 1329, dann der Nürnberger Vertrag v. 1524 und der Vertrag v. 1766 bestätigt und erneuert wurden.

[1]) Biographie Maximilians III. von Baiern. Regensburg 1785 p. 78.

Digitized by Google

Die in weiterer Entfernung von der geschilderten Badereise liegenden Ereignisse sind zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, näher darauf einzugehen: Maximilian III., der Vielgeliebte, starb kinderlos (i. J. 1777) an den Folgen der ungeschickten Behandlung des Leib-Medicus Sänftl, den wir oben als Begleiter der Kurfürstin in Ems gesehen haben; diese selbst überlebte ihren Gemahl um zwanzig Jahre: sie starb vom ganzen Lande beweint 1797, beinahe 69 Jahre alt. Auch des Erben der bairischen Lande Karl Theodors erste, sowie seine zweite, sechs Monate nach dem Tode seiner ersten Gemahlin in seinem 71. Jahre mit Marie Leopoldine, der Tochter des Erzherzogs Ferdinand Karl von Österreich geschlossene Ehe blieb kinderlos. Nach dessen 1799 erfolgtem Tode bestieg mit dem ersehnten Max Joseph IV., den das Schicksal traf, zwei uralte verwandte Fürstenhäuser aussterben zu sehen, das Haus Zweibrücken den Thron Baierns.

Digitized by Google

Buntes.

Schildwachtsbücher.

Von Reinhold Köhler.

Zur Ergänzung der interessanten Mittheilung von J. Dornbusch über die Schildwachtsbücher (Zeitschrift S. 447 f.) mache ich darauf aufmerksam, daß eine neue Ausgabe des geistlichen Schildes noch ganz neuerdings, nämlich im Jahr 1873, bei Enßlin und Laiblin in Reutlingen erschienen ist und — gebunden und in einem Futteral steckend — 4 Neugroschen kostet. Das mir vorliegende Büchlein [1]) hat folgenden Titel:

> Der wahre Geistliche Schild, so vor 300 Jahren von dem heiligen Papst Leo X. bestätigt worden, wider alle gefährliche böse Menschen sowohl, als aller Hexerei und Teufelswerk entgegengesetzt. Darinnen sehr kräftige Segen und Gebete, so theils von Gott offenbart, theils von der Kirche und heil. Väter (sic!) gemacht und approbirt worden. Nebst einem Anhang heiliger Segen, zum Gebrauch frommer katholischer Christen, um in allen Gefahren, worin sowohl Menschen als Vieh oft gerathen, gesichert zu sein. Cum Licentia Orp. (sic!) Cens. ibidem An. 1647 impress. Reading, bei Louis Enßlin. Reutlingen, bei Enßlin und Laiblin. (Ohne Jahreszahl, in 32°, 191 Seiten.)

Die Ausgabe ist, wie schon der Titel zeigt, häufig durch starke Druckfehler, die vielleicht schon aus älteren Ausgaben stammen, entstellt. Einige lateinische Worte und Citate sind ganz besonders mißhandelt.

Die Geistliche Schildwacht beginnt S. 106 und hat wunderlicher Weise zwei Titelblätter, S. 106 und 107, welche lauten:

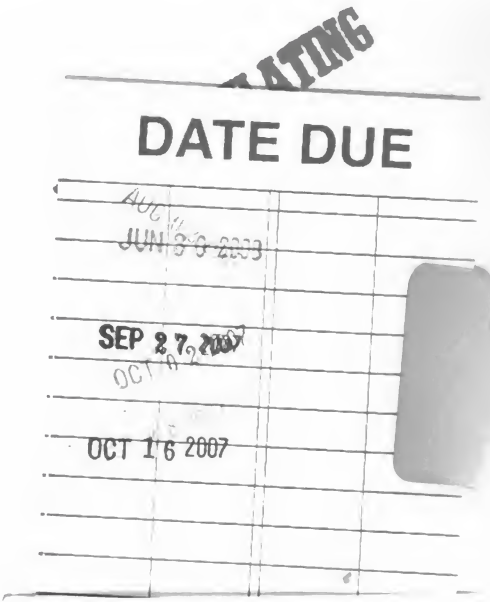
> Geistliche Schild-Wacht, darinnen Einer alle Stunde einen besondern Patron erwählen kann. (Holzschnitt: Maria mit dem Christkind auf dem Schooße.) CUSTODIA ANGEL. Mit Erlaubniß gedruckt im Jahr 1840. (sic!)
>
> Geistliche Schild-Wacht, darinnen der Mensch ihm für eine jegliche Stunde, sowohl des Tags als bei der Nacht, einen besondern Patron aus den Heiligen Gottes erwählet. Welchen er mit einem Gebetlein anrufet, der in der Stunde seines Absterbens gleichsam stehen und wachen wolle, damit er nicht von arglistigen Anfechtungen des bösen Feindes überwunden werde. Gedruckt im Jahr Christi 1841. (sic!)

---

[1]) Ich fand es in dem Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel vom 3. Okt. 1873, Nr. 229, unter den „erschienenen Neuigkeiten" ganz kurz angezeigt („Schild, der wahre geistliche") und ließ es mir, da es mir unbekannt war, kommen. Gleichzeitig mit ihm sind in derselben Nr. des Börsenblattes noch 46 andere neue Verlagsartikel derselben Handlung — die meisten zu den Preisen von 1 und 2 Ngr. — angezeigt. Darunter befinden sich bekannte ältere erzählende Volksbücher, wie die schöne Magelona, Genovefa, Eulenspiegel, Dr. Faust, und neuere und neuste, als „Historie von des Pfarrers Tochter zu Taubenhain," „Geschichte vom Käthchen von Heilbronn und Grafen Friedrich," „Leben und Thaten des berühmten Räuberhauptmanns Rinaldo Rinaldini," „Onkel Tom's Hütte," „Barbara Ubryk die eingemauerte Nonne, von M. Bizius", und dgl., ferner „das Herz des Menschen entweder ein Tempel Gottes oder eine Werkstätte des Satans," „die Kunst mit Männern glücklich zu sein" und „die Kunst mit Weibern glücklich zu sein," von L. v. Knigge, „Sybillen-Weissagungen," „neuestes Traumbuch," „der Hausarzt," „der Deklamator" u. s. w.

Digitized by Google

Digitized by Google

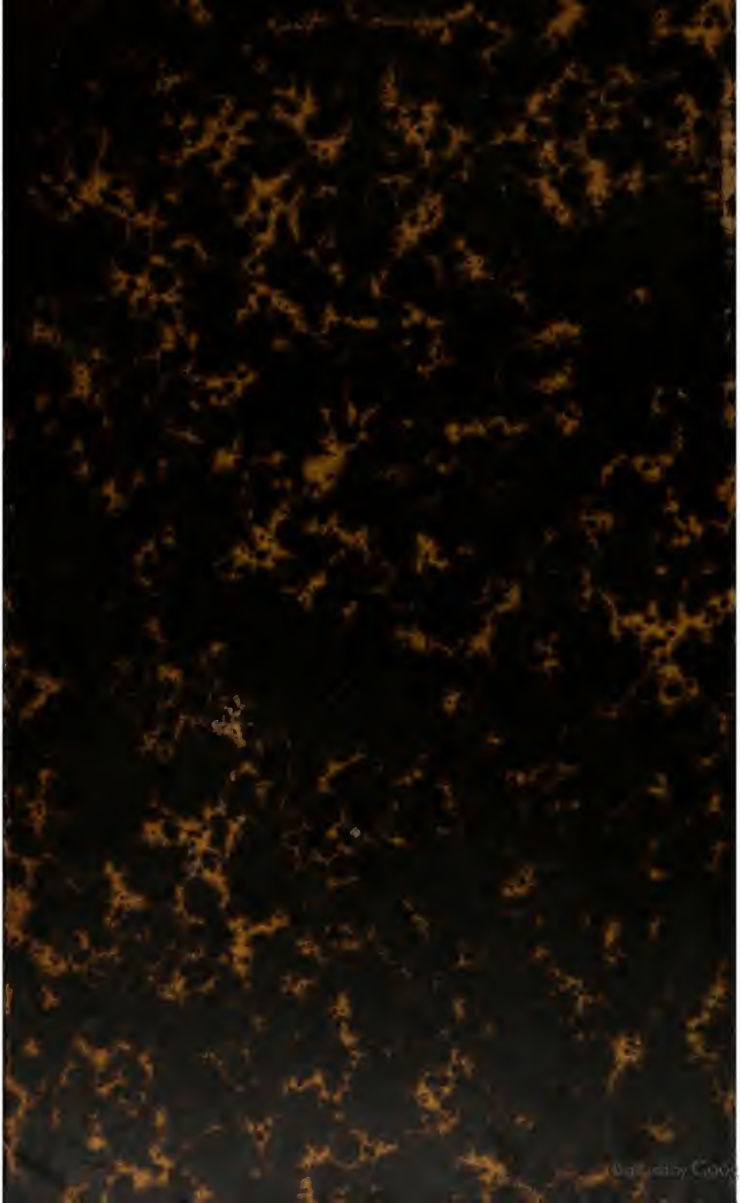


Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google